BIBLIOTECA NACIONAL DE MADRID
252
1 I
15

252 – 1 – I – 15

Geschichte der italienischen Poesie.

Erster Theil.

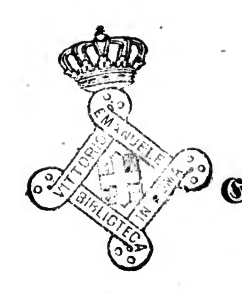
Geschichte

der

italienischen Poesie.

Von

Dr. E. Ruth.



Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1844.

Lib. G. B. PARAVIA e Cia.
ROMA
[illegible] 302

Digitized by Google

Vorrede.

Ich übergebe hier den Freunden italieniſcher Poeſie mein Werk als die Frucht vierjähriger Studien, die ich in dem ſchönen Lande des Apennin ſelbſt gemacht habe. Ich wünſche um ſo mehr einſichtsvolle und vorurtheilsfreie Beurtheiler, je ſchwieriger die Aufgabe war, die ich mir geſetzt hatte. Dieſe Schwierigkeit beſtand beſonders darin, daß den Italienern eine einſeitige Geiſteskultur zu Theil wurde, daß ſie große Fortſchritte der Entwicklung, aber in einem engen Kreiſe, machten, und daß doch die äußern hiſtoriſchen Einflüſſe auf dieſe Kultur in ſo reichem Maße und ſo großer Mannigfaltigkeit wirkten, daß nur ein innerer, tief in dem Charakter des Volkes liegender Grund, der eben auch durch die Geſchichte ſeine Befeſtigung erhielt, dieſe auffallende Erſcheinung der Einſeitigkeit erklären kann. Den Charakter des italieniſchen Volkes alſo zu erforſchen, die verſchiedenen Stufen ſeiner Bildung zu verfolgen, und daraus die italieniſche Poeſie gleichſam als die Blüthe deſſelben herauszuheben und zu erklären, war die Aufgabe, die ich mir geſetzt hatte, und mein Werk ſollte nicht bloß eine hiſtoriſche, ſondern auch eine pſychologiſche Darſtellung der italieniſchen Poeſie ſein. Daher mußten die verſchiedenen Zuſtände, welche jenes Volk bis zur eigentlichen Beſtimmtheit ſeines Charakters durchzugehen hatte, die

verschiedenen äußern Einflüsse auf denselben, besonders die Vermischung des altheidnischen und christlichen Elements aufgezeichnet, aus ihnen die Zusammensetzung des italienischen Charakters, und aus diesem wieder die nothwendig bestimmte Richtung der Poesie nachgewiesen werden. Auf diese Art wird die Poesie eines Volks erst recht verstanden, indem wir den Ausdruck der Gesammtseele eines Volks in Zusammenhang mit dem erblicken, wovon sie bewegt wird, und was sie herangebildet und erhoben hat. Diese Art der Auffassung scheint mir die beste bei einer Geschichte der Poesie, während sie natürlich bei einer Geschichte der Wissenschaft unmöglich ist, und es sollte mich freuen, wenn es mir gelungen ist, für die Idee, die mich erfüllte, wenigstens bessere Kräfte angeregt zu haben.

Das ganze Werk war ursprünglich auf vier Bände berechnet, allein dringende Gründe meines Herrn Verlegers mußten mich bestimmen, nachdem ich schon bis zu Dante vorgeschritten war, dasselbe auf zwei zu beschränken. Dies mag die vielleicht Manchem anstößig scheinende Länge der Einleitung erklären, die ich übrigens gerne, besonders was die Kunstrichtung und den Charakter der Italiener betrifft, aus Interesse und zu tieferem Eindringen in ihre Poesie noch ausführlicher behandelt hätte.

Schließlich bitte ich, auf der 98. Seite die 14. Zeile der Anmerkung zu streichen, weil ich bei wiederholter und genauerer Prüfung der **Div. Commedia** von der in der Zeile ausgesprochenen Idee abgekommen bin, wie man aus dem Leben des Dante ersehen wird.

Heidelberg, im November 1843.

E. Ruth.

Erster Abschnitt.

Grundlage der italienischen Poesie.

Eine Geschichte der Dichtkunst eines Volkes ist ein Abriß der Seelenlehre desselben, denn die Dichtkunst quillt als eine nothwendige Thätigkeit aus dem innersten Seelenleben des Menschen hervor. Sowie das Gefühl jedes Einzelnen ausschließliches Eigenthum ist, das er, obgleich er es auch bei Andern anregen kann, doch nur selbst in seiner ganzen intensiven Kraft und Lebendigkeit besitzt, und das mit seinem Tod untergeht, während der Gedanke, keiner individuellen Verstärkung fähig, mehr allgemeines Eigenthum wird, und unbekümmert um den Geist, der ihm das Leben gab, sowie um den, der ihn weiter trägt, immer fort über den Generationen der Menschen schwebt, zu der Lebendigwerdung der Wahrheit zu wirken: ebenso ist die Poesie eines Volkes wahres Eigenthum, ein Theil seiner Seele, gleichsam das Auge seines Antlitzes, der Spiegel seines Lebens. Sie schwebt nicht über dem Volk, sondern wurzelt tief in dessen fruchtbarstem Boden, und ihr Lebensfaden zerreißt, sobald das Volk untergeht, das durch dieses Organ die Geheimnisse seiner Seele aushauchte. Sowie daher auch die Gefühle bei dem Jüngling lebhafter, drängender, überwiegender sind, und die Seele des Menschen subjectiver machen, so braust auch die Poesie in dem jugendlichen Alter der Völker mehr in dem nationalen Epos, dem subjectiven Gedicht des Volks, und dem Lied, dem subjectiven Gedicht des Individuums, und ihr Kreis erweitert sich erst in dem reifern Alter des Volkes zum

objectivern Drama. Immer aber erkennen wir aus ihr, wie aus dem Auge des Menschen, ob der Puls des Herzens freudig eilt, oder in Bangigkeit und Betrübniß gefesselt ist, wir erkennen aus ihrer Geschichte die ganze Richtung des Volkes, und mögen fast aus der Abnahme der poetischen Kraft eine Abnahme der Lebenskraft desselben ahnen.

Die italienische Poesie ist, wie wir im Laufe dieser Blätter sehen werden, in Hinsicht auf diese Volksseelenlehre besonders wichtig, weil sich in ihr die ganze Grundlage und Tendenz des Volks, der Charakter und die geschichtliche Entwicklung desselben ungemein deutlich abspiegelt; ja es läßt sich, da sie ihr Wesen großentheils in den Formen trägt, durch viele der letztern nachweisen, welchen hebenden oder niederdrückenden Einfluß andere Völker und überhaupt äußere Umstände auf die Bildung der Italiener ausübten. Sowie daher die Lehre von der Seele und von dem Leibe sich gegenseitig ergänzen und erklären, so kann der Historiker uns kein lebendiges Bild von den Völkern geben, ohne von den äußern Formen der Entwicklung aus ins Innere der Volksseele zu dringen, und uns ihre Richtung in ihrer Poesie nachzuweisen; so wird auch der Literat sich vergeblich bemühen, uns die Poesie eines Volks zu offenbaren, wenn er nicht nachweist, wie sich die Seele desselben an den äußern Erscheinungen herangebildet hat, wie sein Charakter und daher seine Ausdrucksweise und selbst die Form derselben zum Theil nothwendig in seiner Geschichte bedingt ist.

§. 1.

Untergang des römischen Reichs.

Die italienische Poesie blühte auf dem Grabe der römischen auf. Es war den altitalischen Völkern nicht vergönnt, sich einer nationalen Entwicklung und folglich einer nationalen Poesie zu erfreuen. Ein ehernes Volk, dessen Väter ein unglücklicher Krieg an das Ufer der Tieber geworfen, schnitt den Faden der etruscischen Kultur ab, welche schon mit der griechischen wetteiferte, und Krieg ward die Losung mehre Jahrhunderte lang, Krieg, dessen Zweck Habsucht und Herrschsucht war. So senkte sich eine finstere Zeit über Italien, bis ein glückliches Gegengewicht den römischen tödtenden Druck aufhob, und der volksthümlichen Ent-

wicklung toskanischer und somit auch italienischer Kultur und Kunst eine neue Bahn eröffnete. Aber welche Stürme hatten unterdessen über dem Felde ihrer verwelkten Blüthen gebraust, wie viele Jahrhunderte sendeten ihre Strahlen, wie viele Geschlechter der Menschen durchkreuzten sich und tränkten den Boden mit ihrem Blute, bis er die neuen Keime zu ernähren vermochte. Die etruscische Kunst war an einem schwülen Heidenabend untergegangen, um an einem christlichen Morgen aufzuerstehen. Wir bezeichnen hiermit eine Hauptveränderung, die in dem Lauf so vieler Jahrhunderte in der poetischen Richtung der italienischen Bevölkerung vorgehen mußte, und es ist in der Folge darzustellen, inwieweit und auf welche Art diese von dem Christenthum, der wesentlichen Grundlage und dem Mark des neuern Volkslebens, durchdrungen und beseelt ward. Aber auch von Außen war eine lange Hülfe nothwendig. Wir begegnen hierbei der irrigen Ansicht, daß die fremden Eindringlinge im Anfang des Mittelalters das Aufkeimen der neuen Kultur und Literatur gehindert und mehre Jahrhunderte aufgehalten hätten. Sie haben dieselbe im Gegentheil befördert, ja ohne sie wäre eine neue Kultur nie möglich gewesen. Sie sind, wie heftige Stürme, die eigentlichen Wohlthäter, welche den ganzen von den Römern unterworfenen Erdkreis von dem Pestdunst einer absterbenden Generation gereinigt haben. Man hat das Jahr 476 festgesetzt als die Zeit des Untergangs des weströmischen Reichs, und als das Losungsjahr zur Finsterniß nud Barbarei. Die Geschichte braucht ihre Zahlen, als Uebersichts- und Ruhepunkte für die äußern Formen der Entwicklung der Völker. Zahlen und oft auch Fürstennamen sind die todten Meilenzeiger, woran der Wanderer im Gebiet der Geschichte abmißt, wie weit er von dem Anfang oder Ende seiner Bahn entfernt ist. Für die Geschichte der innern Entwicklung ist jene Zahl sehr unbedeutend; denn sie bezeichnet nur die Zeit, wann das alte Gefäß auseinanderfiel, das längst schon inhaltsleer und für den Gang der Menschheit völlig unbrauchbar geworden war.

Die altrömische Sitte und Bürgertugend ging nicht erst mit dem römischen Reich unter, sondern im Gegentheil die längst vorher herrschende Sittenlosigkeit brachte endlich, viel zu spät, möchte man fast sagen, den Verfall der Formen des Reichs herbei. Stolz auf seine Geschichte, stolz auf seine Forum und sein Capitol reifte

der junge Republikaner unter den Augen von Siegern und Staatsmännern heran, die alle Könige zittern machten. Glühende Vaterlandsliebe, Enthusiasmus für seine Kraft und Größe, Ruhmbegierde und Nacheiferung waren der Inhalt seiner Gedanken und die mächtigen Triebfedern seiner Handlungen. Nicht die beschauliche Ruhe war einer solchen übersprudelnden Kraft angemessen, nicht die Wissenschaft, die Frucht der Einkehr in das Innere, konnte bei dem rastlosen Drängen nach Außen kaum gewinnen; der römische Geist verlangte die That, und er häufte Thaten auf Thaten, ohne sie nachzuzählen, oder zu ordnen und aufzuzeichnen, wie Sallust in einer sehr schönen Vergleichung zwischen Athen und Rom sagt: „Je besser Einer war, desto mehr zog er die That der Rede vor, desto lieber wollte er seine Thaten von Andern gelobt sehen, als Anderer Thaten loben.“[1]) Und mit tiefem richtigem Blick in die Seele seines Volks hat der römische Geschichtschreiber diese Worte geschrieben; denn als die historische Kunst in Rom anfing zu blühen, war der alte republikanische Geist für immer gewichen.

Wissenschaft und Kunst vertrug sich wenig mit dem römischen Charakter. Dies hatte der alte Cato wohl geahnet, als er die atheniſchen Redner und Philosophen so schnell aus Rom hinausbefördern half. Da der Römer kein schöpferisches Kunstgenie besaß, das bildend, ordnend und veredelnd über dem Gemeinen schwebte, sondern sich hierin ganz den Eindrücken von Fremdem, Aeußerm überlassen mußte, so war allerdings zu befürchten, daß die Schattenseite der Verfeinerung sich der sinnlichen Thätigkeit um so überwiegender bemächtigen mußte, als der Geist von der höhern Weihe ausgeschlossen blieb. Die griechische Kunst siedelte sich nach Rom hinüber, und zeigte sich in den mannigfaltigsten

[1]) Bell. Catil. cap. 8. Atheniensium res gestae satis amplae magnificaeque fuere; verum aliquanto minores tamen, quam fama feruntur. Sed quia provenere ibi scriptorum magna ingenia, per terrarum orbem Atheniensium facta pro maximis celebrantur. Jta eorum qui ea fecere virtus tanta habetur, quantum verbis eam potuere extollere praeclara ingenia. At populo romano nunquam ea copia fuit: quia prudentissimus quisque negotiosus maxime erat: ingenium nemo sine corpore exercebat: optimus quisque facere quam dicere, sua ab aliis benefacta laudari, quam ipse aliorum narrare malebat.

Formen ihrer Schöpferkraft. Aber ach! der römische Sinn hatte eine ganz andere Richtung seiner Thätigkeit, nur die Form wurde gefaßt und festgehalten. Der Geist, statt sich von Innen her, von dem göttlichen Funken entflammt, seine eigene originale Ausdrucksweise zu schaffen, lernte sich in die aufgedrungene Form schmiegen, und die Form überhaupt behielt seitdem in Allem die Oberhand[1]). Cäsar rüttelte an der republikanischen Form, und mußte untergehen; Oktavius stürzte die ganze Republik um, ließ aber vorsichtig die Form stehen, und wurde als Augustus begrüßt. Nichts war in der That geeigneter, den alten Charakter der Römer zu zerstören, als das Hervorheben der Form, und erstaunlich schnell ging die Veränderung von Statten. Die Kraft war plötzlich gebrochen, und das Volk hatte sich von der höchsten Thatkraft in einen passiven Zustand versetzt. So konnte es nicht fehlen, daß die geist- und willenlose Masse durch alle Phasen der menschlichen und politischen Erniedrigung bis zum tiefsten Grad des Elends sank. Die Kaiser bemächtigten sich bald auch der Form, so daß Alles von ihrer Persönlichkeit abhing.

Es ist nun die Frage: Wer trägt die eigentliche Schuld dieser Erniedrigung? Nicht den Kaisern allein läßt sie sich beimessen; denn sie fanden schon einen Boden und auch Werkzeuge für ihre Grausamkeit vor. Der Senat, welcher den Bildsäulen des Sejanus, jenes verworfenen Günstlings des Tiber, eine göttliche Verehrung anordnete, fand schon seinen Vorgänger in dem Senat, welchen selbst ein Jugurtha seiner tiefsten Verachtung werth fand. Seitdem war der römische Staat unrettbar verloren, nicht weil er von Barbaren angegriffen und umgestürzt wurde, sondern weil seine Grundfesten wankten, und im Innern kein sicheres Band mehr bestand. Die Eroberung des Orients hatte eine nicht mehr zu heilende Pest nach Italien gebracht, die sogar bis in die neuesten Zeiten noch fortwühlt. Die alten Babylone mußten ihre Schätze öffnen, um Rom zu verherrlichen, und siehe, unter dem goldnen Schein wanderte auch das Gift mit herüber. Unermeßliche Reichthümer häufen sich mit verderblicher Wucht auf die

[1]) Es ist merkwürdig, wie überhaupt die Völker der romanischen Sprachen sich vergebens bemühen, wenigstens in der Dichtkunst sich von dem überwiegenden Einfluß der Form zu befreien.

Römer, und ihr guter Genius entflieht. Prachtliebe, Ueppigkeit, Müßiggang führen zur roheſten Sinnlichkeit herab, die zuletzt ſo herrſchend wird, und in alle Klaſſen ſo allgemein ſich verbreitet, daß es ſich nur dadurch allein erklären läßt, wie die Römer die meiſten ihrer Kaiſer erträglich finden konnten. Die einzigen aufſtachelnden Leidenſchaften, die noch den abgeſtumpften Haufen in einige Zuckungen des Lebens verſetzten, waren unbegränzte Habſucht und Herrſchſucht, deren Befriedigung ſich in empörendem Uebermuth und ſchändlicher Grauſamkeit zeigte, und deren verheerende Wirkungen nur die knechtiſche Furcht vor den Obern etwas dämpfte. Beſſere Kaiſer wollten durch Geſetze einen Damm gegen dieſen ſchwellenden Strom bauen; allein was helfen Geſetze, wenn nicht der Nationalcharakter durch die Volkserziehung veredelt wird? So wenig als einem abſterbenden Baume das Beſchneiden neue Kräfte gibt; ſie dienen nur dazu, der Nachwelt zu verkünden, daß die Laſter, gegen welche ſie gerichtet waren, exiſtirten. Das gemeine Volk, das in der niedrigſten Armuth ſich nicht von dem alten Müßiggang losſagte, erhielt fortwährend ſeine Atzung von dem Abfall der Reichen, und blieb unter dieſer Bedingung in ſeinem nichtsbedeutenden Zuſtand ein gedankenloſer Zuſchauer des allmäligen Verfalls. Ackerbau und Induſtrie waren den Sclaven überlaſſen, welche die grauſame Behandlung zu einer oft zu fürchtenden Rache anreizte; und wehe, wenn ihre Verſchmitztheit oder gewiſſe Auszeichnungen in Laſtern ſie zu Lieblingen und Führern der Kaiſer erhob; ſie brachten dann oft mit einem Mal Jahrhunderte der unterdrückten Menſchheit in Abrechnung. Wie ein Wunder begrüßt man in einer ſo verworfenen Zeit, wo durch Geld Alles zu erreichen war, einen Papinianus, der dem Brudermörder Caracalla auf ſeine Aufforderung, die ſchändliche That mit ſeiner bekannten Beredſamkeit vor dem Senat zu rechtfertigen, die ſtrenge Antwort gab, es ſei leichter, einen Brudermord zu begehen als zu vertheidigen. So vereinzelt leider ein Mann wie Papinian in der Geſchichte der letzten Jahrhunderte Roms ſteht, um ſo höher erhebt er ſich vor dem Gericht der Nachwelt als echter Märtyrer der römiſchen Tugend. Denn wahrlich, zu jener Zeit war es ſchwerer als zu jeder andern, einem ſolchen Kaiſer eine ſolche Antwort zu geben.

Iſt es alſo bei dieſem Zuſtand der herrſchenden Sittenloſig-

keit ein Wunder, daß die römische Kraft immer abnahm, und muß man sich zu einer Ungerechtigkeit gegen die „Barbaren" zwingen, um den Untergang des römischen Reichs zu erklären? Ja es ist ein Wunder, daß die römischen Kaiser nicht anders waren, da sie aus der Mitte des nämlichen elenden Volks hervorgingen, die nämliche Erziehung hatten, und das nämliche Beispiel der Nichtswürdigkeit befolgten? Wer mit dem meisten Geld die meiste Frechheit und Energie besaß, wurde eben Kaiser, und die Kriecherei des Senats öffnete den Tyrannen alle Mittel, ihre Virtuosität in Verbrechen zu zeigen. Man klage doch die Kaiser nicht an, daß sie das Volk unterdrückt, und das Reich bis an den Rand des Untergangs gebracht hätten; das Volk hat sich selbst so weit gebracht, und die Kaiser dienen uns nur als Tiefemesser des allmäligen Sinkens. Wahrlich, die Kaiser ließen nichts unversucht, den Römern die Augen zu öffnen; Angebereien, Verfolgungen, Mordbrennereien, die wahnsinnigste Grausamkeit, die frechste Lasterhaftigkeit, die lächerlichste Thorheit, Alles wurde in Bewegung gesetzt, das Volk zu ermannen. Umsonst, das Volk bestand glücklich alle Proben, und man konnte es ausgemacht für reif zum Untergang erklären. Oder war es etwas Anderes, als ein Zeichen vollkommner Abgestumpftheit und Entnervung, daß die Römer nach einem Titus die zwölfjährige Tollheit eines Domitian, nach einem Mark Aurel den wüthenden Commodus duldeten? Daß nach der Ermordung Cäsar's ein Oktavian erstehen konnte, beweist deutlich die Gesunkenheit des Senats, und Augustus war so mäßig, weil er nicht wußte, wie weit er gehen konnte; wir sehen dies daran, daß Tiberius anfangs auch mäßig war. Wer hat die Schranken gebrochen als der Senat, von dem man zur Zeit der Republik zu wenig sagt, wenn man ihn eine Versammlung von Königen nennt. Er schämte sich nicht der kriechendsten Schmeicheleien, die selbst den Kaisern oft Ekel erweckten, nahm geduldig die empörende Verachtung, die unbegränzten Erpressungen, Räubereien, Schmähungen der Tyrannen hin, und versetzte einen Domitian, Caracalla und andere wahnsinnige Ungeheuer unter die Götter. War doch die Bewunderung und Vergötterung Nero's unter den Römern so groß, daß nach seinem Tod mehre Betrüger Glück machten, indem sie sich für Nero ausgaben, und folglich in seiner Art handelten. Domitian ließ

sich gar bei seinen Lebzeiten göttlich verehren, nicht anders als Dominus und Gott nennen, und der Senat — erkannte an, daß er ein Sohn der Minerva sei! Mit welcher Fühllosigkeit und Abgestumpftheit der Senat sich zu allen kaiserlichen Späßen hergab, beweist unter vielem Andern auch das berüchtigte Gastmahl des Domitian, welcher die Ritter und Senatoren in einem schwarzen Saal versammelte, wo für jeden ein Sarg mit seinem Namen stand; bald öffnete sich die Thür, und eine große Schaar schwarzgefärbter Personen stürzte mit gezückten Schwertern herein, und umtanzte, brennende Fackeln schwingend, die bleichen Gäste, bis der Kaiser sich an ihrer Todesangst genug geweidet hatte, und sie wieder entließ.

So gab sich der Senat preis, und so hing größtentheils durch seine Schuld seit Tiberius der Geist und die Form der Verfassung, die politische Macht von der Persönlichkeit der Kaiser ab. In ihren Händen erhielt natürlich Alles den Charakter der Schwäche, Abschlaffung und Würdelosigkeit. Zügelloser Despotismus und sclavische Furcht der Kaiser äußerte sich auf gleiche Art durch alle erdenkliche Grausamkeiten. Nichts war ihrer Willkür hinderlich, ihre Privatkasse und die Staatskasse waren dieselbe, ganze Welttheile bluteten unter ihren Thorheiten. Während die Gränzen des Reichs in der größten Gefahr schwebten, blendeten sie das Volk durch kostspielige, unsinnige Feste, und sanken soweit unter ihre Würde herab, daß sie selbst als Fechter und Schauspieler auftraten, und wehe denen, die nicht laut ihren Beifall zu erkennen gaben. Commodus siegte im Amphitheater 735 mal als Fechter, schloß aber dabei die schimpflichsten Frieden mit den Feinden des Reichs. Domitian machte einen lächerlichen, ganz erfolglosen Feldzug gegen die Katten, kehrte schnell unverrichteter Dinge zurück, verkleidete aber eine Menge Sclaven als überwundene Feinde, und der Senat — erkannte ihm einen Triumph zu. Jemehr durch solche Thaten der römische Name bei den Feinden an Achtung verlor, desto furchtbarer erhob sich im Innern des Reichs ein Feind der Einheit und Ordnung, die Prätorianer oder die Leibwache der Kaiser. Die Soldaten bildeten einen eignen Staat, der nicht dem Staat, sondern dem Despotismus der Kaiser diente. Sie wurden bald die Werkzeuge der Grausamkeit und Habsucht, aber ebenso auch die Tyrannen, vor denen die Kaiser zitterten.

Seit Claudius besetzten sie meistens den Thron. Die Geschenke, womit ihre Gunst gewonnen werden mußte, verursachten immer eine Calamität irgend einer Provinz, Tausende von Schlachtopfern fielen ihrer Habsucht, und der Soldat schien nur bestimmt, um als Feind gegen das Innere zu wüthen.

Bei so vielfachen Tyrannen war natürlich die eigentliche Regierung aufgehoben. Die Staatswürden wurden leere Titel, und dafür brach die Pest der unzähligen Hofstellen ein, die dem Staat unermeßliche Summen kosteten, und eine verderbliche Macht an sich rissen. Nicht Erziehung, nicht Verdienst errang diese Würden; die gemeinsten Sclaven schwangen sich an die Spitze, und oft gerade die, deren Talente nur zum Verderben dienten. So ging also mit der Macht auch die Würde zu Grunde, jeder Römer wühlte für seinen eignen Gewinn in den Eingeweiden des Reiches, die Liebe zu dem von Sclaven beherrschten Vaterlande war verschwunden, die Kraft ihm zu helfen, wenn ja noch ein guter Wille vorhanden war, erlag unter den feindseligen Widerstrebungen, der alte Römersinn und Römerstolz sank herab, und setzte sich mit dem besiegten Erdkreis auf gleiche Stufe, da ja doch das gemeinschaftliche Elend Alle gleich machte, und so war es nicht zu verwundern, daß seit Severus Aegypter, Gallier, Spanier, überhaupt alle Ausländer zu allen Militair- und sogar Civilstellen zugelassen wurden. Dies war keine neue Erniedrigung, sondern nur eine Folge der allgemeinen.

Die glückliche Periode der Antonine konnte das Verderben nicht aufhalten; sie war der letzte helle Blick eines dem Grab verfallenen Körpers. Nach ihnen regierten 13- und 14jährige Knaben, Anführer von Räuberhorden und Sclavenkinder. Die Provinzen wurden zu Grunde gerichtet, um die Soldaten zu befriedigen und doch auch zugleich den Gränzen gegen das Eindringen besserer Völker Ruhe zu erkaufen. Der schnelle Wechsel der Regenten machte jede Reform unmöglich, lähmte jede innere Kraft, und daß Diocletian das Reich theilte, war keine Ursache der Schwächung, sondern nur ein Anerkenntniß der traurigen Nothwendigkeit, die schon lange vor ihm herrschte. Constantin fügte dazu zwei neue Uebel: er verwandelte den Militairdespotismus in Hofdespotismus, und verlegte die kaiserliche Residenz nach Constantinopel. Besonders war das Letztere ein Todesstoß für

Rom. In dem Zustand der tiefsten moralischen Erniedrigung, ohne Kraft und Rath, blieb die Stadt sich selbst überlassen, und wurde wenige Jahre später, schon nach Theodosius, eine Beute besserer Fremden.[1]) Kein größeres Unglück konnte Rom in jener Zeit treffen, als die Gründung Constantinopels. Die neue Residenz ward gepflegt und geschmückt; mit dem Kaiser zog auch der ganze Hof hinüber; die Seele der Staatsverwaltung, der Regierung, der Mittelpunkt der wenigen noch übrigen Kräfte, der Reichthum, ward von Rom abgewendet, der Handel zog nach der neuen Straße, und der alten Hauptstadt der Welt drohete das Schicksal jeder Provinz, zu Gunsten des neuen Kaisersitzes ausgesogen zu werden. Dem letzten Schicksal entging sie nur dadurch, daß der Spanier Theodosius, der letzte große Kaiser und Gesammtherrscher, das ganze Reich unter seine beiden Söhne mit gleicher Macht theilte, sodaß also zwei Residenzen entstanden. So war Rom seinem eignen Schicksal anheim gegeben, und sogleich begann sein langer Todeskampf[2]). Kein Römer vermochte mehr das Staatsruder zu führen. Der Vandale Stilicho lenkte mit kräfti-

[1]) Schon lange vor Constantin betrachteten eigentlich die Kaiser nicht mehr Rom als den natürlichen Sitz der Regierung, und nur wenige hielten sich dort lange auf. Nach Herodian (libr. IV, cap. 3) wollte Geta nach Aegypten hinüber ziehen, die Hauptstadt nach Alexandrien verlegen, und Rom dem Caracalla überlassen. Die vielen Fremden, welche zur Regierung kamen, pflegten Rom nicht mit der Vorliebe der alten Kaiser, auch konnte ihnen Nichts den Aufenthalt dort angenehm machen. Die vornehmen Römer betrachteten mit Geringschätzung jene Kaiser, welche in irgend einer Hütte Dalmatiens, Daciens oder Britanniens geboren waren. Noch zu Theodosius Zeit verachtete Rom Alles, was nicht in seinen Mauern geboren war. **Denina, Rivoluz. d'Ital. Tom. I, libr. III, cap. 6.**

[2]) Denina (a. a. O.) gibt folgende Schilderung des Zustandes zu jener Zeit: „Seitdem Constantin seiner neuen Residenz alle Hülfsmittel zuzog, litt Rom unendlich, besonders ohne Unterbrechung an Hungersnoth. Diese Noth hätte für Rom den Nutzen haben können, daß sie die Römer auf die Fruchtbarkeit ihrer Campagna aufmerksam gemacht hätte; aber das Volk war schon zu verdorben und zu faul, sodaß es lieber Hunger litt, als hinaus auf das Land zog, sich selbst sein Brot zu bauen. — Die Kaiser waren schwach, in allen Lüsten erzogen, die Armeen feig und träge, und mußten durch Ausländer ergänzt werden; die Vornehmen zugleich kriechend und tyrannisch, treulos gegen einen schlechten Hof, zu allen Intriguen und Revolutionen geneigt; das Volk ohne Arbeit, arm, träge, liederlich, ließ sich

ger Hand die alte Maſchine, und hielt ſeinen Schild vor gegen das ungeſtüme Andringen gereizter Feinde. Während die innere Geſchichte der Regierung ein elendes Gewebe von Regentenſchwäche und Intriguen der Höflinge, Verſchnittenen und Weiber zeigt, wird das Gemälde Roms nur noch intereſſant durch die Kämpfe zweier edeln fremden Helden, des Stilicho und des Weſtgothenkönigs Alarich, welche ihre höchſte Kraft und Feldherrnkunſt an die ſchlechte Beute ſetzen. Stichilo drängt den Feind zurück, und führt als Retter des Reichs den Kaiſer in Rom ein. Auch als Regent und edler Mann ragt er durch weiſe Einrichtungen hervor, und macht wenigſtens den Verſuch, das Volk zu heben, durch das Verbot der grauſamen Fechterſpiele. Dem Hof ward es indeſſen immer unheimlicher in Rom; er ſah ſich nach den befeſtigten Städten um, und erkor ſich vor der Hand Ravenna zur Reſidenz. Die Vorſicht war nicht ungegründet. Das Reich wurde durch neue Schaaren in Schrecken geſetzt, von welchen es abermals der tapfere Stilicho rettete. Doch häuften ſich nun die Einfälle auf eine ängſtigende Weiſe, während der Gegenkaiſer Conſtantin Britannien, Gallien und Spanien vom Reich wegriß. Der Hof zu Ravenna zeigt eine Kette von Schwächen und Verbrechen, deren Höhepunkt die Ermordung des Stilicho, der einzigen und letzten Stütze des Reichs war; dieſe That warf den thörichten Honorius ganz in die Hände von Fanatikern und Günſtlingen. Was nun die Thorheit beging, mußte die Kirche ſanctioniren. Wer nicht echter Katholik war, wurde von allen Staatsämtern ausgeſchloſſen; man verwarf eigenſinnig auch die geringſten Dienſte aller Derer, deren Meinung nicht mit der orthodoxen Kirche übereinſtimmte. Auf dieſe Art beraubte ſich Honorius der beſten Soldaten, die entweder Heiden oder Arianer waren. Ja an einem beſtimmten Tage wurden alle Familien der heidniſchen Hülfstruppen, die als Geißeln in den italieniſchen Städten waren, ermordet, und die Güter der Heiden geplündert. Beſſer konnte man dem Feind nicht dienen; die Gothen verließen in Maſſe die römiſchen Adler, zogen zu Alarich, und ſchworen der elenden verrätheriſchen Nation Haß und Rache. Auch Alarich

---

von den Reichen ſpeiſen und beluſtigen. So war Rom beſchaffen, und Vieles war bis in das 15. und 16. Jahrhundert ſo, und iſt noch jetzt ſo."

wurde durch Treulosigkeit, Schwäche und Hinterlist gereizt, zog gegen Rom, und brachte durch eine Belagerung die Stadt in einen schrecklichen Zustand der Auflösung und Hungersnoth. Obgleich selbst vor den Thoren durch die Unverschämtheit einer römischen Gesandtschaft erzürnt, betrug er sich edel, begnügte sich mit einer Geldablösung und hielt vollkommne Mannszucht. Endlich aber durch die Beleidigungen des Hofes aufs Aeußerste gebracht, ließ er Rom erobern und plündern. Die geistlichen Schriftsteller jener Zeit können indessen nicht genug loben, mit welcher Ehrfurcht die Kirchen und ihre großen Schätze von diesen „Barbaren" verschont wurden, eine Handlungsweise, deren sich „die civilisirteste Nation Europas" über tausend Jahre später nicht rühmen kann. Auch gegen das Eigenthum der Laien gaben bei dieser Plünderung die Gothen bewundernswerthe Beispiele von Tugend, Mäßigung und Enthaltsamkeit[1]). Wenn man noch bedenkt, daß manche Gewaltthat auf Rechnung von vierzigtausend frei gewordenen Sclaven kommt, die ihren frühern schrecklichen Zustand rächten, so kann man dies fast eine Plünderung ohne Gleichen nennen. Sie dauerte sechs Tage lang; der Schade soll aber sehr übertrieben worden sein, und wird selbst von Zeitgenossen gering geschätzt[2]).

Seit Theodosius Tode war eigentlich schon von keiner römischen Regierung mehr die Rede, denn Fremde regierten und beschützten das Reich; zuerst Stilicho, dann Aëtius, dann Ricimer, ein Sueve, der vier Kaiser ein- und wieder abgesetzt hatte, ohne ein einziges Mal Lust nach dem Thron zu bekommen. Der Hof blieb übrigens in seiner Thorheit, Furcht, Falschheit und seinen Intriguen consequent. Aëtius, der das Reich vor den Hunnen gerettet hatte, wird ermordet. Die Kaiserin Placidia erkauft mit der schönen Provinz Illyrien ihrem Sohn eine Gemahlin aus Constantinopel, und ruft selbst die Vandalen nach Rom, das vierzehn Tage lang von ihnen geplündert wird. Da endlich das weströmische Reich in der That schon lange nicht mehr bestand,

---

[1]) Gibbon, Decline and Fall of the Roman Empire, chapt. 31.

[2]) Denina behauptet, daß die Plünderung unter Alarich weniger verderblich für die Stadt war, als die Unglücksfälle unter Cäsar und Nero. Riv. d'Ital. Tom. I, l. IV, cap. 3.

so machte der Herulerfürst Odoaker ihm auch dem Namen nach ein Ende, indem er den letzten Kaiser Romulus Augustulus absetzte. Der Senat war so tief gesunken, daß er selbst diese Absetzung dem orientalischen Kaiser als zweckmäßig und vernünftig anmeldete, dem Recht, eigne Herrn zu wählen, entsagte, sich der Großmuth Odoaker's empfahl und demüthig bat, der Kaiser möge dem neuen König die Verwaltung Italiens übertragen.

§. 2.

Wissenschaft und Kunst der Römer.

Die Römer waren ein Volk von Fremdlingen, das sich gleichsam gewaltsam auf den italienischen Stamm aufgepfropft hatte, und das in diesem Kunstland immer nur ein Fremdling blieb. Viele Jahrhunderte voll Krieg und Gewalt härteten dieses merkwürdige Volk ab, und übten bei ihm alle Tugenden des Enthusiasmus für seine Kraft und Größe; aber der ernste, stolze und herrschsüchtige Charakter der Römer schloß die Anmuth der Grazien aus, und die ganze Geschichte ihrer Entwicklung führte sie von der edeln Beschäftigung der Kunst ab, denn dem Römergeist fehlte die höhere Weihe der Musen. Sie waren es eigentlich, und nicht die „Barbaren", welche so lange Jahrhunderte die Kunst in Italien unterdrückt hatten. Lange vor ihnen blühten schon die Etrusker, hochberühmt in Kunst und Erfindungen, und wetteifernd mit den Griechen. Die rauhe Hand der Römer griff zerstörend in diese Pflanzschule der Musen, und alle fröhlichen Zweige, die sie schon getrieben hatte, verdorrten, und kaum blieb die Triebkraft für eine bessere Zeit in der Wurzel lebendig. So lange jene Fremdlinge Italien unter ihrem Joch hielten, war die Kunst in diesem Erdstrich erstorben; die Römer entlehnten griechische Hände und griechischen Geist, um ihr gewaltsam erworbenes Eigenthum zu schmücken; die griechische Muse arbeitete selbst zum Theil als Sclavin des römischen Schwertes. Ebenso waren die Römer auch nur kurze Zeit oder nur theilweise empfänglich für diese schönsten Werke des Friedens; immer knüpften sie das Schicksal der Musen an ihre Eroberungen, und wie ein Land nach dem andern wieder an bessere Völker verloren ging, verwischte sich auch jener Glanz eines höhern Geistes, der ja doch nur durch das Schwert an Rom gebunden war. Lange Zeit verging nach

ihrem Sturz, bis sich Italien aus der Betäubung des Waffenlärms und dem Todesschlafe der Ueppigkeit erholt hatte; dann aber fing auch sogleich wieder die Kunst an, in dem etruriſchen Land neue kräftige Zweige zu treiben, die bis jetzt immer den alten, eingebornen Kunstſinn bewährt haben. Also nur hemmend und zerstörend für die Entwicklung der italieniſchen Kultur traten die Römer in der Geſchichte dieſes Landes auf, ihre überwiegend kräftige Natur wußte alle Völker der Halbinſel in den Gang und die Richtung ihres Geiſtes fortzureißen. Ihre ganze Literatur iſt eine entlehnte, die Begeiſterung tönte von Griechenland herüber, und mußte, da ſie kein ſelbſtändiges Wirken fand, bald erkalten. Selbſt für die Muſen und ihren ewig jugendlichen Führer Apollo haben die Römer keinen originalen Namen geſchaffen, ſondern ihn unverändert von den Griechen angenommen.

In einem Volk, das im Anfang um ſeine Exiſtenz, dann um die Erweiterung ſeiner Macht kämpfte, war der Staat, deſſen Wohlfahrt, Dauer, Vergrößerung und innerer Haushalt der große Mittelpunkt, um welches ſich alles Trachten und Streben drehte, und von welchem aus jeder Gedanke und jede That ihr Leben erhielt. In der Staatskunſt der Römer zeigte ſich daher am meiſten Originalität; ſie bildete nebſt der Geſchichte und Beredſamkeit die einzigen Zweige der Kunſt und Wiſſenſchaft, die in der Entwicklung, Verfaſſung und den Sitten der Römer wurzelten. Sie hatten ein theuer erworbenes Vaterland; die Angriffe, denen der junge Staat beſtändig ausgeſetzt war, die Eiferſucht der Nachbarn hielten die Energie immer wach, und ließen das Bedürfniß einer feſten innern Einrichtung erkennen. Merkwürdig iſt in dieſer Hinſicht die Verſchiedenheit in der Rechtsgeſchichte Griechenlands und Roms. In Griechenland traten früh in der Kindheit der Staaten Geſetzgeber, wie Minos, Lykurg, Solon, auf, und prägten durch ihre Verfaſſung der ganzen Geſchichte ihres Volks gleich von Anfang eine beſtimmte Form für alle Zeiten auf, welche die Entwicklung innerhalb ihrer Gränzen beſtimmte. Sparta war nur ſo lange groß, als es die Geſetze Lykurg's beobachtete, in Athen wurde erſt unter Perikles, nach deſſen Verwaltung der Staat in Verfall gerieth, die Verfaſſung Solon's geändert. In Rom war das Gegentheil der Fall. Der Staat war in beſtändiger Entwicklung ohne beſtimmte Form begriffen, die Verfaſſun-

gen wechselten unter beständigen Kämpfen; es war kein freiwilliges Annehmen und Unterwerfen unter eine gewisse Form, die Gesetze wurden nach dem jeweiligen Bedürfniß gegeben, hinzugefügt, angereiht, und jemehr der Staat und seine Verfassung ihrem Untergang zueilten, desto vollständiger und vollkommner traten die Gesetzsammlungen hervor.

Mit der Besiegung des Orients lernte man griechische Kunst kennen, welcher Verfeinerung, Verweichlichung, Sinnlichkeit und Luxus die Bahn in die Hauptstadt der Welt geöffnet hatten. Man betrachtete sie auch nur als eine Begleiterin jener, und gab sich ihren Reizen als einem neuen Vergnügungsmittel hin. Und wie wenig sie bei den Römern aus dem tiefen Urquell des Genius hervorsprudelte, wie wenig sie sich mit deren eigentlichem Charakter vertrug, beweist, daß gerade die echten Römer sie für gefährlich hielten, und stets mit aller Kraft dagegen eiferten. Doch mußte natürlich bald bei Mehren das Interesse für griechische Kunst und Wissenschaft erwachen. Sie ward als Siegesbeute in Rom eingeführt, durch Ostentation erhalten, und auch sogleich herrschendes Muster der Nachahmung.

Diese Nachahmung war weniger glücklich in den Wissenschaften, als in der Beredsamkeit, Poesie und historischen Kunst. Die Beredsamkeit besonders fand in der römischen Republik ein fruchtbares Feld, und hob sich zu einer ungemeinen Höhe, doch erst nachdem die griechischen Muster in Rom zugänglicher waren; ihre Hauptnahrung zog sie auch immer aus Griechenland, besonders Athen, wo sich jeder vornehme Römer eine Zeit lang aufhielt. Die Geschichte hatte eine reich sprudelnde Quelle in dem Vaterland des Römers und in der Erinnerung an eine große Zeit, doch lernte auch sie wenigstens die geistreiche Behandlung und geschmackvolle Form von den Griechen. Die Philosophie aber war ganz ein Nachhall griechischer Systeme. Die Italiener, welche sich als Erben des römischen Ruhmes betrachten, geben mit vieler Partheilichkeit der römischen Literatur einen ungebührlichen Rang auf Kosten der griechischen, und berufen sich dabei auf Aussprüche von Männern, die keck ihr Urtheil gaben, ohne das Griechische zu verstehen. Petrarca zum Beispiel, dem die griechische Literatur fremd war, gibt in seinem **Trionfo della Fama, cap. 3.** dem Demosthenes den zweiten Rang nach Cicero. Pignotti (**Del**

Rinascimento delle scienze e lettere, im vierten Band seiner Storia della Toscana) meint sogar, daß in Poesie, Philosophie und Beredsamkeit Griechen und Römer gleich hoch stehen, und beider Ruhm sich gegeneinander ausgleicht.

In der Poesie waren die Römer, die Satyre ausgenommen, nicht Erfinder, sondern Nachahmer und Schüler der Griechen; allerdings eine Zeit lang vortreffliche Schüler, doch blühte immer die Poesie wie eine fremde Pflanze in dem Land der Kriege und der Beute, und lebte nur einen kurzen Sommer. Auch hatte sie keine Aufmunterung von oben. Augusf und Mäcen beschützten freilich die Dichter, und beehrten sie mit ihrer Gunst. Doch war es keineswegs die belebende begeisternde Wärme, die einer solchen Gunst ihre Wirkung und Weihe geben muß; sie war nicht die Sonne, die das Genie befruchtete, kaum fähig, ihm Neider zu erwecken. Augusf ehrte die Dichter in der Absicht, daß sie ihn preisen und verherrlichen sollten, und Mäcen's Liebe zur Kunst und die Wirkung seiner Begünstigung läßt sich am besten aus der bunten Gesellschaft von Tänzern und Spaßmachern ermessen, die er den ersten Dichtern Roms an die Seite stellte. Alles war nur Siegesbeute und Schmuck des Uebermuthes.

Konnte nun schon in der besten Zeit, unter den beförderndsten Umständen der Römergeist nicht bis zu jenem Silberblick des schaffenden Genius erglühen, so mußte gar die Kunst mühsam hinsiechen, da der gebrochenen Kraft nur zerstörende Einflüsse zugesellt waren. Der Despotismus des Lasters hatte den Charakter des Volks in unglaublich kurzer Zeit ganz verändert; Rom hatte in den letzten Jahren der Republik nur Einen Cato, Cicero und Brutus noch. Das Volk, alles Ehr- und Rechtsgefühles ledig, beklatschte und vergötterte Jeden, der seiner übermäßigen Sinnlichkeit schmeichelte. Alles Bessere, jeder edle Römer, jede Erinnerung einer großen Zeit wurde vernichtet. Die Staatskunst verwandelte sich in Willkür der wahnsinnigsten Tyrannei; Beredsamkeit, sonst die Mutter großer Thaten, wagte sich nicht mehr aus den Schulen hervor, oder höchstens nur, um die neue Art der Lobreden für die Kaiser in Uebung zu bringen. Bald auch schwieg die römische Zunge gänzlich, und nur Ausländer bemächtigten sich noch der Rednerstühle. Geschichte blühte noch einmal auf unter der kurzen Regierung pflichtvoller Kaiser, die das Ge-

richt der Nachwelt nicht scheuten; allein nach dieser Zeit geben die Historiker selbst durch ihre Dunkelheit, durch ihre Unbekanntschaft mit dem Zusammenhang der Begebenheiten nur ein Bild von der allgemeinen Aengstlichkeit, Niedergedrücktheit, verkümmerten Sprach- und Schreibfreiheit, worunter das Volk in seiner Bewußtlosigkeit nicht einmal seufzte.

Auf solchem Boden konnte die Poesie nicht nur nicht blühen, sondern kaum fortbestehen. Ihr Siechthum verräth sich in der Nachahmung der besten Schüler der Griechen und in der Vernachlässigung der Meister selbst. Seit dem zweiten Jahrhundert ist kaum etwas Besseres als didaktische Gedichte über Fischfang, Schifffahrt, Arzneikunde, Jagd, astronomische und geographische Fragen übrig. Die Poesie fing an, der Gelehrsamkeit und dem Unterricht zu dienen, und da sie selbst ihre Würde aufgegeben hatte, und in diesen untergeordneten Rang herabgestiegen war, so konnte ihr gänzlicher Verfall nicht lange künstlich aufgehalten werden. Durch diese trübe Nacht schimmern kaum einzelne Dichtersterne durch, welche zwar den Glanz der untergegangenen nicht erreichen, aber doch dem Piloten in der Literatur tröstlich zublinken. Aulus Gellius beklagt sich bitter in seinen Attischen Nächten über den Verfall der römischen Sprache und Literatur; auch sind fast alle Gelehrten, welche in seinem Werk vorkommen, nur noch Grammatiker, die sich mit den mühsamsten Forschungen über rein grammatische Fragen beschäftigen. Eine unverhältnißmäßige Zahl von Grammatikern aber, sagt Ginguené sehr richtig, welche ihre Kritik nur über längst untergegangene Schriftsteller verbreiten, sind ein sicheres Zeichen des Verfalls. [1])

---

[1]) Ginguené, hist. littéraire d'Italie, Tom. I, Part. I, chap. I. p. 21, vergl. Tiraboschi, Stor. della Letter. ital. Tom. II, Libr. II, cap. 8. — Wir haben bei den Künsten nur die Poesie angeführt, weil die Römer in dieser doch etwas Selbständiges geleistet haben. Von den übrigen Künsten, Malerei, Skulptur, Baukunst ist es bekannt, daß sie immer griechischen Kopf und griechische Arme gebrauchten. Die große Zahl griechischer Künstler in Rom konnte nicht einmal Nacheiferung erwecken, ja selbst die Achtung vor den vorhandenen Kunstwerken fehlte. Man zertrümmerte oft aus Laune die kostbarsten Monumente, und plünderte, um Baumaterialien zu erhalten, die Mausoleen, Säulen und Triumphbogen. S. Citat. bei Denina, Rivol. d'Italia. Tom. I, Libr. IV, cap. I.

Nicht äußere Umstände also sind die eigentliche Ursache des Verfalls der Wissenschaft und Kunst bei den Römern, am wenigsten waren es die Barbaren, welche die Nacht über das römische Reich brachten. Die Hauptursache wirkte im Innern, und zeigte ihren hemmenden Einfluß in Italien, so lange die römische Macht darin bestand. Die Römer waren, wie gesagt, Fremdlinge in dem Land der Künste. Nur allein Eroberer, hatten sie nur Liebe zum Vaterland, so lange dieses im Wachsen begriffen war, und die Angriffe rivalisirender Feinde zu fürchten hatte; und nur diese Zeit, die ersten fünf Jahrhunderte ihrer Geschichte, zeigt uns die Römer groß. Als der Staat nach Außen ruhig, und alle Feinde niedergeworfen waren, kehrte sich die Mord- und Kriegslust nach Innen. Wie wenige Römer wandten sich, nachdem sie dem Kriegsgott ihren Tribut dargebracht, oder dem Staat ihren Kopf gewidmet hatten, in ländlicher Ruhe zu dem Umgang mit den Musen. Diese Beschäftigung war mit dem römischen Geist so unverträglich, daß man sie dem Müßiggang gleichstellte. Zur Zeit der römischen Größe kannte man nur Politik und Krieg; erst als die alte Kraft verschwunden, als der Charakter verdorben und gänzlich umgewandelt war, nahm man auch die Musen in das römische Leben auf; allein sie blieben immer fremd und gleichsam in einem traurigen Zustand der Gefangenschaft und Sclaverei.

Die meisten Literaten geben den Verfall der römischen Literatur äußern Ursachen Schuld, welche indessen meist nicht sowohl wirkliche Ursachen, als vielmehr nur äußere mannigfaltige Erscheinungen desselben innern Grundes sind. Dazu wird gerechnet: die geringe Bildung der Kaiser, ihre Vernachlässigung der Literatur und die wenige Beförderung, die sie den Schriftstellern zukommen ließen; ferner die geringe Aufmunterung, welche die Dichter bei dem Publikum fanden; der Verfall der Sprache, der Sitten und des Geschmacks; die schlechte Erziehung, die unglücklichen Zeiten, der Mangel an Mitteln zum Studiren. [1]) Diejenigen, welche jenen innern störenden Grund nicht anerkennen

[1]) Hallam, Europe during the Middle Ages. T. IV, p. 107. Ginguené Histoire littér. de l'Italie. T. I, P. I, ch. I. Tiraboschi, Storia della Letter. ital. T. II, Part. I, Introduzione.

wollten, bürdeten den Verfall der Literatur gar physischen Ursachen, den Einwirkungen des Klimas, Bodens u. s. w. auf, worüber sich Tiraboschi in der angeführten Stelle lange ergeht. Ein ganz besonderes Gewicht legen Viele auf die Verlegung der kaiserlichen Residenz nach Constantinopel. [1]) Indessen scheint dieser Umstand, der für die politische Erschütterung und Schwächung des Reichs und zum Untergang Westroms so viel beitrug, von wenig oder gar keinem Einfluß auf den Verfall der römischen Literatur zu sein, da er in eine Zeit fällt, wo der Verfall schon vollendet war, und auch in Constantinopel die Literatur keineswegs neu aufblühte, was allein die Richtigkeit jener Ansicht beweisen könnte. Die wichtigste unter den Ursachen ist die Ausbreitung des Christenthums, die Abneigung der christlichen Kirche gegen die heidnische Literatur und die Ausschweifungen, zu denen die Kirche gleich im Anfang durch unselige Mißverständnisse verleitet wurde. Und zwar ist diese Ursache so wichtig, daß sie eine eigne Beleuchtung verlangt, obgleich sie von Manchen, wie von Tiraboschi, nicht einmal aufgeführt wird. Doch betrachten wir vorerst die übrigen Umstände genauer.

Nachdem die Republik gefallen war, und das Volk sich nicht mehr aus seiner eignen innern Natur heraus entwickeln konnte, hatten die Kaiser unstreitig einen außerordentlichen Einfluß, wie auf das Staatsleben, so auch auf die Wissenschaften, und sind zum großen Theil für den Verfall derselben der Geschichte verantwortlich; denn wie die Einzelnen von ihrer Zeit und deren Richtung getragen, bestimmt und beengt wurden, so waren sie auf der andern Seite auch wieder die Träger und Tonangeber ihrer Zeit, und leider arbeiteten beide einander für einen sich stets verschlimmernden Zustand in die Hände. Geschichte der römischen Literatur nach Augustus ist also Geschichte der Kaiser und des Volkes; überall Erschlaffung, Erniedrigung und Verfall.

Wie sehr die ganze römische Literatur in der Hauptsache nicht den Geist der Römer erfüllte, und mit jener schaffenden und siegenden Gewalt ursprünglich aus ihm hervorströmte, sondern im

[1]) Ginguené, l. c. Tiraboschi, T. II, Libr. IV. cap. I. Muratori, Antiquit. med. aevi, Dissert. I. Denina, Rivol. Libr. III, c. 6. Bettinelli, Risorgim. d'Italia, cap. I.

Gegentheil ihm immer mehr oder weniger fremd blieb, und in Ausbildung der bloßen Form bestand, beweist der Umstand, daß von den schlechtesten Kaisern in dieser Hinsicht oft ammeisten zu rühmen ist, während die bessern und einsichtsvollern, die mehr auf den Geist wirken wollten, mit ihren erfolglosen Bemühungen weit im Hintergrund stehen. Tiberius, der die Wissenschaften als ein Verbrechen strafte, war doch außerordentlich aufmerksam auf eine richtige Sprache, und vermied mit ängstlicher Sorgfalt die fremden Wörter, die sich zu seiner Zeit in Rom eingeschlichen hatten. Bekannt ist die Geschichte (Dio Cassius, libr. 57), daß, als er in einem Edict ein neues Wort gebraucht hatte, dieses ihm in der Nacht einkam, und sein grammatisches Gewissen so ängstigte, daß er sogleich alle Sprachgelehrten an seinen Hof kommen ließ, um sie über ihre Meinung zu befragen. [1]) Welche Aengstlichkeit in Beobachtung der Form, da der Geist dem niedrigsten Barbarismus huldigte und an der Zerstörung jedes edlern Gefühls arbeitete. War es etwas Anderes, als eine sinnlose Ausbildung der Form mit frecher Verspottung des bessern Genius, wenn Claudius selbst als Schriftsteller und Dichter aufzutreten wagte, seine griechischen Komödien in Neapel aufführen und ihnen durch dazu bestellte Richter den Kranz zuerkennen ließ, wenn er die Hand an eine römische Geschichte legte, und sogar sein eignes schändliches Leben zu schreiben anfing? Oder war es etwas Anderes, als ein bloßer Dienst der Form, wenn Nero die fünfjährigen Kampfspiele in Poesie und Beredsamkeit auf dem Capitol einführte, da in denselben seine eignen Reden und Gedichte für immer den Preis erhielten und Männer, wie Lucanus, die ihn zu übertreffen wagten, mit dem Tode bestraft wurden. Konnte solche Verhöhnung griechischen Wetteifers der literarischen Bildung förderlich sein, konnte auch nur der kaum geschiedene Geist aus der goldnen Zeit dadurch wieder heraufbeschworen wer-

[1]) Attejus Capito hatte die höfische Geschmeidigkeit, zu sagen, daß das Wort Tiberius zu Ehren von nun an in den Sermo urbanus aufgenommen sein sollte, wogegen aber Marcellus, der die Sache gewissenhafter nahm, protestirte, und erklärte, der Kaiser könne wohl den Menschen, nicht aber den Wörtern das römische Bürgerrecht geben. S. auch Sueton. Tiberius, cap. 70 und Augustus, cap. 86.

den? Nero's Verse mußten in allen Schulen gelesen und erklärt werden; sein Dichterruhm dauerte kaum so lange, als seine Ungnade zu fürchten war, aber die Wunden, die er dem bessern Geschmack schlug, konnten durch keine bessere Regierung mehr geheilt werden. Nicht mehr als bloße Huldigung der Form war es, daß der Wütherich Domitian die unter Nero abgebrannten Bibliotheken wieder aufbauen und eine Menge Schriften sammeln ließ; die Musen blieben fortan ausgeschlossen. Umsonst eröffnete Hadrian seine Atheneen für die Uebungen und Vorträge der Dichter und Redner; die Göttin der Weisheit und Kunst, die ihren Namen zu den Gebäuden geben mußte, regierte nicht in dem Innern.

Alle diese Anstalten zu Ehren der Wissenschaft wurden mit um so größerm Lärm errichtet, je weniger Ernst und guter Geist sie eigentlich leitete, und je mehr sie nur der Eitelkeit der Tonangeber und Tyrannen des Geschmacks dienen sollten. In diesem Strom leerer Formen und Prahlereien ging jeder Trieb zum Bessern unter, und die ernsten Bestrebungen der würdigern Kaiser stemmten sich vergebens dem allgemeinen Uebel entgegen. Vespasian setzte den griechischen und lateinischen Rhetorikern aus dem öffentlichen Schatz eine jährliche Summe aus; doch das Glänzendste, was aus diesen Schulen hervorging, waren gelehrte Kritiker. Die vortreffliche Regierung Trajan's, der Antonine und Mark Aurel's leuchtete hell, aber doch nur wie schnell untergehende Meteore an diesem trüben Himmel; auch der Literatur konnten sie nur eine kurze, künstliche Gesundheit geben, und Alles versank in ein Chaos, welches statt Ordnung nur Verwirrung und lange Nacht gebären sollte.

Die wenigen befördernden Einrichtungen, welche unter andern Umständen wohlthätig gewirkt hätten, schlugen durch die unbegreifliche Tyrannei der Kaiser und die noch unbegreiflichere Sclaverei des Volkes nur zum Nachtheil der Wissenschaft aus. Unter Tiberius war es oft schon genügend, sich in irgend einer Kunst auszuzeichnen, um die Strafe der gemeinsten Verbrecher zu leiden. Caligula erlaubte zwar, mehre Schriften, welche sein Vorgänger zu den Flammen verurtheilt hatte, wieder zu lesen; aber seine sonderbare Eifersucht, in jeder Kunst der Erste sein zu wollen, verleitete ihn zu andern Tollheiten. Bessere Redner als

BIBLIOTECA NAZ. ROMA VITT. EMANUELE

er wurden verbannt oder getödtet, oder retteten sich nur durch die niedrigsten Schmeicheleien. Ebenso sollten die Schriften der Rechtsgelehrten vernichtet werden, weil er kein anderes Recht wollte als seine Meinung. Sogar Homer's Werken erklärte er den Krieg, und fast hätte er aus den Bibliotheken die Statuen Virgil's und Livius' verwiesen, indem er den Ersten für einen Mann ohne Genie und Kenntnisse, den Andern für einen unzuverlässigen Geschichtschreiber erklärte. Nero wüthete gegen die Philosophen und Dichter; unter Andern mußten Lucanus und Seneca seine Antipathie gegen die Wissenschaft durch ihren Tod büßen. Seine schändliche Lust an dem Anblick eines Brandes vernichtete viele der schönsten Denkmäler der Kunst und Geschichte. Was läßt sich von Vitellius, Commodus, dem gebornen Feind der Wissenschaften, dem wüthenden Domitian und den spätern schwachsinnigen Tyrannen sagen, wenn selbst Hadrian, der nicht unter die schlechtesten gerechnet wird, durch seine unselige Eifersucht, in Allem der Erste sein zu wollen, jedes ernstliche Studium gänzlich lähmte? — In seinem übermüthigen Urtheil setzte er den Cato über den Cicero, den Ennius über den Virgil, und wollte sogar den Homer zum Vortheil des Symmachus vernichten, während Caracalla den Werken des Aristoteles überall nachspüren und sie verbrennen ließ.

Doch würde man Unrecht thun, wenn man den rohen Charakter der Kaiser und ihre grausamen Verfolgungen der Wissenschaft als Hauptursache des Verfalls derselben angeben wollte; denn die Kaiser litten nur an den allgemeinen Uebeln ihres ganzen Volkes und ihrer Zeit. Diese waren der übermüthigste Despotismus und die niedrigste Kriecherei, welche sich durch alle Klassen der menschlichen Gesellschaft und in allen Ständen auf gleiche Art zeigten. Die Systeme der alten Philosophen übten, wie die Kaiser in dem Senat, ebenso ihre Tyrannei in den Schulen aus, sie gingen von Geschlecht zu Geschlecht, und erlangten bei einer blinden Menge das Ansehen der Unfehlbarkeit, welches im Voraus jede freie Forschung erstickte. Die Poesie, die einzige immer freie Tochter der freisten Seelenkraft, war von dem Volk, das Alles unterdrückt hatte, niedergeworfen worden, und diente, eine niedrige Sclavin, der Eitelkeit der Großen. Nichts fällt bei den meisten und selbst den bessern Dichtern seit Tiberius' Zeit mehr

auf, als die schnelle Geschmeidigkeit, womit sie die allgemein herrschende Schmeichelei und Anbeterei der Kaiser auch zum Zweck ihrer Kunst machten. Valerius Maximus und Vellejus Paterculus schmeichelten dem Tiber, Lucanus dem Nero, Seneca dem Claudius und dem Nero, Statius, Quintilian und Martial dem Kaiser Domitian. So waren die Kaiser immer der Mittelpunkt, an dem die allgemeine Verderbniß sich äußerte und abspiegelte; sie geben der Geschichte die Stadien, nach welchen das allmälige Sinken gemessen werden kann, aber sie würden als Ursache angenommen dieses Sinken keineswegs genügend erklären. Sie verfolgten die Wissenschaft als eine nichtswürdige Sache, die von ihren eignen Trägern alles Werthes entäußert worden war, und sie folgten darin nur der allgemeinen Meinung.

Die Haupturſachen des Verfalls der römischen Literatur sind also erstens eine innere, der Charakter des römischen Volkes, welcher in seiner ursprünglichen Reinheit der Wissenschaft und Kunst durchaus fremd blieb und die Liebe zu denselben gänzlich von sich ausschloß, in seiner spätern Verdorbenheit aber ebenso wenig das reine Gefühl der Kunst als etwas ganz Fremdes sich anzueignen vermochte. Daher die merkwürdige Erscheinung der goldnen Zeit seiner Literatur in der ganz kurzen Epoche, wo die Republik und der Kaiserdespotismus über den Häuptern der Römer einander ablösten. Der Staat, früher das allgemeine theure Eigenthum, war dem Römer aus den Händen entrückt, er war sich selbst in dieser Uebergangsperiode fremd geworden, und befand sich in einem unsichern, gleichsam bewußtlosen politischen Zustand, und gerade in dieser Zeit blühte bei ihm die ihm fremde Beschäftigung der Musen. Dies ist eine merkwürdige Thatsache, die unsers Erachtens viel Licht auf die römische Literaturgeschichte wirft. Bei einer solchen Lage sind äußere Ursachen wenig zu rechnen. Kriege, Verderbniß der Sitten und des Geschmacks, Vernachlässigung oder gar Verfolgungen von Seiten der Regierung sind Wunden, welche der Literatur jedes Volkes von Zeit zu Zeit geschlagen werden, welche aber nicht einen Verfall auf die Art der römischen bewirken können, sobald der wissenschaftliche und Kunstsinn Eigenthum und einen Theil des innersten Wesens eines Volkes ausmacht. Hier kommt nun zweitens eine äußere Ursache hinzu, welche insofern höchst wichtig ist, als sie bald zu

einer innern wird, und dem Charakter des Volkes eine ganz neue Seite gibt, nämlich die Ausbreitung des Christenthums oder vielmehr die Entstehung der christlichen Kirche.

§. 3.

Ausbreitung des Christenthums.

Von Palästina ging das heilige glühende Wort aus, das über die Welt Licht und Wärme ausgießen sollte, das den Himmel zur Erde niederzog, und ein Reich der Liebe gründete. Die Wirkung und Lebendigwerdung des Charfreitags und des Auferstehungsmorgens war der heilige Geist, der durch die Apostel mit tausend Zungen sprach, und die Völker zu dem Reich Gottes versammelte. Unter der Aegide der begeisterten Jünger erstarkte die neue Gemeinde in zuversichtlichem Glauben an die Worte und Thaten des Heilands, in frommer Begeisterung und strenger Sittlichkeit. Kein Grübeln erschwerte noch die Tugenden des Christenthums; der Beweis von der Göttlichkeit der Lehre floß von den beredten Lippen der Apostel, und erhielt seine Nahrung in dem heiligenden Gefühl der Umwandlung und der Aufnahme in das himmlische Reich. Glaube, Liebe und Hoffnung waren die Säulen des Christenthums, das noch die philosophische Speculation nicht kannte, noch die wissenschaftliche Begründung der Lehrbegriffe. Aber mit fruchtbarer Lebendigkeit wirkten die verheißenden Worte der Jünger, die an der Quelle des Lichts gelebt, die Zeugen des großen Erlösungswerkes gewesen. Mit inniger Rührung und heiligen Schauern hörten die Neubekehrten von den Thaten und Lehren des erst jüngst verklärten Heilands, betraten sie die Stätten, wo er gelehrt, wo er gesegnet und gelitten hatte, und diese Schauer der Ehrfurcht entzündeten in ihren Herzen eine wunderbar beseelende, Alles besiegende sittliche Kraft. So bewies das Urchristenthum seine Vortrefflichkeit in seinen Werken und dem Wandel der Menschen. Noch keine Kirche (diese wurden erst im Anfang des dritten Jahrhunderts errichtet), noch keine äußere Pracht der Ceremonien, noch kein eigentlicher Gottesdienst diente der neuen Religion zum äußern Zeichen. Versammlungen in den Wohnungen der Mitglieder, später in den Zeiten der Verfolgung in Wäldern und Höhlen,

dienten den Christen zur Befestigung brüderlicher Gemeinschaft; Gebet, Gesang, Vorlesung heiliger Schriften und erbauende Belehrung stärkten den Glauben an den Heiland, und das Abendmahl erinnerte an seine unendliche Liebe zur Menschheit, für welche er den Tod gelitten hatte. So lebte die Gemeinde in ursprünglicher Einfachheit fort, und zeichnete sich äußerlich durch Nichts aus, als durch Entfernung aller Ceremonien der andern Religionen, bis sie sich weiter über die Gränzen des Landes ausdehnte, wo der große Stifter selbst sein Werk gegründet hatte. Der Eifer der Apostel und ersten Lehrer, ihre Standhaftigkeit, der heilige Geist des Glaubens und der Liebe, der durch ihre Worte sprach, gab der neuen Lehre bald Eingang in die andern Völker, und verbreitete sie in kurzer Zeit über Palästina, Syrien, Kleinasien, Griechenland, Italien und Nordafrika. Die Bedrückungen und Verfolgungen dienten nur, den Enthusiasmus zu stärken, und am Ende des dritten Jahrhunderts bestand fast die Hälfte des römischen Reichs aus Christen.

Die verschiedenen Gemeinden behielten noch eine Zeit lang ihre einfache Einrichtung bei. Jede bestand für sich unabhängig von den übrigen; das allgemeine Band, das sie an einander knüpfte, war der Eine Glaube und die Eine Liebe, die Alle beseelte; den Zusammenhang unterhielten wechselseitige Mittheilungen und Begrüßungen durch Abgesandte, und Beistände und Unterstützungen in Fällen der Noth. So lange die Apostel lebten, waren sie Vorsteher der Gemeinden, an ihre Stelle traten dann die Aeltesten, welche die Reinheit der Lehre zu bewahren und die Aufsicht über den sittlichen und religiösen Zustand der Mitglieder zu führen hatten. Es konnte indessen nicht fehlen, daß durch die Aufnahme so vieler und so verschiedenartiger Personen sich gar manche unreine, von früher Kindheit an im alten Glauben eingesogene Vorurtheile und Ideen in die neue Lehre einschlichen; der Verkehr der gewonnenen Glieder mit ihren frühern Glaubensgenossen, ihre Anhänglichkeit an manche unchristliche Gebräuche konnte nicht ganz, selbst nicht von den Aposteln, gehindert werden, und so entstand mit der weitern Ausbreitung zugleich eine Vermengung der Ideen, in welcher der Begriff der Lehre erwachen und das Christenthum in Entgegenstellung gegen die andern Kulten zum Bewußtsein gelangen mußte. Es traten

nun auch gelehrte Männer in die Gemeinde ein, deren Geist durch die griechische Speculation genährt und gebildet war, und welche, obwohl durchdrungen von der Göttlichkeit der Lehre, den Maßstab der Kritik an die neue Glaubensnorm setzten, wenn auch nur, um sie mit ihrem früher erworbenen geistigen Eigenthum in Einigung zu bringen. Das Uebergewicht ihrer wissenschaftlichen Bildung gab ihnen bald das Amt der Vorsteher, der Bewahrer des Glaubens, und das Geschäft, die öffentlichen Angelegenheiten zu besorgen, und in vorkommenden Fällen für die Gemeinde zu sprechen. Die verschiedenartigen Ansichten aber, welche sich aus allen Theilen der Welt, aus griechischen und römischen Mythologien, aus hebräischen und syrischen Kulten in das Christenthum eingeschlichen hatten, erweckten noch besonders die Kritik dieser gelehrten Vorsteher, und übten ihren Scharfsinn in Prüfung der verschiedenen Lehren, welche in den von einander unabhängigen Gemeinden herrschend geworden waren. So entfernte sich die christliche Religion von ihrer ursprünglichen Idealität, und nahm eine bestimmte Form an, welche unter den Einflüssen menschlicher Leidenschaften, nationaler Vorurtheile und tausendfacher Reibungen mit dem Geist der Zeit, mit Staat und Wissenschaft immer mehr und mehr von ihrem Einklang mit der Idee des Stifters verlor. Dieses Heraustreten in eine bestimmte Form zeigte sich auch bald in dem Streben nach einer gewissen Einheit des Glaubens und der Kirchenverfassung, welches wieder viele Reibungen mit Andersdenkenden, Irrlehrern und Ketzern veranlaßte. Die verschiedenen Gemeinden organisirten sich eine innere Polizei, man stellte besondere Diener der Kirche an für die geistigen Functionen und die zeitliche Direction der christlichen Republiken. Diese hatten zugleich das Geschäft, die Irrthümer der Ketzer aufzudecken, dieselben zum allgemeinen Glauben zurückzuführen und die Hartnäckigen aus dem Schooß der Gesellschaft zu verjagen. Diese Directionen gaben der Herrschsucht, dem Ehrgeiz und allen Leidenschaften einen weiten Raum, und fachten bald das wohlthätige Feuer des Enthusiasmus zum verheerenden Brand des Fanatismus an.

Den wissenschaftlich gebildeten Vorstehern der Gemeinden war in den ersten Jahrhunderten die Darstellung der Göttlichkeit und Vortrefflichkeit der christlichen Lehre und die Vertheidigung der-

selben gegen die Angriffe der heidnischen Philosophen ein Hauptanliegen. So überreichten Quadratus und Aristides ihre Apologien des Christenthums dem Kaiser Hadrian; Justinus, Athenagoras und Tertullian suchten den Kaiser, den Senat und das ganze Volk für ihre Sache zu gewinnen; Origenes schrieb seine gelehrten Bücher gegen den Philosophen Celsus, und viele andere Kirchenväter zwang der Zweifel der heidnischen Kritik zu ähnlichen wissenschaftlichen Vertheidigungen. Dazu reichte die Wärme des ersten Glaubens nicht aus, und man schritt zur philosophischen Untersuchung des Ueberlieferten; die Väter fingen an, den Text der vielen Abschriften zu vergleichen, zu berichtigen, und die Bücher der heiligen Schrift zu commentiren, die Speculation gewann durch diese Arbeiten bald ihren Einfluß, und so erhielt die Wissenschaft einen neuen Zweig, den die Griechen und Römer nicht kannten, die Theologie, die Wissenschaft der Religion, das Studium ihrer Dogmen und Mysterien, oder, was sie in der ersten Zeit war, die Lehre von der göttlichen Natur Christi. Hatten aber die ersten Lehrer mehr Enthusiasmus für das praktische und moralische Christenthum, und konnten sie, dieses hohe Ziel vor Augen, manchen schiefen Begriff, manche unlautere Idee über Natur und Ursprung Gottes und des Religionsstifters übersehen, und betrachteten sie den Glauben mehr als Mittel zu einem frommen, tugendhaften Wandel: so ward jetzt, da die neue Lehre durch Sophismen, Grübeleien, Traditionen, manche unreine Beisätze erhalten, und der Meister nicht mehr lebte, der sein Werk allein hätte läutern und sichten können, im Gegentheil der Glaube eben deswegen die Hauptsache, und die Intoleranz erhob ihr störriges Haupt. Eine eigne, bei den Römern kaum gekannte Erscheinung war diese Intoleranz. Gibbon (Decline and Fall of the Roman Empire, chap. 2) erklärt sehr gut die Duldung der verschiedenen Meinungen und Ansichten über Religion bei den Römern dadurch, daß dort die kirchliche Herrschaft mit der politischen vereinigt, der Kaiser zugleich Pontifex Maximus war. Die Politik des Senats und der Kaiser war sehr glücklich unterstützt durch die Aufklärung einiger ihrer Unterthanen und durch den blinden Aberglauben der Uebrigen. Die verschiedenen Kulten im römischen Reich waren alle von dem Volk als gleich wahr, von den Philosophen als gleich falsch, und von dem Magistrat als

gleich nützlich angesehen worden. Die Toleranz erhielt die gegenseitige Eintracht. Die Dichter hatten zuerst die Mythologie für das Volk aufgestellt; dem ungeachtet konnten aber die Philosophen ungestraft ihre eignen Beobachtungen über das höchste Wesen und dessen Weltregierung anstellen. Cicero bekämpfte mit den Waffen der Vernunft und Beredsamkeit die Systeme des Heidenthums; aber trotz dem Geist der Irreligion in dem Zeitalter der Antonine respectirte man doch das Interesse der Priester und die Leichtgläubigkeit der Masse. Die Philosophen behaupteten in ihren Schriften die Würde und die Rechte der Vernunft, unterwarfen aber ihre Handlungen der Macht der Gesetze und Gewohnheiten.

Ganz anders war es aber in den Christengemeinden. Hier konnten kritische Untersuchungen über das göttliche Wesen und sein Verhältniß zur Welt nicht neben oder außer den Ueberlieferungen der christlichen Glaubenslehre bestehen. Was die Masse glaubte, mußte die Kritik gutheißen; was die Philosophen aufstellten, mußte mit der heiligen Schrift übereinstimmen. Man verwechselte indessen bald den reinen Glauben, der die Seele des tugendhaft christlichen Wandels ist, mit den zufälligen Bestimmungen, die ein blinder Eifer zu einem Gebäude zusammenstellte, und mußte mit um so unerbittlicherer Strenge die Annahme und Gültigkeit der theologischen Systeme verfechten, je mehr die Beihülfe heidnischer Spitzfindigkeit die ursprüngliche Lauterkeit des Christenthums trübte. Die mühsam durchdachte und durchkämpfte Lehre von der Dreieinigkeit, von der Unterordnung oder Beiordnung des Sohnes unter oder neben den Vater, von der Aufnahme des heiligen Geistes in die Dreiperson mit gleichem oder geringerm Rang, von der doppelten Natur Christi u. s. w. waren unerweisliche Ideen, welche die verschiedensten Entgegnungen zuließen. Die Verfechtung derselben war schwer, die Entgegnung erweckte Leidenschaften, die bald eine nie geahnte Heftigkeit entwickeln und ein unsägliches Elend über die Menschheit bringen sollte.

Den Griechen war ihre Religion als Form gegeben, aber als lebendige Form, welche in ihrer innersten Tiefe den reinen Funken ernährte; sie schmückten sich ihre Form geistreich und gewandt aus und umgaben sie mit allen Reizen der Dichtung.

Aber früh ahneten sie auch die reine Idee, und rangen mit der Form, um jene zu befreien und in ihrem Glanz darzustellen. Die Geschichte der griechischen Philosophie von Hesiod bis Plato und Aristoteles gibt uns ein erhebendes Bild von dem Kraftaufwand, womit dieses Volk die ursprüngliche Idee der Gottheit nach und nach von allen sinnlichen Beisätzen befreit und in ihrer metaphysischen Reinheit darzustellen gesucht hat. Das Christenthum, welches ein unglückliches Loos bald in ungeschickte Hände warf, betrat die umgekehrte Bahn. Der Stifter gab der Menschheit das Ideal der Religion, die reinste, übersinnlichste Idee der Gottheit; aber die nächstfolgende Zeit vermochte nicht sich bis zu ihr zu erheben, das heilige Feuer erlosch zum glimmenden Funken, und die sinnliche Natur erbaute über demselben eine Form von wunderlichen Symbolen, die stets vervielfältigt und verziert, zuletzt den Zugang zu dem Heiligthum versperrten. Diese Form vertrat der Masse die Religion, und der Gottesdienst ward Ceremonie. Von der andern Seite wirkte dieses Hinneigen zur Form auch im äußern Leben der Gemeinden, und begegnete bald jener innern Richtung. Als die Ideen des jüdischen Priesterthums sich in die christliche Lehre einschlichen, bildete sich ein besonderer Stand für die ausschließliche Verwaltung der heiligen Gebräuche, und er trennte sich als Klerus scharf von den übrigen Gemeindegliedern. Die große Macht dieses privilegirten heiligen Standes, welche sich auf den Einfluß der ihm übertragenen Kirchenzucht, auf die bald festwurzelnde Meinung besonderer nur auf ihn vererbter Ueberlieferungen aus dem Munde der Apostel und auf manche ihm anfangs aus Liebe und Ehrfurcht bewilligte Vorrechte stützte, riß den Leidenschaften alle Schranken nieder, und führte nach und nach zu einem irdischen Reich der Kirche, welche Idee der große Stifter derselben so oft bekämpft hatte. Die Gemeindevorsteher wurden Priester, deren mächtiges Corps unter der Regierung von Bischöfen stand. Die Bischöfe jeder Provinz vereinigten sich in Synoden, wo sie das Wohl der Kirche besprachen, die Glaubenslehren feststellten, die Controversen beseitigten. Diese Synoden gaben den Bischöfen eine große Gewalt über die Gemeinden und die untern Priester; auch verwandelten sich bald genug die frühern Ermahnungen zu frommen Wandel und reinem Glauben in Befehle, deren natürliches Gefolge die Kirchenstrafen,

Verketzerungen, Verfolgungen waren. Die Priester sahen die Gewalt und Anmaßung ihrer Bischöfe sehr ungern, indessen begnügten sie sich mit der Genugthuung, dieselbe Gewalt auf ihre Gemeinden auszuüben, und eine strenge Disciplin und Wachsamkeit half leicht über die Schranken hinüber, welche sich dem Streben nach monarchischer Einheit entgegensetzte. Nach diesem ersten Sieg gaben die Synoden den Bischöfen noch ein anderes Feld für ihren Ehrgeiz. Den Vorsitz in den Versammlungen führten die Bischöfe der Provinzial-Hauptstädte, und diese suchten dieselbe Autorität über die andern auszuüben, wie jene über die Priester. Ueber den Metropolitanbischöfen standen wieder die Bischöfe der fünf oder sechs Hauptstädte des römischen Reichs, und so sehen wir die Kirche sich nach und nach in pyramidalischer Form constituiren, welcher natürlich die Spitze nicht fehlen durfte, und wirklich verlor man sowohl in Rom als in Constantinopel diese Spitze des Kirchenreichs nicht aus den Augen. So ward der Menschheit statt eines Himmelreichs, das der Heiland gründen wollte, durch Mißverstand und Unverstand ein Kirchenreich, künstlich aufgeführt, und mit vieler Schlauheit, Wachsamkeit, glücklicher Benutzung der Umstände, besonders der Schwäche der Kaiser und der Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der Völker, erhalten. Die Concilien waren die Schlachtfelder, auf welchen sich dieses Reich gründete; dort erhoben sich die Bischöfe zu Gesetzgebern des Glaubens, und erkämpften sich das Recht des Despotismus und der Verfolgung, wozu ihnen das Mönchswesen die Macht gab.

Fanden nun schon in der ersten Zeit des Christenthums mannigfaltige Reibungen der verschiedenen Ansichten statt, und mußten schon die Apostel und ersten Lehrer dem Glauben und Kultus eine außerordentliche Ausdehnung geben, so mußten sich diese Reibungen zu förmlicher Zwietracht entzünden, als die unreinen Mischungen der Unwissenheit und des Aberglaubens auf der einen, und der zügellosen Herrschsucht auf der andern Seite sich einander in die Hände arbeiteten. Mit der Vermehrung der Gemeinden bildete sich eine herrschende Partei, welche ihr geistiges Ansehen mit immer wachsender Strenge und Anmaßung ausübte. Man verlangte von den achtungswerthesten Mitgliedern, daß sie ihre besondere Meinung aufgeben sollten, ohne doch gerade die allge-

mein gültige durch vernünftige Ueberzeugung begründen zu können. Die Gegner wurden nur desto kühner in Behauptung ihrer Ansicht, und empörten sich zuletzt offen gegen die Freiheit der Kirche. Unbedeutende Fragen, wie über die Wiederaufnahme der Christen, welche bei den Verfolgungen Schwäche gezeigt und die Gemeinden verlassen hatten; willkürliche Lehren, welche der durch Mißverständniß genährte Aberglaube dem Christenthum aufgedrängt, wie die Lehren von der Erbsünde, vom Fegefeuer, von der doppelten Natur Christi, von der Natur und dem Kultus der Maria, entzweiten die Kirche in unzählige Sekten, welche alle ihre eigenthümlichen Ansichten mit erstaunlicher Erbitterung, Grausamkeit und Wildheit verfochten. So lange die Macht des Heidenthums noch schwer auf den jungen Gemeinden drückte, legte sie den Aeußerungen des Religionshasses einen starken Zügel an. Constantin's und besonders Theodosius' Regierung emancipirte endlich die Christen, und das Heidenthum ward mit Gewalt verdrängt. Die Kirche erhielt Frieden und Sicherheit nach Außen, und Muße genug, in ihrem eignen Fleisch zu wühlen. Nachdem das Concilium zu Nicäa allen Christen ein bindendes Glaubensbekenntniß aufgezwängt hatte, wurde Vertheidigung der Lehre die erste Pflicht der Obrigkeit, Verfolgung der Andersdenkenden der Maßstab ihrer Pflichterfüllung. Alle Versammlungen der Ketzer wurden verboten, ihre Güter zum Vortheil der rechten Kirche geraubt, die Menschen gemartert und ins Elend verwiesen. Keine Furie ist schrecklicher, als die sich unter dem Priestergewande birgt. Dieselben Strafen, welche früher Diocletian gegen die Christen verhängt hatte, wurden nun gegen die Ketzer angewendet, und dieselben Bischöfe, welche bei den Christenverfolgungen so beredt die Rechte der Menschheit angerufen hatten, riefen nun dieselbe Qual gegen ihre Religionsbrüder an. Von nun an bietet die Kirchengeschichte mehre Jahrhunderte lang der Menschheit ein beschämendes Bild von thierischer Grausamkeit und Roheit, Lust an Mord und Raub und allen Verbrechen und Schandthaten des Fanatismus, welche nur mit den lächerlichsten und unsinnigsten Aeußerungen des Aberglaubens abwechselten. Selbst die angesehensten und gelehrtesten Kirchenväter ließen sich von dem allgemeinen Schwindel der Roheit hinreißen, und kaum schraken wenige derselben vor den Greueln zurück, welche dem heiligen Am-

mianus den Ausruf entlockten, daß die reißendsten Thiere dem Menschen weniger furchtbar seien, als es die Christen einander wären.

So arbeiteten Unverstand, Unsittlichkeit, überspannte Leidenschaftlichkeit an der Umformung der christlichen Religion in eine despotische christliche Kirche, und der Geist, der kaum von der Furcht vor einem rächenden Jehova, vor einem donnernden Jupiter befreit war, ward nun an die Schrecken einer unerbittlichen Priesterschaft gefesselt. Der reine Sittenwandel, den das Urchristenthum gefordert und mit bewundernswerther Treue und Standhaftigkeit beobachtet hatte, verlor seinen Preis, da er dem Ehrgeiz nicht dienen konnte. Ein unseliges Mißgeschick ließ die christliche Lehre zur Zeit der größten Verworfenheit und tiefsten Erniedrigung des menschlichen Geschlechts sich ausbreiten. Sclavenfurcht von Seiten der Masse und tyrannische Willkür von Seiten der Obern mit einer allgemeinen bodenlosen Liederlichkeit waren der Charakter des römischen Volks und der eroberten Welt. Von einem solchen Zustand konnte die christliche Religion nur die entsetzlichste Entwürdigung erfahren. Die sclavische Masse wechselte nur die Fesseln, ward in allen Schrecken der Mystik und Schwärmerei, des Fegfeuers und der ewigen Verdammniß umhergeworfen, und erhielt keinen andern Trost, als durch Bezahlung und Aufopferung seines irdischen Wohlseins sich aufgedrungene Heilige und unersättliche Priester zu Fürbittern zu erkaufen, die sich zwischen die Menschheit und die Gottheit mit frecher Anmaßung eingezwängt hatten und das Geschäft der Vermittelung zu ihrem Vortheil ausbeuteten. Wie mußten die Früchte, die der große Erlöser mit seinem Werk bezweckte, in dem Keim verfaulen, da seine erhabensten Principien dem Interesse der Kirche geradezu entgegen waren. Es ist eine merkwürdige Erscheinung jener Zeit, daß gerade die Ketzer allein eine strenge Sittlichkeit und einen reinen, tugendhaften Wandel als eines ihrer ersten Gesetze aufstellten, und daß manche Sekten gerade wegen dieser Principien verketzert wurden. Die orthodoxe Kirche fand die grobe Sinnlichkeit, die abergläubische Lenksamkeit der Masse viel zu bequem, um ihnen entgegenzusteuern; sie gab ihnen im Gegentheil reiche Nahrung durch Ausbildung des Mönchswesens, des Marienkultus, der Heiligen- und Reliquienverehrung, und indem sie

sich auf diese Art überhaupt jeder neuen Erscheinung des Aberglaubens, jedes neuen Ausbruchs des irregeleiteten Gefühls sogleich bemächtigte, und daraus eine neue Fessel für das Volk, eine neue Waffe für sich schmiedete, gelangte sie zu einer Macht, welche mehr als einmal den kaiserlichen Thron erschütterte und den halben Erdkreis unter blutigen Trümmern begrub.

Es ist klar und bekannt, daß die neue Kirche die Erhebung des Geistes über die Macht der Sinnlichkeit nicht bezweckte und nicht beförderte. Indessen trägt der Klerus nicht alle Schuld dieser neuen Fesseln. Er ward so gut wie die Masse von seiner Zeit getragen und fortgerissen, und huldigte dem allgemeinen Geist des Egoismus, der Genußsucht, Habsucht, Unwissenheit und Roheit; und nur durch seinen Ehrgeiz und seine Herrschsucht erhob er sich über dieselbe. Aufklärung, wissenschaftliche Bildung waren schon vor ihm fremd gewordene Dinge im römischen Reich; der laute, zänkische Ton, womit die neue Kirche auftrat, entfernte nun vollends die Musen. Alles Interesse, was der Materialismus übrig ließ, war von den Theologen in Anspruch genommen; selbst die Sorgen der Regierung und Vertheidigung des weitläuftigen Reiches, die politischen Erschütterungen im Innern, ja die größte Gefahr, die seiner Existenz von Außen drohte, konnten nur vorübergehend die allgemeine Aufmerksamkeit von der Kirche abwenden. Was bot aber diese als Ersatz für die Entfremdung aller Interessen, Verhältnisse, Studien, welche den Geist erwecken und üben konnten? Nichts als höchst unfruchtbare Zänkereien um völlig leere, wo nicht unsinnige Hypothesen, deren fanatischer Charakter, verglichen mit dem spätern Fanatismus der Sarazenen, zum mindesten höchst widerlich erscheint. Der Klerus war übrigens in dem ausschließlichen Besitz der damals erlaubten und möglichen Gelehrsamkeit; allein wie entsetzlich unfruchtbar diese Gelehrsamkeit war, wie wenig sie der Zeit weder Licht noch Wärme gab, davon geben die nächstfolgenden Jahrhunderte ein schreckliches Beispiel. Der einzige Gegenstand, woran der Witz und Scharfsinn der hervorragendsten Geister sich üben konnte, war Erfindung neuer Theorien und Systeme, Widerlegung oder Vertheidigung der Ketzereien, Beleuchtung und Erklärung unhaltbarer Ideen; wie unnütz aber diese unglaublichen Geistesanstrengungen waren, welche die Dialektik und Sophistik auf den Gi-

pfel erhoben, beweist der Umstand, daß weder Religion noch Wissenschaft, weder Humanität noch Literatur das geringste dabei gewannen. Die Concilien zogen nur neue Knoten in diesen schmählich verwirrten Faden, dessen Entwirrung nachher die Hauptwortführer der Kirche nicht mehr gewachsen waren, und welcher nur durch einen geistigen Eroberer durchschnitten wurde. Unsere Bibliotheken opfern große Räume zur Aufschichtung dieser unfruchtbaren Masse von Werken aus einer finstern Zeit. Ueber ein Jahrtausend liegen sie da, eine ungeheure Last, die, selbst todt, keinen geistigen Funken zu beleben vermag, und sollten als merkwürdige Versteinerungen des menschlichen Witzes eher einen Platz in unsern naturhistorischen Kabinetten finden.

War nun diese theologische Literatur für die Religion von keinem Nutzen, so brachte sie die weltliche Literatur dafür an den Rand des Untergangs. Die griechische Sprache, einst das Organ des hell und weit leuchtenden Genius, die schon durch die politische Theilung des römischen Reichs viel von ihrem wohlthuenden Einfluß in Italien verloren hatte, erhielt nun durch die kirchliche Trennung völlig den Todesstoß, und ward dem Volk, das seinen Geist nicht an den Reibungen abweichender Meinungen üben und schärfen sollte, gänzlich entzogen. Die lateinische Sprache ward ebenfalls, nicht allein durch die Kirche, aber doch unter deren eifriger Mitwirkung, verdorben und dem Volk ungewohnt, und nur noch durch die Kirchenväter repräsentirt. Der größte Theil des Klerus schlief unter dem großen Leichentuch der Wissenschaften, nur wenige besaßen die Geisteswerke der klassischen Zeit, hüteten sich aber wohl, das confiscirte Gut zu veräußern. Uebrigens wurde die alte Literatur unter einem Gesichtspunkt betrachtet, der jede Bekanntschaft der Laien sowohl als der Priester völlig abschneiden mußte; sie fiel unter den allgemeinen Begriff der Ketzerei. Mehre Kirchenväter kannten sie wenig, als etwas außer ihrem Kreise Liegendes; andere, ein Tertullian, Origenes, Lactantius, studirten sie sorgfältig nur in der Absicht, sie zu bekämpfen und zu widerlegen. [1]) Auf dem Concilium zu Karthago wurde den Bischöfen, fast den einzigen Menschen, die sich überhaupt mit Lesen abgaben, verboten, die heidnischen Schriften zu

1) Tiraboschi Storia della Letter. ital. Tom. II, Libr. III, cap. 2.

leſen. Der heilige Hieronymus beklagt ſich bitter, daß die Prieſter die Evangelien und Propheten bei Seite legten, und dafür die Komödiendichter und verliebten Eclogen ſtudirten, und den Virgil ſtets in den Händen hätten. Er thut dabei das Geſtändniß, daß er ſelbſt den nämlichen Fehler begehe, aber mit der naiven Entſchuldigung, dies geſchehe zum Beſten der Kirche, nämlich damit er die Nichtigkeit und Unhaltbarkeit der heidniſchen Syſteme deſto genauer kennen lerne.[1]) Andern aber raubte ihr blinder Eifer auch ſogar dieſe unſchuldige Neugierde; ihre rohe Hand zerſtörte alle Meiſterwerke aus der heitern Zeit der Götter, und die chriſtlichen Barbaren haben in dieſer Hinſicht den Arabern kaum noch etwas übrig gelaſſen. Sie verloren indeſſen ſelbſt ihren Zweck, die Beförderung und Kräftigung der chriſtlichen Religion; denn durch die unzähligen Schriften dieſer Heiligen ward natürlich die heilige Schrift dem Volk immer weiter aus den Augen verdrängt.

Das Wüthen gegen alles Altklaſſiſche findet zum Theil ſeine Rechtfertigung in der erſten Lage der Kirche. Schon die entgegengeſetzten Principien konnten ſich neben einander nicht vertragen; die harten Verfolgungen, denen die jungen, für ihren Glauben begeiſterten Gemeinden ausgeſetzt waren, mußten die Heiden als unverſöhnliche Feinde des Chriſtenthums erſcheinen laſſen, und die Sorge für das Fortbeſtehen ihrer eignen Kirche ließ natürlich die Idee aufkommen, alles Heidniſche zu unterdrücken und zu vertilgen. So verſchieden daher die Parteien und Sekten in ihren Anſichten waren, ſo ſtimmten ſie doch alle in ihrem Haß und Eifer gegen das Heidenthum überein. Mit demſelben Abſcheu und derſelben Furcht vor einem Rückfall, mit denen ſie die heidniſchen Gebräuche anſahen, flohen ſie auch die Künſte, die aus jener unreinen Quelle gefloſſen waren. In der Sprache der Kirchenväter ſind Apollo und die Muſen die Organe des Höllengeiſtes, Homer und Virgil ihre Hauptdiener. Theodoſius gab eigentlich erſt der Zerſtörungswuth die rechte Ausdehnung; unter ihm wurde der Götterdienſt allgemein verboten, und Heilige und Reliquien nahmen die verlaſſenen Rechte ein. Mit furchtbarem Eifer zog der lang genährte Haß von Land zu Land, und ſeine Schritte be-

1) Ginguené, Hist. littéraire de l'Italie. Tom. I, chap. I. pag. 30 ff.

zeichneten zertrümmerte Göttersitze. Barbarische Roheit gesellte sich zu dem Enthusiasmus für den endlich errungenen Sieg der Kirche. Ohne Schonung durchzogen Bischöfe mit ihren Banden fanatisch wüthender Mönche Gallien und Syrien, Italien und Afrika, und zerstörten die Tempel, Meisterwerke griechischer Baukunst und alle Monumente des heidnischen Alterthums; zugleich beraubten und ermordeten sie die Heiden, oder plünderten deren Eigenthum zur Ehre Gottes, wobei die Ketzer kein besseres Schicksal hatten. Nur wenige Werke wurden der Nachwelt gerettet; das Pantheon in Rom war zum Glück kurz vorher in eine christliche Kirche verwandelt worden und entging den rohen Händen der Barbaren. Sonst aber bezeugen unzählige Ruinen der herrlichsten Denkmäler des Alterthums den Eifer dieser christlichen Raubmörder. Der prachtvolle Tempel des Serapis zu Alexandria mit der kostbaren Bibliothek wurde von dem dortigen Erzbischof, dem heiligen Theophilus, einem blutdürstigen Feind des Friedens und der Tugend, völlig zerstört. [1])

1) Gibbon, Decline and Fall of the Roman Empire. Chap. 28.

Zweiter Abschnitt.

Verjüngung Italiens durch die germanischen Völker.

---

§. 1.

Verjüngung in der Politik.

Das bisher Gesagte ist genügend, uns auf eine richtige Würdigung der fünf oder sechs Jahrhunderte nach dem Sturz des römischen Reichs zu leiten. Der traurige Zustand der Völker am Ende der alten Periode beweist, daß Rom durch die Einfälle der nordischen Völker nichts mehr verlieren konnte, und daß sein Ende nicht durch die Fremden, sondern durch seine eigne Bodenlosigkeit herbeigeführt wurde. Eine strenge Nemesis waltete über diesem Reich der Säuglinge von Wölfen: Rom ging durch seine eignen Räubereien unter, und es fand zu seinem Glück Sieger, welche das Gefallene mit mehr Großmuth schonten, als es in den Tagen seines Glanzes manchem ungleich größern Volke hatte angedeihen lassen. Eng waren die Gränzen der Entwicklung dieser Kriegernation gesteckt, und es hatte dieselbe glänzend erfüllt; was nur die Tugend der echten Männlichkeit und des Bürgersinns Großes vollbringen kann, hatten die Römer erschöpft; aber nur bis dahin, und nicht weiter, sollten sie gehen. Was nicht durch eisernen Arm und eisernen Sinn erzwungen werden kann, war ihnen versagt. Sie wollten auch der Musen Reich erobern, und

den freien Gott des Wissens und der Künste an ihren Boden fesseln, und seit diesem zu kühnen Versuch kränkelten sie. Ihr Genius wich von ihnen, und die erzürnte Gottheit verlieh der im Siegesgepränge entweihten griechischen Kunst eine tödtende Kraft. Es ist aus mancher Ursache fast zu bedauern, daß Rom nicht eher unterging; manche Verhältnisse hätten sich anders gestaltet, und die Welt vielleicht nicht so lange gebraucht, sich von der tiefen Gesunkenheit zu erholen. Was fanden die nordischen Völker vierhundert Jahre, nachdem sie vor Marius zurückgebebt waren? — 1) Einen Staat, der sich selbst längst überlebt hatte, ein völlig zerrüttetes, auseinanderfallendes Reich, das seine innere Schwäche nur noch künstlich hinter tapfern Söldnern verbarg; 2) gänzlich aufgelöste Sitten, welche, nachdem die Tugenden des Römersinns unter Verweichlichung und Genußsucht erstorben waren, den alten Grundton des Volkscharakters, den Egoismus, nur desto greller und härter hervorleuchten ließen; 3) eine gänzliche Verläugnung aller Vaterlandsliebe und Tugenden, welche früher so herrlich aus ihr hervorgesproßt hatten. Was war dem Römer auch noch das Vaterland? Fremde regierten im Senat und in allen Civilämtern, Fremde waren berufen und bezahlt, das Vaterland zu vertheidigen, Fremde setzten sogar Kaiser ein und ab. Ueber diese politischen und moralischen Trümmer hatte eine längst untergehende Religion ihre letzten trüben Strahlen gesandt, aber sie gab weder Licht noch Wärme mehr, und alles Große, was allein ihre begeisternde Kraft zu schaffen vermag, war längst mit ihr hingeschwunden. Dafür war ein fremder Kultus aufgegangen, und hatte sich gewaltsam und herrisch Platz verschafft. Er leitete sich von einer hehren Religion ab, die aber längst in den Herzen erloschen war, und deren sich der letzte Rest von Energie, die noch bestand, bemächtigt hatte, um sie dem Egoismus der Zeit als Mittel zuzurichten, und das merkwürdigste monarchische Gebäude aufzubauen, eine Kirche, welche Ketzer verdammte, statt den verheißenen Segen über die Welt zu verbreiten, welche die Völker in die schimpflichste geistige Sclaverei stürzte, statt die Menschheit von der Sinnlichkeit und knechtischen Furcht zu befreien.

So fanden die nordischen Riesen die entarteten Nachkommen der einstigen Welteroberer; schwachköpfige Kaiser, die vor der Wuth der Mönche zitterten; einen Glauben, der sich in Grau-

samkeiten und Verfolgungen stark zeigte; eine Kirche, die sich durch ihre Anmaßungen in ein unnatürliches Verhältniß zum Staat setzte, und sie selbst, die Sieger, als Ketzer verdammte; eine träge, sclavische Volksmasse, der alle Triebfedern zu großen Thaten längst untergegangen waren; Wissenschaft und Kunst, von jeher fremd in der Seele des Römers, jetzt der Verachtung und Verfolgung preisgegeben; nur die gemeinsten Interessen brachten noch die alte Maschine in Bewegung, gemeine Interessen regierten die Kaiser, die Kirche, die Reichen und die Sclaven.

Diese allgemeine Schlechtigkeit war so gränzenlos und überwiegend, daß das erste erobernde Volk, die Heruler, gleich nach dem ersten Jahrzehent darin verschlungen wurde und spurlos versank. Die Gothen, eine äußerst kräftige, edle Nation, hielten sich doch auch nur sechzig Jahre lang oben, und versanken dann ebenfalls spurlos, eine Beute der allgemeinen Verderbniß. Erst dem dritten Eroberer, den Longobarden, welche auf die vortreffliche Grundlage der frühern bauen konnten, gelang es sich zu halten, und ihre rettende Kraft fortwährend geltend zu machen. Es ist für den, der die Geschichte der Völkerwanderung ohne Vorurtheil liest, außer allem Zweifel, daß Italien nur durch diese Eroberer aus dem schrecklichen Todesschlaf gerettet worden ist, worein es seine schlechten weltlichen und geistlichen Regierungen versenkt hatten. Man setzt die Periode der größten Finsterniß gewöhnlich in diese Zeit der Völkerwanderung, und nimmt die „Barbaren" als die Hauptfeinde des Lichtes an; allein nur die Achtung vor dem römischen Namen kann zu einem solchen Selbstbetrug verleiten, und doch gehört diese Achtung einer längst vorangegangenen Zeit an. Die Finsterniß herrschte in den letzten Jahrhunderten Westroms, und die Regierung der nordischen Völker war die Zeit des ersten Erwachens. Die ersten Erfolge dieser Eroberer waren kaum sichtbar, und sie selbst fielen als Opfer ihrer gigantischen Unternehmung, eine Nation wie jene Römer zu regeneriren. Doch ist ihr unermeßlicher Einfluß ganz unverkennbar, und was später Großes in Italien geleistet wurde, ist wahrlich nicht von jenen Römern, die 476 politisch untergingen, sondern von den wiedergebornen Italienern, den Nachkommen jenes frischen nordischen Geschlechtes, geleistet worden. Die lange Zeit, welche verstrich, bis der neue Aufschwung der Kultur und

Wissenschaft und Kunst deutlich wurde, gibt gerade einen Maßstab für die ungeheure Verdorbenheit des Volks unter römischem Scepter, die sich so lange gegen alle bessern Einflüsse sträubte, und erst, nachdem sie zwei Riesengeschlechter unter ihren Wogen begraben hatte, endlich die Keime einer bessern Entwicklung in sich Wurzel fassen ließ.[1]) Gehen wir kurz die Geschichte dieser Umwandlungen durch, und überzeugen wir uns fester von den Kulturbestrebungen der „Barbaren", von den Schwierigkeiten, welche sie vorfanden, und von dem Erfolg ihres Strebens.

Odoaker, der Fürst der Heruler, machte dem schon verscholl-enen römischen Reich auch der Form nach ein Ende, indem er den letzten figurirenden Kaiser absetzte, und selbst die Regierung übernahm. Er goß seit langer Zeit zum ersten Mal die Segnungen des Friedens dreizehn Jahre über das geplagte Land aus, und war ein gerechter und milder Fürst. Die italienischen Schriftsteller erkennen dies an, jedoch mit dem übermüthigen Zusatz: „obgleich er ein Barbar und Arianer (folglich verdammter Ketzer) war." Das Demüthigende, was dieser Zusatz für die orthodoxen

1) Sismondi (Histoire des Républ. ital. du Moyen Age. T. I, chap. I. 2. Ausgabe) vergleicht den unglücklichen Zustand Italiens bei dem Sturz des römischen Reichs mit demjenigen zur Zeit des deutschen Kaisers Otto I., da die Großen edel, stolz, kriegerisch waren, die Bürger, einig und stark, in ihren Städten ihre Vorrechte, ihre Municipalsitten und Freiheiten vertheidigten, und sich durch ihren Muth und ihre Tugenden der Freiheit würdig bewiesen; und ruft dann aus: „Dies ist eine merkwürdige Veränderung in dem Charakter eines Volks, ein Phänomen, welches sich nirgends wiederfindet, eine Nation, die sich verjüngt, nachdem sie bis zur untersten Stufe des Verfalls gesunken war." — Allerdings merkwürdig, wenn man mit dem Verfasser annehmen will, daß eine und dieselbe Nation sich aus eignen Mitteln so verjüngt habe. Sismondi bleibt aber bei dieser ihm auffallend dünkenden Erscheinung ganz ruhig, geht über die fabelhaften Verjüngungsjahre kurz hinweg, und gedenkt nicht, daß Italien seine Wiedergeburt den Gothen, Longobarden und Franken verdankt. Durch diese Vernachlässigung entbehrt sein Werk über die Entwicklung der italienischen Republiken seine Hauptbegründung. Er entschuldigt sich mit der Dunkelheit jener fünf Jahrhunderte, doch ist darin gerade noch so viel Licht, um deutlich zu sehen, daß die Italiener selbst zu ihrer Verjüngung nichts thaten, und in ihrem unglücklichen Zustand nichts thun konnten. Im andern Fall aber ist nichts merkwürdig als die lange Zeit, und nichts zu bedauern als die Aufopferung edler Völker, welche nöthig waren, um Italien ein anderes Blut zu geben.

Römer enthält, ist übersehen worden. Nach Ennodius erließ er den Einwohnern von Pavia alle Steuern für fünf Jahre, um sie für den Krieg gegen den Kaiser Orestes zu entschädigen, und ihnen neue Kräfte zum Aufbau ihrer verbrannten Häuser zu geben. Auch der Bischof erhielt alle Unterstützung, um seine Kirche wieder zu bauen. Obgleich Ketzer, beleidigte er nie die orthodoxe Kirche in Italien, sondern beschützte sie im Gegentheil als gerechter Regent, ertheilte den Bischöfen Benefizien, befahl dem Volk in Ausübung seines Kultus ein anständiges Betragen, und bedrohte mit strengen Strafen alle Störungen der Andacht. Kein orthodoxer Bischof ward von ihm bedrängt, in keinem geistlichen Schriftsteller seiner Zeit ist irgend eine Klage gegen ihn als grausamen Barbaren zu finden, und dieses allgemeine Stillschweigen in einer Zeit, wo die katholischen Geistlichen das allgemeine Weltgericht niederschrieben, ist ein feierliches Zeugniß für seine seltne Toleranz, Gerechtigkeit und Milde. [1])

Das Gift der allgemeinen Verderbniß hatte indessen sein Volk bald entnervt, und er fiel mit ihm als das erste Opfer der Regeneration. Sein großes Werk setzten die gothischen Könige fort, deren glänzende Reihe Theodorich beginnt. „Theodorich, sagt Tiraboschi a. a. O., ein milder, freigebiger, hochherziger Fürst, führte viele Jahre lang eine so ruhmwürdige Regierung, daß unter ihm Italien glücklicher war als unter vielen Kaisern." Auch er war, wie alle ostgothische Könige, Arianer und Ketzer, was immer mit besonderm Nachdruck angeführt wird, gab aber so wenig als sein Vorgänger den Katholiken irgend einen Grund zur Klage, sondern begünstigte sogar viele Bischöfe. Er fand Land und Volk noch in einem traurigen Zustand, den zu heben der gute Wille Odoaker's nicht mächtig genug gewesen war. Toskana und viele andere Provinzen waren fast menschenleer; Bologna, Piacenza, Modena, Reggio mit ihren Gebieten lagen ganz verwüstet; das Gesindel, das trotz der Verarmung in seinem gewohnten schimpflichen Müßiggang beharrte, und früher von den Reichen gefüttert worden war, starb nun hin, oder verlor

1) Tiraboschi, T. III, Libr. I, cap. I. — Filippo Moisè, Storia de' Dominii stranieri in Italia della caduta dell' Impero rom. in Occidente fino ai nostri giorni. Tom. II, Libr. I, cap. 2.

ſich, da die Spenden ausblieben. [1]) Theodorich's vortrefflicher Sinn ging dahin aus, die tiefen Wunden des Landes zu heilen, und den Krankheitsſtoff mit der Wurzel auszurotten. Er gab dem Ackerbau neue kräftige Arme, und unterſtützte den Handel und die Gewerbe. Er ſicherte den Frieden ſeines Reichs nach Außen durch mehre Siege ſeiner geübten Heere und die Wachſamkeit ſeiner Flotten, die Ruhe und das Glück im Innern aber durch ſeine Mäßigkeit, Kraft und ſeine weiſen Geſetze. Kein Unterthan wurde beeinträchtigt, denn jeder durfte die neuen gothiſchen Geſetze annehmen oder nach ſeinen alten fortleben; kein Unterthan wurde in ſeinem Glauben gekränkt oder in ſeinem Kultus geſtört, denn jede Kirche genoß bei ihm gleiche Rechte und gleiche Unterſtützung. Theodorich ſetzte ſich in der Geſchichte der Fürſten ein dauerndes Denkmal des Ruhms, und gab dem Namen der Gothen einen Glanz, welchen billigere Zeiten beſſer würdigen werden. Selbſt ſchon der ängſtlich orthodoxe Tiraboſchi kann ſich bei der Erinnerung an ſein großartiges Wirken des Ausrufs nicht enthalten: „Warum hatte doch Italien nicht mehre Jahrhunderte lang ſolche barbariſche Herrſcher wie Theodorich!" Sein großer Geiſt vererbte ſich auch auf ſeine Nachfolger, unter welchen treffliche Regenten glänzten; doch mußte auch dieſer edle Stamm auf dem verdorbenen Boden untergehen, und obgleich die treffliche Natur der Gothen der Entnervung länger widerſtand, als die ihrer Vorgänger, ſo hatten ſie dafür auch das traurige Loos, unter dem Schwert eines elenden Volks zu fallen, dem ſie kurz vorher noch Schrecken eingeflößt hatten. Der griechiſche Kaiſer ſchickte ſeine Heere nach Italien, um daraus das Volk zu vertreiben, das er ſelbſt aus Angſt für Conſtantinopel dahin gewieſen hatte. Da die Gothen vor dieſer Treuloſigkeit nicht aus ihrem guten Rechte weichen wollten, ſo entſpann ſich ein ſiebenjähriger verwüſtender Krieg, worin Betrug, Geiz, Hinterliſt und jede Niederträchtigkeit, die aus der Römer Zeiten kaum gedämpft waren, wieder ihr Schlangenhaupt erhoben und in dem unglücklichen Land wucherten. Die glatten Hände der habſüchtigen, liſtigen Griechen warfen das kaum begründete Gebäude einer neuen

1) Dieſen traurigen Zuſtand hat Moiſe in dem angeführten Werk weitläuftig beſchrieben. S. auch Denina Riv. d'Italia. T. I, Libr. IV, cap. I.

Kultur, das Vermächtniß des großen Theodorich, frech um, der Fanatismus deckte seinen finstern Schleier von Neuem über die Morgenröthe, die eben einer italienischen Civilisation anbrechen sollte, und trat schonungslos alle Keime einer ruhigen sittlichen Entwicklung für lange Zeit nieder. Alle Greuel eines von geschickten Feldherren mit gleicher Hartnäckigkeit von beiden Theilen geführten Krieges gossen sich gleich einem Lavastrom über das Land von den Alpen bis zum Faro; es war fast keine Stadt, die nicht eine Belagerung oder Plünderung ausgehalten hätte. Die Kraft der Gothen war nicht so schnell niedergeworfen, und ihr Fürstenstamm lieferte ihnen noch eine Reihe von tapfern und rechtschaffenen Regenten, „mehr als man von Barbaren erwarten sollte", meint unser Abt. Selbst der Untergang des ostgothischen Reichs endigte nicht den Krieg; noch suchte das Volk den Fall seiner trefflichen Könige zu rächen, bis es endlich durch Narses' Schwert fast aufgerieben, unter der Masse der übrigen Bevölkerung spurlos verschwand.

Wir wissen nicht, was Italien unter der ruhigen Herrschaft der Ostgothen geworden wäre, allein das ist gewiß, daß ein großes Werk, mit großer Kraft begonnen, von der räuberischen Hand der Griechen zertrümmert wurde. Waren diese nur Werkzeuge für einen höhern Plan? War Italien vielleicht noch nicht reif für einen bessern Zustand? Die nächste Zeit hat keinen Aufschluß darüber gegeben, aber immer bleibt das Gemälde der ostgothischen Herrschaft eine erhebende Episode in der Geschichte jener finstern Zeit mit ihren Kämpfen und theologischen Streitigkeiten, ihrer Anarchie und Sittenlosigkeit. In ihrem kurzen Verweilen auf dem Schauplatz der wildesten Verwirrung, erscheinen die Gothen nicht anders, als wohlthätig ordnend, befördernd, anregend, Frieden und Sicherheit, frische Arme und frische Hoffnungen den verwüsteten Provinzen wiedergebend. Ihr Untergang hat manche gute Saat zerstört, und bei gewissen, später sehr drückenden Anmaßungen wären die Gothen als Arianer sicherlich ein wohlthätiges Gegengewicht gewesen.

Die Griechen dagegen brachten alles Unglück, das eigentlich nur den einfallenden Horden der sogenannten Barbaren aufgebürdet wird, über das Land, das kaum zu heilen begann. In eitler Anmaßung Italien als eine ihnen zugehörende Provinz be-

trachtend, wirkten ſie während des Kriegs wenig anders als raubend und zerſtörend. Die kaum gefeſſelten Leidenſchaften fanden bei ihnen neuen Anklang, und brachen mit friſcher Stärke hervor. Narſes' fünfzehnjährige Verwaltung des mit Schrecken eroberten Landes zeigt wenig Bemerkenswerthes als ſein Streben den öffentlichen Schatz zu bereichern. Und nur dadurch, daß er mit ſeiner Habſucht die von der Römerzeit her empfindliche Seite des Volks verwundete, vermochte er eine gewiſſe Energie in demſelben zu erwecken, die ſich durch eine Anklage bei dem Hof in Conſtantinopel und durch die ſchimpfliche Abſetzung des Statthalters befriedigen ließ.

Sein Abgang vom Staatsruder öffnete die Halbinſel den Longobarden, einer der bravſten, ſtolzeſten und freiſten Nationen. Sie legten die letzte Hand an das Verjüngungswerk der Oſtgothen, und führten es in ihrer 200jährigen Herrſchaft unter ein und zwanzig zum Theil ſehr talentvollen Königen glücklich aus. Ihnen verdankt Italien unendlich mehr, als es anerkennen will, und als nach dem äußern Anſchein anzuerkennen wäre. Tiraboſchi (T. III, Libr. II, cap. 1) hält ſich allein an die Außenſeite und Oberfläche, und findet die Lage Italiens unter den Longobarden äußerſt unglücklich; grauſame Könige, ein unruhiges Zwiſchenreich, immerwährende Befehdungen mächtiger Herzoge, beſtändige Kriege gegen die Griechen und Franken, Verheerungen, verderbliche Neigungen der Fürſten ſind die Elemente, aus denen er den tiefen Stand der Kultur und Literatur unter dieſen Herrſchern ableitet. Die Beweiſe, worauf er ſein hartes Urtheil über dieſes Volk gründet, ſind übrigens äußerſt ſchwach. Er ſtützt ſich hauptſächlich auf Gregor's I. und auf Procopius' Zeugniſſe, die aber beide verdächtig ſind. Daß ein herrſchſüchtiger Prieſter, wie Gregor, die glücklichen Nebenbuhler in der Herrſchaft Italiens nicht gerne ſah, war natürlich, und der Kirchenſtyl gegen Feinde und Ketzer mit ſeinen Uebertreibungen iſt bekannt; Procopius' Zeugniß kann ebenfalls nicht volle Gültigkeit haben, da er ein griechiſcher Schriftſteller, folglich geborner Feind der Longobarden war. Ein langer Krieg, ſowohl nach Außen als im Innern unter den verſchiedenen kleinen Fürſten, bezeichnete freilich das politiſche Daſein der Longobarden. Allein war Krieg nicht eine beſtändige Geißel der Menſchheit? War nicht ſelbſt zur Zeit der

Blüthe der italienischen Literatur der Krieg zwischen Welfen und Gibellinen heftiger und blutiger, als irgend einer in der italienischen Geschichte? Der Krieg wüthete übrigens nicht in ganz Italien, und es mag wohl zu Gunsten der Longobarden angeführt werden, daß ihre eigne Provinzen einer tiefen Ruhe und Sicherheit genossen. Nur die Gebiete von Rom, Ravenna und andern Städten, wo sich griechische und longobardische Interessen begegneten, seufzten ein halbes Jahrhundert unter dem Druck der wechselnden Eroberungen.[1]) Man wirft den Longobarden Grausamkeit und Roheit in ihren Kriegen vor, die aus ihrer barbarischen Erziehung, Sitte und Religion hervorgehen sollten, und Tiraboschi spürt mit besonderer Genauigkeit allen Excessen longobardischer Könige und Großen nach, deren er indessen keine so große Menge aufzuführen findet. Ob die Kriege in damaliger Zeit mit mehr Wildheit geführt wurden, als früher oder später, wo die Literatur blühte, möchte schwer zu beweisen sein; übrigens wären im schlimmsten Fall die Longobarden nicht die einzigen Schuldigen, sondern stünden auf gleicher Stufe mit ihren civilisirten Gegnern. Viele Longobarden waren aber Heiden, und sollen römische Christen verfolgt haben. Dies wäre am wenigsten ein Grund, sie allein Barbaren zu nennen, denn die römische Kirche machte sich der entsetzlichsten Grausamkeit sogar gegen ihre Glaubensgenossen schuldig. Dann bleibt der Zeuge und Ueberlieferer aller dieser Verfolgungen, der Papst Gregor, immer nicht ganz unverdächtig. Die christlichen Longobarden waren Arianer, doch wird ausdrücklich von ihnen erwähnt, daß ihre Priester die katholischen nie im Geringsten beschwert haben. Wo wäre also die gerügte Grausamkeit, die sich doch in religiösen Differenzen am stärksten zeigt? Und gerade auf diese Glaubensverschiedenheit, welche die Toleranz der Longobarden in das hellste Licht setzt, gründet Tiraboschi, der nun einmal in seinem System beharrt, seine Anklage, welche er, da Beweise fehlen, doch wenigstens als Wahrscheinlichkeit gibt.

Was aber ausgemacht, das ist, daß die eigentlichen Provinzen der Longobarden, besonders Norditalien, in einem ruhigen

1) Muratori, Annal. ad ann. 618. Denina, Rivol. d'Ital. Tom. I, p. 321.

und sichern Zustand, unter vortrefflichen Gesetzen, in einer freien Constitution zu blühen anfingen, und die Drangsale unter den griechischen Heeren bald vergaßen. Die Longobarden nahmen sehr empfänglich die feinern Sitten sehr bald an, ohne von ihrem edeln Charakter etwas einzubüßen. Sie vermischten sich nicht, wie ihre Vorgänger, mit der eingebornen Race, sondern hielten sich fern von ihr, und prosperirten in dem Maße, als die Römer, denen noch dazu die verweichlichte Sitte und die Trägheit eine Vorliebe für das Cölibat gaben, nach und nach erloschen. [1]) Die Geschiedenheit und selbst der Haß zwischen ihnen und den Römern dauerte selbst noch nach dem Untergang des Longobardenreichs fort; der Name Römer war bei den Longobarden ein Schimpfname, und bezeichnete, wie Luitprand sagt, alles Unedle, Furchtsame, Geizige, Luxuriöse, Lügenhafte. [2])

Die Longobarden ersetzten die Säfte der römischen Race, welche des Lebens und Verjüngens unfähig geworden waren, und bildeten mit ihrer tüchtigen Gesinnung und festen Natur den Kern, um den sich später die Schale der Gesittung anschloß. Die stets unruhige Kirche, welche in diesen freisinnigen Ketzern kein brauchbares Werkzeug ihrer Plane fand, rief das vierte Volk, die Franken, nach Italien. Die Longobarden mußten die Herrschaft über Italien abgeben, aber nie ließen sie sich den überwiegenden Einfluß aus der Hand spielen, der ihnen auch ohne Thron und Scepter in der Geschichte der Civilisation verliehen war. Die Karolinger wurden nun Herren des Landes; ihr Einfluß war unmittelbar sehr gering, da die meisten sich mit ihren weitläufigen nördlichen Reichen beschäftigten, und insofern schädlich, als bei ihrer wenigen Aufmerksamkeit auf Italien die Kirche völlige Muße hatte, ihre Anmaßungen auf eine furchtbare Art

1) Diese aus der gränzenlosen Ueppigkeit hervorgehende Verringerung und fast gänzliche Ausrottung der Bevölkerung fing eigentlich viel früher an. Die Ehe wurde als ein unerträgliches Joch betrachtet, und ungeachtet der unzähligen Gesetze gegen die Ehelosen und zu Gunsten der Ehemänner war den Römern ein ungebundenes und ausschweifendes Leben viel beliebter, und der Mangel an Kindern schon unter Constantin so groß, daß der Besitz eines einzigen Sohnes bedeutende Vortheile verschaffte. Denina, Riv. Tom. I, Libr. IV, cap. I.

2) Sismondi, Hist. des Rép. ital. Tom. I, chap. I.

auszudehnen. In ihrer Zeit wurde der Grund zu der weltlichen und geistlichen Herrschaft der Päpste gelegt, auf welchem einige glückliche und kühne Nachfolger ein Gebäude errichteten, das Jahrhunderten getrotzt hat. Doch war unter den beständigen Bruder- und Vaterkriegen, welche die Geschichte der Karolinger eben nicht vortheilhaft bezeichnet, Italien weniger unglücklich, als die übrige Erbschaft Karl's des Großen, und genoß eines theilweisen Friedens, in welchem der wohlthätige Einfluß der Longobarden ziemlich ungestört wirken konnte. Land und Städte füllten sich mit rüstigen Einwohnern, Straßen und Märkte mit Erzeugnissen des Fleißes; die longobardische Lehnsverfassung erweckte Selbstgefühl und edeln Stolz, Liebe zur Freiheit und zu den Waffen und fördernde Nacheiferung. Doch eine solche Verfassung verlangte kräftige Könige, deren sich Italien, außer Ludwig II., unter den Karolingern nicht erfreuen konnte, und eben diese Schwäche in der weltlichen Herrschaft war die eigentliche Losung zu der merkwürdigen Veränderung in dem Charakter und den politischen und socialen Einrichtungen der Italiener, die als der letzte Akt ihrer Verjüngung anzusehen ist. Das Lehnwesen durchdrang alle Einwohner bis in die untersten Klassen, und gab allen ein eignes Selbstgefühl, ganz verschieden von dem der Römer. Die Großen des Reichs wurden mächtig und achteten sich dem Oberhaupt gleich, die geringern Grafen und Barone ahmten ihnen nach, und waren in ihren Besitzungen Könige und Lehnsherren, und so war keiner bis zu den allergeringsten Edelleuten, der nicht durch Verlehnung eines Hauses, einer Mühle, eines Grundstücks, sich einen Hofstaat, eine gewisse Macht und politische Wichtigkeit verschafft hätte. Durch das Lehnwesen rückte die Menschheit durch alle bürgerlichen Klassen um eine Stufe höher; die Sclaverei, deren Ketten das Christenthum nicht zu zerbrechen vermochte, fand in dieser germanischen Sitte ihre Befreiung. Der römische Sclave ward nun Höriger seines Lehnsherrn, der wieder in demselben Verhältniß zu einem Mächtigern stand, und so ward das ganze Land ein in unendlichen Abstufungen getheiltes Lehen des Königs. Da dieser aber bei einer solchen Verfassung nur eine ideelle Macht besaß, so erhielt das Freiheitsgefühl eine unglaubliche Nahrung; Jeder machte sich in seiner Provinz, in seiner Grafschaft, auf seinem Schloß und

Edelhof nach den Umständen geltend, Jeder konnte Höheres erringen, Jedem stand der Weg zum Königsthron offen. Ein anderes Gefühl, ein anderer Ehrgeiz, ein anderes Streben mußte nun die Menschheit durchdringen, als unter der schlaffen Hand der römischen Tyrannen; eine solche Verfassung stählte den Charakter durch alle Klassen der Gesellschaft, denn sie gab mit dem Gefühl des eignen Werthes und der Wichtigkeit bei vorkommenden Fällen eine besondere moralische Kraft; der Einzelne trat wieder aus dem Zustand der Nichtigkeit heraus, die in dem römischen Reich zehrend auf ihn gewirkt hatte, und diese Erlösung, diese ganz neue Menschwerdung, welche allerdings von betrübenden Umständen begleitet war, hatten die Ostgothen begründet, und die Longobarden durch ihren längern Einfluß zu Stande gebracht. Man zählt diesen Völkern alle ihre Schlachten auf römischem Boden, alle eroberten Städte, alle beunruhigten römischen Bürger nach, und hält sie daher für die Urheber der langen Finsterniß, die auf der so glänzenden Erbschaft der einst mächtigen Römer lastete. Dies ist ein arger Anachronismus: nicht das mächtige Rom der Scipionen tasteten die nordischen Fremdlinge an, nicht den Geist, der sich an den Cicero, Virgilen und Horazen zum Edeln und Schönen herangebildet hatte, stürzten sie unter barbarischem Druck in die tiefe Finsterniß. Diese Finsterniß, sowohl moralische als intellectuelle, begann mit Tiberius, und war mit Romulus Augustulus vollendet. Die letzten Jahrhunderte Westroms sind die Zeiten der Barbarei, die Herrschaft der sogenannten Barbaren war die Morgenröthe der wiederaufgehenden Kultur. Was wäre aus der stagnirenden Masse von Sclaven aller Arten und Klassen geworden, die nur noch thierische Lebensregungen hatten und nur thierische Bedürfnisse kannten? Und wie viele Jahre erschöpften ihre Wirkung, wie viele tüchtige Völker gingen in diesem Chaos zu Grunde, bis die römische Menschheit den tiefsten Punkt der Erniedrigung erreicht hatte, auf eine bessere Bahn umkehrte, und nun für höhere Empfindungen und Entschlüsse fähig wurde. Wenn die Römer eines bessern Schicksals würdig waren, warum errangen sie es nicht aus eigner Kraft? Allein sie kannten nicht einmal mehr bessere Zustände, ein fremdes Beispiel gab ihnen nicht einmal die Regung es zu benutzen und nachzuahmen; ein fremder Wille mußte sich

des ihrigen gänzlich bemächtigen, ein fremder Geist mußte dem ihrigen neue Lebensfunken geben, um diese merkwürdige Veränderung zu bewirken, die die Meisten der römischen Nation nachrühmen. Das rein-römische Werk war die Vernichtung vieler hundert blühender Verfassungen, die Unterwerfung vieler Millionen Menschen unter einen barbarischen und grausamen Willen; das gothisch-longobardische Werk war die Erhebung der gesunkenen Menschheit aus der tiefsten Erniedrigung, die Erlösung von den Sclavenketten durch das Beispiel einer freien Verfassung und durch die Bildung des Geistes zu einer freien Ansicht des eignen Werthes. Das Werk der Römer war vollendet durch den eignen Untergang unter fremden Miethssoldaten, das Werk der Longobarden durch den Freiheitskampf der blühenden lombardischen Städte. Freilich ist der moralische Einfluß, der im Stillen wirkt, und an dem Gang der Jahrhunderte nicht ermüdet, schwerer abzuzählen, als die Todten eines Schlachtfeldes oder die verbrannten Dächer einer Stadt. Letzteres warf man aber allein in die Wagschale, und die „Barbaren" stehen als die Todfeinde der Civilisation da. Die Kriegesgreuel kommen nicht einmal allein auf ihre Rechnung, sondern die Griechen, welche nicht zu den Barbaren gerechnet werden, müssen schon als Urheber des langen unheilvollen Kriegs, der das gothische Reich zertrümmerte, die größere Hälfte der Schuld auf sich nehmen. In dem schönern Ruhm hingegen, eine Eroberung zum Segen für die Unterjochten umgewandelt, durch Beispiel, Verfassung, Gesetz und Sitte ein ganz gesunkenes Volk zu glühender Freiheitsliebe, zu wetteifernder Bürgertugend erhoben zu haben, stehen die Gothen und Longobarden weit über den verfeinerten Griechen.

Die Regierung der Karolinger ging fast spurlos über dem Longobardenvolk hin, und ist hier nur durch das bedeutend, was ohne ihr Zuthun und sehr gegen ihren Willen sich ausbildete, die wachsende Macht der Großen des Reichs, die sich bei dem Aufhören des Königsstammes 63 Jahre lang in kleinen Befehdungen, Thronrevolutionen und manchen Wirrnissen äußerte. Unter den vielen Herzogen, unter welche das Reich getheilt war, hatten sich besonders fünf oder sechs zu ansehnlicher Macht erhoben, die ihnen Ansprüche auf die Krone geben konnte. Das mächtigste war das Herzogthum Benevent, welches fast ganz aus dem jetzi-

gen Neapel bestand, dessen Fürst sich aber wenig um die Herrschaft von Italien kümmerte. Ebenso wenig Ehrgeiz hatten der Graf von Lucca, zugleich Markgraf von Toskana, und die Markgrafen von Fermo und Ivrea. Wohl aber machten sich zwei mächtige Fürsten die Krone streitig, die Markgrafen Berengar von Friaul und Guido von Spoleto. Berengar war der glücklichere Bewerber, und regierte im Ganzen, nicht ohne viele Anfechtungen, 36 Jahre lang. Er war ein hochherziger König, doch bezeichneten seine Regierung viele Unglücksfälle, und selbst ein Mann von seinen Talenten vermochte nicht der Gährung zu widerstehen, die sich in Norditalien bildete, und aus welcher das schon lange vorbreitete Werk hervorgehen sollte, nämlich ein freies und starkes Bürgerthum. Das Unglück wurde vermehrt durch die Einfälle zweier wilder und kriegerischer Horden, der Ungarn und der Sarazenen. Die Erstern hausten so wild, daß man das Ende der Welt nahe glaubte, und die Theologen sehr ernstlich darüber disputirten, ob die Ungarn die in der Schrift bezeichneten Gog und Magog wären.[1]) Die Sarazenen, welche in diesem Jahrhundert nur noch Räuberhorden ohne die spätere Civilisation waren, hatten Sicilien und Neapel zum Schauplatz ihrer Plünderungen gemacht und ihre Streifereien bis vor die Thore Roms ausgedehnt. Von Spanien aus besuchten sie am Ende des neunten Jahrhunderts Piemont und selbst Toskana, und vermehrten den Schrecken, den schon die Wildheit der Ungarn verbreitet hatte.

Die Einfälle dieser Räuberhorden waren einestheils sehr unglücklich für Italien, da beide nur zeitweise ihre wilde Habsucht in Plünderungen ausließen, und weder irgend eine Verfassung, eine Sitte, ein Gesetz mitbrachten, das in Italien Anklang und Benutzung hätte finden können, noch eine politische Veränderung darin hervorbrachten, welche durch nachhaltige Folgen für die Civilisation den augenblicklichen Schaden wieder ersetzt hätte. Andererseits sind sie für die Geschichte der italienischen Kultur insofern höchst wichtig, als sie die erste Gelegenheit waren, wo sich der longobardische Einfluß bewähren konnte. Und allerdings hat

1) Eine Dissertation darüber existirt noch im Manuscript. Denina, Riv. T. II, Libr. IX, cap. 2.

er sich herrlich bewährt. Wenn die Einfälle tapferer Völker am Ende des occidentalischen Reichs den Arm und Muth der Römer immer mehr lähmten, und ihm jede Ermannung und Besonnenheit zur Selbsthülfe und Abwehr der Noth raubten, so sehen wir 400 Jahre später auf dem Felde des longobardischen Einflusses aus dem Chaos von Verwirrungen, Revolutionen, innern Kriegen und wilden Einfällen eine starke, tüchtige Gesinnung hervorgehen, welche die Geißel der Drangsale nur noch mehr stählte, und welche sich zu einem Nationalcharakter ausbildete, dessen hervorstechendste Seiten eine enthusiastische Freiheitsliebe, kühner Muth und Beharrlichkeit in Erkämpfung und Bewahrung der Unabhängigkeit, und ein gewiß nicht müßiger Stolz auf das erworbene Gut waren. Die langen Streitigkeiten um die Krone Italiens beraubten die Einwohner der vielen blühenden Städte in dem Thal des Po eines mächtigen Schutzes gegen äußere Feinde, und gaben sie auch den Angriffen jedes einzelnen Thronbewerbers preis, der sie von der Partei seines Gegners gewaltsam abbringen wollte. Diese Verwirrung erweckte die Energie der Bürger; sie fingen an zu bemerken, daß sie in dem allgemeinen Kampf eine gewisse Geltung erhielten, und eine wichtige Rolle zu spielen hatten. Da ihnen der Schutz des Friedens und der Gesetze mangelte, so sah sich diese große, an Hülfsquellen reiche Partei in ihrem Innern nach Mitteln um, die jenen ersetzten, und fanden sie in ihrer eignen Kraft, die sich in den Kriegen geübt hatte, in ihrer Eintracht, um welche die gemeinsame Noth ein festes Band gezogen, in ihrem Bürgerthum, welches eine Schule mancher Tugenden geworden war. Weit entfernt, der Noth feig zu erliegen, zogen sie Mauern um ihre offnen Städte, bildeten Milizen, erwählten aus ihrer Mitte kräftige Magistrate, und nährten hinter diesem Schild eine Kraft und Energie, welche mehre Jahrhunderte lang die Geschichte Norditaliens lenkte und den mächtigsten Fürsten die Spitze bot. Das war longobardischer, nicht römischer Einfluß.

Die schlechte Regierung der Nachfolger Berengar's veranlaßte die longobardischen Großen, dem deutschen Kaiser Otto ihre Krone anzutragen. Unter ihm und seinen beiden Nachfolgern genoß Italien ziemlicher Ruhe, und hatte alle Gelegenheit, bei der Freigebigkeit und Politik der Kaiser, seine Municipalverfassungen aus-

zubilden, wozu noch kam, daß die Entfernung des Hofes den Städten eine gewisse Gewohnheit der Unabhängigkeit gab. Die Fülle republikanischer Kraft zeigte sich bald nach dem Tod des dritten Otto, 1002, in Eifersucht und dem Streben der Städte nach dem ersten Rang, auf den ihnen ihr Selbstgefühl Ansprüche gab. Von da an sehen wir die Fackel der Zwietracht in diesem Land nicht mehr erlöschen, sondern in der wachsenden Energie, der Macht und dem Reichthum der Städte eine stete Nahrung ziehen. Doch auch erhabne Bürgertugenden leuchten aus diesem Gewebe von Kriegen, Bündnissen und wechselnden Parteien hervor. Pavia wählte den Markgrafen Arduin zum lombardischen König; Grund genug für Mailand, den deutschen Kaiser Heinrich II. nach Italien einzuladen, und seine Königswürde durch einen verheerenden Krieg zu behaupten, in welchem Arduin zuletzt unterlag. Die deutschen Kaiser hatten seitdem fast 200 Jahre lang die Herrschaft über die Lombardei, aber eine Herrschaft, welche sich durch die hartnäckigsten Belagerungen, härtesten Strafen der Rebellen nicht behaupten ließ, und die Ohnmacht der Kaiser gegen die jugendlich frischen Republiken immer deutlicher herausstellte. Mit jeder Niederlage wuchs der Haß der Städte gegen ihr Oberhaupt, mit jedem Sieg ihre Kühnheit, ihre Selbstzuversicht; und ihre Ausdauer wurde endlich durch den Kostnitzer Frieden gekrönt, da der Kaiser ihre völlige Unabhängigkeit für immer anerkannte.

Auch den süditalienischen Provinzen waren ihre Stürme, ihre Wunden und Schlachtfelder, aber auch ihre Verjüngung beschieden. Auch sie sahen das gothische Reich über ihren Häuptern stürzen und der griechischen Herrschaft Platz machen, welche sich dann lange bis zum 11. Jahrhundert, besonders in den drei Herzogthümern Neapel, Gaeta und Amalfi behauptete. Daneben blühte das longobardische Herzogthum Benevent, seit 568, und verbreitete auch über die Nachbarn seinen wohlthätigen Einfluß. Die Araber schwangen ihre Geißel auch auf dieses Land; sie setzten sich in Sicilien fest, und machten von da Streifzüge bis an die Thore Roms, wo sie im Angesicht des Hauptes der Christenheit die Basilica di S. Pietro ausplünderten. So blieb Süditalien der Schauplatz merkwürdiger und wohlthätiger Veränderungen, und war abwechselnd die Beute der Griechen, Saraze-

nen und Longobarden bis zum elften Jahrhundert, wo die Normannen zufällig diese Gestade betraten. Die echt ritterliche Nation half sogleich dem Herzog von Salerno die Araber zurückschlagen, setzte sich nach und nach in Sicilien fest, und gründete dort ein eignes Reich. Wie viele Völker reichten sich also auch auf diesem Tummelplatz aller Eroberer die Hände, welche Kriegsstürme und Drangsale brachten Leben und Bewegung in die stehende Masse; wie wohlthätig war stufenweise die Verjüngung dieses Theils der Menschheit vorbereitet, von Griechen und Römern an, durch Ostgothen, wieder durch Griechen, Longobarden, Sarazenen, Normannen. Es bedurfte wahrlich nur noch eines Herrschers wie Friedrich's II., um diesen ganz neuen kräftigen Stamm zur Blüthe zu treiben.

Ganz anders war die Lage im Mittelpunkt Italiens, in Rom. Die Einwohner dieser ewigen Stadt hatten von den Fremden nur die vorübergehenden Unglücksfälle, Belagerungen, Plünderungen, Brandschatzungen zu leiden, ohne die wohlthätigen Folgen der germanischen Eroberung mitzugenießen. Die ostgothischen Könige hatten ihre Residenz in Ravenna, die Longobarden in Pavia; dadurch ging für die Römer eine große Anregung durch das Beispiel kräftiger Regenten verloren. Aber auch mit besonderer Sorgfalt hütete Theodorich seine Ostgothen vor zu inniger Gemeinschaft mit dem verdorbenen Römer; nicht einmal in die italienischen Schulen sollten die gothischen Kinder geschickt werden, weil er fürchtete, daß sie, die dort vor der Ruthe zittern müßten, später auch vor dem Schwert zittern würden; und obgleich dieser große König alle vorgefundenen Rechte und Verfassungen unangetastet ließ, die Denkmäler vormaliger Römergröße mit besonderer Achtung und Vorliebe beschützte, die noch vorhandenen bessern Römer wohl für seine Plane zu benutzen verstand, so wußte er doch auch mit Geistesfreiheit die nichtswürdige Masse der neuen Unterthanen zu erkennen und die Gefahren für seine Gothen vorauszusehen. So kamen er und seine Nachfolger wenig nach Rom, um da zu regieren, und die Stadt, welche ohnedies die Formen ihrer alten Verfassung behalten hatte, über denen kein neuer Geist wehte, merkte wenig von der neuen Herrschaft. Auch die spätern Longobarden wendeten ihre beseelende Kraft mit besonderer Vorliebe auf Norditalien, und be-

rührten Rom in ihrer Verachtung der dort herrschenden Sittenlosigkeit wenig. So blieben die Römer in dem engen Kreis ihrer Ideen und starren Formen müßig liegen, nur mit sich selbst und ihren kleinlichen Interessen beschäftigt, ihren alten Gebräuchen, welche Sinn und Bedeutung verloren hatten, nachhängend, ein unglücklicher Raub des Heidenthums und des schlecht verstandenen Christenthums, und zuletzt beide in sich vereinend. Sie konnten sich von den Erinnerungen an ein ehemaliges römisches Reich nicht trennen, und überzeugten sich doch täglich von der Unfruchtbarkeit ihres ererbten Stolzes; sie haßten die Räuber ihrer Größe, und hatten doch nicht den Muth, dieselbe vor der Welt zu behaupten; sie haßten die Abtrünnigen von ihrem Glauben, und merkten doch, daß ihr Glaube nicht lebendig genug war, sie selbst zu erheben. So erscheinen die Römer in den ersten Jahren der großen Verjüngung des Erdkreises gleichsam nur negativ; die Angriffe der Völker konnten ihnen nur Verluste geben; ihr Name erscheint nur als der der Geplünderten, man liest nur, wie viele Schätze sie sich nehmen ließen, wie viele Sclaven auf ihren Gütern durch die Sieger frei wurden. Umsonst aber verhallt in jener Zeit die Frage nach Thaten, Talenten, Tugenden der Römer. Waren nun die Großen schon zu einer schimpflichen Nullität herabgesunken, so verschwand der Rest der Nation, ein feiges, durchaus liederliches Gesindel, gänzlich aus der Geschichte, und war nur noch der Verachtung preisgegeben. Salvianus, ein römischer Zeitgenosse Theodorich's, sagt: „Selbst die Barbaren nehmen Aergerniß an unserm schändlichen Betragen; die Gothen dulden unter sich keine gothische Buhlerin, nur die lüsternen Römerinnen dürfen dies Geschäft treiben, dies Vorrecht gibt ihnen der Ruf, der an dem Namen des Volks hängt. Uns gefällt die Unbeständigkeit, die Gothen verabscheuen sie; wir fliehen die Reinheit der Sitten, jene suchen sie aus allen Kräften. [1])

So war die Grundlage, auf welcher sich nach und nach eine politische Form gestaltete. Das rein negative Leben der Römer versenkte aber die Geschichte der Stadt seit Belisar's Zeit in ein schwer zu durchdringendes Dunkel. Sie war den Gothen ent-

1) De Gub. Dei, VII. Cit. von Moisè Storia dei Dominii stran. T. II, Libr. II, cap. 6.

riſſen, und als Provinz dem griechiſchen Kaiſerthum einverleibt worden, welche durch einen Präfecten verwaltet wurde. Doch auch unter dieſer Herrſchaft ſchmeichelte ſich das Volk noch mit den republikaniſchen Namen und Formen, womit es ſchon früher Octavian eingewiegt hatte, und in den dunkeln Faden jener Geſchichte ſind zuweilen die Namen Senat, Conſuln und Tribunen eingewebt. Wahrſcheinlich konnte die alte und bevölkerte Stadt, die manchen Invaſionen, beſonders der Longobarden, glücklich entgangen war, in der Folge eine Municipalregierung einſetzen, die ſie mit den Titeln aus einer ehrwürdigen Zeit ſchmückte.[1] Die Entfernung der griechiſchen Kaiſer, die Schwäche der Präfecten, denen kein Heer Nachdruck gab, ließ den Römern hinreichende Muße, ihre Ideen von Unabhängigkeit weiter auszubilden; ſie blieben meiſt außer dem Conflict mit den erobernden Völkern, ihre Stadt blieb verſchont, wurde beſucht, geehrt, angeſtaunt; dies Alles nährte den Stolz der Erben römiſcher Größe und römiſcher Ruinen. Aber eben beide Erbſchaften, die einen ſo merkwürdigen Contraſt bildeten, erzeugten auch in ihrem Charakter eine merkwürdige Miſchung, die ſich in vielen Inconſequenzen äußerte. Ein zeitweiſe unbändiges Streben nach Freiheit, das oft eine bewundernswürdige Seelengröße entwickelte, und dann wieder die äußerſte Niedergeſchlagenheit, die aus dem Bewußtſein der Ohnmacht und des Unvermögens, ſich für lange Zeit zu ermannen, hervorging, peinigte wechſelsweiſe dieſes Volk, dem die ſittlich religiöſe Grundlage fehlte. Dieſelbe Zwietracht und Inconſequenz herrſchte in ihrem Glauben. Sie haßten die, welche das Oberhaupt ihrer Kirche nicht anerkannten, und zeigten doch ſelbſt nicht das geringſte Entgegenkommen, die geringſte Neigung und Biegſamkeit für die Wünſche dieſes Oberhauptes. Sie fühlten die Schlinge, die ſich immer enger um ſie zuſammenzog, ſie ahnten die elende Rolle, welche ihnen in der neu ſich bildenden Völkergeſellſchaft zugetheilt wurde, und ſo auf der Schwelle zwiſchen Alterthum und neuerer Zeit, zwiſchen ihren Triumphbogen und chriſtlichen Kirchen und Klöſtern hin und her ſchwankend,

1) Muratori, Ann. Ital. ad ann. 967. 987. 1015. 1087. Hallam, Europe during the Middle Ages. VIII, cap. II. Sismondi, Rép. ital. T. I, chap. III, p. 155.

ohne Entschluß, ohne Kraft, wurden sie eine Beute, nicht der Kraft, die jedenfalls wohlthätig auf sie gewirkt hätte, sondern der List, die mit einer bewundernswerthen Ausdauer ihnen die Fesseln kaum merklich anlegte. Ihre häufigen Widersetzlichkeiten und Empörungen gegen die griechischen und deutschen Kaiser und gegen die Päpste waren ein kurzes Auflodern einer Art römischen Geistes, der aber, eben weil ihm die sittliche und religiöse Kraft abging, bald wieder zusammen sank, und zuletzt ganz in der Geschichte der Kirche verschwand.

Dafür stand eine andere Macht, die päpstliche, in ihren Mauern auf, die in ihrem sonderbaren Zwitterleben zwischen geistlicher und weltlicher Macht keinen günstigen Einfluß auf die Entwicklung der römischen Kultur hatte. Nicht die offne Kraft hatte diese Herrschaft gestiftet, sondern Mittel der Schwäche, auflauernde List und schlaue Benutzung der Umstände, der Zwietracht und Schwäche anderer Herrscher, der Unwissenheit der Völker, der Begeisterung der Frommen, der Sinnlichkeit der Gemeinen, im Nothfall auch scheinbare Nachgiebigkeit und Unterwerfung unter einen kräftigern Willen. Da sie durch solche Mittel meist über ihre Gegner triumphirte, so mußten jene Eigenschaften, die schon durch jahrhundertelange Erniedrigung in dem Charakter der Römer wurzelte, in deren Augen einen besondern Werth erhalten; und die Ausdauer und Consequenz der Päpste in ihrem Streben nach Einem Zweck, ihre feste Haltung und ihr Reichthum an Hülfsquellen bei allen Widerwärtigkeiten erhob sie in dem Urtheil derselben weit über ihre Zeit hinaus. Die schamlosen Sitten, welche im 10. Jahrhundert den päpstlichen Stuhl befleckten, verschwanden unbemerkt in der allgemeinen Wildheit der Zeit, dagegen glänzten die Tugenden einiger ausgezeichneten Päpste desto heller, und verschafften dem Stuhl ein ausgebreitetes Ansehen. Indessen hätten solche Eigenschaften nicht hingereicht, die Römer an das Interesse der Päpste zu fesseln; nicht einmal die Religion, in deren gemißbrauchten Namen und unter deren Deckmantel sie den entferntesten Völkern und deren Fürsten ihre Fesseln anlegten, konnte den Römern ihr Joch annehmbar machen. Politik und Zufall, den sich jene Priester mit seltner Gewandtheit zum Diener machten, brachten die meisten Materialien zu dem wundersamen Gebäude der Hierarchie zusammen. Die unzu-

friedene Stimmung der Römer gegen die orientalischen Kaiser begünstigte vortrefflich die Päpste in ihren Erhebungsversuchen über die griechischen Patriarchen. Auch die Longobarden wurden benutzt, das Ansehen derselben zu vergrößern; die Vertheidigung Roms gegen jene Arianer ward als eine heilige Religionssache dargestellt, und je mehr sich die Römer von den Kaisern verlassen sahen, desto mehr schlossen sie sich an die Päpste an, die als ihre alleinigen Retter dastanden, und die reichlichen Spenden der Andächtigen sehr schlau zur Befestigung ihres moralischen Uebergewichts, zum Schutz der Kirchen und Klöster anwendeten. Die Excesse der Bilderstürmer vollendeten den Sieg über die Orientalen, den gefährlichsten Feind, da er mit gleichen Waffen focht. Der Fanatismus ward bewaffnet, dem Kaiser der Tribut aufgekündigt; zugleich öffneten die Städte des Exarchats den Longobarden ihre Thore, sodaß nur noch die Küstenstädte des Südens dem Kaiser gehörten. Der griechische Präfect zu Rom erhielt durch Gregor's II. Künste kaum noch einen Schatten von Macht, und so blieb die Stadt bis zur Zeit der Karolinger eine Art von Republik. Während die Großen Roms unabhängig und mächtig waren, und weder dem Kaiser noch dem Papst gehorchten, hatte der Letztere als Vermittler zwischen Himmel und Erde einen großen Anhang bei dem Volk, dessen Rechte er beschützte, und das er durch Wohlthaten noch besonders an seine Person fesselte. Endlich suchte der heilige Stuhl das Uebergewicht, das ihm in Rom auf geradem Wege nicht gelingen wollte, von Außen her durch die neu bekehrten Völker zu gewinnen, und der Wucher mit der Unwissenheit und den Sünden der Menge brachte beträchtliche Reichthümer nach Rom. Einen Hauptschritt zur Macht beförderte die Hingebung und Gelehrigkeit der französischen Könige. Die Päpste gaben ihnen Rechte, die sie nicht vergeben konnten, und empfingen von ihnen Ländereien, die den Königen nicht gehörten; beides zum Nachtheil des griechischen Kaisers, der vergebens dagegen protestirte. Das Verbrechen bestrafte sich selbst. Der päpstliche Stuhl, mit Macht und Reichthümern versehen, ward nun das Ziel und der Zankapfel aller ehrgeizigen Römer, und sein Besitz die Losung zu unzähligen Verbrechen, heftigen Bürgerkriegen, wobei selbst das Blut der Päpste floß. Doch wurzelte ihr Ansehen so fest in dem Aberglauben, den die Klugen

unter ihnen immer dichter um das Volk zogen, daß die scandalöſeſten Auftritte, die das 10. Jahrhundert für Rom denkwürdig machen, daſſelbe nicht erſchüttern konnten. Einige hervorragende Männer, die bald darauf mit merkwürdiger Kraft die abendländiſche Chriſtenheit unter ihr nicht ſanftes Joch beugten, knüpften denn vollends das Schickſal des römiſchen Volks an ihr eignes, das eine beſtändige Kette fanatiſcher Zänkereien und Anmaßungen gegen alle Fürſten der Erde war, und Rom vielen Kriegen und Belagerungen, Parteienhaß und allen Greueln der Anarchie preisgab. Während alſo der Süden und Norden Italiens ein friſches Blut, eine neue Kraft und Energie erhielt, hatte die Nemeſis der Hauptſtadt dieſe Wohlthat verſagt. Die Herrſchſucht, die ſeit der Gründung Roms die Bewohner zu keiner ruhigen Entwicklung kommen ließ, die ſo viele Völker niedergetreten hatte, laſtete nun ſchwer auf dem Römer, der eine große Rolle ausgeſpielt hatte, und erſchöpft einer Verjüngung entgegenharrte. Er ging unter, damit ein Einziger die Herrſchaft ſeiner Vorfahren unter anderm Banner noch weiter ausdehnen konnte. Als er die Gefahr merkte, die ſeiner eignen moraliſchen Exiſtenz drohte, war ſein Geiſt ſchon in die Feſſeln geſchlagen, und der geiſtige Untergang ſollte nun dem phyſiſchen folgen. Ein hartes Geſchick knüpfte das römiſche Volk an eine Reihe von Herrſchern, denen nur Herrſchen und Unterdrücken der Zweck war, die das Völkerglück und die Pflichten der Regierung nicht kannten, machte es zu Sclaven eines Kirchendespotismus, deſſen Elemente Finſterniß und Aberglaube, deſſen Waffen Kriecherei und Fanatismus waren. Nur in Rom konnte eine ſolche Hierarchie entſtehen; der aus früherer unglücklicher Zeit äußerſt verdorbene Charakter des Volks lieh ſich vortrefflich zur Grundlage, und er wurde ſo gut überwacht, daß alle Einfälle fremder Völker, alle Beſuche deutſcher Kaiſer und ihrer Heere, kaum merkliche, ſchnell verlöſchende Lichtfunken in die Maſſe werfen konnten.

§. 2.

Verjüngung in der Kultur.

Pignotti ſchreibt den Verfall der Wiſſenſchaften und Künſte den Barbaren und ihrer Unfähigkeit die Kunſt zu ſchätzen zu-

Er folgt darin nur der Ansicht, welche vor ihm schon alle italienische Schriftsteller ausgesprochen haben. Die Italiener finden eine gewisse Genugthuung darin, den traurigen Zustand der Erniedrigung und Finsterniß in ihrem Land der Roheit der nordischen Sieger zuzuschreiben, welche sie mit großer Genauigkeit überall hervorheben. Die Darlegung der wahren Hemmnisse, die noch heutiges Tages dem aufstrebenden Geist die Flügel lähmen, mag allerdings für den italienischen Geistlichen ein Nefas sein, und er hilft sich meist, wie das Tiraboschi thut, mit scharfsinnigen Abschweifungen, Umgehungen und Bemäntelungen durch; doch ist es zu verwundern, daß Literatoren, die außer dem Bereich der Bannstrahlen waren, den Verfall der Literatur in Europa ebenfalls von den Einfällen und der langen Herrschaft der Barbaren ableiten. [1]) Nach dem, wie sich im Vorhergehenden der Geist im römischen Reich vorgestellt hat, geht hervor, ob die germanischen Völker eine Wissenschaft und Kunst zerstören konnten, und jeder weitere Schritt wird uns mehr von dem Gegentheil überzeugen. Sie machten der äußern Form des Reichs ein Ende, nicht aber jenem Geist, der das Reich gegründet hatte. Selbst als äußere Veranlassung zur Zerstörung der Kunst kamen sie zu spät; das traurige Werk war längst geschehen. Sie konnten wohl ein Monument zerstören, dies war kein Verfall der Kunst; aber diejenigen, welche es errichtet hatten, waren längst nicht mehr. Der Sturz des weströmischen Reichs machte durchaus kein Geräusch, da es längst vorher zerfallen war. Die Menschheit war bis zur Ermüdung unter einer Form lange fortgegangen, hatte in dieser alles ihr Mögliche erreicht, und bedurfte in ihrer gänzlichen Erschöpfung einer gänzlichen Wiedergeburt. Der Genius des Volks, d. h. der innere Glaube an die eigne Tüchtigkeit, das stets vorschwebende National-Ideal, an welchem jedes Volk den Gang seiner Entwicklung abmißt, war längst untergegangen. Man hatte das Alte aus den Augen verloren, die Gegenwart war ein bloßes Werden und Gestalten, und die Zukunft zeigte nicht das Ziel dieser Veränderungen. Der Fall Westroms ist ist ebenso wenig die Epoche des Untergangs der Literatur. Die fremden Völker fanden nur noch todte Monumente in allen Zwei-

1) Ginguené, Hist. litt. de l'Ital. T. 1, Part. I, chap. 1.

gen der Kunst, sowohl Bauwerke als Schriften; wie die Denkmäler der Baukunst Trümmer einer untergegangenen Religion, so waren die Schriften Trümmer einer untergegangenen Poesie. Beider Lebensfaden war durch die christliche Theologie abgeschnitten, welche sich mit dem römischen Reich zu einer zweiten Eroberung der Erde verband, und an dieser haben die fremden Völker nichts zerstört. Die Hauptniederlage erlitt die klassische Literatur in den Gefechten der kirchlichen Gladiatoren in den scandalösen Concilien, deren Folge die Zerstörungswuth der christlichen Heroen gegen das sterbende Alterthum war. Auf den Ruinen derselben bauten die ersten Barbaren ihre kirchliche Literatur, welche die nachfolgenden nicht antasteten. Im Gegentheil, der giftige Keim entwickelte sich immer üppiger zur Scholastik aus, und nicht die Barbaren, sondern der endlich erwachende Verstand in den Enkeln derselben machte dem Verderben ein Ende. Es ist sehr die Frage, ob sich Italien ohne jene germanischen Völker nach und nach erholt hätte, aber ohne Zweifel ist, daß sie die Wissenschaft und Kunst nicht zerstört haben. Das Wort „Barbar", das die Italiener immer noch mit wahrem Selbstgefühl im Munde führen, ist überhaupt unstatthaft. Bezeichnet es rohe Völker, so waren die Italiener zur Zeit der Völkerwanderung selbst Barbaren; wollen sie damit diejenigen bezeichnen, die nicht römischen Geblüts sind, so waren Dante, Boccaccio und Petrarca auch Barbaren.

Wir kennen den großen Antheil, den die germanischen Völker an der Regeneration des europäischen Südens hatten. Betrachten wir nun auch näher den Einfluß, den sie auf die Literatur ausübten. Wenn Italien in seinem bedauerlichen Zustand am Ende des römischen Reiches noch fähig gewesen wäre, sich zu erheben, so hätten ihm Odoaker und die Ostgothenkönige genug Aufmunterung gegeben. Unter diesen Herrschern war Italien weniger beunruhigt, weniger erniedrigt, weniger von den Studien entfernt, als am Ende des Kaiserreichs. Theodorich und unter seinen Nachfolgern besonders Athalrich und Theodatus waren aufgeklärte und eifrige Beförderer der Wissenschaften. Sie suchten und fanden unter den Römern einige Männer, welche in ihre großartige Plane eingingen, und den Wissenschaften und der Kultur ein rasches Aufblühen versprachen. Die Namen Cassio-

dorus, Symmachus, Boethius, Ennodius, Arator sind ebenso viele Zierden für jene dunkle Zeit, als Lobsprüche für den hohen Sinn der Könige, unter deren Schutz und Mitwirkung die Wissenschaften sich emporhoben. Theodorichen selbst war die eigentliche Weihe versagt, er konnte nicht einmal schreiben; um so höher ist sein Ruhm, daß er, der in Constantinopel unter dem Wust theologischer Zänkereien und nichtswürdiger Verketzerungen erzogen war, doch seinen reinen Sinn für die wahre Bildung auf seinen Thron mitbrachte, und weit über seine Zeit erhaben, die Wissenschaft an sich und als die schönste Blüthe des menschlichen Geistes ehrte, gleichviel ob sie einen ketzerischen oder orthodoxen Kopf zum Organ hatte. Sein hoher Geist erbte sich durch seinen Freund und Lehrer auch auf seine Nachfolger fort. Athalrich gewährte allen Gelehrten besondere Auszeichnungen und Belohnungen, ebenso Theodatus, der selbst in der Philosophie, besonders der platonischen, sehr bewandert war. Unter ihnen schien eine neue goldne Zeit anzubrechen, der aber leider durch den Barbarismus der Griechen ein frühes Ende gemacht wurde. Doch alle Hülfsmittel, welche in jener traurigen Zeit zur Förderung der wissenschaftlichen Bildung zu Gebote standen, wurden erschöpft. In allen Städten des Reichs blühten Schulen auf; auch die orthodoxen Geistlichen folgten dem gegebenen Aufschwung, und errichteten in allen ihren Kirchsprengeln geistliche Schulen. Daß diese ganz für den Klerus bestimmt waren, und darin höchstens die Elemente des theologischen Wissens gelehrt wurden, daß aus ihnen äußerst wenige geistliche Schriftsteller hervorgingen, kann den gothischen Königen nicht zur Last fallen. Denn wie sehr ihnen alle Zweige des Wissens am Herzen lagen, beweist das Gesetz Athalrich's, welches den Professoren der Grammatik, der Eloquenz und der Jurisprudenz zu Rom jährliche Gehalte aussetzte, und dadurch den Grund legte, auf welchem später die Universitäten sich ausbildeten. [1]) Gleichen Schutzes und gleicher Ehre erfreute sich die Arzneikunde, die freilich noch in dem Zustand der Kindheit war, und besonders die Philosophie, welcher zuerst durch Boethius und Symmachus eine originale Bahn geöffnet wurde.

Unter so rühmlichen Bestrebungen und dem großartigen

1) Tiraboschi, Tom. III, Libr. I, cap. 1. 6.

Schutz der Fürsten erhielten auch die schönen Wissenschaften einen neuen Trieb, und wurden von dem bessern Geist, der Alles durchwehte, beseelt. Sind auch die meisten Schriften jener Zeit nicht frei von Barbarismen, so näherten sich doch manche der klassischen Reinheit der Sprache. Besonders ragt unter den Dichtern Boethius hervor, dessen Verse wenigstens besser sind, als die meisten aus den zwei letzten Jahrhunderten des römischen Reichs. Ein anderer geschätzter Dichter war Ennodius, Bischof in Pavia, welcher in seinen Gedichten der Lombardei das schönste Lob gibt; zu seiner Zeit waren die Schulen in Mailand und andern lombardischen Städten in der höchsten Blüthe, und bildeten sich in ihnen große Männer für das Forum und den Senat. Die Wahrheit seines Lobes bewies außer Elpidius und mehren Andern besonders Arator, von Mailand oder Brescia, ein gefeierter Dichter unter Theodorich, dessen Talente das Sprichwort veranlaßten, daß auch Ligurien seinen Tullius hervorgebracht habe. Erreichten alle diese Versuche auch nicht die Höhe der klassischen Schriften, so führte doch das allgemeine lebendige Streben zu jenen ewig frischen Quellen der Kunst hin, und erweckte eine fruchtbare Liebe zu den Mustern der vergangenen Zeit. Die römischen Klassiker wurden gesammelt, aufbewahrt; sie hatten von Jahrhundert zu Jahrhundert durch die Roheit und Unwissenheit der Copisten eine Menge Flecken erhalten, die nun der bessere Geist ihrer Verehrer zu tilgen bemüht war. Dem Geschmack eines Vetius, Agorius, Basilius, Mavortius verdanken wir immer noch hellere Einsichten in das Alterthum und ein leichteres Verständniß der Meisterwerke. Ein schönes Werk aus jener Zeit ist der berühmte älteste Codex des Virgil, geschrieben von Rufius Apronianus, der im J. 494 römischer Consul war, und mehre eigne lateinische Gedichte hinterlassen hat. Der Codex ist jetzt eine Hauptzierde der Laurentianischen Bibliothek zu Florenz.

Auch über den bildenden Künsten waltete die schützende Liebe und der anregende Eifer der ostgothischen Könige. Theodorich gab sich, mit Cassiodorus vereint, aus allen Kräften der Erhaltung und Herstellung der alten Denkmäler hin. Es bestanden eigne Comites nitentium rerum, welchen streng anempfohlen war, in der Nacht darüber zu wachen, daß die die Straßen und Plätze Roms zierenden Statuen nicht von roher Hand zerstört

würden. Auch die Erhaltung der antiken Gebäude war einem eigends dazu ernannten Baumeister anvertraut. Aus dem Edict des Königs geht deutlich hervor, wie sehr ihm die Erhaltung der Kunst, Majestät und Größe Roms am Herzen lag. Die merkwürdigen Kloaken wurden auf seinen Befehl ausgebessert. Seine eigne Kasse erschöpfte sich über seiner Freigebigkeit, wovon sich bei Cassiodorus und Ennodius eine Menge Beweise finden. Aber auch Denkmäler seiner Zeit, womit er fast alle Hauptstädte Norditaliens schmückte, bringen seinen Ruhm von Geschlecht zu Geschlecht fort. Ravenna, Pavia, Verona, und viele andere Städte weisen noch Portiken, Aquäducte, Paläste und Bäder als Zeugen des edeln Kunststrebens der Gothen auf. Seine Nachfolger waren von demselben Geist beseelt, und setzten das Werk ihres großen Ahnen rühmlich fort. Es ist daher unbegreiflich, wie Manche die Gothen als die Zerstörer der alten Kunst darstellen konnten, und Muratori zürnt mit Recht über solche Flecken der Geschichte; Tiraboschi meint sogar, daß die Skulptur und Malerei unter diesem Volk betrieben worden sei. [1])

Die ganze Frucht dieses edeln Aufschwungs, der auch schon auf die Römer wohlthätig zu wirken angefangen hatte, wurde vernichtet, als die Griechen über das adriatische Meer zogen, ihr vermeintliches Eigenthum in Anspruch zu nehmen. Die Greuel eines Vertilgungskrieges hemmten jede geistige Beschäftigung, und zogen verheerend durch Schulen, Kirchen und Werkstätten der Kunst. Es ist ein gewaltiger Streit, den auch Tiraboschi unentschieden läßt, ob die Griechen oder Ostgothen mehr Theil an dieser Zerstörung hatten, und das Vorurtheil spricht hierin gegen die „Barbaren"; indessen ist der Grieche Procopius die Hauptquelle über diesen Krieg. Uns scheint es nicht billig anzunehmen, daß die Gothen, welche in einem 60jährigen ruhigen Besitz unter ihren talentvollen Fürsten die Kunst schätzen gelernt, und eine besondere Vorliebe dafür erhalten, welche ihren Geschmack an den vollendeten Mustern gebildet, mit Fleiß das Bessere zu retten gesucht, und ihren eignen Schöpfungsgeist durch Errichtung gothischer Denkmäler bewährt hatten, daß diese Gothen nun ihr

---

1) Muratori, Antiq. ital. med. Aevi. Dissert. 23. 24. — Tiraboschi, T. III, Libr. I, cap. 7.

eignes Werk vernichten, und gegen die Schöpfungen ihrer Kunst oder die von ihnen so sorgfältig bewahrten Meisterwerke alter Zeit auf barbarische Weise gewüthet hätten. Es findet sich auch kein eigentlicher Beweis von ihrer Zerstörung der öffentlichen Monumente in Rom, und die häufigen Verbrennungen Roms durch dieselben sind eine Fabel, welche der Fanatismus ausgestreut und das Vorurtheil fortgepflanzt hat. Von den Griechen sind sicherere Beweise von Barbarismus vorhanden, wie besonders die ihnen Schuld gegebenen Greuel gegen die Kunst, welche sie in Rom bei der Belagerung durch die Gothen 537 verübten. [1]) Bei einem Sturm gegen das Grabmal Hadrian's (Engelsburg) nahmen die belagerten Griechen in Ermangelung anderer Geschütze die marmornen Statuen, brachen sie in Stücke und schleuderten sie auf die Feinde. Was noch mehr gegen die Griechen zu sprechen scheint, ist der ganz veränderte Geist, der mit der neuen Regierung über Italien wehte, und der den Sturz der gothischen Herrschaft nur bedauern läßt. Die Flamme einer edeln Begeisterung, die unter der letztern selbst die Römer wieder zu erwärmen begonnen hatte, war schnell verloschen, und neue Trümmer bezeugten einen neuen Untergang der Kunst. Die Griechen hatten selbst den schaffenden Geist verloren, und wirkten nicht mehr belebend, wie bei ihrem ersten Auftreten in Italien; ihren guten Geschmack zeigten sie nur noch in der bessern Auswahl, die sie beim Plündern trafen. Ihr Heißhunger für die Kunstwerke brachte Italien einen größern Verlust als die Zerstörungen des Kriegs. Der griechische Kaiser Constanz nahm im Jahre 663 nach einem zwölfjährigen Aufenthalt in Rom alle Kunstwerke von Bronce mit sich fort, und man suchte so genau nach diesem Metall, daß sogar die broncenen Dachziegel des Pantheons abgedeckt wurden. Die Verwüstungen der Hunnen und Vandalen sind kaum zu vergleichen mit dem Unglück, welches die Griechen über Italien brachten, deren unersättlicher Geiz sich während achtzehn Jahre mit Gold und Silber stopfte, und mit unglaublicher Emsigkeit das Land aller kostbaren Steine, Vasen und Statuen und überhaupt alles Kostbaren beraubte. Wenn Kenner plündern, so werden Freund und Feind gleich

1) Procopii de bello gothico, Libr. II, cap. 22.

wenig geschont. Dazu kam, daß die Griechen bei ihrem vorübergehenden Aufenthalt nur Früchte raubten, ohne einen neuen Keim zu legen, der unter ihrer Pflege frisch getrieben hätte. Auf diese Art wirkten sie, gleichwie die räuberischen Ungarn nur verheerend und verderbend, während die lange im ruhigen Besitz bleibenden Ostgothen und Longobarden durch ihre Empfänglichkeit für die Kunst, die sie vorfanden, durch ihre eigne Thatkraft, die sie der veränderten Nation mittheilten, durch ihre Schöpfungen, Beförderungen, Anregungen eine neue Epoche der Kunst vorbereiteten.[1]) Man hat den longobardischen Königen Roheit und Grausamkeit Schuld gegeben, und darin eine Ursache des Schlafes der Menschheit gesucht. Allein abgesehen davon, daß das besiegte Volk in einem Zustand war, welcher wohl den Uebermuth des Siegers reizen konnte, so gilt jene Behauptung nicht von allen longobardischen Königen, und selbst dies angenommen, haben Fürsten nicht den ausschließlichen Einfluß auf das Gedeihen der Künste und Wissenschaften, ja sind nicht einmal die Kriege ein besonderes Hinderniß, wie man aus der Geschichte aller Zeiten und Völker sieht. Uebrigens gibt Muratori (Annal. Ital. ad annum 618) den Longobarden das Zeugniß, daß sie sich bald civilisirten, und die feinen Sitten und Gebräuche der alten Herren Italiens annahmen. Doch gaben sie ihnen dafür viel Wichtigeres, indem sie deutsche Rechtlichkeit und Ordnung, Freiheitsliebe und Wohlstand in die verödeten Gauen verpflanzten. Sie hatten ihre eignen Gesetze, von welchen ihr König Rotari 643 zu Pavia zuerst eine

1) „Es ist gewiß, sagt auch Denina (Rivol. d'Italia, T. I, Libr. VI. cap. 6), daß Italien mehr durch die Griechen unter Belisar und Narses litt, die es befreien wollten, als unter Gothen und Longobarden, und daß kein Einfall der Barbaren, die Hunnen vielleicht ausgenommen, Italien so viel Schaden zugefügt, als die griechischen Horden. Die nordischen Heere brachten Frauen, Kinder, Heerden, Geräthe, kurz ihr ganzes Besitzthum mit, und ersetzten dadurch den Schaden. Selbst die alten Cimbern ersetzten durch den Rest ihrer Armee, nach dem Sieg des Marius, ihre Verwüstungen. Es gibt sogar noch gewisse Ortschaften an den Gränzen des Veronesischen, Vicentinischen und Trentinischen, wo die Einwohner die alte, wahre teutonische Sprache reden, und was noch mehr ist, den reinen sächsischen Dialekt (?); ein Beweis, daß die Bewohner dieser Ortschaften von den Kolonien der Cimbern abstammen, welche nach ihrer Niederlage die Erlaubniß erhielten, sich in diese Berge zurückzuziehen."

von seinen Nachfolgern später erweiterte Sammlung veranstaltete. Sie waren aber nicht in ganz Italien befolgt, indem auch das Justinianische Gesetz galt. Die longobardischen Gesetze verrathen viele Spuren von Civilisation, und enthalten vortreffliche und zur glücklichen Regierung eines Volks geeignete Grundsätze.[1]) Es ist daher zu verwundern, daß Ginguené, der indessen den Longobarden überhaupt wenig Gerechtigkeit widerfahren läßt, ihren Gesetzen sehr wenig Einfluß auf die Civilisation Italiens zuschreibt.[2]) Auch zeichneten sich die longobardischen Provinzen, besonders Norditalien, vortheilhaft vor den übrigen aus. Ihre Schulen waren, während die Römer selbst über den traurigen Zustand der ihrigen klagten, in einem blühenden Zustand; die Zierde ihrer Hauptstadt Pavia waren die Grammatiker Felix, Peter von Pisa, Flavianus und Andere, welche von ihren Königen hoch geehrt wurden. Auch im Modenesischen blühten viele Schulen. Wenn diese alle keine ausgezeichnete Wirkung hervorbrachten, so lag die Schuld nicht an den Longobarden, sondern an den Priestern, die ihnen vorstanden. In keinem Zweig der Wissenschaft blieben übrigens die erstern hinter den Römern zurück, in den meisten ragten sie weit über sie hervor. In ihrem Gebiet lebten die gelehrtesten Bischöfe ihrer Zeit, wie Damianus von Pavia, 679, Mansuetus und Natalis von Mailand, im 8. Jahrhundert, und der dreijährige Aufenthalt des gelehrten irischen Abts Columban an dem Hof des Königs Agilulf, wo er sehr geehrt wurde, während Gregor I. über die Abnahme ausgezeichneter Fremden in Rom klagt, dünkt uns zum Vortheil des erstern zu beweisen. Noch lange hin ist der gute Geist der Longobarden sichtbar, und die meisten der Bischöfe, welche sich irgend auszeichneten, waren aus Norditalien. Die Poesie war zu jener Zeit ganz gesunken, aber die einzigen Männer, welche auf den Dichternamen einigen Anspruch machen konnten, waren ebenfalls aus dem Norden, Fortunatus aus der Gegend von Treviso, und Johannitius aus Ravenna. Nicht weniger war die Geschichtschreibung bei diesem thätigen Volk, das einer Geschichte wohl werth war, betrieben, und Paul Warnefried

1) Muratori, Annal. Ital. ad ann. 643. Denina, Rivol. d'Ital., T. II, Libr. VII. cap. 8. Tiraboschi, T. III, Libr. II, cap. 5.

2) Ginguené, Hist. litt. de l'Italie, T. II, chap. 2, pag. 73.

und Luitprand glänzen als die besten Historiker ihres Jahrhunderts. So vereinigten die Longobarden in sich alle Bestrebungen, keine blieb ihnen fremd, und fast alle Fortschritte der Zeit fanden sie an der Spitze. Wenn die Menschheit dennoch langsam fortrückte, so lag dies an Ursachen, mit welchen die Longobarden ebenfalls zu ringen hatten; sie bildeten sich an dem, was sie vorfanden, aus, und hatten unter beständigen Kriegsunruhen, Angriffen der Griechen, Sarazenen, Ungarn doch Muße und Ausdauer gehabt, die Schwierigkeiten der ersten Schritte zur Kultur zu überwinden. Jedenfalls scheint es sonderbar, wenn ihnen nach Allem, was sie thaten, die Römer und ihre Nachkommen die Zerstörung der Kunst und Wissenschaft Schuld geben, und ihnen doch auch den Ruhm lassen, daß sie sich in der Wissenschaft vor den Uebrigen ausgezeichnet haben, und ihre Könige die Künste mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit beförderten und belohnten. Besonders war die Baukunst aufgemuntert, und fast keiner unter ihren Königen, der nicht Klöster und Kirchen als Denkmäler ihrer Frömmigkeit aufführen lassen. [1]) Wenn wir auch Malerei und Skulptur anführen, die, wie Tiraboschi (Tom. III, Libr. II, cap. 6) sagt, nicht ganz untergegangen waren, und von den longobardischen Königen unterstützt wurden, so geschieht dies nur, um den „Barbaren" eine neue Ehrenrettung zukommen zu lassen, deren sie bei den vielen Verunglimpfungen ihrer undankbaren Nachkommen bedürfen. [2])

---

1) Muratori, Annal. Ital. ad ann. 660. 675. 700. 722. 650.

2) Um diese Angelegenheit der ungerechten Beschuldigungen mit Einemmal zur Erledigung zu bringen, wollen wir hier eine Uebersicht besonders der spätern Zerstörungen der Kunstwerke Roms geben, welche noch mehr dazu dienen wird, die Grundlosigkeit der Anklagen gegen die germanischen Sieger ins rechte Licht zu stellen. Die Gothen und Vandalen hatten weder Zeit noch Lust, die Zerstörungen anzurichten, die ihnen Schuld gegeben werden; die Kriegswuth konnte wohl einige Thürme umwerfen, was aber an den Monumenten lange Jahrhunderte nagte, war der rohe Geist der Einwohner. Die Entvölkerung und Verarmung der Hauptstadt hatte einen Theil der öffentlichen Bauwerke ganz unnütz gemacht; der Circus und die Amphitheater standen da ohne Schauspiele, die Tempel von Göttern und Menschen verlassen, die Bibliotheken waren der gesunkenen Generation fremd und vermoderten. Schon der Kaiser Majorianus spricht mit strengem Tadel von dem Eigennutz, der die Zerstörung ohne Scham und Hinderniß fort-

Die Franken machten der Herrschaft der Longobarden, nicht aber ihrem Wirken und bedeutenden Einfluß auf die Verjüngung

---

ſetzte. Der römiſche Magiſtrat bewilligte unter dem geringſten Vorwand die Erlaubniß, Steine und Balken von den öffentlichen Monumenten abzureißen, welche ganz bequeme Steinbrüche für die Erbauung elender Häuſer wurden. (S. d. Citat. bei Gibbon, Decline and Fall of the roman Empire, chap 36.) Was alsdann der fromme Eifer der erſten Chriſten und die Wuth der Bilderſtürmer übrig gelaſſen hatte, das fiel unter der dürren Hand der Vernachläſſigung oder unter dem Stampfen des Bürgerkriegs und der Roheit. Schon im 8. Jahrhundert nahmen die Päpſte zur Herſtellung der Stadtmauern die Steine eingeſtürzter Gebäude und verbrannten die ſchönſten Marmorblöcke zu Kalk. Allein das 12. Jahrhundert eröffnete hauptſächlich eine Zeit der Vertilgung für die Monumente, als die Großen Roms in einer ſonderbaren Laune weder Päpſten noch Kaiſern, noch ihren ſelbſtgewählten Senatoren, noch ihren Geſetzen gehorchen wollten, und ſich in kraftloſer Eiferſucht einander zerfleiſchten Die angeſehene Familie der Frangipani hielt das ganze Thal des Coloſſeums, den Circus Maximus bis zu dem Velabrum beſetzt, und hatte auf dieſem Gebiet eine Reihe von Burgen angelegt, deren Zugang vom Forum her der Triumphbogen des Titus, durch den feſten Thurm, turris cartularia, geſchützt, bildete. So war jener Bogen nicht nur beſtändigen Angriffen ausgeſetzt, ſondern wurde auch durch das um und über ihn gebaute Kaſtell, wovon ihn erſt die neuere Zeit befreite, unendlich verdorben. In demſelben Jahrhundert wurde das Mauſoleum des Auguſtus von dem römiſchen Volk bei ſeinem Kampf gegen die Colonna, 1168, zerſtört. Das Coloſſeum erlitt beſonders ein unwürdiges Schickſal. Da es ſeine feſte Bauart beſonders gut zur Burg eignete, ſo ward es ein Zankapfel für alle diejenigen, welche nach der Uebermacht ſtrebten. 1130 war es in den Händen der Frangipani, dann abwechſelnd, jedesmal nach heftigen Stürmen, in der Gewalt des Volks, und der Annibaldi, nnd wieder ſeiner alten Herren; dann nahm es der Kaiſer Heinrich VII. ein. Nachdem endlich 1349 ein Erdbeben ſtarke Verheerungen angerichtet, legte die kleinlichſte der Leidenſchaften, der Eigennutz, die Hand an den untergehenden Rieſen. Die Frangipani kauften von den päpſtlichen Legaten die Steine für ihre Wohnungen, auch andere römiſche Geſchlechter folgten, und das Coloſſeum ward ein Steinbruch. Aus ſeinen Trümmern ward der Palaſt di Venezia, der Palaſt der Cancellerie und der Farneſiſche gebaut. Seitdem ward es allgemeine Sitte, die Meiſterwerke des Alterthums zu zerſtückeln, und für Bedürfniſſe des Augenblicks, für Wohnungen oder Befeſtigungen herzurichten, und ſelbſt zu den Hütten der Armen, Elenden und Abenteurer mußten jene coloſſalen Werke ihr koſtbares Material liefern. Im 13. Jahrhundert erhielt Rom einen tüchtigen Senator in Brancaleone, der aber, um den erbärmlichen Raufereien der Großen ein Ende zu machen, 1254 ihre Burgen

der Menschheit, der Kunst und Wissenschaft ein Ende, und bis in die spätesten Zeiten werden wir überall den Longobarden begegnen, wo an der Beförderung der höchsten Interessen gearbeitet wird. Karl's des Großen Regierung war für Italien von wenig Bedeutung, es ist keine Nachricht da, daß er in diesem Land

---

erstürmen mußte, worauf er sie, 140 an der Zahl, niederreißen ließ. Bei dieser Gelegenheit ging denn auch die Mehrzahl der alten Monumente zu Grunde, und ganze Hügel von Schutt und Trümmern bezeugen noch jetzt diese wilde Epoche. — Ein Hauptzeugniß über die Zerstörungen im 15. Jahrhundert gibt die Einleitung des Florentiners Poggio Bracciolini zu seinem Buch: De varietate utriusque Fortunae. Als Poggio zum ersten Mal in Rom war, 1402, sah er den sogenannten Concordientempel am Clivus Capitolinus noch unversehrt als einen schönen marmornen Bau; später fand er die ganze Cella und einen Theil des Porticus zerstört, und die herabgestürzten Säulen zum Kalkbrennen verwandt. Das Mausoleum des Augustus war ein mit Reben bepflanzter Hügel geworden, den man noch Agosto nannte. An der Via Appia fand er an dem Grab der Cäcilia Metella neue große Zertrümmerungen. — Auch Aeneas Sylvius Piccolomini bezeugt die fortwährende Zerstörung durch folgende Verse:

Oblectat me, Roma, tuas spectare ruinas
Ex cujus lapsu gloria prisca patet.
Sed tuus hic populus muris defossa vetustis
Calcis in obsequium marmora dura coquit.
Impia ter centum si sic gens egeris annos,
Nullum hic indicium nobilitatis erit.

Endlich ist noch als Zeugniß der auch im 16. Jahrhundert fortgesetzten Roheit der Brief Raffael Sanzios übrig, welchen dieser als Aufseher über die Monumente an Papst Leo schrieb. „Jene berühmten Werke, heißt es u. A. darin, die heute mehr denn je blühend und schön sein würden, sind durch die verruchte Wuth und grausame Zerstörungssucht boshafter Menschen, nein, wilder Thiere verbrannt und zerstört. — Weshalb beschweren wir uns über Gothen und Vandalen und andere tückische Feinde, wenn jene, welche Roms arme Ueberbleibsel gleich Vätern und Vormündern hätten schützen sollen, selbst lange damit umgingen, sie zu vernichten. Wie viele Päpste haben alte Tempel, Statuen, Triumphbogen zerstört; wie viele haben gestattet, daß, bloß um Pozzolanerde zu finden, Fundamente aufgewühlt worden sind, sodaß die Gebäude selbst bald einstürzen mußten; wie viele Statuen und andere antike Ornamente sind zu Kalk verbrannt worden. Ja, ich wage zu sagen, dies ganze neue Rom ist mit dem Kalk alter Marmorblöcke gebaut." — Ich habe die drei letzten Zeugnisse aus Reumont's interessanten „Römischen Briefen von einem Florentiner", Bd. II, S. 362 und 382, genommen, wo sie ausführlicher zu lesen sind.

neue Schulen gegründet habe, und die vorhandenen konnten unter dem Druck des Klerus nicht der Aufklärung dienen. Die von ihm angestellten Lehrer waren freilich die besten, meist aus Pavia und andern longobardischen Städten, allein die aufgezwungene Richtung der Zeit ließ noch keinen Gedanken an das Studium der klassischen Literatur aufkommen.[1]) Die Keime der Civilisation lagen in dem Geiste des Kaisers, und er legte sie in seinem Frankenvolke nieder, wo sie fortwucherten. In Italien ließ er das Geschäft in den Händen der Longobarden, wo er schon vortreffliche Vorarbeiten fand. Der Friede, den er die Halbinsel genießen ließ, gab nur dem Feind der Aufklärung sehr verderbliche Kräfte, und die Frömmigkeit der Karolinger, die von der schlauen Kirche ausgebeutet wurde, vollendete eine Macht, welche schon früher alles freie Streben despotisch unterdrückt hatte, deren Fundament die ewige Kindheit der Völker war, und die bald mit Feuer und Schwert hervortrat, um Glauben, Einsicht und Wissenschaft auszurotten.

Tiraboschi eifert sehr über Denina's Behauptung (Rivol. d'Italia, T. I, p. 400), als habe Karl der Große sich der Barbarei in Italien erbarmt, und diesem Land ausgezeichnete Lehrer aus dem Norden, sogar für das Latein geschickt, besonders zwei irische Mönche den französischen und italienischen Schulen vorgesetzt, und bemüht sich in einer langen Reihe von Paragraphen zu beweisen, daß der Kaiser seine erste und hauptsächlichste Bildung italienischen Lehrern verdanke, und daß er vielmehr italienische Grammatiker, Mathematiker und Gesanglehrer nach Frankreich berufen habe. Wir lassen den Streit, der nur von italienischem Nationalgefühl erhoben wurde, auf sich beruhen; er könnte am Ende doch zu Ehren deutschen wissenschaftlichen Strebens ausfallen, von welchem Tiraboschi freilich nichts wußte. Allein seine Vertheidigung beweist nur mehr zu Gunsten der Longobarden, denn bei der Aufzählung aller der berühmten Lehrer, welche der fränkische Kaiser in Italien soll gefunden haben, verweilt Tiraboschi doch meist in Pavia und andern longobardischen Städten. Ginguené schreibt dagegen dem Kaiser zu viel Einfluß in Italien zu;[2])

1) Tiraboschi, T. III, Libr. III, cap. I.

2) Histoire littér. d'Italie, T. I, chap. 2, p. 73.

dieſes Land war nicht das Feld ſeines Ruhms; er hat allerdings die Studien ermuntert, doch gab er ſie unter der Obhut der Kirche vielen Gefahren preis.[1])

Nach den Karolingern fing für Italien eine Zeit des Geſtaltens und Veränderns an, welches die letzte Wucht des alten politiſchen Zuſtandes, der wie ein Starrkrampf die Völker niederhielt, abwälzen ſollte. Die Kämpfe, welche eine ſolche gründliche Heilung bezweckten, dauerten allerdings ſehr lange, und erſchütterten Italien bis in ſeinen tiefſten Grund. Wer nur die Oberfläche des neunten, zehnten und elften Jahrhunderts betrachtet, ſieht nichts als Kriege, Parteigeiſt, Verheerungen, verbrannte Schriften und geſchloſſene Schulen; man ſetzt den Maßſtab der römiſchen Kultur aus der beſten Zeit oder der neuen Civiliſation an dieſe Jahrhunderte, und findet ſie in die größte Finſterniß und Barbarei verſenkt, die Longobarden erſcheinen als die Feinde des Lichts, deren Raufereien alle beſſern Keime erſtickten. Unter dieſer brauſenden und gährenden Oberfläche aber entdeckt ſich ein ſicheres, ſtetiges Fortſchreiten der Menſchheit, ein Entwickeln und Geſtalten beſſerer Verhältniſſe, das am Ende der Stürme als ein herrliches Reſultat entgegentritt. Die Longobarden ſind die Vermittler des Uebergangs aus der todtenähnlichen Erſtarrung aller Zuſtände zur außerordentlichſten Kraftentwicklung. Man betrachte ſie nicht in jedem Moment ihres Wirkens, bei jedem Schnitt und Schlag, den die neue Geſtalt nöthig machte, man betrachte ſie auch nach Vollendung ihres Werkes, in dem Glanz der Verjüngung, in der errungenen Bürgerkraft und Freiheit, in der energiſchen Entwicklung aller Keime; ſo allein iſt eine rechte Würdigung ihrer unruhigen Exiſtenz möglich. Ihr Werk war auch ein ganz verſchiedenes von dem der Oſtgothen; dieſe unterhielten eigentlich nur eine künſtliche Fortſetzung des römiſchen Lebens und der römiſchen Kultur; ſie hatten gleichſam nur das Alte ausgeflickt und ausgebeſſert, und die längſt abgenutzte Form noch einmal mit Leben verſehen. Die Longobarden hingegen warfen die Formen und auch das ſich in ihnen träg abrollende Leben um, ſie brachten eine völlige Aenderung der Ideen, Zuſtände,

1) Bettinelli, Risorgiment. d'Ital., cap. I. Andres, Orig. Progr. e Stato attual. d'ogni Letterat., Tom. I, cap. 7, p. 108 ff.

Wünsche und Hoffnungen hervor; die Römer verschwanden, und aus dem Chaos traten die Italiener hervor, ein neues, kräftiges Geschlecht, während die Ostgothen sich nur bemühten, die untergegangenen Römer wieder heraufzubeschwören. Die Resultate beider Umgestaltungen mußten daher äußerst verschieden sein, besonders das der ostgothischen ungleich glänzender ausfallen; es war der ganze Schein ehemaliger römischer wissenschaftlicher Bildung, die freilich leider selbst nur Schein war. Das Reelle, das sich aus diesem bald zerfließenden Schein durch Vermittlung der Longobarden emporbilden sollte, hatte mehr Stadien durchzugehen, mehr stufenweise Zustände zu knüpfen und zu lösen, mehr gegen Widerstand der alten Natur zu kämpfen, und konnte nur langsam und still den Boden gewinnen, der den Longobarden selbst erst durch Anbau zugänglich wurde.

Die italienischen Geschichtschreiber bis auf Sismondi herab tragen ängstlich Sorge, die Integrität ihrer Abstammung von den Römern zu retten, und sich als ganz reine Race darzustellen. Es ist indessen ein Glück für sie, daß dies sich nicht so verhält, und daß sie eben von den „Barbaren", besonders von den verschrienen Longobarden, ein neues und besseres Blut bekamen. Allein so sehr sie auch, besonders Tiraboschi, den ihnen eigenthümlichen Scharfsinn anwenden, die ganze Last jener unglücklichen Finsterniß auf fremde Völker und fremde Einflüsse zu wälzen, bald die Eroberungen der Barbaren, bald die Besuche und Streitigkeiten der deutschen Kaiser, und alle sonstige Ausflüchte, die ihnen jenseits der Gränzen ihres Landes nur zu Gebote stehen, zu ihrer Rechtfertigung herbeibeschwören, so führt doch eben ihre eigne Darstellung, durch die wenige Befriedigung, die ihre Gründe gewähren, zu dem einzigen und Hauptbinderniß alles Fortschreitens, zu der Finsterniß der Kirche und den Anmaßungen der theologischen Sekte. [1])

1) Tiraboschi findet (in der einleitenden Abhandlung des Tom. II. Part. I. seiner Storia della Letter. ital.) alle Ursachen des Verfalls der Literatur, d. h. alle Ursachen, die er in seiner Stellung anführen durfte, ungenügend zur Erklärung des Phänomens; die Hindernisse an der Schwelle der Kirchen und Klöster zu finden, vermochte er nicht, da er selbst schon im Innern befangen war.

Wenn von einer reinen Race, wenigstens annähernd die Rede sein soll, welche sich mit möglichster Abschließung von fremden Einflüssen von den Römern her fortgepflanzt hätte, so kann diese nur in Rom gesucht werden. Die ewige Stadt hatte wohl vorübergehende Besuche, Eroberungen, Plünderungen auszustehen, behielt aber niemals ein ganzes fremdes Volk lange genug in ihren Mauern, um eine gründliche Verjüngung des Bluts ihrer Einwohner zu erleben. In dieser politischen Ruhe, die von dem alten stagnirenden Zustand nicht viel verschieden war, entwickelte sich eine geistliche Macht, welche die Römer zu ihrem Unglück zu spät in Acht nahmen, welche alle Interessen des Volks in das ihrige hineinzog, die ganze Denk- und Handlungsweise ihrer Herrschsucht opferte, und den religiösen Sinn zur Nahrung ihrer Leidenschaften ausbeutete. Das römische Volk verschwand unter der Aegide der Kirche bald in den Hintergrund, sie stellte sich voran als die Lichtträgerin der Zeit, als die Bewahrerin und Beförderin der Wissenschaften, als die Lenkerin jedes geistigen Fortschrittes. Es gab kein Interesse der Menschheit, keine Richtung des Geistes, welche die Kirche nicht entweder in ihr Gebiet hinüberzog und sich unterwarf oder vernichtete. Die Kirche war nicht im Staat, sondern der Staat in der Kirche; alle Staatshandlungen waren mit Messen und kirchlichen Ceremonien verbunden, Kaiser und Könige waren Lehnsherren der Kirche. In keinem Reich blieb die Gerichtsbarkeit, die Sitten, die Gewohnheiten der Völker national, sondern mußten den Dekreten der Kirchenversammlungen, der Gewalt der Bischöfe, der List der Klöster weichen. Selbst die Wissenschaften waren Sclaven der Kirche, in ihr mündeten alle Wege des Verstandes, oder mußten von ihr Licht annehmen; nur was die Kirche wollte, wurde gelehrt und geschrieben; Mönchsschulen waren die einzigen Stätten der Kultur, die Geschichte ward nur für die Kirche geschrieben, selbst die Arzneikunst war in den Händen der Mönche, und so führte die Hauptsorge, die für das materielle Wohl, die Völker noch besonders unter die Lenkung der Klöster. An die Kirche also richtet sich auch die Klage der verlornen Generationen, die ihr nur als Zahlen dienten, oder als Massen, womit der auflodernde Verstand erstickt wurde; von ihr verlangt die Geschichte der Kultur Rechenschaft über die Jahrhunderte der Finsterniß, über die Irr-

wege, die manche Völker eingeschlagen, über die unheilbaren Wunden, die der geistige Despotismus der Menschheit geschlagen.

Erstaunenswerth bleibt die innere Verfassung der Kirche; von dem Willen eines Einzigen beseelt, der aber auch der Wille aller Priester war, den Interessen eines Einzigen dienend, der aber zugleich das Interesse Aller hob und beförderte, zeigte sie das Bild der vollkommensten Herrschaft. Aber das Interesse dieser überwiegenden Klasse war nicht das der Menschheit, nicht das der Wissenschaft und Kultur. Unwissenheit und Aberglauben legten den Grund zu dem Gebäude der Hierarchie, sie allein konnten dasselbe halten, und ganze Völker mußten Jahrhunderte im Barbarismus hinschmachten, ganze Sekten wurden mit Feuer und Schwert ausgerottet, damit die Wenigen, welche sich anmaßten, allein hell zu sehen, es mit Ruhe thun konnten. Eine so unnatürliche Macht wie die kirchliche konnte sich auch nur durch unnatürliche Mittel erhalten. Eines der widernatürlichsten, aber wirksamsten war das Mönchswesen, die wahre Pflanzschule des Aberglaubens, Fanatismus und der Immoralität. Was ließ sich für die Kultur der Völker erwarten, wenn sich der geringe Theil der Menschheit, von dem sie allein Freiheit des Geistes und höheres Studium erwartete, in den finstern Klöstern nur zu Werkzeugen einer despotischen Macht herabwürdigte. Die Folge zeigte sich auch nur zu bald. Faulheit und Wohlleben zogen in diese Mauern, welche bald ein furchtbares Kriegsheer gegen alle Verfechter der freien Geistesentwicklung aufstellten. Wie ein Alp lagen die unzähligen Klöster netzartig über die ganze Christenheit ausgespannt, und wo sie sich erhoben, da hörte bald die nationale Entwicklung der Völker auf; nur Unwissenheit und Dummheit sicherten den Kirchen die reichliche Nahrung und bequeme Existenz, nur Mißverstand und Angst erhielt die angemaßte Herrschaft. In den Klöstern wurde das Christenthum bis auf die letzte Spur verwischt, und dafür ein System voll Ceremonien, Götzendienst, altasiatischer und ägyptischer Lehren und Mythen aufgenommen, und mit erstaunlicher Grausamkeit den Völkern aufgedrungen. Der unsinnige Marienkultus mit seiner Mythologie, den die Kirche einem thracischen Weiberhaufen verdankt, und als eine neue Verstärkung des Aberglaubens aufnahm, machte einen wirksamen Uebergang zu der Anbetung der Heiligen, der

Bilder, Fetische und zuletzt gar fabelhafter Knochen. Das Volk war so gut durch die Mönche bearbeitet, seine Phantasie durch die despotischeste Erziehung so in Schrecken gesetzt, so aufgeregt durch die Furcht vor den unzähligen Göttern und Halbgöttern, die alle nur für Rache und Quälerei der Menschheit glühten, daß nächst der Spedition der Seelen aus dem Fegfeuer jener Reliquienhandel die einträglichste Speculation wurde. Jeder Knochen konnte zuletzt dienen, zu jedem Knochen wußte der Mönchswitz einen Heiligen zu finden, und zu jedem Heiligen eine wunderbare Geschichte zusammenzusetzen. [1]) So verschwand das Christenthum so völlig, daß es kaum noch anders als an steinernen und hölzernen Kreuzen zu erkennen war, und die Araber, welche eine weit reinere Religion hatten, bewiesen laut ihren Abscheu gegen die Idololatrie der Orthodoxen, und zerstörten alle Reliquien, Bilder und Götzen der Christen, welche sie sich unterworfen hatten. Unter ihrem wohlthätigen Einfluß entzündete sich noch einmal im Morgenlande ein Funke des freien Geistes; es bildete sich eine Partei, welche von ihnen den Ungestüm entlehnte, und die Bilderstürmer, den griechischen Kaiser Leo an der Spitze, machten 717 ihrer Ansicht mit dem Schwert Raum. Allein der Occident war schon gegen neue Ideen zu gut bewaffnet; es erging ein Aufgebot an alle Schrecken des Fanatismus, die Mönche wühlten in den verwundbarsten Seiten des Volks, die Päpste nahmen noch die Politik zu Hülfe, und entflammten den alten Haß der Römer gegen die orientalischen Kaiser, und so war der Ausgang des Kampfes, der ein anderer hätte sein sollen, daß Rom sich ganz von den Kaisern lossagte und den Päpsten freie Hand ließ, es sich nach und nach zu unterwerfen. [2])

Da die Kirche nun auf unnatürlicher Grundlage ihr ebenso unnatürliches Gebäude aufrichtete, da ihr höchster und letzter Zweck ein rein egoistischer war, und ihr System mit der größten Consequenz, Schlauheit und Energie durchgeführt wurde, und auf dem ausschließlichen Hellsehen ihre Existenz eigentlich beruhte, so läßt sich im Voraus begreifen, wie viel Wahrheit oder Betrug von ihren Lippen floß, wenn sie die Finsterniß jener Zeit auf

1) Gibbon, Decline and Fall of the Rom. Empire, chap. 28.
2) Sismondi, Histoire des Républ. ital., Tom. I, chap. 3.

die „Barbaren" schob. Sie selbst hatte die Macht über Licht und Finsterniß an sich gerissen, und wenn sie den kümmerlichen Funken, der in den ersten Zeiten des Mittelalters mit dem Erlöschen rang, in die Klöster bannte, und dort unter dem Schutt des Aberglaubens, der Dummheit und der schlechten Sitten begrub, so kommt es zum Glimpflichsten lächerlich vor, wenn sie, die die Völker beraubte, diese der Räuberei anklagte. Es gibt viele Vertheidiger des Nutzens der Klöster in jener Zeit; die hitzigsten sind natürlich die italienischen Klosterherren selbst. Indessen ihre eigne Zeit mit ihrem verworfenen Zustand klagt sie an, und das Unglück vieler Völker häuft immer noch schwere Gewichte gegen sie, welche der zweideutige Nutzen einiger wenigen nicht heben kann.

Wenn Karl der Große die Klöster gemeinnützig machte und zu Schulen umbildete, so öffnete er die Wissenschaft nur für eine privilegirte Kaste, auch dauerte dieser Nutzen nur so lange, als der Stifter der Einrichtung sie mit seiner gewohnten Energie beaufsichtigte. In Italien war die strenge Regel Benedict's bald vergessen, und Faulheit und Schwelgerei wurden ein undurchdringlicher Damm gegen alles Licht. Besonders viel Gewicht wird darauf gelegt, daß die Klöster die einzige Niederlage der Wissenschaften waren und uns in jenen Kriegszeiten allein die Schätze des Alterthums retteten. Nach Benedict's Regel waren nächst den Andachtsübungen die Handarbeiten eine Hauptbeschäftigung der Mönche; die alten und schwächlichen wurden angehalten, Bücher abzuschreiben. Da dies letztere Geschäft weniger mühsam war, so meldeten sich immer mehre dazu, und da durch das Abschreiben die geistlichen Schriften der Kirchenväter und Heiligen, wozu das Gesetz eigentlich verpflichtete, vervielfältigt wurden, so ward es als eine Fortsetzung der Andacht immer mehr erlaubt und begünstigt. Der Nutzen, den die Mönche dadurch leisteten, erstreckt sich also auf die theologische Literatur, nicht auf die klassische, und ist folglich sehr gering anzuschlagen. Es ist dabei nicht zu läugnen, daß manche Prioren bessere Bildung und Geschmack für die alte Literatur hatten, und gegen die Ordensregel römische und griechische Schriftsteller abschreiben ließen; Tiraboschi führt sie natürlich genau an, und spricht weitläufig von ihnen. Allein die Zahl mag äußerst gering sein; wo sollten

sonst die vielen Manuscripte hingekommen sein? Denn daß eins oder das andere Kloster im Krieg zerstört wurde, wäre keine hinreichende Erklärung für den Umstand, daß von manchem klassischen Schriftsteller kaum sechs oder sieben Manuscripte sich vorfinden. Aber auch in dieser Hinsicht ist der Nutzen der Mönche kaum höher anzuschlagen, als der der Handlanger bei dem Bau eines Palastes; sie copirten ganz mechanisch, pingui Minerva, nur um sich der beschwerlichen Handarbeit zu entziehen. Auch wird ihnen das Copiren der Handschriften erst mit der Mitte des 9. Jahrhunderts nachgewiesen, als die größte Gefahr für die Literatur von Seiten äußerer Feinde vorüber war.[1]) Uebrigens ersetzten sie durch diesen zweifelhaften Fleiß nur einen geringen Theil von dem, was frühere Mönche in ihrem Fanatismus zerstört hatten. Wenn ferner der Ruhm und die Ansprüche, die sie sich durch ihr Abschreiben an die Dankbarkeit der Nachwelt erworben hätten, wirklich gegründet wären, so könnte man damit nicht die Klage zusammenreimen, die allgemein über die außerordentliche Seltenheit der Bücher zu jener Zeit geführt wird. Tiraboschi erklärt diesen letztern Umstand durch die Verheerungen der Kriege und die Feuersbrünste, welche selbst auch die Klöster, wie das zu Monte Cassini bei Neapel, heimsuchten. Indessen haben sich doch die theologischen Schriften alle vollständig erhalten, und es ist nicht denkbar, daß die beutegierigen Feinde gerade nur der klassischen Literatur nachgespürt hätten; wo also der eine Theil der Schriften sicher war, da war es auch der andere. Indessen wird ein anderer Umstand angeführt, daß im Anfang des 7. Jahrhunderts, nach der Eroberung Alexandriens durch die Araber, die Einführung des Papyrus in Europa fast aufhörte, das Pergament aber außerordentlich theuer war;[2]) und dieser Umstand schmälert noch mehr das Verdienst der Mönche um die alte Lite-

1) Tiraboschi, T. III, Libr. I, cap. II. Denina, Vicende della Letterat., Tom. I, cap. 38 a. Ende. Ginguené, Hist. littér. d'Italie, T. I, Part. I, chap. 2. — Doch führt Tiraboschi (cap. 2) schon den Cassiodor an, der sich in seinen letzten Jahren in ein Kloster zurückzog und den theologischen Wissenschaften lebte; er sagt von ihm ausdrücklich, daß er eine Bibliothek in seinem Kloster anlegte, und die Mönche copiren ließ, freilich hauptsächlich theologische Schriften.

2) Hallam, Europe during the Middle Ages, Tom. IV, pag. 114.

ratur, denn um dieselbe Zeit fingen sie erst an zu copiren, und nahmen in Ermangelung andern Stoffes die Schriften des Alterthums, um ihre Heiligenlegenden und Chroniken darauf zu schreiben. Gegründet ist jedenfalls die Klage über den großen Mangel an Büchern. Die vielen Bibliotheken, welche eine Zierde Roms zur Zeit der Kaiser ausgemacht hatten, waren verschleudert und zerstört; die letzte Hand hatten die Bilderstürmer (nicht die „Barbaren") daran gelegt. Die Päpste fingen wohl an, zum Gebrauch der Kirche neue Bibliotheken aufzustellen, allein diese waren höchst mangelhaft und schlecht versorgt; auch waren die heidnischen Schriften meist ausgeschlossen. Der Papst Paul I., welcher von Pipin 757 den Auftrag erhalten hatte, ihm eine Sammlung von Schriften zu machen, schickte diesem den Katalog von allen Büchern, die er habe auftreiben können; und was enthielt das Geschenk, das ein Papst einem Frankenkönig machte? — **Antiphonale et Responsale, insimul Grammaticam (vielleicht Logicam oder Dialecticam) Aristotelis; Dionysii Areopagitae libros, Geometriam, Orthographiam, Grammaticam, omnes graeco eloquio scriptores.**[1])

Die Seltenheit der Bücher war indessen nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, eine Ursache des unglücklichen Zustandes der Literatur, sondern vielmehr eine Folge der allgemeinen Vernachlässigung und selbst Unterdrückung des Studiums. Eine Kirche, die allein die Bewahrerin der literarischen Schätze war, die allein den Unterricht der Völker unter ihre Leitung genommen hatte, und die dabei ihren eignen, jeder freien Entwicklung entgegenstrebenden Zweck unablässig und mit Energie verfolgte, konnte die Ausbreitung der Wissenschaft weder wünschen noch selbst gleichgültig ansehen. Ja selbst das Oberhaupt derselben empfand die Rückwirkung der allgemeinen Finsterniß, die sie so gut auszubeuten wußte, und zog die Ausbildung der praktischen Eigenschaften, welche nach und nach die Weltherrschaft gründen sollten, den Studien vor; und so finden wir in der langen Reihe von Päpsten vom 6. bis 11. Jahrhundert kaum einen oder zwei, welche die Wissenschaften befördert hätten. Zuerst tritt uns Gregor I. entgegen, dessen Verhältniß zur Wissenschaft zu vielen Streitigkeiten

1) Tiraboschi, Tom. III, Libr. II, cap. I.

Anlaß gegeben. Tiraboschi (Tom. III, Libr. II, cap. 2) übernimmt mit aller Hitze der Parteisucht seine Vertheidigung gegen den Hauptankläger, Brucker, in seiner kritischen Geschichte der Philosophie. Besonders werden vier Hauptklagen gegen Gregor erhoben: 1) daß er die Mathematiker von seinem Hof verbannt, 2) daß er die palatinische Bibliothek verbrannt habe; gegen 1) wird eingewendet, daß unter jenen Mathematikern eigentlich Astrologen zu verstehen seien, und für 2) ist der einzige Hauptzeuge Salisbury, der freilich 600 Jahre später lebte; allein die Gegengründe Tiraboschi's können ebenso wenig Zweifel, als die Erzählung selbst Glauben erwecken. Indessen sind auch diese zwei Anklagen von geringerer Bedeutung, und läßt sich dem modenesischen Abt leicht sein Sieg über den britischen Philosophen gönnen. Weit richtiger und besser motivirt ist die dritte Anklage, daß Gregor das Studium der Kunst und Wissenschaft verachtet und unterdrückt habe. Hier zeugen seine eignen Briefe gegen ihn; zuerst ein Brief an den heiligen Leander, seinen moralischen Abhandlungen über Hiob vorangesetzt, worin es über den Styl heißt: „Unde et ipsam artem loquendi, quam magisteria disciplinae exterioris insinuant, servare despexi. Nam sicut hujus quoque epistolae tenor enuntiat, non metacismi collisionem effugio, non barbarismi confusionem devito: situs motusque praepositionum casusque servare contemno, quia indignum vehementer existimo, ut verba caelestis oraculi restringam sub regulis Donati.“ Tiraboschi sagt hierzu als Vertheidigung, daß Gregor gegen sich selbst eine Unwahrheit gesagt, und daß sein Styl in allen seinen Werken nicht schlechter sei, als der aller profanen Schriftsteller seiner Zeit. Das zweite Zeugniß ist ein Brief an den Bischof Desiderius zu Vienne in Gallien. Gregor hatte in Erfahrung gebracht, daß der Bischof eine Schule für klassische Literatur hielt, und macht ihm darüber heftige Vorwürfe. Tiraboschi, der durch dieses Zeugniß ganz aus dem Felde geschlagen sein sollte, weiß sich zu helfen; da er zur Vertheidigung nichts vorbringen kann, findet er die Vorwürfe löblich und die Gründe seines Heiligen sehr triftig: „quia in uno se ore cum Jovis laudibus Christi laudes non capiunt; et quam grave nefandumque sit episcopis canere, quod nec laïco religioso conveniat, ipse considera.“ Gerade dieser Brief ist der deut-

lichſte Beweis, daß Gregor I. nicht ein Beförderer, ſondern ein Feind der Kunſt und Wiſſenſchaft war, und zwar um ſo ſicherer, als dieſe Stimmung aus ſeinen Grundſätzen und ſeiner religiöſen Ueberzeugung hervorging. Da dieſe klar am Tage liegen, ſo ſind alle übrigen Vertheidigungen Tiraboſchi's, worauf er ſich übrigens nicht wenig zu Gute thut, äußerſt ſchwach. Ob es nun noch erwieſen iſt, was den vierten Punkt der Klage ausmacht, daß Gregor auch antike Gebäude und Statuen habe zerſtören laſſen, oder nicht, iſt von keiner Bedeutung, ließe ſich aber ſehr wohl aus ſeinen Grundſätzen begreifen. Ob Gregor durch ſeine kirchlichen Anordnungen den Titel des Großen und Heiligen verdient habe, gehört nicht zu unſerm Gegenſtand, die Geſchichte der Literatur wird ihm denſelben nicht zugeſtehen können. Er arbeitete allein für ſeine Kirche, und verbannte Alles was dieſer fremd war, beſonders alles Heidniſche, und hat dadurch, daß er ſeine Theologie ganz an die Stelle der klaſſiſchen Literatur drängte, nicht wenig zu dem Verfall der letztern beigetragen. Das Mißverſtändniß, das zwiſchen den Parteien für und gegen ihn obwaltet, ſcheint daher zu kommen, daß man ſeine Bemühungen für die Kirche mit ſeinen Thaten in Hinſicht der Literatur vermengte, und aus dem Einen Schlüſſe für das Andere zog. [1])

Die allgemeine Verachtung der Päpſte gegen die Wiſſenſchaften iſt übrigens durch die große Finſterniß von vier Jahrhunderten ſo gründlich bewieſen, daß Tiraboſchi umſonſt eine Menge Namen von Päpſten anführt, die ſich durch ihre Gelehrſamkeit ausgezeichnet haben ſollen. Seit dem Anfang der chriſtlichen Zeit ſtand der Klerus der klaſſiſchen Literatur feindſelig entgegen; die beſſern Biſchöfe erſchöpften ſich aus mißverſtandenem Eifer in Klagen über die Verehrung der heidniſchen Schriftſteller, die rohen aber, die wahren Gladiatoren der Kirche, fuhren räuberiſch über dieſe Monumente einer gebildeten Zeit her, vernichteten ſie faſt bis auf die letzten Spuren und eröffneten ſo die Epoche der Finſterniß. Allein die orthodoxen Prieſter zerſtörten die Bibliotheken, nach welchen die germaniſchen Völker nicht

1) Denina, Vicende della Letter., Libr. I, cap. 38. Ginguené, Hist. littér. d'Italie, T. I, chap. 2. Andres, Orig., Progr. e Stato att. d'ogni Lett., Tom. I, cap. 7.

fragten, und erstickten so durch Entziehung der Gelegenheit das Bedürfniß nach Gelehrsamkeit. Ihr Werk war vollendet durch die Fluth eines theologischen Wustes, welchen die Völker, die einer erwärmenden und erleuchtenden Religion bedurften, zurückstießen. [1])

So schlief unter dem drückenden Schild der Kirche ein großer Theil des Abendlandes einen langen Todesschlaf, während dessen die Völker ihre nationale Entwicklung einbüßten. Kaum daß zwischen dem 7. und 11. Jahrhundert das eine oder andere Volk sich zeitweise zu einiger Dämmerung herauf arbeitete. In Frankreich war die Unwissenheit am tiefsten im achten Jahrhundert, England, um diese Zeit weniger barbarisch, versank erst im neunten, besonders im zehnten, während Frankreich seit Karl dem Großen schon einige Fortschritte gemacht hatte; in Deutschland fing seit jenem Kaiser ebenfalls der Eifer für wissenschaftliche Kultur an sich zu erwärmen. Aber Italien versank bis zum elften Jahrhundert immer tiefer in die schrecklichste Barbarei. Die Contracte wurden mündlich gemacht, da selbst die Notare der Schreibkunst nicht mächtig waren, die allenfalls geschriebenen Akten sind in schrecklichem Styl. Von großen Zeiträumen ist kaum ein literarisches Monument übrig, außer magern Chroniken und Heiligenlegenden. [2])

---

1) Die Fragen, welche Karl der Große an seine Geistlichen stellte, geben einige Züge zu dem allgemeinen Bild von dem Charakter jener Zeit: „Wie weit ist es einem Bischof oder Abt erlaubt, sich in weltliche Dinge zu mischen? — Heißt das die Welt verlassen, wenn man bald durch Versprechungen des Himmels, bald durch Androhungen der Hölle, und im Namen Gottes oder eines Heiligen, Einfältige oder Schwachgläubige ihres Vermögens beraubt, und die rechtmäßigen Erben um das Ihrige bringt, welche dadurch oft in die größte Armuth versetzt, und aus Noth Diebe und Räuber werden? — Heißt das auch die Welt verlassen, wenn man noch eine unersättliche Begierde nach fremden Gütern äußert, und Menschen durch Geld zu Meineiden und falschen Zeugnissen verführt? — Wo steht geschrieben, daß Jemand wider Willen zum Geistlichen oder Mönch gemacht werden könne? — Was frommt's der Kirche, wenn ein Prälat mehr auf die Menge, als auf die Tüchtigkeit seiner Untergeistlichen sieht, und sich mehr um ihr Singen als ihren Lebenswandel bekümmert?" —

2) Muratori, Antiquit. Ital. med. Aevi, Diss. 43. Hallam, Europe during the Middle Ages, T. IV, p. 112.

Wer stellte sich denn also zwischen Licht und Finsterniß, und breitete den undurchdringlichen Schleier über die Augen der Völker? Doch gewiß nicht die germanischen Einwanderer, die mit aller Lebendigkeit einer frischen Kraft nach Entwicklung rangen. Indessen die Kirche versank, durch ihr eignes System getroffen, zuerst in den niedern Regionen der Klöster, in den Barbarismus, den sie gesäet hatte. Das falsche Licht von Gelehrsamkeit, womit einige ihrer Vertheidiger noch eine Zeit lang geblendet hatten, machte gegen das 6. Jahrhundert einer kaum glaublichen Unwissenheit Platz. Als man später zu einigem Bewußtsein dieser schimpflichen Lage kam, ertönten auf allen Concilien Klagen über die Ignoranz der Geistlichen, wie denn auf einem 992 gehaltenen Concil behauptet wurde, daß man mit Mühe, selbst in Rom, Jemanden fände, der nur die ersten Elemente der Wissenschaft verstünde.[1]) Von diesen hatte die Welt denn auch so sehr die letzte Spur verloren, daß der vortreffliche Papst Sylvester II., der durch seine Kenntnisse als ein wahres Meteor schimmert, von den Bischöfen für einen Zauberer gehalten wurde. Und als ein wahrer Zauber müßte auch uns seine Gelehrsamkeit erscheinen, wenn es nicht bekannt wäre, daß er, ein Ausländer, seine Studien bei den Arabern in Spanien machte. Tiraboschi zählt zwar eine Menge geistlicher Schulen auf, allein was können Zahlen beweisen, wenn im Gegentheil jeder Zuwachs ein Zeugniß mehr der geistigen Sclaverei liefert. Der Unterricht in den höhern geistlichen Schulen bestand in Nichts, als der ängstlichen Ueberlieferung der Glaubensartikel, in Vorbereitung zu Haß, Verfolgung und Angriffen der Ketzer, Ermahnung zum Festhalten an dem orthodoxen System und zu einem dem gemäßen Leben.[2]) Von Sprachkunde, Kritik, überhaupt Ausbildung des Verstandes war keine Rede; in jener Zeit findet sich von öffentlichen Schulen und Professoren der Eloquenz, Philosophie und Jurisprudenz, in Rom nirgends Erwähnung. Ist es also bei dem gänzlichen Mangel an Bildungsmitteln zu verwundern, wenn die ganze Gelehrsamkeit der Geistlichen sich auf die kirchlichen Erfindungen ihrer Vorgänger, die ganze Weisheit derselben sich auf spitzfindige Wider-

1) Tiraboschi, T. III, p. 198.

2) Tiraboschi, T. III, Libr. II, cap. I.

legungen der Ketzereien beschränkt; und da bei solchen Disputationen oft Unsinn gegen Unsinn kämpfte, ist es zu verwundern, wenn der Witz nicht mehr ausreichte, und ganz andere Fähigkeiten gemeiner Natur den Sieg entschieden? Die Strafe dieses finstern Treibens folgte auf dem Fuße, und während Italien im 9. und 10. Jahrhundert in dem Aufwachen seiner Völker, die Longobarden an der Spitze, einer neuen Bildung der politischen Verhältnisse entgegenging, versank seine Geistlichkeit in den Zustand des schrecklichsten Barbarismus. An der Schwelle des Mittelalters, im 5. und 6. Jahrhundert, ragen noch einige Männer hervor, wie Eusebius, Ambrosius, Leo u. s. w., „die Orakel der Orthodoxen und die Schrecken der Ketzer;" allein von da an ward die Oede immer öder, der Trieb nach Wissenschaft immer kälter, die Erfordernisse an die Geistlichen immer geringer, und so bereitete sich das eiserne 10. Jahrhundert vor. Auswärtige Fürsten erbarmten sich der tiefen Gesunkenheit; der Kaiser Ludwig der Fromme fand sich bewogen, den Bischof Claudius nach Italien zu senden, um dort einiges Licht zu verbreiten.[1]) Aber es erlosch bald in dem bodenlosen Strom der Roheit und Unwissenheit, welcher nur die scandalösen Excesse des päpstlichen Stuhls gleich kamen.

Wenden wir uns ab von dem traurigen Bild, dessen Ausmalung doch unserm Zweck fremd ist. Die wenigen Angaben genügen zur Begründung unserer Meinung, daß den fremden Völkern Unrecht geschieht, wenn man ihnen die Finsterniß jener Jahrhunderte Schuld gibt. Und sonderbar ist die hartnäckige Anklage gegen diese Völker, besonders die Longobarden, da doch seit Langem die Gegenbeweise bekannt sind. Tiraboschi nennt, bei seiner Klage über den traurigen Zustand der Geistlichkeit, nur norditalische Städte, wie Pavia, Verona, Pisa, Ravenna, wo Schulen blühten, er führt nur norditalische Bischöfe unter den ausgezeichnetern an, auch die meisten Dichter und die besten Geschichtschreiber waren Longobarden, und dieses merkwürdige, so sehr verkannte Volk steht an der Spitze jedes politischen und wissenschaftlichen Aufschwungs, und zwar zu einer Zeit, wo es alle Drangsale räuberischer Einfälle von Ungarn und Sarazenen erdulden mußte, während Rom vor äußern Feinden Ruhe genug

1) Muratori, Antiq. Ital., Tom. III, p. 816.

hatte, um unter der äußersten Sittenlosigkeit unterzugehen. Welche Kraft ging in dem weiten Thal des Po verloren, und welch ein Volk hätten die Longobarden werden können, ohne die unnatürliche Stellung, in welche sich die Kirche gegen alle Fürsten und Völker versetzte, ohne das lähmende Uebergewicht des Aberglaubens, womit sie die Geister für ihre egoistischen Zwecke zu lenken und auf der untersten Stufe der Bildung niederzuhalten wußte.

Wenn wir den ganzen Abschnitt noch einmal übersehen, so ist kein Zweifel, daß sich der Charakter des Volks in Italien während der finstern Zeit geändert hat. Man vergleiche nur die Römer des 5. Jahrhunderts und die Italiener, besonders im Norden, um 1000. Bei dieser Veränderung ist die wohlthätige Hand der germanischen Völker gar nicht zu verkennen, und es läßt sich fast mit Gewißheit sagen, daß die Römer sich mit eigner Kraft und ohne Auffrischung des Bluts nie hätten ermannen können. Es lag ein weites Feld in Italien erschöpft und ausgesogen und aller Fruchtbarkeit beraubt; fremde Hände mußten es tief durchwühlen, um ihm wieder frische Lebensgeister beizubringen, die es zur Annahme neuer Keime fähig machen sollten. Lange Jahrhunderte lag es brach, immer von Neuem aufgewühlt, und die lange Anstrengung der Jahre und Kräfte gibt uns einen Maßstab für den Grad der Erschlaffung, aus der es gerettet werden sollte. Es ist übrigens merkwürdig, daß nach dem Untergang der Etrusker die italischen Völker nie mehr zu einer eignen und nationellen Kultur gelangen sollten. Die römische Poesie, Beredsamkeit, Philosophie, selbst die Religion war ganz die griechische; und auch später mußte von den Griechen die Philosophie, von den Arabern die Poesie entlehnt werden. Eine finstere Macht waltete über dem Lande, und erstickte jede ihr fremdartige Regung des Volksgenius. Diese Macht war ein gränzenloser Egoismus, der sich stets in Herrsch- und Habsucht einer übermächtigen Partei zeigte. Er ließ schon bei den Römern nur solche Eigenschaften aufkommen und zu einer oft sehr glänzenden Höhe sich ausbilden, welche für die Größe des Staats und die Macht der tonangebenden Großen dienten. Der Faden, der durch die ganze römische Geschichte, durch alle Eroberungen, innere Streitigkeiten, Bürgerkriege sich zieht, war von der Herrschsucht gewoben, das Marsfeld der eigentliche Sitz der römischen Penaten. Daher das schnelle Zusam-

menstürzen römischer Größe, die schnelle Umwandlung des Charakters, sobald die Herrschsucht ihre höchste Befriedigung erhalten hatte, von dem kaiserlichen Thron aus ein unermeßliches Reich zu ihren Füßen sah. Alles war erreicht, was für sie erreicht werden konnte; die halbe Welt seufzte unter dem unerträglichen Druck, aber die Menschheit galt nur so viel, als sie ihren Zwecken unterthan war; nur als Boden für ihre riesenhaften Pflanzungen. Daher die Unfruchtbarkeit, die Oede, die Verlassenheit in dem Volk, daher die Auflösung aller Bande eines rein menschlichen Verhältnisses, die Umstoßung aller menschlichen und göttlichen Gesetze, die unglaubliche Immoralität. An Rom war indessen der Egoismus gebunden, und nach ihrem politischen Sturz suchte sich die Herrschsucht ein neues Reich in den Regionen des Geistes. Auch hier waren alle Mittel erschöpft worden, und führten zu einem nicht minder glänzenden Resultat. Die Kämpfe und Streitigkeiten waren nun anderer Art, aber sie führten alle zu demselben Ziel, nicht zur Auffindung und Feststellung der Wahrheit, was dem geistigen Reich das Höchste hätte sein sollen, sondern nur zur Begründung einer absoluten Herrschaft über alle Geister, wozu nicht geistige Entwicklung, sondern nur geistige Unterwerfung aller Völker führen sollte. Sollen wir bei solchem traurigen Verhältniß, da die einzige Macht, die Hülfe geben konnte, die einzige, die sich das ausschließliche Recht der Erleuchtung, Belehrung und Errettung der Völker angemaßt und folglich allein die Verantwortung ihres Werkes übernommen hatte, ihren eignen Zweck gerade nur in der Finsterniß fand, sollen wir bei solchem Verhältniß nicht endlich die Hand erkennen, die den Schleier gewoben hatte, und immer noch die germanischen Völker einer Wirkung beschuldigen, deren sie gar nicht fähig sein konnten? Die sogenannten Barbaren lassen sich eintheilen in Beziehung auf Italien in bloß durchziehende oder einfallende und in bleibende Völker. Daß die bleibenden, die Ostgothen und Longobarden, nicht das Princip der Versinsterung aufstellten, können selbst die Italiener nicht läugnen; denn daß Italien noch einmal eine Abendröthe seiner schönsten Kaiserzeit sah, verdankt es den Ostgothen; daß es eine endliche Erlösung aus dem Sclavenzustand, eine völlige Umwandlung der bürgerlichen Verhältnisse, eine Heilung und Erfrischung der innersten Organe der menschlichen Gesellschaft er-

lebte, daß es sich zu jenem Enthusiasmus der Bürgertugenden, zu jener Geistesgröße in der Epoche der lombardischen Befreiungskriege gegen die deutschen Kaiser, der glänzendsten in der ganzen italienischen Geschichte, erheben konnte, verdankt es den Longobarden. Solche Epochen sind keine Erzeugnisse eines finstern Geistes, dessen trauriges Wirken gleichwohl in jeder Epoche der italienischen Geschichte unter gleichen Formen, mit derselben Beharrlichkeit und Consequenz wiederkehrt. Die Finsterniß kann noch viel weniger das Werk der nur durchziehenden und einfallenden Nationen sein. Kurze Einfälle, einzelne Belagerungen und selbst Plünderungen können unmöglich den Charakter eines Volks verändern, unmöglich allen Geschmack, alle Liebe für die Kunst und Wissenschaft ausrotten; die Asche der verbrannten Bücher, wenn ja die Vandalen, Ungarn, Sarazenen Schriften aus dem klassischen Alterthum, und nicht vielleicht vielmehr theologische, schon in vielen Abschriften verbreitete, auf dem Gewissen haben, hat den Barbarismus in den Gesinnungen, die verkehrten Religionsansichten, den niederdrückenden Aberglauben nicht gedüngt. [1]) Solche vorübergehende Erscheinungen wirken nicht auf den Kern; sie können, wie sie es auch später gethan haben, nur eine vermehrte Aufregung und Energie hervorbringen, welche unter andern Umständen gewiß nicht anders als wohlthätig gewirkt hätte. Nicht kurze Stürme, die den Baum schütteln und entlauben, bereiten ihm den Tod, denn der Keim lebt noch, der neue Aeste und Blätter treibt, wohl aber die Versetzung in ungesunden Boden und der Raub der Freiheit. Nur einer solchen Macht, welche die ganze sittliche und politische Grundlage der Völker unterwühlte, jede freie Geistesentwicklung unterdrückte, welche die Völker vernichtete, um aus der geistigen Sclaverei ihre Nahrung zu ziehen: nur einer solchen ist die Finsterniß des Mittelalters zuzuschreiben. Krieg kann den Geist eines Volkes nicht niederhalten,

1) Die schrecklichste Plünderung, welche Rom, nächst den jahrhundertelangen Zerstörungen durch die eifrigen Orthodoxen, zu leiden hatte, war die der Vandalen, welche 14 Tage und Nächte dauerte; und doch hat im Ganzen die Wissenschaft wenig dabei verloren. Nur Gold und Silber reizte die Plünderer, und dies konnten die christlichen Kirchen besser liefern als die alten Bibliotheken. Gibbon, Decline and Fall of the Roman Empire, chap. 36.

aber eine Kirche, die nach Despotismus strebte, und ihre Herrschaft nur auf Aberglauben und Unwissenheit ruhig gründen konnte, die mußte den Geist der Völker unterdrücken oder sich selbst aufgeben.

Daß Gothen und Longobarden augenblicklich keine größere Kultur hervorgebracht, kann nicht wundern; auch sie hatten mit der allgemeinen Finsterniß zu kämpfen und mit dem Mißtrauen, das ihr Ketzerthum ihnen bei allen Orthodoxen bereitete. Sie verfolgten übrigens, wie gesagt, zwei ganz verschiedene Wege. Die Ostgothen, welche zuerst ankamen, wurden noch von dem Einfluß des Alterthums überwältigt; sie lehnten sich ganz an dieses an, und wollten durch ihre Pflege eine Kraft wieder erwecken, welche längst unter den Trümmern begraben lag. Ihr Einfluß mußte daher mit ihrer politischen Bedeutung verschwinden, und die Kultur, welche sie wiedererwecken wollten, gehörte nicht mehr ihrer Zeit an. Eine neue Zeit und ein neues Streben begann mit den Longobarden; sie rissen zuerst die ihnen unterworfenen Völker Italiens von dem tief gewurzelten Alterthum los, ein schwieriges Werk, welches eigentlich bis auf den heutigen Tag noch nicht vollendet ist. Ihr Wirken konnte nur langsam sein, ohne blendende Resultate; aber bewundernswerth, verglichen mit den Ostgothen, ist ihre Kraft, die sich in dem ungeheuern Werk nicht erschöpfte, und unter den feindlichen Einflüssen nicht erlag.

Dritter Abschnitt.

Zeit des Aufschwungs des italienischen Volks und Bildung des Volkscharakters.

Eine neue Zeitrechnung für die Kulturgeschichte Italiens beginnt mit dem 11. Jahrhundert, der alte Römerstamm ist fast verschwunden, das stockende Blut durch ein frisches ersetzt, das dem ganzen Organismus eine neue Kraft und Lebendigkeit mittheilt. Die Longobarden sind nun ganz eingebürgert, und bilden mit allen übrigen Bewohnern Ein Volk, die Italiener, das in seinem ganzen Charakter und in seiner Entwicklung sich von dem Alterthum lossagt. Sie bieten ein großes Feld dar voll frischer Keime, das nur die Befruchtung erwartet, um eine reiche, mannigfaltige Ernte zu geben. Die Befruchtung blieb nicht aus, und wenn irgend ein Land im 11., 12. und 13. Jahrhundert eine reiche und ununterbrochene Gelegenheit zu vielseitiger Ausbildung, eine Aufmunterung zur Uebung aller Kräfte, eine Anregung patriotischer Begeisterung hatte, so war es Italien. Auch darin war eine völlige Aenderung in dem Volk eingetreten, daß die Fremden auf dasselbe nicht mehr überwiegend, entkräftend, vernichtend, wie in den letzten Zeiten des römischen Reichs wirkten; sie begegneten nun einer Kraft, welche der Veredlung empfänglich, und für die Kultur der Wissenschaft und Kunst gestimmt, ihren Einflüssen ermunternd entgegenkam; sie fanden ein Volk, das in Prüfungen siegreich bestanden, sich ein Vaterland, ein ehrendes Selbstgefühl,

eine Geschichte geschaffen hatte, dem seine Betriebsamkeit, seine Ausdauer und Kraft den ersten Platz in der Reihe der Völker gab, und welches sein Land eine Zeit lang zum Sammelplatz aller ausgezeichneten Männer, zur Pflanzschule aller Kultur machte. Zu diesem hohen Schwung, zu welchem die Longobarden den Grund gelegt hatten, trugen eine Menge günstiger Umstände bei, welche den andern Völkern mehr oder weniger versagt waren, und bei welchen wir vorerst verweilen müssen. Meist waren es wieder fremde Völker und Fürsten, welche den hohen Impuls gaben; der Boden war italienisch, die Bearbeitung fremd. Manche der Ursachen, welche nun so günstig wirkten, besonders die physischen, existirten ebenso gut in den finstern Zeiten, ihre Anführung ist aber doch jetzt erst an ihrem Platz, da ihr Einfluß erst durch die Verbindung mit andern Umständen wichtig werden konnte.

§. 1.

Geographische Lage Italiens.

Und so betrachten wir zuerst die geographische Lage Italiens. Ein Land, weder von Bergen noch Steppen rings eingeschlossen, sondern seiner ganzen Länge nach von einem Gebirg in zwei große Küsten getheilt, nicht nur eine oder einige Seiten, sondern vielmehr gleichsam sich selbst ganz dem Meer, dem großen Kanal der Civilisation, öffnend, ließ schon an sich eine große Circulation zu. Das Gebirg bewahrte mehr den Kern, die stabile Masse der Bevölkerung, an den Ufern war beständige Gährung und Auffrischung. Und nicht einem nordischen Meer war Italien zugänglich, sondern dem Mittelmeer, welches von den ältesten Zeiten her die höchste Kultur vermittelt, dessen Wogen die Weisheit ägyptischer Priester nach Palästina, Jonien und Griechenland gebracht, die griechischen Musen nach Italien geführt, und zum Ersatz der Etrusker Kunst und des Pythagoras edeln Orden in das heitere Griechenland getragen. Welche Vielseitigkeit der Kultur war hier zu erwarten, welche mächtige Hebel und Hülfsmittel hatten die Italiener. Nach welcher Seite ihre Kiele sie trugen, fanden sie Muster und Aufmunterung; im Osten die Griechen, welche die Vermächtnisse einer großen Vorzeit wieder hervorsuchten, und dem Verständniß der Nachwelt klar und zugänglich

machten; im Süden und Westen das begeisterte und Begeisterung einhauchende Volk der Araber, das ebenfalls an der unverlöschlichen Flamme altgriechischer Philosophie seine Wissenschaft entzündete, aber seine eigenthümliche Kunst in jungfräulicher Reinheit mit Stolz und Liebe bewahrt hatte. Konnte Italien zu jener Zeit glücklicher gelegen sein? Doch ein günstiges Geschick that noch mehr. Es führte ihm selbst jene cultivirten Nationen zu, und gab ihm gerade zur rechten Zeit Männer, welche jene zu fesseln und den fremden Samen zum Keimen zu bringen wußten. Italien war von jeher der Sammelplatz der kühnen, unternehmenden, wie der cultivirten Nationen, die Brücke, die den Norden mit dem Süden verband, die große Heerstraße, welche bei der beständigen Ausgleichung des Menschengeschlechts fast nie leer von Wanderern war. Gehen wir seine Geschichte durch, so bietet sie ein fast beständiges Hin- und Herwogen zwischen Süden und Norden dar. Frühe drängten von Süden her die Pelasger, dann die Kleinasiaten, die Griechen, die Karthager; gegen diese wogten von Norden die Schaaren der Gallier und teutonischen Völkerschaften, während in der Mitte der kräftige Stamm der Römer, ebenfalls Fremdlinge, sich herrisch ausbreitete. Nur unter der römischen Kaiserzeit war ein Stillstand eingetreten, und gerade dies war die finsterste Zeit für Italien. In der Epoche, an deren Schwelle wir jetzt stehen, übten die Wanderungen der Völker einen mächtigern Einfluß als je. Im Süden schufen die Araber, Normannen und Kaiser Friedrich eine neue Aera der Kunst und Wissenschaft, während im Norden die germanischen Völker ihre Kraft und Thätigkeit, ihre Ordnungsliebe, ihren Rechtssinn und ihre Freiheitsliebe einhauchten, und eine politische Wiedergeburt bewirkten, welcher die mit Eifer aufgefaßte provenzalische Poesie einen freundlichen Jugendschimmer gab. Das Werk dieser Wanderungen vollendeten die Kreuzzüge, welche Italien über ein Jahrhundert lang zum Stapelplatz von Heeren wie von Waaren machten, und eine ungemeine Lebendigkeit und Circulation aller Lebenskräfte bewirkte. Also gerade in der Zeit, wo die Italiener anfingen, eine Rolle zu spielen, brachte ihnen die geographische Lage ihres Landes den großen Vorschub, ja sie führte sie selbst zu dieser großen Rolle, und machte sie zu Leitern der Bewegung nach dem Orient, zum Centrum der allgemeinen Begeisterung für

das heilige Grab. Wenn ohnedies schon das Meer sein ewig bewegliches Element auch den Küstenbewohnern mittheilt, wenn die häufigen Wanderungen den Geist stets frisch und wach erhalten, und der mannigfaltige Verkehr mit Nationen aller Art die Bildung ungemein befördert: so mußten alle diese Vortheile sich während der Kreuzzüge auf eine unglaubliche Art steigern, da sie durch einen religiösen Enthusiasmus gehoben waren, da die ganze Christenheit auf gleiche Art für dieselbe Idee glühte, und folglich die Wanderungen der Kreuzheere nach Italien nichts feindlich Lähmendes, sondern nur Erhebendes hatten.

Nicht weniger müssen wir hier die klimatische Lage Italiens herrechnen. Ein meist heiterer Himmel, besonders gegen Süden hin, der die Menschen beständig aus ihren Wohnungen lockte und in immerwährenden Verkehr mit einander setzte, gab dem allgemeinen Leben eine sehr wohlthuende Oeffentlichkeit. Das schöne, fruchtbare Land enthob der zu angestrengten Arbeit, und erweckte dagegen den Sinn für das Schöne und Anmuthige. Eine lachende Natur lud zu Fröhlichkeit und Herzensergötzungen ein, und es ist überhaupt eine bekannte Sache, daß die Menschen in lieblichen und anmuthigen Gegenden schneller zur Bildung heranreifen, als in finstern und rauhen, und beweist zugleich, wie vielen Antheil das Herz an der Bildung der Menschheit nimmt. In Italien gab das milde Klima noch den Vortheil, daß die Kunst nicht hinter schützende Mauern sich bergen mußte, sondern sich frei vor den Augen des Volks entfaltete; sie ward Eigenthum Aller, Lehrerin Aller. Nur durch den beständigen Anblick der antiken Meisterwerke, durch die beständige Uebung des Urtheils und die Anwendung der Gesetze der Harmonie, mit Einem Wort durch das Aufwachsen in den Armen der Kunst, läßt sich, wie früher in Griechenland, so jetzt in Italien der feine Kunstsinn erklären, der alle Klassen der Bevölkerung leitet.

§. 2.

Geschichtliche Vermächtnisse und Erinnerungen.

Die letzte Bemerkung führt uns auf einen Umstand, der wesentlich zu der Kunstbildung der Italiener und zu der hohen Stufe derselben beigetragen hat, nämlich das Vermächtniß einer

cultivirten Nation, welche alle Schätze der Kunst in Italien aufgehäuft hatte. Wir wüßten kein Volk der Erde, selbst die Neugriechen nicht ausgenommen, dem zu seiner Ausbildung ähnliche Hülfsmittel, ähnliche Vorarbeiten und Muster zu Gebote gestanden hätten, wie den Italienern. Welche Masse von Gegenständen, Säulen, Tempeln, Statuen, Amphitheatern, Triumphbogen, erinnerte mächtig an eine frühere Höhe der Kunst, und forderte zu ähnlichen Bestrebungen auf, indem sie zugleich als Führer und Lehrer diente. Keiner neuen Nation lächelten so die Musen in ihrer Wiege, keiner wurden selbst von der Natur die Werkzeuge so in die Hand gegeben, keiner leuchteten die griechischen Meisterwerke so aufmunternd voran, als den Italienern. War es zu verwundern, wenn unter solchen Umgebungen der ohnedies zur italienischen Natur gehörende Kunstsinn erwachen mußte, sobald die finstern Einflüsse einer römischen Fremdherrschaft verwischt waren? Unter die befördernden Vermächtnisse dürfen wir wohl auch die Wettspiele in der Beredsamkeit und Poesie und die Belohnungen der Sieger rechnen, welche von den römischen Kaisern eingeführt waren. Wenn sie unter tyrannischem Druck auch nicht griechische Höhe erreichen konnten, so war das Beispiel doch gegeben, und wirkte später, als die Kunst sich freier entfalten konnte, sehr ermunternd. Selbst in der finstern Zeit finden sich hier und da Beispiele, daß Dichter gekrönt wurden. [1]) Später ließ Rom dieses Vorrecht des Schiedsrichteramtes aus seinen Händen gleiten, und die normannischen Könige, wie auch Friedrich II. fesselten den Dichterruhm Italiens an ihren sicilischen Thron, und waren der Vereinigungspunkt der großen Geister, bis endlich ihr Beispiel die ewige Stadt ermunterte, ihr früheres Amt wieder auszuüben. Wenn diese Krönungen der Dichter in Italien aus mancherlei Ursachen weniger begeisternde Macht hatten als in Griechenland, so waren sie doch sicher nicht ganz ohne Werth; doch gehört ihr hauptsächlicher Einfluß mehr in den folgenden Zeitraum. Konnte nun die italienische Nation, umgeben und getragen von Allem, was nur die Kunst erwecken, befördern und aufs Höchste steigern kann, weniger leisten, als sie in ihrer schönsten Zeit geleistet hat, und ist es nicht ewig zu be-

1) Tiraboschi, T. II, Part. I, cap. 2, pag. 99.

dauern, daß eine unglückliche politische Entwicklung sie auf halbem Wege zu der Kultur aufhielt, den die Natur ihnen so sichtbar vorgezeichnet hatte?

§. 3.

Geschichtliche Entwicklung.

Wenn die Lage und das eigentliche Kunstklima die Italiener zu den höchsten Bestrebungen aufforderte, wenn ein Zusammenfluß glücklicher Umstände, welche ganz Europa in eine begeisterte Spannung versetzten, besonders auf Italien, die Straße der heroischen Züge, die außerordentlichste Wirkung haben mußte, wenn das beständige Anschauen der Meisterwerke aus einer großartigen Vergangenheit die Künste gleichsam in die Natur der Italiener einsetzte: so ward dagegen durch die verschiedene politische Entwicklung der Völker in diesen Jahrhunderten der Grund zu einer unglücklichen Getheiltheit und Zerrissenheit der einzelnen kleinen Staaten gelegt, der der Gesammtbildung in Rücksicht auf politische Macht sowie auf Kultur, Wissenschaft und Kunst äußerst nachtheilig war. Die verschiedenartigsten Interessen, hervorgerufen durch die verschiedene Lage der Länder, oft der einzelnen Städte, durchkreuzten sich, befehdeten und lähmten einander, und das Emporblühen einer Stadt, eines kleinen Staates, deutete immer den Untergang des andern an. Während im Norden das demokratische Princip vorherrschte, und nach seiner gewöhnlichen Weise sich in beständiger Unruhe, Gährung, Veränderlichkeit äußerte, und keine ruhige, gleichförmige Entwicklung weder der politischen Macht noch der Intelligenz zuließ, bildete sich der ganze Süden zu einer einzigen Monarchie aus, die sich unter einigen vortrefflichen Fürsten zu einem blühenden Zustand erhob. Die Scheidewand zwischen beiden bildete in der Mitte die Kirche, welche nun auch zu einem Staat geworden war, und, einzig ihre zum höchsten Gipfel gesteigerte Macht im Auge behaltend, und keinen Nebenbuhler und kein Interesse außer dem ihrigen in der Welt duldend, wenigstens in Italien äußerst vorsichtig jeden Wachsthum einer Macht verfolgte, jede Einigung zu einem Reich zu verhindern und beständige Getheiltheit und Befehdungen zu erhalten wußte.

In der Lombardei erhoben sich vom 10. Jahrhundert an die

einzelnen Städte gegen ihre Herzoge und Grafen, die sich seit 880 unglaublich vermehrt hatten, und deren beständige Befehdungen das Aufstreben der Bürger zur Freiheit sehr begünstigten. Die Städte der Lombardei waren blühend, sehr volkreich, mit guten Festungswerken versehen; die Einwohner thätig, unternehmend und krieggeübt in der Schule der Ungarn und Sarazenen, alle von heftiger Begierde glühend und durch die bedrängte Lage noch mehr dazu aufgefordert, das schwache Joch ihrer Regenten, das ihnen wenig Schutz gab und sie beständigen Angriffen aussetzte, abzuschütteln. Manche von diesen Städten standen nicht unter Grafen und Herzogen, sondern unter Bischöfen, ein Umstand, der ihre Emancipation sehr erleichterte oder eigentlich herbeiführte; denn die Bischofssitze waren so gut wie die weltlichen Throne ein Gegenstand heftigen Streits; oft fanden sich drei und mehr Bewerber zugleich ein, und suchten sich zu Erlangung ihrer Ansprüche eine Partei unter dem Volk. Dieses gewann dadurch nicht wenig an Ansehen und Kraft, und widersetzte sich oft mit Erfolg den von den Kaisern eingesetzten Geistlichen. So gewann der Bürger Macht und Geltung, sein Selbstgefühl wurde durch die Siege erhöht, die er in der Abwehr sowohl drückender Herren als auch mächtiger Feinde davontrug, und allgemein machte sich im 11. Jahrhundert die Liebe zur Unabhängigkeit in republikanischen Formen in den lombardischen Städten Luft. Dies geschah freilich nicht ohne heftige Wehen; manche Städte hingen noch an den Kaisern, andere an den Grafen, und zu dem Kampf der Principien gesellte sich noch der Kampf um die Uebermacht, selbst zuweilen um die Existenz. Doch lernten die Völker dabei ihre Kräfte messen. Die Herrschaft der Lombardei entschlüpfte unvermerkt den Händen der Kaiser, deren Kräfte durch den Investiturstreit mit den Päpsten und die Unruhen in Deutschland zu sehr zersplittert waren, und vor dem Tod Heinrich's V., 1125, waren die lombardischen Städte soweit, daß sie ihre eignen Magistrate wählten, und in ihrer innern Verwaltung wie in ihren Kriegen als unabhängige Staaten handelten. Als das Princip der Freiheit gegen den mächtigsten Feind, den deutschen Kaiser, gerettet war, kehrten sie ihre Waffen nach Innen, um ihren Sieg ganz vollständig zu machen. Die unzählig vielen Adligen, welche von ihren Schlössern aus immer noch die Städte regierten,

und die widerspenstigen hart bedrücken konnten, wurden bezwungen, ihre Schlösser zerstört, und sie selbst in die Städte hereingezogen. Ihrem Ehrgeiz stand nun kein anderer Weg offen, als das Interesse der Bürger zu ergreifen, die obersten Stellen im Staate zu besetzen, und die Regierung der Städte in ihre Hände zu bekommen, wozu ihnen die allen Demokratien eigne Unruhe bald die beste Gelegenheit gab.

Gleiches Schicksal mit der Lombardei hatte auch Toskana. Es war bis dahin durch einen vom deutschen Kaiser ernannten Markgrafen regiert; die Städte waren aber blühend und mächtig und hatten eine unabhängige innere Verwaltung. Die ewig unruhigen Priester zu Rom, die jede auf Einigkeit und Ruhe gegründete Macht ihrer eignen gefährlich achteten, hetzten die Städte gegen den Kaiser auf, und brachten unter ihnen einen Bund zusammen, der ganz dem päpstlichen Interesse zugethan war. Den letzten Stoß erhielt der norditalienische Bund durch das mächtige schwäbische Kaiserhaus, aber er hielt ihn glücklich aus. Die Kriege gegen diese Kaiser, welche mit ungemeiner Erbitterung und selbst mit Nationalhaß geführt wurden, dienten durch ihren siegreichen Ausgang nur dazu, die lombardischen Republiken mächtiger und sicherer zu machen. Diese Zeit ist für die Lombardei die glänzendste in ihrer ganzen Geschichte, sie ist sogar diejenige Epoche, welche, im Ganzen betrachtet, Italien am meisten Ehre macht, diejenige, wo es am meisten National-Energie und Patriotismus zeigt.[1])

Wenn wir übrigens die fast unglaubliche Kraftanstrengung der lombardischen Städte, welche fast zwei Jahrhunderte lang gedauert hat, überblicken, so ergreift uns ein wehmüthiges Gefühl bei dem Gedanken, daß das eigentliche Resultat derselben fast null war. Für Italien im Ganzen genommen waren diese Kämpfe von gar keiner Bedeutung, und der Lombardei gaben sie nur den Aufschwung, so lange der äußere Feind zu bekämpfen war. Ob sich die Verhältnisse der Lombardei schöner und ehrenvoller gestaltet hätten, wenn bloß Bürgerthum, Vaterlandsliebe und Freiheit ihre Sache ohne alle fremde Einflüsse verfochten hätten, ist nicht mehr zu entscheiden; aber gewiß ist, daß die

1) Hallam, Europe during the Middle Ages.

Kirche mit ihrer Herrschsucht auch hier störend eingriff, und dem Kampf manche unreine Beisätze gab, die zuletzt überwiegend wurden und alle Verhältnisse außerordentlich trübten. Der Kampf gegen die Kaiser, besonders aus dem schwäbischen Haus, war zur großen Hälfte kein Befreiungs-, sondern ein Religionskrieg, wie man damals die gewaltsam geltend gemachten Anmaßungen der Päpste und die Protestationen der Fürsten dagegen nannte, ein Krieg, welchen mehr der Klerus als die lombardischen Städte führte, und wobei die letztern mehr blindes Werkzeug waren, das die Kirche sich sehr geschickt zugerichtet hatte. Den Päpsten kam es in diesem Kampf nicht auf Vertheidigung politischer Principien, auf Gründung des Wohlstands und der Macht jener Städte an, sondern auf ihren eignen ausschließlichen Vortheil, auf Befriedigung ihrer Herrschsucht durch Vernichtung jeder andern Macht. Sie konnten denselben Fürsten begünstigen und verfolgen, derselben Stadt Beistand leisten, dann wieder von irgend einer Seite einen Feind erwecken. Waren sie von Süden gedrängt, so schmeichelten sie den deutschen Kaisern und forderten sie zur Hülfe auf; war ein mächtiger Kaiser in Deutschland, so wurden die lombardischen Städte auf alle Art gegen ihn gereizt und unterstützt, und das republikanische Princip durchaus geltend gemacht, während die Päpste zu gleicher Zeit in Rom alle republikanische Ideen auszurotten trachteten. [1]) Dies Beispiel war um so gefährlicher, als es von dem Oberhaupt der Kirche gegeben war; der Kampf der Städte um ihre Freiheit verlor um so mehr von seinem reinen Glanze, und wurde in eben dem Grad um so erbitterter und hartnäckiger, je mehr es den Bullen der Kirche gelang, die Begeisterung der Lombarden mit ihrem Fanatismus zu vergiften. Die Saat der Kirche ging mit schrecklicher Ueppigkeit auf, und erstickte bald den Waizen. Der Patriotismus verrauchte, und die Städte zerfielen in Zwietracht. Nicht Unabhängigkeit war die Losung, sondern Verfechtung der päpstlichen Anmaßungen gegen die Kaiser; daher war keine Einheit, die ein begeisternder Kampf um eines der höchsten Güter immer erhalten hätte, denn dieses Gut war nicht der Hauptzweck. Der ganze Norden Italiens theilte sich in zwei blutige Parteien, die

1) Sismondi, Histoire des Républ. ital., Tom. II, chap. 8.

Anhänger des Papstes (Welfen) und die Anhänger der Kaiser (Gibellinen). Die Beimischung religiöser Ideen in den Kampf, der rein nationaler Natur sein sollte, hatte, wie überall, die Aufregung zur schrecklichsten fanatischen Wuth gesteigert; Haß und unversöhnliche Leidenschaftlichkeit, welche in jener Zeit überhaupt die Privatsitten der Italiener auszeichneten, brachen mit aller Macht hervor, und verdarben den Nationalcharakter. Jede Stadt, selbst jeder einzelne Bürger schlug sich zu einer Partei, oft nur aus Haß gegen den Nachbar. Eifersucht mischte sich in das ohnehin schon trübe Spiel, und bestimmte oft die Wahl der Partei; alte Rivalitäten zwischen Pisa und Florenz, Modena und Bologna, Cremona und Mailand, stürzten die Einwohner immer in entgegengesetzte Richtungen, und da die Städte in ihrem Innern selbst getheilt waren, so wechselten beständig die Rollen. Die siegende Partei hatte einen unaufhörlichen Kampf gegen die unterdrückte zu bestehen; oft unterlag sie wieder und eine welfische Stadt wurde dann plötzlich gibellinisch und umgekehrt.

So wurde ganz Norditalien um den Zweck seines langen Kampfes betrogen, und das Resultat der ungeheuern Anstrengung war — nicht ein unabhängiges Reich der Lombardei, sondern Sieg der Kirche und Niedertretung ihrer Feinde. Der Kostnitzer Friede gab den lombardischen Städten nicht Ruhe und Ordnung, nicht das hohe Selbstgefühl, ein theueres Gut mit Aufbietung aller Kräfte im ehrenvollen Kampf gegen einen mächtigen Gegner errungen zu haben. Denn in der That hatten sie für sich selbst gar nichts, nur für die Kirche errungen; der Friede hatte ihnen gar keinen Zweck erfüllt, und folglich auch ihren Kämpfen kein Ende gemacht. Das Ziel ihres ersten Strebens hatte ihnen die Kirche ganz aus den Augen gerückt, und die Kräfte und Leidenschaften, die einmal geweckt waren, kehrten sich nun, da ein äußerer Gegenstand fehlte, gegen das Innere, und wühlten alles Unglück auf, das nur Zwietracht und Aufhetzerei über bürgerliche Verfassungen, Gemeinden und Familien bringen kann. Ordnung und Gesetz waren gänzlich gelähmt. Um einen Urtheilsspruch gegen einen Bürger zu vollziehen, mußte oft vorher eine ganze Familie, ja ganze Partei unterjocht werden. Die Frucht konnte von solcher Saat nicht besser sein. Eine Menge feindseliger Elemente durchkreuzten sich über den unglücklichen Einwohnern, Strei-

tigkeiten zwischen Kaiser und Papst, Welfen und Gibellinen, Aristokratie und Volk, mächtigern und schwächern Städten. Nur die Leidenschaft herrschte, und die Sieger opferten selbst zuweilen ihren Patriotismus dem Haß und der Rache auf. Als die Gibellinen nach blutigem Kampf wieder in den Besitz von Florenz gekommen waren, 1260, wurde stark die Frage angeregt, ob nicht die Stadt gänzlich zerstört werden sollte, und ohne die Beredsamkeit des Farinata degli Uberti wäre die Hauptstadt Toskanas dem Untergang geweiht worden.[1]) Privatzwiste zwischen einzelnen Bürgern und Familien genügten oft, um die blutigsten Kämpfe in einer Stadt zu erzeugen, die nur mit der gänzlichen Vertreibung einer Partei endigten. Dante war bekanntlich auch ein Opfer solcher Zwiste.

Nach dem Sturz des schwäbischen Kaiserhauses zerfiel die Macht der Gibellinen. Karl von Anjou und die päpstlichen Excommunicationen vertrieben sie aus Italien, und gegen Ende des 13. Jahrhunderts war schon der Name Gibellin ein Grund zur Proscription in Toskana und der Lombardei. Dieselbe Leidenschaftlichkeit verblendete aber auch die Parteien, und machte es den kühnen Räubern leicht, über die unverwahrte Beute herzufallen. Kaum vierzig Jahre, nachdem sie ihre Freiheit erkämpft hatten, fielen die lombardischen Städte schon wieder, durch List oder Gewalt bezwungen, unter das Joch ihrer vornehmsten Bür-

1) Farinata war in der Versammlung der toskanischen Gibellinen zu Empoli, wo Alle, die Gesandten von Pisa und Siena an der Spitze, mit Ungestüm die Zerstörung verlangten, der Einzige, welcher den Muth hatte, sich dem Toben zu widersetzen, wobei er die schönen Worte sagte, er habe sich nicht so vielen Gefahren ausgesetzt, um seine Vaterstadt zu zerstören, sondern um darin mit Ehren zu leben. Pignotti, Storia di Toscana, Vol. III, Libr. III, cap. 5, pag. 101 ff. Sismondi, Histoire des Rép. ital., T. III, chap. 19, pag. 235 ff. — Hallam kann Dante mit Recht nicht verzeihen, daß er diesen größten Patrioten seines Landes unter die Anime più nere in eine der traurigsten Regionen der Hölle verstoßen hat. Die prachtvolle Stelle (Inferno, cant. X, v. 22—52 und 76—93), worin Dante sich mit dem Helden unterredet, wirft viel Licht auf die toskanische Geschichte; aber der Umstand, daß Farinata ein Gibelline war, beweist, daß auch Dante sich nicht über jenen allgemeinen Parteihaß zu erheben vermochte. Sismondi rechtfertigt schlecht die Strafe, zu welcher der Dichter seinen hochherzigen Gegner verurtheilt.

ger, welche ihre Herren und Tyrannen wurden. Haß und Rache schmiedeten ihre Ketten, und Eifersucht gegen einander ließen sie kaum fühlen, daß sie das kostbare Ziel ihres langen Freiheitskampfes verloren, daß sie umsonst geblutet, daß Mailand umsonst in Trümmern gelegen hatte. Italien sank in dem ersten Augenblick seiner Größe tief von dem kaum errungenen Rang herab. Die tapfern, freiheitliebenden Lombarden waren dahin gekommen, daß sie oft das härteste Joch geduldig trugen, und wenn sie sich je zuweilen auflehnten, so wechselten sie nur die Tyrannen. — Toskana blieb länger als die Lombardei unter einem kaiserlichen Statthalter, der aber ebenfalls den beständigen Intriguen der Päpste weichen mußte. Gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts bildeten Florenz, Siena, Arezzo, Pistoja u. a. sich zu unabhängigen Städten, deren größere Einwohnerzahl die Päpste, besonders gegen Friedrich II., auf ihre Seite zu bringen wußten. Die Gibellinen bildeten meist die adligen Familien, die ihre frühern Privilegien unter den Kaisern wieder zu erlangen strebten, und so war hier ebenfalls der Widerstreit einer Menge von Principien gegeben, der sich in fortwährenden Revolutionen und Regierungswechsel äußerte. Dante vergleicht daher Florenz mit einem Kranken, der zu augenblicklicher Erleichterung beständig seine Lage im Bette wechselt.[1]) Diese Parteikriege wurden mit der schrecklichsten Erbitterung geführt, welche nur je der Fanatismus entzünden konnte. Jeder Sieg einer Partei war mit Proscriptionen, Ermordungen, Zerstörung der Wohnungen, und Blutbad in den Straßen bezeichnet, und dieselben schauderhaften Scenen erneuerten sich bei jedem Wechsel. Die Welfen behielten endlich 1266, von Karl von Anjou unterstützt, das Uebergewicht, und die Gibellinen wurden gänzlich von der Verwaltung und Regierung ausgeschlossen. Die Anstrengungen, welche der Adel zur Umstoßung der ganz zu Gunsten der Welfen verfaßten Constitution machte, dienten nur zur Verstärkung der Volkspartei. Eine neue Aristokratie erhob sich aus den Familien, welche mehre Generationen hindurch die höchsten Staatswürden besessen hatten, und Florenz erhielt wie das alte Rom, seine adligen Plebejer (populani grandi), die Peruzzi, Ricci, Medici. Die neue Aristokratie wußte sich in-

1) Dante, Purgatorio, cant. VI, v. 148—151.

dessen nicht besser als die alte die Gunst des Volks zu erhalten; beide hatten eine unversöhnliche Antipathie gegen einander, und beide wurden vom Volk gleich gehaßt. Ein unglücklicher Krieg steigerte endlich die allgemeine Unzufriedenheit so sehr, daß die plebejischen Adligen, unfähig, sich länger zu halten, 1342 die Republik einem fremden Herrscher, dem Walter von Brienne, Herzog von Athen, übergaben.

In Rom begegnen wir auch in diesem Zeitraum denselben Elementen, welche über den verlassenen Ruinen wie Irrlichter schwebten, und seit dem Untergang des römischen Reichs an der Zusammensetzung eines merkwürdigen Volkscharakters arbeiteten. Sie sind eine untergegangene Civilisation, die dennoch fortwährend einen gewissen bleichen Schein durch die finstere Zeit bemerken ließ; eine von früher her noch fortschleichende Sittenverderbniß; ein sehr reizbarer Stolz auf ehemalige Größe, der aber bei der wenigen Thatkraft, die die Römer den Anmaßungen des Klerus entgegensetzten, sich verhielt, wie die alten Ruinen zu den neuen Kirchen; eine Art Republikanismus ohne republikanische Kraft und Tugend, der sich in beständigen ziellosen Revolutionen Luft machte; daneben aber doch ein geduldiges Schmiegen unter den fürchterlichsten geistigen Despotismus; ein mannigfaltig ausgebildeter Rest von Heidenthum unter christlichen Kirchendächern zwischen alter und neuer Zeit ringend; alle diese an dem unglücklichen Volk zerrenden Elemente, wovon kein einziges fähig war, einen gewissen Schwung zu geben, hielten die Römer eine lange Zeit in einem Zustand des Schlafwandelns gefesselt, den die Kirche, der allein wachende Theil, für ihre Vergrößerung benutzte. Doch gelang es der letztern, obgleich sie in diesem Zeitraum ausgezeichnete Männer voll bewundernswerther Kraft und Ausdauer besaß, erst nach langen Bemühungen, sich im Besitz der weltlichen Macht zu befestigen. Ihre Rechte waren durch keine Gesetze bestimmt, der Kaiser war noch lange Souverain, und das Volk wollte weder dem Einen noch dem Andern gehorchen. Die nämliche Insubordination und Anarchie herrschte hier wie in andern Städten, nur unterwühlte hier den Charakter noch besonders das peinliche Gefühl einer untergegangenen Größe. Die zerfallenden Triumphbogen waren der ewig stille Vorwurf, der zu keiner Ruhe kommen ließ, der Stachel, welcher zu Unzufrie-

denheit und Aufruhr reizte. An diesen Trümmern ernährten sich beständig die republikanischen Ideen, die einzige Handhabe, woran der Ehrgeiz das brausende Gefäß bemeistern konnte, an ihnen erweckte sich der Stolz, der später den päpstlichen Triumphen nicht wenig zu Hülfe kam, an ihnen aber auch der Unmuth über den unersetzlichen Verlust ihrer Macht, die glühende Leidenschaft, die bei jeder Veranlassung in helle Flammen ausbrach.

Von den deutschen Kaisern wurde ihr Freiheitssinn nur wenig und kurz vorübergehend angegriffen; doch fanden deren Ansprüche beständige Widersetzlichkeit, obgleich bei weitem nicht die Kraft wie in den lombardischen Städten. Dafür erhob sich in den eignen Mauern der Feind, und in dem Vatikan wurden die Ketten geschmiedet, die eine kräftige Hand bei günstigen Umständen dem Volk anlegen sollte. Die Gelegenheit ließ indeß lange auf sich warten, die Herrschsucht der Kirche blickte früh durch alle Handlungen durch, und fand heftigen Widerstand. Mehr als ein Papst wurde verjagt, mancher starb an den Wunden, die er in einem Aufruhr erhalten, und selbst die Siege über Kaiser und Könige ließen die Römer gleichgültig, ebenso wie die Bedrängnisse ihrer Bischöfe. Ein mächtiger Gegner stand der Kirche in Arnold von Brescia auf, 1144, der sie an ihrer verwundbarsten Stelle angriff. Mit hinreißender Beredsamkeit predigte er gegen ihre Anmaßung und Herrschsucht, schmeichelte den Römern mit Erinnerungen an ihre Republik, und hatte dabei eine große Stütze an dem Abscheu gegen die schlechten Sitten des Klerus. Die tobende Menge, die er selbst bald nicht mehr bändigen konnte, ergriff seine Lehren mit Eifer und die lange gehegte Leidenschaft brach sich Bahn durch Aufruhr und gewaltthätige Ausbrüche gegen den geistlichen Despotismus. Doch Rom war nicht mannbar genug, um sich der Ruthe der Kirche zu entziehen; das Interdikt des Papstes Hadrian IV. verwandelte schnell die größte Volkswuth in kindische Reue um. Die Römer, welche eine Republik nach dem Muster ihrer Ahnen hatten gründen wollen, baten die Kirche um Gnade, und der edle Arnold erkannte auf dem Scheiterhaufen, daß die Zeit der Größe für die ewige Stadt vorüber sei, daß das Toben der Menge, welches er für ein Auflodern des alten republikanischen Feuers hielt, nur eine Leidenschaft der Schwäche war, die, von alten Erinnerungen lange er-

hitzt, doch unfähig jeder männlichen Ausführung, nur gelegentlich einen Ausbruch suchte, der ebenso gut gegen die Kirche als deren Gegner gerichtet sein konnte. Rom war nicht mehr fähig, eine Republik zu gründen, der ganze Charakter des Volks war umgewandelt schon seit der Schlacht bei Actium. Der Freiheitssinn äußerte sich nur in kurzen Widerspenstigkeiten und Empörungen, Mord und Gewaltthaten, und achtete dabei wenig ihres Ziels, denn Päpste und Kaiser, Senatoren und Demagogen waren den Ausbrüchen gleich sehr ausgesetzt. Das Volk begnügte sich dabei mit den wenigen republikanischen Formen, die ihm noch gelassen waren, und die später gerade die Schlingen für seinen letzten Rest von Freiheit wurden. Denn die Regierung war in den Händen von 56 jährlich vom Volk gewählten Senatoren; an deren Stelle erhielt Rom 1192 einen einzigen Senator, der ein Ausländer war und ein Jahr im Amte blieb. Dieser war nicht im Stande, die widerspenstigste Aristokratie von ganz Italien im Zaume zu halten, aber nach seinem Charakter richtete sich natürlich die weltliche Macht der Päpste, und so konnte es nicht fehlen, daß diese, welche nun bloß mit Einem zu thun hatten, überwiegend wurden, und in dem Einen ganz Rom ihre Fesseln anlegten. Schon Innozenz III., unstreitig der schlauste unter den Päpsten, der während der Minderjährigkeit des großen Hohenstaufen freieres Spiel hatte, erreichte endlich durch Benutzung vieler günstiger Umstände das große Ziel, für welches sich seine Vorgänger schon so vielen Gefahren ausgesetzt hatten. Alle wahren und falschen Geschenke Konstantin's, Pipin's, Karl's des Großen und Ludwig's des Frommen wurden unter seiner Hand vereinigt und vor den Augen der Welt rechtmäßig in Besitz genommen. Selbst der schlimmste Feind, das römische Volk, mußte sich, in seiner Apathie überlistet, die neue Herrschaft gefallen lassen, und der Senator dem Papst den Eid der Treue leisten. Mit dieser Zeit verschwindet das römische Volk als solches aus der Geschichte; nur einmal noch gibt es zu dem großen Drama Italiens eine Scene, die ihm so wenig Ehre macht als die andern. Während der gezwungenen Entfernung seiner neuen Herrscher nach Avignon verfiel Rom, obgleich es sich auch vorher schon keiner gesetzlichen Autorität und Ordnung zu erfreuen hatte, in den traurigsten Zustand der Anarchie. Räubereien, Gewaltthaten,

Unordnungen jeder Art waren tägliche Schauspiele in den Straßen. Der Adel, dessen Leidenschaften nach Abgang des größern Meisters jeder Zügel entnommen, dessen Ehrgeiz und Herrschsucht dagegen eine weite Bahn eröffnet war, verwandelte Rom in ein großes Schlachtfeld. Die befestigten Paläste entsandten Scharen von Söldnern, welche nach Raub und Mord der feindlichen Partei suchten, selbst die heiligsten Alterthümer dienten, in Festungen verwandelt, der Wuth und Rachsucht zum Schild. Die elenden Streitigkeiten der Orsini und Kolonna verwüsteten in dieser kurzen Zeit mehr Denkmäler, als alle Plünderungen.

Süditalien hatte unterdessen die glücklichste Gelegenheit, die ihm zu Theil gewordene Verjüngung ganz auszubilden, und sich an den ihm zuströmenden Mustern und Lehrern zu erheben. Von der lang gewohnten Herrschaft griechischer Sitte und Bildung immer in einem gewissen Grad von Empfänglichkeit für feinere Lebensweise erhalten, sah es nach einander eine Reihe von Völkern sich an seinen Küsten ansiedeln, deren frische, kräftige Natur sich ungemein wohlthätig mit dem Charakter der Eingebornen vermischte, und deren Kämpfe nicht zerstörten, sondern gründeten. Die Provinzen wurden zwar mehrmals von Ankömmlingen erobert, fielen aus einer fremden Hand in die andere, allein jeder neue Herrscher schien nur gekommen zu sein, um der Kultur der vorhergehenden mehr Vielseitigkeit zu geben. Nachdem lange die Longobarden das mächtige Herzogthum Benevent besessen, und im Süden Italiens den Grund zu höherer Gesittung gelegt hatten, kamen gerade zur rechten Zeit die Araber an und bemächtigten sich Siciliens und eines großen Theils von Neapel. Von ihrem Einfluß auf die europäische Literatur wird später die Rede sein; aber auch ihr Charakter, ihre Ritterlichkeit, ihr Enthusiasmus für ihren Glauben gaben ihren nicht unempfänglichen Unterworfenen ein vorzügliches Beispiel der Nachahmung. Sie kämpften mit Deutschen, Griechen und Longobarden um den Besitz des schönen Landes, und bürgerten sich durch ihre Wissenschaften, ihre Sitten und den neuen Schwung, den sie dem ganzen Volksleben gaben, auf eine würdige Weise ein. Doch keine Herrschaft der Ungläubigen war Neapel bestimmt. Gegen die Mitte des 11. Jahrhunderts erschienen die tapfern und ritterlichen Normannen, die mit

unglaublichem Glück den Arabern bald das ganze Besitzthum abrangen. Aus dem hohen Norden entsprossen, der ihnen Tapferkeit und Leibesstärke, eine tiefernste Gesinnung, und die später so sehr ausgebildete Ritterlichkeit gegen das weibliche Geschlecht verlieh, hatten sie bei ihrem Seeleben eine gewisse Gewandtheit und Fertigkeit und besonders einen heftigen Drang nach Thaten und Abenteuern erhalten, der der Grundzug ihrer ganzen Geschichte ist. Im Frankenland zur christlichen Religion übergetreten, regte sich in ihnen auch gleich die Lust nach christlichen Abenteuern, Pilgerschaften, Unterstützung der bedrängten Pilger, Kampf gegen die Sarazenen. Solche Wallfahrer aus der Normandie lernten die schöne Halbinsel des Apennin kennen, und fanden hier ein weites Feld für ihren thatlustigen Sinn. Sie wurden auch bald aus hülfeleistenden Bundesgenossen Eroberer, und es entspann sich ein Kampf zwischen ihnen und den Arabern, der gewiß wenige seines Gleichen hat. Beide Parteien gleich ritterlich, gleich enthusiastisch für ihren Glauben, gleich stolz auf edle Abkunft und gleich feurig fühlend für die Ehre, gleich tapfer und gewandt und dürstend nach Abenteuern. Ein solches Zusammentreffen erweckte Funken durch das ganze Land, welche auch bei den mehr zuschauenden Einwohnern nicht ganz verlöschen konnten, und noch lange nachher fortleuchteten. Die Araber mußten dem nordischen Sterne weichen, und der kluge Robert Guiscard ließ sich von dem Papste mit dem Herzogthum Apulien und Calabrien belehnen. Sein jüngerer Bruder Roger eroberte Sicilien, und dessen Sohn Roger II. vereinigte 1130 die Krone beider Sicilien auf seinem Haupte. Die Vermischung nordischer Kraft mit südlicher Feinheit brachte dem Land gute Früchte. Die Normannen gewöhnten sich nach und nach an eine ruhige Lebensart, wurden treffliche Bürger, und wandten ihre Thätigkeit und Energie auf die Kultur des Landes, auf Handel und Wissenschaften. Der lebhafte Verkehr mit Griechenland, den besonders die Kreuzzüge unterhielten, brachte früh die griechischen Kenntnisse herüber, welche schon die Araber emsig auf dem neuen Boden angepflanzt hatten. Ein Vermächtniß der letztern war besonders die Schule zu Salerno, wo die Arzneikunst für jene Zeit zu einer hohen Blüthe gedieh. In dem Aufschwung gingen die Fürsten mit schönem Bei-

ſpiel voran; beſonders hinterließ der letzte König, Tancred, den Ruhm eines Aſtronomen, Philoſophen und großen Literaten. [1])

Nach dieſem Tancred kam Italien in den Beſitz der Hohenſtaufen. Heinrich VI. machte durch ſeine grauſame Beſitznahme und harte Regierung den deutſchen Namen in Neapel verhaßt, aber ſein Sohn, der große Kaiſer Friedrich II., erſetzte reichlich die kurze unglückliche Regierung durch den Segen, den ſein hoher Geiſt über das Land brachte. Die Epoche Friedrich's iſt unſtreitig die ſchönſte Zeit in Neapels Geſchichte, und das ſo glücklich aufgefriſchte, ſtufenweiſe veredelte und herangebildete Volk bedurfte auch nur noch eines ſolchen Wortführers, um die neue Flamme für Italien und Europa zu entzünden. Tiraboſchi übergeht die große Epoche aus einer für einen Abt in Modena ſehr erklärlichen Scheu. Um alle Verantwortung von ſich ſelbſt abzuwälzen, gibt er zwei fremde Charakteriſtiken Friedrich's, eine von Denina, der mit prieſterlicher Schlauheit der Kirche genug zu thun weiß, und doch vermeidet, eine Unempfänglichkeit gegen die aufgeklärtere Zeit zu beweiſen, und die andere von einem Zeitgenoſſen des Kaiſers, dem Frater Salimbene, der ſich auf der nämlichen Achſe herumdreht, daß, wenn Friedrich ein guter Katholik geweſen wäre, und Gott und die Kirche beſſer geliebt hätte, er Wenige ſeines Gleichen gehabt hätte. Ricordano Maliſpini, der ſich ſonſt in ſeiner Geſchichte nicht günſtig über ihn ausdrückt, ſagt von ihm, er war uomo ardito e franco e di gran valore, e di scritture, e di senno naturale fue savissimo, e seppe la lingua nostra Latina, e 'l nostro Volgare, e Tedesco, Francesco e Greco, e Saracino, e di tutte vertudi copioso, largo e cortese: ma fue dissoluto in lussuria, e tenne molte concubine, e mammolucchi a guisa di Saracini, e 'n tutti i diletti corporali si diede, e quasi vita Epicura tenne, non facendo che mai fosse altra vita. E questa fue principale cagione (!) perche divenne nimico de' cherici, e di Santa Chiesa, e ancora volle occupare le ragioni di S. Chiesa per male ispenderle, e molte chiese e monisteri distrusse nel regno di Cicilia e di Puglia. — —

1) Bettinelli, Risorgimento d'Italia, cap. 3.

Questi fece cose notabili al suo tempo.[1]) Giovanni Villani, der mit großer Unparteilichkeit schrieb, gibt seinem hohen Geiste ein ehrendes Zeugniß. Ein Fürst mit solchen großen Eigenschaften that Italien Noth; die Kirche erkannte auch wohl die Gefahr, die ihr von ihm drohte, und nie rüstete sie sich mit mehr Ernst, nie bot sie mehr Schlauheit, Kunstgriffe, Verblendungen des Volks, kurz alle geistliche und weltliche Waffen auf, als gegen ihn. Auch war es ihr letzter Kampf dieser Art, ihre Anstrengungen hatten ihre Kräfte erschöpft, der Triumph ihres Uebermuths war eine Lehre für die Fürsten und Völker, und wenige Jahre nachher erlag sie der Macht des französischen Philipp. Neapel war die Wiege des großen Friedrich, es reichte seiner Jugend die ersten Blüthen, und empfing dafür die ersten Wohlthaten von diesem kühnen aufstrebenden Geist. Als deutscher Kaiser von den Ränken der nie ruhenden Kirche von einem Kampf zum andern, von Schlachten zu Vertheidigungsschriften, von der Lombardei bis nach Jerusalem gehetzt, ließ er Neapel und Sicilien fortwährend der glücklichsten Ruhe genießen, und während das übrige Italien sich in Parteiwuth aufzehrte, sammelte sich hier, von Friedrich's großem Geist angezogen, und durch sein Beispiel ermuntert, eine Schar auserlesener Männer jener Zeit, welche den Grund zu der italienischen Sprache und Literatur legten. Mit Friedrich ging das Hohenstaufische Haus unter, und französische Räuber bemächtigten sich, von der Kirche gerufen, des Erbtheils Konradin's, nachdem sie den Besitzer ermordet. Ein besseres Zeugniß als alle Geschichtschreiber zu Gunsten der deutschen Regierung gibt die große Abneigung der Neapolitaner gegen die neue Herrschaft, die freilich von der vorigen sehr abstach. Bedrückungen und Uebermuth der Franzosen machten endlich das Joch unerträglich, und die lange im Stillen vorbereitete Empörung brach plötzlich in der schrecklichen Mordscene der sicilianischen Vesper aus, 1282.

Unterdessen hatte der Tod Friedrich's II. auch Norditalien von Deutschland unabhängig gemacht, aber die Zersplitterung in eine Menge kleiner, einander befeindeter Republiken leuchtete desto

1) Ricordano Malispini, Storia fiorentina. Ausg. von Follini. Florenz 1816. Cap. 107.

greller hervor. Ihre unaufhörlichen Befehdungen führten sie bald in die Netze ihrer ehrgeizigen Bürger, welche sich die Trennungen in päpstliche und gegenpäpstliche Parteien zu Nutze machten, um in den Freistaaten ihre Throne zu errichten und zu befestigen. In der Mark Treviso erhob sich der scheußliche Tyrann Ezzelino, der sich bald einen großen Theil der Lombardei unterwarf; er behandelte die Menschheit mit solcher unerhörten Grausamkeit, daß sich eine allgemeine Ligue gegen ihn bildete, und 1259 sogar ein Kreuzzug gegen dieses Ungeheuer geführt wurde.[1]) Die Herrschaft der Markgrafen von Este verbreitete sich über Ferrara, Modena und Reggio. In Mailand brachten die Zwistigkeiten des Volks und des Adels die Macht in die Hände der Della Torre, darauf der Visconti. Unterdessen zerfleischte eine blutige Eifersucht die Städte Genua, Pisa, Florenz und Venedig, und brachte der Gibellinen- und Welfenstreit Florenz, Siena und Arezzo an den Rand des Untergangs. Am Fuße der Alpen erhob sich der Markgraf Wilhelm V. von Montferrat zu einem mächtigen Fürsten durch Vereinigung mehrer kleinen Staaten oder Städte, Pavia, Novara, Asti, Turin, Alba, Ivrea, Alessandria, Tortona, Casale, und selbst eine Zeit lang Mailand. Seine Herrschaft wurde bald drückend und tyrannisch, er ward in einer Revolution gestürzt, und endete sein Leben in einem eisernen Käfig, 1292. Alle jene Städte aber, bald vereinigt, bald getrennt, fuhren fort, wie das übrige Italien, ein Raub des herüber- und hinüberfluthenden Hasses und Kriegs der Welfen uud Gibellinen zu sein.

So waren also die drei Jahrhunderte, vom 11. zum 13., voller Unruhe, auswärtiger und innerer Kriege, Revolutionen, Staatsveränderungen. Das ganze Land von den Alpen bis zu Neapels Gränze war von beständigen Gährungen durchbraust; fast keine Stadt, die nicht dem allgemeinen Drange gefolgt wäre. Es war eine Epoche des Uebergangs, des Bildens neuer Stoffe und Verhältnisse, die sich bald als Niederschlag der Gährung zeigten. Der alte Zustand, in welchen römische Schwerter und Joche die italischen Völkerschaften eine lange Zeit eingezwängt hatten, war unmöglich geworden, doch fehlte im Anfang die Kraft, die alte gei-

1) Sismondi, Histoire des Républ. ital., Tom. II, chap. 12.

stige Form zu zerbrechen; eine Reihe fremder, meist nordischer Völker frischte die Nation auf, und nun fehlte der übersprudelnden Kraft das Maß der Besonnenheit. Leidenschaft zerriß die Bande, die Italien allein Frieden, Macht und Genuß der errungenen Güter sichern konnten, und die einzige Macht, welche in der Verwirrung die Besonnenheit behielt, und daher allein unermeßlich gewann, die Kirche, wußte diese Zerrissenheit der Staaten, als das Element ihres Wachsthums, wohl zu unterhalten. So wurden die Kämpfe der Städte um ihren Zweck gebracht, und dienten nur einem fremden Streben als Mittel. Der Kostnitzer Friede, der Culminationspunkt der Erfolge der lombardischen Städte, war nicht der Anfang ihrer Freiheit, sondern ihres Falles; das Zurückziehen der deutschen Kaiser aus Italien endigte nicht die furchtbarsten Kriege in diesem Land, und es ergab sich, daß jene Kämpfe nicht zwischen Republiken und Kaisern, sondern zwischen Feinden und Bundesgenossen der Kirche geführt wurden. Der politische Zustand Italiens nahm also eine unglückliche Wendung, welche die Anstrengungen der Nation, wenigstens in ihrem anfänglichen Streben, nicht verdient hatten. Allein sollte die Menschheit überhaupt in diesem Theil der Erde nichts von diesen Verwirrungen gewonnen haben? In den Reibungen der einzelnen Städte, in ihrer Eifersucht, in den glücklichen Siegen über einen mächtigen Unterdrücker, welche Hoheit mußte der Genius des Volks schöpfen, welche Stärke mußte der Eigenwille einzelner Bürger erhalten, da jeder mit seinen Armen das Ganze trug, mit seinem Schild beschützte; selbst Haß und Eifersucht, zwei durchaus aufregende Leidenschaften, die im Anfang wenigstens von Patriotismus veredelt waren, mußten ungemein dazu wirken, die Energie noch mehr anzuspannen. Die Rivalität so vieler sehr kleiner Staaten hatte in mancher Hinsicht die nämlichen wohlthätigen Folgen wie in Griechenland; sie beförderte den Wetteifer und hielt die Aufmerksamkeit der Bürger beständig wach. Der Staat war Eigenthum jedes Bürgers, das er aber ohne seine Wachsamkeit beständig in Gefahr war zu verlieren; jeder Einzelne stand dem Mittelpunkt und Sitz der Regierung viel zu nahe, um nicht das lebhafte Interesse an den Veränderungen derselben, an jeder Ehre und jedem Schimpf, die die ihr widerfuhren, zu nehmen, und die geringste Bewegung der

Maschine zu verfolgen und zu verstehen. Politik durchwebte also neben dem Beruf eines jeden das ganze Dichten und Trachten desselben, und zwar eine durch glänzende Erinnerungen belebte Politik, und gerade die Geschichte seiner Zeit gab der glühenden Phantasie des Italieners einen mächtigen Schwung zu begeisterten Thaten. Alle große Männer, in welchem Fach es auch sei, waren daher entweder selbst Staatsmänner und im Besitz der obersten Würden, oder sie nahmen doch den lebhaftesten Antheil an allen Schicksalen ihres Vaterlandes. Wir erinnern nur an Pier delle Vigne, Brunello Latini, später Dante, Petrarca und viele Andere. Als die Republiken sich wieder in Herzogthümer verwandelten, wurden diese neuen Besitzungen allerdings auf die Nachkommen vererbt, allein die Erbschaft mußte doch erst durch Kämpfe erworben werden, und fiel dem Tapfersten zu, sodaß das Kriegsglück gar oft einen Riß durch das Testament machte. Zuweilen auch wurden die Herzogthümer durch unternehmende Soldatenchefs, die sich ganze Gebiete zueigneten und mit dem ihnen anhänglichen Heer behaupteten, in viele kleine Herzogthümer zerrissen, sobald die kräftige Hand, die sie zusammenhielt, erkaltet war.

§. 4.

Handel.

Von der Entstehung der bürgerlichen Ordnung aus diesem Chaos der Verhältnisse werden wir später zu reden Veranlassung haben. Als eine Haupturſache der frühen Kultur Italiens drängt sich uns vor Allem hier der blühende Handel auf, welcher in diesen Jahrhunderten zu einer fast unglaublichen Höhe gestiegen war. Venedig, Pisa und Genua ragen besonders durch einen erstaunlichen Erfolg hervor, und erneuern die Zeiten von Tyrus, Milet und Karthago. Nur die Küsten des Mittel- und schwarzen Meeres waren der Schauplatz ihrer Anstrengungen, aber sie erschöpften in diesen engen Schranken alle Größe, die sich nur erreichen ließ. Venedig ist die eigentliche Stadt des Mittelalters; sie fing mit demselben an, und ihre Größe brach mit dem Ende desselben zusammen. Furcht vor den Hunnen und Longobarden trieb viele ärmere Bewohner Norditaliens auf die Laguneninseln

des adriatischen Meeres, und bald erhob sich auf Rialto der Regierungssitz über eine volkreiche Stadt. Der Schützling des Hadria ward bald zu seinem Meister; durch große Handelsvortheile, die ihm von Rom und Constantinopel ertheilt wurden, hob sich Venedig sehr schnell, bot selbst den Arabern die Spitze, und die Städte Illyriens und Dalmatiens stellten sich unter seinen Schutz. Die Kreuzzüge waren der Höhepunkt des Glanzes der Venetianer. Sie besorgten mit Genua und Pisa die Transporte der Kreuzheere, Waffen, Lebensmittel, Pilger; ja sie nahmen selbst thätigen Antheil an der Bekämpfung der Sarazenen im gelobten Land, und das Ritterheer der kleinen Republik Venedig erwarb sich Achtung neben den deutschen und französischen Armeen. Die isolirte Lage hielt die Venetianer mehr fern von den aufreibenden Streitigkeiten der lombardischen Städte, während sie von dem großen Kanal des Handels und der Kultur unterstützt, alle ihre Kräfte auf Vergrößerung ihrer Macht richten konnten. Ihre größte und erfolgreichste Waffenthat, die zugleich einen Beweis von der Macht dieser kleinen Republik abgibt, war die Eroberung Constantinopels und die Errichtung des lateinischen Kaiserthums unter ihrem berühmten Dogen Dandolo.[1]) Die Plünderung der griechischen Hauptstadt und des ganzen Reichs, die ihnen übrigens wenig Ehre machte[2]), brachte unermeßliche Reichthümer nach Venedig, und erhob manche seiner Bürger zu fürstlicher Macht. Einzelne Kaufleute zählten unter ihre Besitzthümer große Trümmer des morgenländischen Reichs, Candia, die Inseln des Archipelagus und des jonischen Meeres lieferten ihre Schätze an die

---

1) Ein Zeugniß von dem Ansehen dieser Kaufleute gibt die Demüthigung, welcher sich die Abgeordneten der französischen Fürsten und Ritter bei ihren Unterhandlungen wegen der Ueberfahrt zum vierten Kreuzzug unterziehen mußten. Auf ihren Knien mußten sie das auf dem Markusplatz versammelte Volk bitten, daß es den Vertrag seines Dogen mit ihnen annehmen möge. Cit. bei Sismondi, Hist. des Rép. ital., Tom. II, chap. 14.

2) Die Italiener zeigten in diesem Kreuzzug diejenige Barbarei, die sie so gern den Barbaren der Völkerwanderung vorwerfen. Sie brannten und plünderten acht Tage lang Constantinopel, zerschlugen die Statuen, zerstörten die Gebäude, verbrannten die Bibliotheken, wobei manches einzige Werk des Alterthums verloren ging. Ginguené, Hist. littéraire de l'Italie, Tom. I, pag. 147.

stolze Herrscherin des Adria ab, der ganze Welthandel von Ostindien und Persien über die Städte Kleinasiens und Constantinopel ging durch die Hände der Venetianer. Eine tiefe Wunde erlitt die Stadt in dem Augenblick des höchsten Glücks durch die rivalisirenden Genuesen, welche 1261 das lateinische Kaiserthum stürzten, das byzantinische Reich wieder herstellten, und dem Handel einen neuen Weg über Alexandria nach dem ligurischen Meerbusen eröffneten. Doch hatte Venedig, das durch seine gewaltsame Einführung einer Erbaristokratie 1297, den Grund zu seiner nachmaligen Schwäche legte, die Genugthuung, seinen Feind, die Genuesen, in dem harten Kampfe um die Herrschaft der Lombardei unterliegen zu sehen, und noch einmal im vollen Glanz eines mächtigen Eroberers aufzutreten. Aber diese zweite Glücksperiode gehört einer spätern Zeit an.

Pisa und Genua gingen anfangs ziemlich gleichen Schritt. Beide blühten nach Karl's des Großen Zeit durch den kräftigen Freiheitssinn und thätigen Handelsgeist ihrer Bürger auf, beide wurden besonders durch die Kreuzzüge gehoben, beide theilten aber auch das Schicksal aller lombardischen Städte, und wurden von Parteikämpfen zerrüttet. Pisa eroberte sich im Kampfe mit den Sarazenen Sardinien, Corsica und die Balearen, und gründete eine Menge Kolonien in der Levante. Die stolze Stadt, welche sich die Königin des Mittelmeers nannte, hatte damals eine Bevölkerung von 150,000 Einwohnern, und konnte dem König von Jerusalem 40 Schiffe zu Hülfe senden. Genua, dessen Lage schon zum Seehandel nothwendig antrieb, und welches schon vor Venedig Verbindungen mit der Levante unterhielt, breitete sich an der Küste des Mittelmeers aus, und unterwarf sich Montferrat, Monaco, Nizza, Marseille, fast die ganze Küste der Provence, und auf der östlichen Seite den Golfo della Spezzia. Aber nun gerieth es in einen gefährlichen Conflict der Interessen mit Pisa, welches, schon längst seine Nebenbuhlerin im Auge behaltend, nun ihr nächster Nachbar geworden war. Eifersucht und Gewinnsucht erweckten einen furchtbaren, fast 200 Jahre ununterbrochen fortdauernden Vertilgungskrieg zwischen beiden Handelsstaaten, von 1119 bis 1284. Die Flotten beider Nebenbuhlerinnen suchten sich auf allen Meeren auf; nach jeder Seeschlacht machte die besiegte Stadt neue Anstrengungen, eröffnete neue

Hülfsquellen, suchte sich neue Bundesgenossen, und griff mit neuer Wuth an. Die allgemeinen Befehdungen der Welfen und Gibellinen untergruben auch hier die Macht, und innere Parteiungen mächtiger Geschlechter zerrissen die Kräfte des Staates. So sank zuerst das gibellinische Pisa, nachdem es einen blutigen Zwist der welfischen Florenz, Lucca und Siena bestanden, nachdem es alle seine Mittel gegen Genua erschöpft, und selbst die Privatleute die größten Opfer gebracht hatten. Das unglückliche Seetreffen bei Meloria, das dem Grafen Ugolino eine traurige Berühmtheit gegeben, schwächte die stolze Seestadt für immer, sie verlor ihre Kolonien und ihren Handel, kam nach rühmlicher Gegenwehr, die eines bessern Looses würdig war, unter die Herrschaft von Florenz, und trat seitdem aus der Reihe der bedeutenden Städte Italiens für immer heraus.

Genua konnte sich nur halb des Sieges freuen, denn unterdessen hatten die Venetianer ein lateinisches Kaiserthum zu Constantinopel errichtet, und der ganze Handel von Europa schien an die Straße des adriatischen Meeres gefesselt. Um diesen zu schaden, knüpften die Genuesen, die schon einen großen Antheil an dem griechischen Handel hatten, verschiedene Bündnisse mit den Morgenländern, und verschafften sich mit rastloser Thätigkeit Begünstigungen beim Einkauf der reichen Erzeugnisse der Levante. Von der Vorstadt Pera aus, die fast ganz unter dem Druck dieser kühnen Kaufleute stand, beherrschten sie das schwarze Meer, und gründeten mehre Kolonien, besonders auf der Halbinsel Krimm, unter welchen die Stadt Caffa einer der schönsten und reichsten Handelsplätze wurde. Von solchen mächtigen Hülfsmitteln gestärkt waren die Genuesen nicht nur im Stande, die Venetianer aus dem Besitz des griechischen Kaiserthums zu verdrängen, sondern sie entrissen ihnen auch den Hauptzug des Handels. Hierüber entstand natürlich derselbe Vertilgungskrieg wie mit Pisa, der die folgenden Jahrhunderte mit blutigen Denkmalen bezeichnete, und worin beide Republiken ihr gegenseitiges Vorurtheil und die unersättliche Habsucht ihrer Kaufleute zu beklagen hatten, die, mit den Leidenschaften des Hasses und Neides aufs Höchste gesteigert, ihre Kräfte aufzehrten und sie oft die zweckmäßigen Mittel verfehlen ließen. Genua litt übrigens auch an denselben Uebeln, wie die lombardischen Städte. Dieselbe Herrsch-

begierde der mächtigen Geschlechter und ihr Streben sich die Regierung anzumaßen führte gegen die Eifersucht des Volks auf seine demokratische Verfassung beständig Krieg, und die Zerstörung der Häuser, Plünderung des Eigenthums, Verbannung und Verjagung der Parteien waren Scenen, welche Genua mit allen jenen Republiken gemein hatte.

Wenn gleich diese Handelsstädte der allgemeinen Richtung Italiens zu jener Zeit, der Parteiwuth, dem Haß und der Eifersucht unterlagen, und durch die innere Zerrissenheit ihr eignes Werk zerstörten, so war doch ihr Handel eine Zeit lang in der höchsten Blüthe, und für die allgemeine Kultur Italiens von großer Wichtigkeit, ja vielleicht ganz unentbehrlich. Der Waarenzug verbreitete sich von diesen Stapelplätzen aus in das Innere, und alle bedeutendern Städte nahmen mehr oder weniger Theil an den aus Ostindien geschöpften Reichthümern. Venedig und Genua versorgten zunächst die Lombardei, Pisa die Nachbarstädte Florenz, Siena u. s. w. mit ihrem Ueberfluß. Das Beispiel regte mächtig an, die Lust nach Thaten, nach Vergrößerung und Gewinn ergriff auch die süditalischen Städte, und unter den normannischen Königen und Friedrich II. war der Handel derselben nach Griechenland und den Ländern der Sarazenen nicht unbedeutend. Der Handel ist immer der Kanal der Kultur, und sie nahm von jeher denselben Weg wie der Waarenzug. Griechische Sitten und Künste, die Blüthen des arabischen Ritterwesens, die Wissenschaften und die Poesie des Orients wanderten mit den Kaufmannsgütern ein. Die Völker lernten sich näher kennen, suchten einander zu freundschaftlichem Verkehr auf, und was kein Erobererschwert je bewirken konnte, das gelang unter der Palme des Handels, Morgen- und Abendland tauschten einander ihre Sitten und Gewohnheiten, ihre Kenntnisse und Künste aus. Europa, das überhaupt alles Fremde besser zu benutzen weiß, hat durch diesen Austausch ungemein gewonnen, und wenn unsere jetzige Kultur, Wissenschaft und Kunst aus jenen Zeiten ihren Ursprung herleitet, so hat unstreitig der Handel der italienischen Städte einen großen Antheil an dem Aufwachen derselben genommen. Aber auch schon gleich unmittelbar bewirkte er eine große Veränderung. Die ungemessenen Reichthümer, welche in den Städten zusammenflossen, führten eine weichere, bequemere

Lebensart, dadurch größere Feinheit der Sitten und eine Prachtliebe ein, welche auf die Gewerbe, Manufacturen und Künſte einen ſehr belebenden Einfluß hatten. Beſonders war Piſa die erſte italieniſche Stadt, welche ſich durch Pracht in der Baukunſt auszeichnete. Die öffentlichen Gebäude derſelben ſind noch jetzt bewunderte Zeugen ihrer damaligen Größe. Der Rieſenbau des Doms iſt aus dem 11. Jahrhundert, das Battiſterio und der hängende Thurm ſind Monumente des 12. oder ſpäteſtens 13. Jahrhunderts, ſowie auch die Arkaden an dem merkwürdigen Campo ſanto, zu welchem die Piſaner die Erde von Jeruſalem holten. Auch die Markuskirche in Venedig und die Kirche S. Vital in Ravenna zeugen von dem Reichthum jener Zeiten. Neben der Baukunſt erwachte auch die Malerei, beſonders in Florenz, und die lange Reihe merkwürdiger Künſtler eröffnete Cimabue, Giotto und Oderigi. Mit der Vermehrung des Reichthums und dem vervielfältigten verfeinerten Genuß deſſelben ward auch der Wunſch und das Streben nach Ordnung, Sicherheit und Freiheit des Privateigenthums rege, und mitten durch den Uebermuth einzelner Reichen und mancher unternehmenden Männer, mitten unter den Befehdungen der mächtigen Familien und ihrer Parteien war die Richtung des Volks zu geſetzmäßiger Einrichtung ſichtbar, ja gerade dieſem Wunſch nach Ruhe, Einheit und Sicherheit verdankten oft die Tyrannen die Leichtigkeit, womit ſie ihren Thron in einer Stadt errichten konnten. Das Rechtsgefühl ward im ganzen Lande wach, und plötzlich ſah man eine Menge Rechtsſchulen entſtehen, wovon einige bald einen europäiſchen Ruf erlangten.

§. 5.

Ritterweſen.

Während ſich aus longobardiſchem Element und mit nordiſcher Kraft ausgerüſtet ein Bürgerſtand bildete und nach und nach durch Thätigkeit, Handel, Reichthum und Macht die höchſten Stellen der bürgerlichen Geſellſchaft einnahm, ging Hand in Hand mit ihm ein dem Mittelalter faſt eigenthümlich angehörender Stand, der Ritterſtand, welcher von dem überwiegendſten Einfluß auf die Ausbildung der menſchlichen Geſellſchaft war. Ebenfalls germaniſchem Boden entſproſſen war das Ritterthum, ſowie der

Handel, der Bildner der Menschheit, der Verfeinerer der Sitten, und vollbrachte das, was eigentlich der Kirche zugekommen wäre. Die germanische Nation schied sich von jeher in Herren und Knechte, Befehlende und Dienende, in mancherlei Schattirungen und Abstufungen vom Herzog und Grafen bis zum gemeinen freien Mann. Jagd und Krieg waren seit den ältesten Zeiten die einzige für würdig gehaltene Beschäftigung, Sieg und Beute das höchste Ziel. Fröhliche Kampfeslust, die wohl zuweilen in Uebermuth gegen die Schwächern ausartete, ein stolzes Selbstgefühl, das aus dem Sieg und der Kraft hervorging, Gefühl der Ebenbürtigkeit, und der Drang, durch ausgezeichnete Thaten den Ruhm des Stammes zu wahren und zu mehren, unterschied schon frühe die Stände. In dem Krieg gegen die Ungarn, welche durch ihre Reiterei den Deutschen oft große Niederlagen beibrachten, kam es darauf an, einen ähnlichen Reiterdienst in dem deutschen Heere einzuführen, um das Gleichgewicht in den Schlachten herzustellen. Diesem beschwerlichen Dienst widmete sich der vornehmere Theil der Nation, erhielt dafür manche Privilegien, und ward ein besonderer Stand, der Ritterstand, zu welchem jeder Freie und Herrschende gehörte. Wir wollen uns hier nicht über den Ursprung dieser eigenthümlichen Erscheinung, der in einer andern Sphäre zu suchen ist, weiter aufhalten [1]), genug, wir finden sie im 11. Jahrhundert in voller Blüthe und in verschiedener Gestalt auftreten, die ihr die verschiedenen Länder und Nationalcharaktere nothwendig aufdringen mußten. Sowie Alles in dieser Zeit sich zu regeln und festzusetzen begann, die Völker durch ein erhöhtes Nationalgefühl sich strenger schieden, die einzelnen Stände ihre Kräfte concentrirten und sich vor den übrigen in Achtung zu setzen suchten durch äußerste Anstrengung, der Handelsstand seine größte Thätigkeit mit glücklichem Erfolg entfaltete, der geistliche Stand nahe am Gipfel seiner Macht stand: so schloß sich auch der Ritterstand zu einem besondern Institut ab, und suchte nach bestimmten Formen und Gesetzen, deren er viele aus der niedern Sphäre der Handwerkerzünfte und Mönchsorden entnahm. Dadurch ward der Stand ein abgeschlossener, die Aufnahme war be-

1) Hallam, Europe during the Middle Ages, Tom. IV, p. 285 ff. hat ihn unter Anderm weitläufig auseinander gesetzt.

dingt, die Regeln erforderten eine gewisse Fertigkeit, und der Neuaufzunehmende war als Page oder Bube, dann als Knappe manchen Vorübungen in allen ritterlichen Tugenden unterworfen, bis er im 21. Jahre unter vielen Feierlichkeiten zum Ritter geschlagen wurde. Der Zweikampf als Gottesurtheil war der Richter in Streitigkeiten, die Wappen wurden äußere Unterscheidungszeichen, und selbst die Ahnenprobe, auf bestimmte strenge Gesetze gebracht, erhöhte das Ansehen des Standes. Die Zeit Karl's des Großen trieb dem Ritterthum die ersten Blüthen. Sie war die schöne fabelhafte Heldenzeit der Ritter, von welcher die Erzählungen immer ihre Frische behielten. Kampf und Gefahr gegen rohe Völker, Unterdrückung der frechen Räuber und Uebelthäter, Schutz für das beleidigte Recht, waren die Grundstoffe, aus welchen später die Verfeinerung die zartesten Fäden spann, die Ritterkämpfe in Deutschland in den Kriegen der Kaiser, in Frankreich unter den Großen des Reichs, besonders die Kriege in Spanien gegen die Araber waren die Schule, wo der Stand sich veredelte. Die frühe Bekanntschaft der deutschen, französischen und englischen Völker mit den Normannen gab dem Ritterthum bald die romantische Färbung, die es so anziehend macht. Dieses nordische Küstenvolk, dessen eigentliches Lebensprincip Abenteuer, Heldensagen und Ritterübungen waren, brachte zu dem aufstrebenden Thatendurst des Ritterstolzes den ernst erhabenen Charakter, die dem Norden so eigne Innigkeit, die Hochachtung für das zarte Geschlecht, welche als neue Blumen bald in den Kranz der Rittertugenden geflochten wurden. Dieser tiefernste Zug, dieses Streben zum Erhabenen, welches das jugendliche Feuer jener Epoche zu allen Tugenden des Enthusiasmus erheben konnte, gab dem ganzen Institut eine höhere Richtung. Der Drang zur Thätigkeit verlangte ein höheres Ziel, die Innigkeit regierte im Schloß des Ritters, und belohnte seine über alle Prüfungen siegende Treue für die Dame seines Herzens; Tüchtigkeit und Biederkeit der Gesinnung, ehrenfestes Betragen, Abscheu vor allem Gemeinen waren endlich nur einzelne Züge jenes erhabenen Charakters, der dem Ritterthum von dem Norden aufgeprägt wurde. Dieser Charakter war unstreitig ein Sohn der Natur jenseits der Nordsee und des baltischen Meeres. Die eisbedeckte Flur, das rauhe Gebirg, der zerrissene öde Meeresstrand mußten von jeher den Be-

wohner auf sich beschränken, zur Einkehr in sich nöthigen, die Phantasie mächtig erwecken; die erhabenen Naturscenen des nordischen Himmels gaben dem Gemüth reichliche Nahrung und einen höhern Schwung, während zugleich die Gefahren des unwirthlichen Klimas und des Seelebens Geist und Körper stählten. So ausgerüstet steuerte der Normanne dem Süden zu, Abenteuer und Beute suchend, und gab sicher dem Ritterthum, wenigstens in den nördlichern Ländern, die eigentliche Seele, das tiefere Gemüth.

Dem Süden schien es vorbehalten, wie in allen Lebensverhältnissen, so besonders diesem Stand die gefälligere Form, die feinere Sitte und Lebensart zu verleihen. Dies vollendeten die Araber, in mancher Hinsicht den Normännern ähnlich. Auch sie standen unter den Einflüssen einer öden Natur, nur in anderer Art, an den Gränzen einer stillen Wüste. Eigenthümliche, räthselhafte Phänomene hielten ihre Phantasie in immerwährender Spannung, wie bei den Normännern die Stürme des Meeres, so hier die Schrecknisse der Wüste, der eigentlichen Wiege der Wundermärchen; das heiße Blut regte mächtig auf, drängte den Araber nach Außen, nach der Form; da er diese aber in der gleichförmigen Natur vergebens suchte, so war die Phantasie desto geschäftiger in Ergänzung, im Schaffen immer neuer Bilder, womit sie die öde Umgebung schmückte und belebte. Dabei war die Richtschnur dieser ungemein thätigen Phantasie ein gewisser Stolz und Sinn für das Edle und eine feurige Liebe. In der Unterhaltung des glühenden Morgenländers spielt überhaupt das Weib eine große Rolle; Kurzweil, Tändeleien, Spiele und Tänze sind die Vergnügungen im Frieden. In dem Gesetz Mahomed's wurde ihre Stellung bedeutend erhöht, sie hatten nicht geringen Antheil an der Bildung des arabischen Reichs, und die Helden waren auf die Freuden angewiesen, welche ihnen die schönsten Frauen im Paradies gewähren sollten. Da diese idealischen Weiber das höchste Gut waren, so mußten ihre irdischen Stellvertreterinnen schon ungemein in der Achtung steigen. Doch verhalfen ihnen dazu auch solidere Eigenschaften; die Zelte der Frauen begleiteten die Araber bei ihren Wanderungen und Eroberungen, sie trugen alles Ungemach des Krieges mit ihnen, versüßten ihnen die Beschwerden des Zuges, ja die beherztesten feuerten sie zum

Muthe und zur Auszeichnung in den Gefechten an. Sie hatten daher an der Größe der Nation, an dem Ruhm der Einzelnen ihren unbestrittenen Antheil, ungefähr wie bei den Spartanern, aber sie nahmen eine höhere Stellung ein. Der galante Morgenländer legte ihnen die Frucht seines Sieges zu Füßen, und sie erhielten das Amt der Ehrenertheilung. Die innige Verschmelzung weiblichen Lebens und weiblicher Sitte mit dem Kämpfen und Ringen nach Ehre und Ruhm gab dem ganzen Treiben der Araber die zarte Färbung, die keiner seiner geringsten Reize war. Ehre und Liebe waren die zwei Haupttriebfedern des arabischen Ritterthums, die ihm auch einen so leichten Eingang in das Abendland verschafften; Abenteuer, Kampf für die Ehre und den Glauben, Rache für jede Beschimpfung ihres Stammes oder ihrer selbst, Gesang und Wettkampf ihre Beschäftigung; ihr edles Roß, das zur Familie gehörte, ihr Schwert, die Geliebte und der Stolz auf eine edle Abkunft ihre Leidenschaft. Die Luft der Palmenwälder gab allen ihren Leidenschaften eine höhere Gluth, aber der Enthusiasmus für ihren Glauben, für ihre Geliebte, für ihr ganzes Eigenthum und ihren Stamm gab dieser Gluth stets eine edle Richtung. Durch ihr leichtes Gezelt an keinen Ort gebunden, durch frühere Beschäftigung ihrer Vorfahren an ein wanderndes Leben gewöhnt, übten und genossen sie die heilige Gastfreundschaft, eines der schönsten Erbtheile des Alterthums, welches ganz zu ihrer romantischen Natur gehörte, und welches sie auch nicht verloren, als sie Eroberer wurden, große Reiche gründeten und blühende Städte bewohnten.

Dies war zugleich die Zeit, wo die reizende Form ihres Ritterthums mit dem tiefernsten Gehalt des normannischen zusammentraf, und beide als Ein vollendeter Guß im Abendlande Leben und Ausbreitung bekamen. Spanien war, sowie früher die Vorschule, wo unter Karl dem Großen die schweren Tugenden des Ritterthums in harten Kämpfen und Gefahren erlernt wurden, so jetzt der Garten, wo das arabische Ritterthum seine glänzendsten Blüthen ausstellte. Dem ernsten Nordländer wäre es wohl nicht eingefallen, der strengen Pflicht das heitere Gewand in den Festen, Lustbarkeiten, Turnieren und Wettgesängen zu geben. Der Süden entfaltete die Pracht und lehrte den Lebensgenuß. Und unstreitig erhielt der ganze Stand eine höhere Weihe durch

die zuerſt in Spanien veranſtalteten feierlichen Kampfſpiele, welche Ritter aus allen Klaſſen und Ländern vereinigten, wo perſönliches Verdienſt die Krone erhielt, und Aufwand, Glanz und Sinnenreiz aller Art das ſtolze Gefühl des Sieges ungemein ſteigerte, und wo dieſe Feſte eine eigne romantiſche Weihe durch ihre Beziehung zu den Frauen erhielten, denen zu Ehren ſie gefeiert wurden. Es war eine harmoniſche Verbindung der männlichen Kraft mit der zarten Anmuth. Der Sieger in ſeinem ſtolzen Gefühl beugte ſich in ſehr richtig gefühlter Huldigung vor der liebenswürdigen Weiblichkeit, das Bild ſeiner Dame thronte vor allen Augen in der Mitte der Bilder der beſiegten Ritter, und eine Arbeit ihrer Hand, eine Schärpe, ein Kleidungsſtück war der ſchönſte Lohn, der Dank der Liebe der ſchönſte Gewinn des Siegers. Was ſonſt dienen konnte, dem Feſt eine heitere Würde zu geben, ward aufgeboten, die Pracht der Aufzüge, die Mannigfaltigkeit der Kleider, Wappen, die bunten Farben, in denen das Gefolge der Kämpfenden glänzte, die verſchiedenen Beamten, Herolde, Richter, Alles mochte einen unbeſchreiblichen Eindruck hervorbringen, und diente gewiß dazu, dem Stand einen edeln Charakter einzuprägen. Von den Arabern aus ging dieſe feinere Sitte über Spanien in das übrige Europa, und von ihnen aus ging auch die fröhliche Dichtkunſt denſelben Weg, die dem fröhlichen Spiel immer eine anmuthige Gefährtin blieb.

Sowie die Wurzel des Ritterthums eine fremdartige war, ſo paßten ſeine Maximen freilich nicht ſo ganz zu der Ausbildung des geſellſchaftlichen Lebens. Der irrenden Ritter und Abenteurer nicht zu gedenken, die nur ein Auswuchs der überkräftigen Pflanze waren, beſtand immer ein gewaltiger Abſtand zwiſchen dem proſaiſchen Bürgerthum, das ſich in derſelben Zeit mit ungemeiner Thätigkeit entwickelte und geltend machte, und dem Ritterthum, das indeſſen ebenſo wie die Poeſie zu dem jugendlichen Leben der Menſchheit nothwendig gehörte, und dieſer für die reifern Jahre eine wohlthätige Fülle und Friſche des Gemüths mitgab. Aber auch für ſeine Zeit war es von unberechenbarem Nutzen. Die ſtrengen Geſetze der Ehre, welche die Seele des ganzen Corps waren, hätten damals in Hinſicht auf die moraliſche Disciplin durch kein anderes Inſtitut, weltliches oder geiſtliches, erſetzt werden können. Wenn der erhabene Schwung, den ſie dem ganzen

Leben und Weſen der Ritter gaben, auch nur in einer jugendlichen Zeit der menſchlichen Geſellſchaft eine ſolche Macht ausüben konnte, ſo war es eben ein Glück für die Geſellſchaft, daß ſie eine ſolche Zeit der Poeſie, der Begeiſterung, der Schwärmerei gehabt, welche ihre Kraft nur erhöht hat. Ritterwürde war das Ziel des Strebens, und zwar ein Ziel, welches dem Unbemittelten wie dem Reichen und Vornehmen gleich offen ſtand, aber von dem Einen wie von dem Andern durch ausgezeichnete Handlungen verdient werden mußte. Der Ritterſchlag gab dem Mann am Ziel mühevoller Uebungen hohe Ehren, aber auch hohe Verpflichtungen, deren ſchönſte die Vertheidigung der Schwachen und Unterdrückten war. Dieſer letztere Grundſatz in einer Zeit, wo die Handhabung der Geſetze und der Ordnung bei dem ſchwankenden und gährenden Zuſtand der Staaten kaum möglich war, macht allein das Ritterthum zum wichtigſten Inſtitut des Mittelalters. Er ging bald auch auf die Frauen über, und erreichte dadurch ſeine ſchönſte Blüthe und ſeinen höchſten Enthuſiasmus. Die rohe Stärke, der aufſprudelnde Uebermuth ward gebändigt durch die Galanterie und Courtoiſie. Beide Namen ſtammen aus Frankreich, dem klaſſiſchen Lande des Ritterthums. Dort gab das Zuſammentreffen des heitern Südens über die Pyrenäen her mit dem romantiſchen Norden von der Küſte der Normandie die lebendigſten Funken. Dort ward der Ton des feurigen Lebensmuthes, des heitern Genuſſes, der Ruhmbegierde angeſchlagen, der bald im ganzen Abendlande wiederhallte. Beſonders im ſüdlichen Frankreich, in der Provence und Languedoc trug der milde Himmel, der Reichthum des Bodens, der rührige, aufgeweckte Charakter der Bewohner, die Nähe von Spanien viel dazu bei, das Ritterweſen auf das Vollſtändigſte zu entfalten. Was das irdiſche Leben an Genüſſen darbieten konnte, wurde dort in den Schlöſſern und Burgen der Grafen, Herzoge und Ritter in Fülle genoſſen. Reichthum und Prachtliebe ſchmückten die Sitze mit allen Blüthen der Kunſt; glänzende Waffen, ein zahlreicher Hof, wo auch der Sänger der Heldenthaten und der Liebesabenteuer nicht fehlen durfte, zeichneten den Rang des gaſtlichen Wirthes aus; Jagdluſt, heitere Bankette, ernſter Strauß in eigner oder des Lehnsherrn Angelegenheit, und vor Allem die Turniere, der Höhepunkt aller Pracht und Feſtlichkeit, waren ihre Beſchäfti-

gung. Reichthum war ihnen nicht Zweck und Ziel, wie dem zugleich aufblühenden Stand der Handelsleute, sondern er mußte schnell und in der vollsten Kraft des Lebens genossen werden, und hierin ist der Ritterstand wiederum der ächte Repräsentant der Jugend der neugebildeten menschlichen Gesellschaft. Diese übersprudelnde Jugend zeigt sich in dem romantischen Geist, in dem ganzen Wesen des Instituts, in der Sucht nach Abenteuern, in dem Enthusiasmus für eine gefaßte Idee. Die irdische Liebe spielte bei solchem Charakter natürlich eine Hauptrolle, und war in den ersten schönern Zeiten des Ritterthums eine ebenso vorzügliche Erzieherin und Bewahrerin der guten Sitten, als sie später eine Ursache der Ausartung und des Verfalls ward. Ueberhaupt war die Gefühlskraft mächtig vorherrschend in dieser ganzen Epoche, und die Phantasie, mit dem bändigenden Zügel des Verstandes noch unbekannt, erstieg den Gipfel ihrer Herrschaft. Daß sie wie gewöhnlich ihre Freiheit mißbrauchte, war natürlich, und wir begegnen in der Geschichte des Ritterthums einer unzähligen Menge von Sonderbarkeiten, Abenteuern, auffallenden Gelübden gegen Damen, einem kindischen Liebesspiel selbst in den ernstesten Begebenheiten, sogar Selbstquälereien, wobei die Standhaftigkeit der Ritter uns Bewunderung abnöthigt, und eines bessern Gegenstandes würdig gewesen wäre. [1])

Die Kreuzzüge gaben endlich dem Thatendurst eine bestimmte Richtung, der unsteten Phantasie ein gewisses Ziel, und dem Ritterthum eine neue Form. Bei der allgemeinen Stimmung konnte die abenteuerliche Idee einer Eroberung des gelobten Landes nicht verloren gehen; die Kreuzzüge waren nur zu jener Zeit möglich, und hätten ohne das Ritterthum nicht zu Stande kommen können. Sie dienten übrigens dazu, die merkwürdigste und glänzendste Blüthe dieses Standes zu entfalten, sowie sie diesen zum Zenith seines Lebens steigerten. Der Enthusiasmus, der alle Völker für dieselbe Idee vereinigte, war aus religiösen Gefühlen hervorgegangen, und daraus läßt sich die erstaunliche Kraft, die Aus-

1) In dem ersten Feldzug Eduard's trugen mehre englische Ritter das eine Auge verbunden wegen eines Gelübdes, das sie ihren Damen geleistet hatten. Hallam, Europe during the Middle Ages, T. IV, p. 298 ff. gibt noch mehre Beispiele solcher Sonderbarkeiten.

dauer, die Aufopferung erklären, welche Einzelne an den Tag legten. Kaiser und Könige verließen ihre Throne, Grafen und Ritter ihre Schlösser, ihre Familien, um mühsame Pilgerschaften, zweifelhafte Feldzüge zu unternehmen, wo unsägliches Elend ihrer wartete. Weder Hunger, Drangsale, Krankheiten in dem ungewohnten Klima, noch Kriegsunfälle, langjährige schimpfliche Gefangenschaft waren im Stande, den Eifer sobald zu ermüden, der fast 200 Jahre das Abendland in Bewegung setzte. Indessen brachten die Kreuzzüge die edelsten der Völker mit einander in Berührung, der heilige Zweck knüpfte ein schönes Band um das Abendland, und das Werk auf dem gelobten Boden entzündete einen Wetteifer, dem kaum etwas der Art gleich kam. Und die Idee, welche während der Unternehmung immer weiter ausgebildet wurde, wirkte wieder erhebend auf die Helden zurück; indem auf den Zügen alle ritterlichen Tugenden, Glaube, Gehorsam, Selbstverläugnung, Tapferkeit, Ausdauer bei den mächtigsten Hindernissen, Gefahren und Unglücksfällen im höchsten Glanz ausgeübt wurden, gaben sie dem ganzen Stand jener Helden einen eignen Adel, der noch lange fortwirkte, und spät noch treffliche Früchte zur Reife brachte.

Die Kreuzzüge brachten den Ritterstand zuerst in nähere Verbindung mit der Kirche, und natürlich sogleich in Unterwürfigkeit. Die Kirche wußte immer mit vieler Geschicklichkeit den Kunstgriff anzuwenden, sich selbst in den Augen der Völker an die Stelle der Religion zu setzen, und der Zoll, welchen die Frömmigkeit der Zeit dieser entrichtete, ward immer in einen Vortheil für die Kirche verwandelt. Sie begann ihre Eroberungen meist damit, daß sie sich der Ceremonien bemächtigte, und damit war bei dem sinnlichen Volk die Herrschaft begründet. Die Kirche ward nun das Licht des ganzen Instituts, die Geistlichen leiteten es, vermehrten die Ceremonien bei dem Ritterschlag, weihten Roß und Schwert des Ritters, und bemächtigten sich seiner Güter, wenn er zur Befreiung des Kreuzes auszog. Waren vorher Liebe und Ruhmbegierde die Triebfedern des Ritterthums, so wurden sie jetzt Liebe und Kirche, und bald fielen Galanterie und Religion in Eins zusammen. Diese Vermengung der Elemente trieb in den ersten Kreuzzügen mehre schöne Zweige in den Ritterorden, welche durch ihre Entsagung und Ausdauer in Beschwerden und Ver-

pflegung der Kranken, Unterstützung der Pilger, durch ihren hohen Muth gegen die Sarazenen, und wieder ihre christliche Demuth und ihren Gehorsam gegen die strengen Ordensgesetze unsere Bewunderung verdienen. Allein damit war auch die ungeheure Spannung des allgemeinen Enthusiasmus aufs Höchste getrieben, die Fibern der Gesellschaft erschlafften, und da die Maschine nicht schnell eingehalten werden konnte, so trat die Phantasie in Schwärmerei und Fanatismus über, besonders da die Kirche sich einmal der Sache angenommen hatte. Der von Priestern angeführte Kinder-Kreuzzug war das erste Symptom der unseligen Vermischung der Begriffe, und der verruchte Kreuzzug gegen die Albigenser sowie die Ausbreitung des Christenthums an den Küsten des baltischen Meeres durch Feuer und Schwert bewies, daß das Ritterthum durch die Kirche nichts gewonnen habe.

Nach den Kreuzzügen möchte man fast geneigt sein zu glauben, daß das eigentliche Ritterthum abgestorben sei, obgleich noch später einzelne hehre Gestalten aus der Masse auftauchen. Die begeisterten Züge nach Jerusalem hatten den ganzen Stand zu hoch gespannt, und es war nach ihnen nichts Großes mehr zu thun übrig, wenigstens nichts, was nach dieser Steigerung in so hohem Grad interessiren und ergreifen konnte. Die gereizten Kräfte zehrten nun an dem Innern, und die übermächtig gewordene Phantasie trat ganz aus den Schranken. Die Ueberlieferungen von frühern Heldenthaten erhitzten die Sucht nach den sonderbarsten Abenteuern; die Galanterie und Courtoisie verloren nach und nach ihren guten Namen, sowie die Sitten ihre Reinheit. Die Romane jener Zeit, die Novellen von Boccaccio, die Poesien der Troubadour lassen einen sehr leichten Sinn und eine völlige Rückhaltslosigkeit zwischen beiden Geschlechtern durchblicken. Aus denselben Schriften geht ebenso hervor, daß das nähere Verhältniß zur Kirche Manches beigetragen hat, den tiefreligiösen Geist des Ritterthums zu verflachen. Der Drang nach Thaten und Auszeichnung war durch die Erziehung des Ritters bedingt, hatte durch die Kreuzzüge eine mächtige Anregung, doch ein gewisses ordnendes Ziel erhalten, mußte aber bei dem nun eingetretenen Stillstand sich eine Bahn suchen, die der Gesellschaft oft sehr lästig war. Der Bürgerstand hatte sich ebenfalls während der Kreuzzüge bedeutend gehoben, und sich im Handel einen positivern

Zweck gefunden, welcher allerdings Ordnung und Gesetz mehr beförderte. Beide Stände kamen also vielfach in Hader mit einander, und den Rittern wird ein gewisser unruhiger Geist mit Recht vorgeworfen, der nach beständiger Oberherrschaft strebte, und einerseits in Aristokratismus, andererseits in Raublust ausartete. Dies war indessen die nächste Folge nach den Kreuzzügen, später hörte die Gährung auf, das Ritterthum huldigte der höhern Macht des Gesetzes, und sah noch einmal eine glänzende Zeit über die Erde leuchten. Wenn indeß dieser gährende Zustand im 13. Jahrhundert in andern Ländern weniger nachhaltige Folgen hatte, so brachte er in einem Theil Italiens eine völlige Veränderung hervor, indem der Kampf zwischen der Aristokratie und dem kaum erst gebildeten Bürgerthum mit dem Sieg der erstern endigte, und die stolzen Republiken unter ihre sogenannten Tyrannen sich beugten.

Aller Vorwürfe ungeachtet, die man diesem Stand machen kann, war er eben doch für seine Zeit von unberechenbarem Werth. Schon im Allgemeinen waren seine Principien ungefähr auf dieselbe Art für die Menschheit bildend, wie ein unbewußtes Streben und Ringen nach einem eingebildeten Ideal die davon erfüllte Jugend adelt und vom Gemeinen abzieht. Es ist nicht zu läugnen, daß die Menschheit sich ohne das Ritterthum auf eine grobsinnliche Art entwickelt hätte. Ein Ueberfluß von Kräften war vorhanden und sprudelte regellos und ohne das ordnende Gesetz des Verstandes über. Die Kirche wollte und konnte nach ihrem Zweck der allgemeinen Entwicklung keine andere Richtung geben; das Ritterthum allein rettete die Gesellschaft gewissermaßen aus irdischen Fesseln, und gab den jugendlichen Gefühlen, von einer gewissen Ahnung geleitet, einen höhern Aufschwung, der Kraft den Adel, dem Leben die Poesie. Es war von einem unverkennbaren Streben beseelt, die moralischen Gesinnungen zu erheben und zu reinigen, und die Grundzüge seines Charakters, die Biederkeit, Gerechtigkeit, Aufopferung und adlige Gesinnung glänzen durch die Veredlung, die sie der ganzen Menschheit beibrachten, weit über jene Flecken hervor, welche die Ausartung der Galanterie und Schwärmerei über sein Dasein geworfen haben. Alles Schöne, Edle, Große ging in jener Zeit von dem Ritterthum aus, denn Edle gehörten zu diesem Stand; Macht,

irdiſche Herrlichkeit, die ganze Poeſie des Lebens thronte in den Ritterſitzen, und das Ritterthum war das Prisma, welches der jungen Geſellſchaft die Strahlen der neu aufgehenden Sonne in heitern Farben wiedergab. Sein für uns wichtigſter Einfluß auf die Poeſie erfordert eine eigne ſpätere Unterſuchung.

§. 6.

Araber.

Wir müſſen vorher noch einmal zu den Arabern zurückkehren, welche auch auf andere Weiſe die Erzieher Europas wurden, und unſtreitig das merkwürdigſte und originellſte Volk im Mittelalter waren. Zu dieſem eigenthümlichen Charakter trug ihr Land und Klima, ihre Lebensweiſe und Geſchichte bei. Die undurchdringliche Wüſte, von welcher kein herübergewehter Duft oder Laut das Daſein irgend einer Vegetation oder eines animaliſchen Lebens verkündete, von welcher dem an der Gränze Wohnenden nach langer Verſchollenheit plötzlich wieder bekannte Geſtalten auftauchten, war von jeher das Land der Geheimniſſe und Räthſel, und ſetzte die Phantaſie mächtig in Bewegung, wozu auch die ſchroffe Abwechſelung zwiſchen Tagesgluth und der kühlen Nacht, zwiſchen fruchtbarem Erdreich und dürrem Sand beitrug. Unter dieſen klimatiſchen Verhältniſſen führte der Araber ein freies und veränderliches Nomadenleben; Städte waren ihm verhaßt, das leichte Zelt war bald aufgeſchlagen, und ließ bei ſeinem Scheiden kaum eine Spur ſeines Daſeins zurück. Während ihn alſo der Mangel an feſtem liegendem Beſitz eines großen Theils der irdiſchen Sorgen und Feſſeln enthob, war ſein Geiſt durch das beſtändige Kommen und Gehen, durch die ſich ſtets erneuernden Verhältniſſe, durch die Gefahren und Abenteuer auf ſeinen Wanderungen ausnehmend beſchäftigt, und in dem ganz ungebundenen Volk mußte die freiſte Seelenkraft, die Einbildungskraft, als Herrin ſchalten. Dieſe machte ſich in unzähligen Geſchichten und Märchen Luft, worin die Araber Meiſter waren, und in Liedern und romantiſchen Poeſien. Je beſchränkter das Beſitzthum der Araber war, deſto einfacher war, ſo zu ſagen, die Draperie dieſer Märchen, und die wenigen Gegenſtände, welche fortwährend die Nebenrolle ſpielten, das Schwert, der Bogen, das edle Roß, er-

hielten durch dieſe Poeſien eine höhere Bedeutung, und wurden gleichſam als Heiligthümer betrachtet. Die außerordentliche Theilnahme an dieſen Dichtungen munterte zu großer Ausbildung auf, der Beifall ſchuf eine unzählige Menge Dichter, das Ohr der Araber verfeinerte ſich, und die Sprache erhielt eine Kultur, einen Reichthum und eine Biegſamkeit, welche ſie zu einem Gegenſtand enthuſiaſtiſcher Verehrung machten. Sie lieh ſich ebenſo wohl zu den Uebertragungen der tiefſinnigſten Forſchungen und zu bündigen Weisheitsſprüchen, wie zu den Ausbrüchen der glühendſten Phantaſie, zu den alltäglichen Bedürfniſſen des Lebens wie zu den zarteſten Dichtungen. So fand Mahomed ſeine Nation, und er ſelbſt mußte einen Triumph in der Sprache und Poeſie erringen, um ſeinem neuen Glauben Eingang zu verſchaffen. Religion und Poeſie gingen nun Hand in Hand, beide begeiſterten die Araber gleich ſtark, beide ſtreckten das ſiegende Schwert derſelben bis in die Thäler Spaniens aus. Die reine Sprache des Koran verdrängte bald alle übrigen Dialekte, und öffnete dieſem ſelbſt Ohr und Herz der Gläubigen. So erſchien das Heiligſte in dem Schmuck und der Anmuth des Ausdrucks, beide ergänzten einander, und es iſt nicht zu verwundern, daß der Araber eine reine Begeiſterung für ſeinen Koran fühlte, der ſich ihm unter ſolcher Form einprägte, und daß er ſtolz auf ſeine Sprache war, die ihm das Heilige erhöhte und werther machte. Bei ſolcher Pflege mußte denn die Sprache nothwendig immer gewinnen, ſie ward ausdrucksvoll, kräftig, volltönig und erhielt einen ſolchen Ueberfluß an Reimen, daß ſie den Dichter wenig hinderte, ſondern im Gegentheil ſeiner Phantaſie immer neue Bilder zuführte.[1]) So gehörte die Sprache weſentlich mit zu ihrem Ruhm, ſie war ein heiliges Erbtheil und ſpäter das einzige Bindemittel, welches die aus einander fallenden Theile des großen Reichs wie an eine gemeinſame Glorie band. Daher ward die Grammatik vor Allem von den Arabern mit Eifer getrieben, die Liebhaberei an der Rein-

1) Wie reimreich die Sprache iſt und wie ſehr der Reim zu ihrem Weſen gehört, beweiſt der Umſtand, daß ſich in der Bibliothek des Eskurial viele arabiſche Wörterbücher befinden, worin die Wörter nicht nach dem Anfangsbuchſtaben, ſondern nach den reimenden Endſilben geordnet ſind. Andres, Orig. Progress. et Stat. attual. d'ogni Letter., Tom. II, p. 198.

heit und Schönheit der Sprache ging in wahre Leidenschaft über, alle Wortformen wurden aufgezählt und bearbeitet, und so konnte es kommen, daß jener Gelehrte sechzig Kamele mit Wörterbüchern belud.

Die Sprache war schon ganz vollendet und mit der ganzen Eigenthümlichkeit des Volks verwebt, als die Araber die griechische Literatur kennen lernten, und zum Glück der Welt wenigstens den wissenschaftlichen Theil derselben mit besonderm Eifer bearbeiteten. Dieser neue Schatz war nicht eine Eroberung des Schwertes, sondern der Gastfreundschaft, welche besonders Almamon den aus Constantinopel vertriebenen christlichen Gelehrten an seinem Hof zu Bagdad gewährte. Ueberhaupt erscheinen die Araber bei ihren Eroberungen ganz anders als die Römer. Anstatt wie diese ein Centrum zu haben, dem zu Liebe der ganze besiegte Erdkreis ausgesogen wurde, verbreiteten sie im Gegentheil in alle Länder gleichförmig den Segen ihrer eignen hohen Kultur. So kommt man nach und nach von dem von der Kirche früher verbreiteten Glauben ab, als hätten sie die alexandrinische Bibliothek zum Besten ihrer Bäder verbrannt, da es sich immer deutlicher herausstellt, daß sie nach den Mordbrennereien sowohl der Orthodoxen als auch der Ketzer, besonders Arianer, gar keine Bibliothek mehr zu verbrennen vorfanden. Bei dem Unrecht, das man vielleicht zur Beschönigung jener christlichen Heldenthaten ihnen aufbürdete, hat man noch dazu immer unbestimmt gelassen, welche Bibliothek denn eigentlich gemeint sei, da Alexandrien mehrmals die seinigen verlor, und heidnische sowie christliche besaß. Die große Sammlung der Ptolemäer von 700,000 Bänden wurde schon von Cäsar ohne seinen Willen verbrannt, als er in Alexandrien belagert wurde. Hierauf gründete Antonius eine zweite von 200,000 Bänden im Serapium, und Augustus eine dritte. Diese letztere wurde unter Kaiser Aurelian im 3. Jahrhundert bei bürgerlichen Unruhen zerstört, und, was man davon noch retten konnte, mit der serapischen vereinigt. Alle diese Unglücksfälle thaten nicht den Schaden, welchen der berüchtigte Feldzug des wüthenden Kirchengladiatoren, des Patriarchen Theophilus, anrichtete. Sein heiliger Eifer hatte jedem Werk des heidnischen Alterthums den Untergang geschworen, und die Ausführung, zu welcher rohe Mönche die Hand boten, gelang ihm so vollkommen, daß mit dem pracht-

vollen Tempel zugleich jede Spur altklassischer Schriften aus Alexandrien verschwand. Nichts blieb dort mehr übrig, als eine Sammlung von orthodoxen Schriften, mit welchen denn die Wuth der arianischen Sekte auf gleiche Art verfuhr. Da diese christlichen Schriften aus den Klöstern anderer Länder leicht zu ersetzen waren, so mögen die Araber bei ihrer Ankunft in Alexandrien immer wieder einige Sammlungen angetroffen haben, die sie vielleicht zerstörten. Indessen diese Schriften vermodern in Unzahl auf allen Bibliotheken Europas, und so ist der Verlust durch die Araber, wenigstens dem Inhalt und Werth nach, gleich Null zu achten. [1])

Sind also die Araber auf jeden Fall von der Schuld frei zu sprechen, als hätten sie Werke des Alterthums zerstört, so ist im Gegentheil die Wohlthat nicht genug zu rühmen, die sie durch Erhaltung und Verbreitung griechischer Schriften Europa erwiesen haben. Unter der glücklichen Regierung und durch den Enthusiasmus mehrer Kaliphen, worunter besonders die Namen Almanzor, Harun-al-Raschid und Almamon glänzen, feierten die griechischen Wissenschaften ein neues alexandrinisches Zeitalter. Eine Menge christlicher Gelehrten aus Constantinopel fanden an dem unchristlichen Hof zu Bagdad Aufnahme und Ehre, brachten die Medizin, Astronomie, Rechtswissenschaft mit in das Land der Ungläubigen, und öffneten ihnen die Schätze der Philosophie. Welche Empfänglichkeit die Araber für jene tiefe Weisheit hatten, erhellt daraus, daß sie den Koryphäen der Philosophen, Sokrates, Plato, Aristoteles und Pythagoras den Namen der Göttlichen beilegten. Es scheint, daß christliche Theologen nicht hinüber gewandert sind, oder daß sie wenigstens nicht viel ausrichteten; Constantinopel war innerlich zu sehr zerrüttet, um auf die kräftig aufblühende Nation irgend eine Wirkung äußern zu können. Eher zu verwundern ist es, daß die Aristotelischen Schriften den arabischen Glauben nicht gefährdeten, da sie der christlichen Theologie so viel zu schaffen machten. Der Aufschwung, den die Kaliphen gaben, bemächtigte sich bald der ganzen Nation, und so weit das arabische Schwert den Ruhm seines Namens trug, so

1) Gibbon, Decline and Fall of the Rom. Empire, chap. 51. Ginguené, Hist. litt. de l'Italie, Tom. I, pag. 190.

weit pflanzte auch die Wissenschaft den edlen Samen der Gesittung in die eroberte Furche. Bagdad ward der Sitz hoher Kultur, Alexandria gründete seinen Ruf in der Gelehrsamkeit aufs Neue, über ganz Nordafrika bis nach Fez und Marocco hin ging das neue Licht auf, gerade in den Gegenden, wo die Intoleranz berühmter Patriarchen die alte Kultur kurz vorher gänzlich ausgerottet hatte. In allen arabischen Städten blühten Schulen auf, gelehrte Gesellschaften und Akademien bildeten sich, und arbeiteten mit Eifer, wenn auch nicht an der Erweiterung aller Wissenschaften, doch an der Verbreitung und Ueberlieferung derselben. Am meisten wirkten die Araber auf Europa durch ihre spanischen Besitzungen. Dort vereinigten sich überhaupt zu einer wundersamen Blüthe alle jene Richtungen, die dem verjüngten Europa den neuen Schwung gaben, Ritterthum, nordische Thatkraft, südliche Gluth, wissenschaftliches Streben, Schulen, Collegien und Akademien gaben den Städten einen Glanz und eine Berühmtheit, welche die Blicke von ganz Europa auf sich zogen, und öffneten den Musen eine neue Heimath. Philosophie, Geschichte, Geographie, Grammatik, Mathematik, Chemie, Medizin fanden dort eifrige Verehrer und glückliche Bearbeiter. Besonders wetteiferten in diesem Ruhm die Städte Granada, Sevilla, Valencia und Cordova; sie waren mehre Jahrhunderte lang das Ziel gelehrter Pilgerfahrten aus ganz Europa, und nährten die übrige Welt mit ihren emsig gesammelten Schätzen. Siebzig Bibliotheken [1]) waren in Spanien ebenso viele Fundgruben der Wissenschaft, in welchen der Fleiß der Araber die Werke des griechischen Genies niedergelegt hatte. Dort suchte das neu erwachende Abendland sich wieder auf die Stufe einer untergegangenen Bildung zu schwingen, während Rom und Constantinopel die Meisterwerke ihrer Vorfahren kaum noch verstanden. Ueber 300 Jahre hatten die Araber in Spanien das Monopol, die Lehrer des übrigen Europa zu sein, und alle Wißbegierigen zu sich pilgern zu sehen, welche dann, so hoch standen die Araber über dem Abendland, in ihrer Heimath für Zauberer gehalten wurden. Doch gewann nach und nach durch die fortwährenden Reisen das Licht immer mehr Raum, die Copien der griechischen und arabischen Schriften ver-

1) Ginguené, Tom. I, pag. 207.

breiteten sich über die andern Länder, und man fing an, dieselben ins Lateinische zu übersetzen. Friedrich II., dessen großer Geist die Araber zu würdigen wußte, ging hiermit in seinem Neapel mit gutem Beispiel voran, und verpflanzte zuerst Aristoteles' Dialektik auf christliche Universitäten. Haben sich die Araber auch nicht als tiefe Philosophen durch ihr Eindringen in den Geist der Griechen ausgezeichnet, wie man ihnen besonders vorwirft, über den Aristoteles wenig Licht gegeben zu haben, so haben sie die größten Ansprüche auf den Dank der Nachwelt durch die Erhaltung vieler Werke, welche ohne sie für immer verloren wären; wie der Hippokrates, Dioskorides, Euklides, Ptolemäos u. A.

Desto reicher und eigenthümlicher offenbarte sich aber der arabische Geist in ihrer Poesie; keine Spur von fremden Einwirkungen und Lehrern erscheint darin, jede Cassîde, Ghazele und Romanze trägt das Gepräge ihres glühenden Temperaments und ihres abenteuerlichen Ritterthums. Kein Volk hat so wenig als sie in seiner Poesie von Fremden angenommen, und die Volkspoesie ist immer gewissermaßen der Kraftmesser einer Nation. Selbst die Griechen, deren Geist sie in ihren Philosophen bewunderten, ließen sie in ihren Dichtungen kalt. Weder die Helden vor Troja, deren Sitten und Gesinnungen von den arabischen nicht so sehr verschieden waren, noch der hohe Pathos der Tragödie konnte den Arabern Neigung für diese Blüthen des griechischen Genius einflößen. Manche wollen diesen Umstand schlechten Uebersetzungen oder Unbekanntschaft mit den Originalwerken zuschreiben, doch wohl mit Unrecht, da die Araber überhaupt das Griechische so gut kannten; mit mehr Recht wird vielleicht ihr Abscheu gegen Idololatrie und daher ihre Unbekanntschaft mit der Mythologie der Griechen als Grund dieses Mangels an Interesse angegeben.[1]) Ueberhaupt mag es sich aber eben hierin am meisten bewähren, daß in der Poesie das innerste Mark eines Volks sich am stärksten entfaltet, die Eigenthümlichkeit desselben am deutlichsten hervortritt. Stolz und frei, wie die Araber waren, quoll auch ihre Poesie, eine freie Tochter der Natur, mächtig hervor, und verschmähte fremde Hülfe und den Vergleich mit einer fremden. Der Feuereifer, der jede Duldung eines andern Glaubens

1) Ginguené, Tom. I, pag. 211.

unterſagte, entſprang aus derſelben Natur, die auch die ungemeſſene Vorliebe für ihre Sprache und Dichtung erzeugte; denn beide waren in ihren höchſten Intereſſen mit einander verſchlungen, und die Eine hielt und beſeelte die Andere. Beide aber, Religion und Poeſie, gehörten ſo eigenthümlich zum arabiſchen Leben, daß ſie auf gleiche Art als Heiligthümer betrachtet wurden. Während die Wiſſenſchaft über den Völkern ſteht, und gleichſam kosmopolitiſcher Natur iſt, ein gemeinſames Ziel, nach welchem alle vereint ſtreben, iſt die Poeſie die beſondere Blüthe jedes einzelnen Volkes, der reinſte Saft ſeines Kerns, und trägt alle Leiden und Freuden der ganzen Geſchichte ſeiner Entwicklung an der Stirne. Wenn die Wiſſenſchaft alle Völker vereinigt, ſo trennt die Poeſie dieſelben, ſie ſteigt und ſinkt mit dem Volk, und geht mit ihm unter, während die Wiſſenſchaft, unbekümmert um den Namen ihres Trägers, ſich nach deſſen Rücktritt nach einem andern umſieht.

Die Poeſie der Araber beſonders hatte ihre tiefen Wurzeln in dem Charakter des Volks, denn das ganze Volk war poetiſch, und bildete ſich ſchon in den älteſten Zeiten ſeine Sprache zu dichteriſchen Formen, womit ihre natürliche Beredſamkeit, ihre fruchtbare Phantaſie, ihr ſpruchreicher Geiſt auf eine verſchwenderiſche Art ſchalteten. Schon lange vor Mahomed war die Dichtkunſt eines der Lebensprincipien des arabiſchen Geiſtes. Erzählung und Geſang war ihm weſentlich, und die Begabten fanden immer einen großen Zuhörerkreis für ihre Eingebungen. Dieſe Sänger waren es eigentlich allein, die ihr Volk erhoben, ſie erhitzten ſeine reizbare Phantaſie mit Sagen aus der ſchönſten Epoche der arabiſchen Geſchichte, mit Erzählungen von edeln Thaten und von Abenteuern, wobei Liebe, Ruhmbegierde, geſchmeichelter Stolz auf Sprache, Land und Sitten die ſchönſte Würze waren. Aber auch weit über den engen Kreis der augenblicklichen Zuhörer, weit über den ungemeinen Eindruck auf einige Genoſſen verbreitete ſich die geiſtige Herrſchaft der Meiſter in ihrer Kunſt; der ganze Stamm war geehrt durch ſeine Sänger, und verſtärkte durch ſeine Theilnahme das ſtolze Selbſtgefühl der Meiſterſchaft. Ein Volk, das ſolchen Werth auf die Poeſie legte, und mit ſolchem ritterlichen Sinn eine ſolche Ehrbegierde beſaß, konnte nicht ohne dichteriſche Wettkämpfe ſein. Bei der jährlichen Meſſe zu Okhad,

wohin sich alle Stämme begaben, widmete man dreißig Tage nicht nur dem Handel, sondern auch den Wettkämpfen in der Beredsamkeit und Dichtkunst. Dort war das Feld unvergänglichen Ruhms für die Sieger in den Gemüthern der spätesten Nachkommen. Denn die gekrönten Werke wurden in den Archiven der Fürsten und Emirn niedergelegt, und die besten derselben wurden gemalt oder in goldnen Lettern auf seidne Stoffe gestickt in dem Tempel zu Mekka aufgehängt. Bis zur Zeit Mahomed's war diese Ehre sieben Gedichten widerfahren, und es war für das Ansehen dieses Religionsstifters gewiß von entscheidendem Gewicht, daß auch ein Kapitel des Koran dieser Auszeichnung würdig befunden wurde.

War auf diese Art die Poesie in den schönsten und heiligsten Institutionen gegründet, und gab schon von dieser Wurzel aus das Lebensprincip für die arabische Sitte und moralische Kraft, so durfte nur die Gunst der Kaliphen, die ihr übrigens nicht entgehen konnte, dem allgemeinen Enthusiasmus nachgeben, um die Poesie zum Nationalheiligthum zu erheben. Und diese Gunst ward ihr in hohem Maße zu Theil. Kein Land kann sich rühmen, daß seine Fürsten die Volkspoesie in so entsprechender und volksthümlicher Weise begünstigt hätten, wie dies bei den Arabern der Fall war. Ihre Poesie ward durch die Gunst nicht aus ihrem Kreis gerückt, sie ward nur noch nationaler. Die Kaliphen Almanzor, Harun-al-Raschid und Almamon waren leidenschaftliche Verehrer der Dichtkunst; ihr Hof hallte wieder von den Gesängen der besten Meister, und die Freigebigkeit, womit sie die Sieger in den lyrischen Wettstreiten belohnten, gab diesen Instituten ein ungemeines Leben.

Die Erzählung, die Hauptunterhaltung der Araber, nahm unter den Wundern und Schrecken der morgenländischen Natur bald jenen Anstrich des Uebersinnlichen, Unbegreiflichen. Die glühende Einbildungskraft der Nation bevölkerte das Gebiet des Ungewöhnlichen mit höher begabten Wesen. So bildete sich das fabelhafte Märchen aus, und die Reize, womit die Prachtliebe der Araber, die Anmuth der fruchtbaren Gegenden, die Ungebundenheit und das Abenteuerliche ihrer Sitten es ausschmückte, machte es zum Liebling des erzählenden und den Eindrücken der Sinne sich gern hingebenden Volks, während es durch die Moral, die

tiefen Weisheitssprüche und feinen Klugheitslehren, welchen das farbenreiche Gewand der Erzählung zur Folie und zum Commentar diente, zum einflußreichsten Bildungsmittel wurde. Von anderer Art, doch nicht minder begeisternd und national waren ihre Cassiden und Ghazelen, voll Zartheit und köstlicher Bilder, duftend wie ihre Gärten, von glühender Minne durchhaucht, mochten sie nun ein fernes Lieb betrauern oder zum flüchtigen Genuß des irdischen Glücks einladen.

§. 7.

Provenzalen.

Zur Zeit Hugo Capet's, des ersten kräftigen Franzosenkönigs, trat zuerst die Eigenthümlichkeit des französischen Charakters entschiedner hervor, und schied sich von den beigemischten Elementen. Diese Veränderung wurde zunächst in der bis dahin allgemeinen romanischen Sprache bemerklich, welche sich in mehre Zweige trennnte, und somit auch verschiedene Völker unterscheiden ließ. In der Mitte des Reichs, um Paris herum, dem eigentlichen Herzogthum Capet's, bildete sich die französische Mundart aus, während im Norden das wallonische, im Süden das provenzalische Idiom entstand. Die letztere Sprache ist uns hier besonders wichtig; ihr Leben war nur kurz, ihre Blüthen sind uns kaum noch genießbar; aber als erste Schritte auf dem Weg, den die europäische Poesie seitdem nur selten verlassen hat, bleiben sie immer merkwürdig. In den schönen Küstenländern des Mittelmeers, an den Ufern der Garonne und am Fuße der Pyrenäen vernahm Europa die ersten Laute seiner romantischen Poesie. Hier trafen normannisches und arabisches Ritterthum zusammen, hier war der Schauplatz der Züge Karl's des Großen und seiner Ritter, welche die Sänger des Roland begeisterten, hier war also nicht nur das klassische Land für die Rittergesänge und die ganze romantische Poesie, sondern auch die Lehrer und Muster derselben, die Araber, gleich in der Nähe. Märchen, Erzählungen, Heldensagen, fanden immer an den Höfen der Großen gute Aufnahme, und wurden bald allgemeine Unterhaltung. Selbst die Kirche folgte auch dieser Richtung wie allen übrigen, und unterhielt die andächtige Menge mit Legenden. So ward die Erzäh-

lung in Frankreich zur wahren Volkssache; unzählige Romane und Heldensagen sproßten aus den Thälern der Pyrenäen hervor, die Helden waren meist aus Languedoc, Provence, Guienne, ihre Feinde die Sarazenen, und die Ufer des Ebro die Zeugen ihrer Thaten.

Der Einfluß der Araber auf die Poesie dieser Länder machte sich besonders geltend gegen das Ende des elften Jahrhunderts. Der König Alphon's VI. von Castilien führte Krieg gegen die kühnen Eindringlinge, worin ihm viele französische Edelleute Beistand leisteten. Es gelang ihnen Toledo zu erobern, und eine große Zahl französischer Ritter setzten sich in dieser Stadt fest, ihnen folgten bald mehre nach; die überwundenen Araber erhielten die Erlaubniß in Toledo zu bleiben, ihrer Nationalsitte ungekränkt nachzuleben; ihre vortrefflichen Schulen blühten fort, ihre Poesien und Gesänge erregten die Bewunderung der neuen Herren. Dies war der Anfang einer nähern Verbindung der Morgen- und Abendländer, welche für Europa so wichtige Folgen haben sollte, und am Tajo entwickelte sich der Keim, der dem Mittelalter die reizendsten Blüthen gab. Denn von dieser Zeit an beginnen die ersten Versuche der Spanier in der Poesie, und bald nachher hallte Europa von den Gesängen der Troubadours wieder. [1]) Andres glaubt und beweist aus vielen Schriftstellern, daß die provenzalische Sprache ihren Ursprung in Katalonien genommen, und sich von da über Valencia, die Balearen, die Provence, Guienne, Sardinien und die Lombardei verbreitet habe. „Südfrankreich, sagt er an dem angeführten Orte, war immer in großem Verkehr mit Spanien, mochte nun das französische Gebiet von Gothen, Sarazenen, Kataloniern und Navarresen beherrscht sein, oder mochten die französischen Grafen ihre Herrschaft bis nach Aragon und andern spanischen Ländern ausgedehnt haben. Dieser Verkehr brachte eine gemeinschaftliche Sprache hervor, und gewiß ist, daß, ehe die Grafen von Barcelona nach Toulouse zogen, beide Völker zugleich die provenzalische Sprache redeten. Die provenzalische Poesie blühte auch ebenso in Spanien wie in Frankreich, und wahrscheinlich noch früher. Vor

1) Ginguené, Hist. littéraire de l'Italie, Tom. I, pag. 249. Andres, Origine, Progr. e Stato attual. d'ogni Letterat., Tom. I, cap. II.

Wilhelm von Poitiers waren ſchon ſpaniſche Provenzalen, und die Vorliebe der Berengare für dieſe Poeſie beweiſt, daß ſie ihnen nicht neu war, und daß ſie ſchon in ihrem Vaterland den Werth derſelben gekannt hatten. Außer der Menge von ungekrönten Dichtern jenſeits der Pyrenäen gab auch kein Staat der provenzaliſchen Poeſie ſo viele Fürſten als Katalonien und Aragon."

Wir laſſen die Beweiſe des gelehrten Spaniers zu Gunſten ſeines Vaterlandes gelten, beſonders da es ſich nur darum handelt, wer zuerſt dem neuen Aufſchwung der Araber gefolgt ſei. Denn es iſt ohne Zweifel, daß die Franzoſen und Spanier ihre Poeſie und ihre ganze poetiſche Sitte von den Arabern entlehnt haben. Schon aus der Form bemerkt man dieſen arabiſchen Urſprung, aber keine Spur von der griechiſchen oder lateiniſchen Poeſie. Den Arabern war das Epos und Drama immer fremd geblieben; ſie hielten ſich in dem anmuthigen Gebiet der Liebeslieder, der Satire, und ihr Scharfſinn übte ſich in Weisheitsſprüchen. Die Provenzalen richteten ſich ſo genau nach dieſen Muſtern, daß auch nicht einmal die ſehr in Aufnahme gekommenen geiſtlich-theatraliſchen Moralitäten und Poſſenſpiele ihrem ſchöpferiſchen Geiſt eine andere Richtung gaben. Auch ſie hatten nur galante, ſatiriſche, didaktiſche und erzählende Gedichte, wobei ſie ſowie die Araber zuweilen die dialogiſche Form anwendeten. Auch die Romanzen und Novellen, die fabelhaften Erzählungen ritterlicher und galanter Abenteuer, die Märchen, welche der Moral zum Gewand dienten, haben arabiſchen Urſprung. Und was vielleicht mehr als alles dies die Araber als Lehrer der Provenzalen hinſtellt, iſt das ganze Leben und die Sitte dieſer Dichter, die eine vollkommne Copie der arabiſchen ſind. Wir finden auch bei den Provenzalen die poetiſchen Wettkämpfe, die Gunſt, welche die Sänger an den Höfen der Fürſten fanden, die hohe Ehre, welche ein ausgezeichnetes Talent ſelbſt den Armen und Geringen verſchaffte. Von den Arabern nahmen die provenzaliſchen Fürſten den Gebrauch an, den Sängern zum Lohn und aus beſonderer Gunſt ihre eignen Kleider zu geben. Die Araber hatten nicht nur ihre Erfinder oder eigentlichen Dichter, ſondern auch ihre Sänger, welche die Lieder der Dichter zur Inſtrumentalbegleitung vortrugen; von ihnen erhielten auch die Provenzalen ihre Giullari

oder Jongleurs, bloße Sänger, wie z. B. diejenigen, welche bei der Hochzeit von Cid's Töchtern im Geſang wetteiferten.

Die Provenzalen vereinigten im Anfang beide Aemter, der Dichter und der Sänger, und hießen alsdann nur Jongleurs, Sänger. Aus den Citaten, welche Ginguené (Tom. I. p. 259) anführt, geht hervor, daß die Jonglerie in dieſen erſten Zeiten in hohen Ehren ſtand, doch iſt uns von ihnen nichts übrig geblieben. Hierauf kamen die eigentlichen Troubadours, deren Reihe der Graf Wilhelm. IX. von Poitiers, Herzog von Aquitanien, eröffnete († 1127). Von da an griff die neu erwachte Luſt ſchnell um ſich, und Alles, was zum fröhlichen Ritterthum nah und fern gehörte, feierte die Jugend der Menſchheit in jener Weiſe, die ſeitdem iſolirt geblieben iſt, und Könige, Herzoge, Fürſten, Grafen, Ritter, ſelbſt auch Damen ſuchten ihren Ruhm in bewunderten Canzonen, Madrigalen und Balladen. Eine Jugendzeit, ein aufſprudelndes Gefühl gehörte aber auch dazu, mit dem ganzen bunten Spiel des Ritterweſens, das ſich bei dem tiefen Frieden in Südfrankreich nicht anders Luft machen konnte, um dieſe ſonderbare Erſcheinung einer Poeſie hervorzubringen, die gleichſam von Außen in das Blut und innerſte Mark eines nicht poetiſchen Volks gedrungen war. Die ſchöne, fruchtbare Gegend, die behagliche Ruhe vor allen Feinden (der einzige Krieg in der Provence ſelbſt, der ſchändliche Kreuzzug gegen die Albigenſer, machte der Grafſchaft ein Ende, und benahm zugleich dem Provenzalismus ſeinen Boden und ſeinen Apparat), der Reichthum der Beſitzer, die Pracht bei den Feſten, waren die reichliche Nahrung, die die fremde Pflanze in dieſem Erdſtrich fand. Ganz Niederburgund war mit Schlöſſern beſät, und jedes Schloß war eine größere oder kleinere Hofſtatt, wo Feſte, Spiele, alle Aeußerungen eines weichen, üppigen Lebens faſt die einzige Anregung des Geiſtes waren. Hierzu waren nun die Troubadours durchaus nothwendig; ſie umſchwärmten die Ritterſitze mit ihren Jongleurs, und verherrlichten durch ihre Geſänge, Einfälle, Erzählungen die Feſte, welche den Freunden, Nachbarn, durchreiſenden Gäſten gegeben wurden. Die freien Sitten ihrer Zeit oder die geſchichtlichen Begebenheiten waren der tauſendfältig verbreitete Stoff ihrer galanten oder ſatiriſchen Poeſien. Die größten Künſtler unter ihnen wurden an den reichen Höfen feſtgehalten, und gehörten

gewiſſermaßen zum Luxus jener Zeit; Alle aber brachte ihre Kunſt zu Ehren und Wohlſtand. Der Mittelpunkt aller jener Beluſtigungen waren die Gerichtshöfe der Liebe (corti d'amore), beſtehend aus Rittern, Dichtern und Damen, welche über oft ganz abgeſchmackte Streitfragen über die Natur der Liebe ihre Ausſprüche und Beſchlüſſe gaben. Der Stoff dieſer äußerſt beliebten Unterhaltung waren Disputationen und ſpitzfindige Unterſuchungen über Gegenſtände der Galanterie, und ihr Reiz beſtand in der möglichſt weit getriebenen Sophiſtik und Gewandtheit in der Bekämpfung des Gegners. Dieſe unnatürliche Verrenkung und Zerlegung des ſchönſten Gefühls, das nur in der Heimlichkeit ſeine heilige Reinheit bewahrt, rächte ſich bald durch Auflöſung der Sitten, durch Zerfahren der Liebe theils in Pedanterie, theils in unwürdige Sinnlichkeit. Die ſonderbaren Urtheilsſprüche dieſer Höfe (arrêts d'amour) geben genügendes Zeugniß von der Zügelloſigkeit der Sitten, von der Seichtigkeit und Lockerheit, womit ſie einen Gegenſtand behandelten, von dem ſie freilich auch nicht ſehr durchdrungen ſein konnten, von der Frechheit, womit ſie die gröbſten Ausſchweifungen zur Schau trugen. Denn in dieſen Liebeshöfen handelte man vor den Ohren der Damen Streitfragen aus dem Gebiet der entweihteſten Liebe und niedrigſten Sinnlichkeit mit aller Gewiſſenhaftigkeit der Logik und Metaphyſik ab. So entſtand die gaya scienza, die fröhliche Dichtkunſt, die Wiſſenſchaft der Troubadours, welche in ihren Anfängen noch einige Blüthen von dem arabiſchen Geiſt mit Glück pflegte und ausbildete, ſpäter aber in den Händen der Jongleurs, Poſſenreißer und Hofnarren ſchrecklich entweiht wurde. Es iſt nicht zu läugnen, daß die Dichtkunſt der Troubadours, ſowie dieſe ſie von den Arabern erhielten, ungemein begeiſternd wirkte, durch ihre harmoniſche Anmuth, durch ihren echt ritterlichen Geiſt das Herz verfeinerte, Sprache und Sitten bildete. Allein ſie nahm die Blüthen der arabiſchen Poeſie, ohne ihre Wurzel zu beſitzen. Die Araber waren ein äußerſt thatkräftiges Volk, bei welchem die Poeſie nicht erſchlaffen konnte, ſondern in dem Waffengetümmel neue Reize gewann. Unter den Provenzalen, die ein hundertjähriger Friede erſchlaffte, konnte die Poeſie nicht gleichen Schritt mit der arabiſchen halten; ſie hatten keine Thaten, keinen patriotiſchen Aufſchwung, kein vertheidigtes oder ſiegreich geho-

benes Nationalbewußtſein zu beſingen, ſondern nur Zuſtände, lediglich Gefühle und Zuſtände, und mußten ſich alſo, nothwendig an dieſem Gegenſtand erſchöpfen und verzehren. Die erſten Geſänge der Troubadours ſind daher die friſcheſten, obgleich man auch ihnen in den vielen arabiſchen Bildern und Figuren die Nachahmung zu ſehr anſieht. Als nach den unendlichen Wiederholungen ihre Dichtkunſt den Reiz der Neuheit verloren hatte, kamen ſie auf den unglücklichen Einfall, derſelben durch die Metaphyſik aufzuhelfen, während zugleich durch hundertfältige Verdrehung der Form eine Ueberraſchung bereitet wurde, und das gefällige Anſchmiegen der edlen Kunſt an die verdorbenen Sitten ihr ein kümmerliches Daſein friſten ſollte. So mußte die Poeſie der Troubadours untergehen, und wenn man ſie gewöhnlich als ein fröhliches Spiel der Kindheit jener Zeit darſtellen will, ſo ſtarb ſie eben als Kind frühzeitig hin, ohne die Kraft und Reife des Mannes erlangt zu haben, was ihr allein eine Stelle unter den Literaturen der Völker verſchafft hätte.

Ginguené glaubt, daß der provenzaliſchen Poeſie zu ihrer längern Dauer ein großer und unabhängiger Staat gefehlt habe, wo die romaniſch-provenzaliſche Sprache Nationalſprache bleiben konnte; indeſſen ſeine zweite Bemerkung, daß ihr eben wahrhaft geniale Dichter gefehlt haben, macht die erſte ganz unnöthig. Ihrer poetiſchen Ader fehlte das Herz, ihrer Phantaſie das Gemüth, ihrer Liebe der reine Sinn, ihrem ganzen Treiben die Seele und Innigkeit, woraus allein die wahre Poeſie vorquillt. Indem die Troubadours ihre Liebe mit niedriger Sinnlichkeit zur Schau ſtellten, war der reine Götterhauch, der den innern Dichterfunken zur leuchtenden und wärmenden Flamme belebt, längſt verweht. Ihre Poeſie war eine aus einem fremden Garten genommene Blume in einem Glas Waſſer; eine Zeit lang wirkte noch die Kraft, die ſie ihrer Wurzel verdankte, dann war die Blume hin, und das Waſſer wurde weggeſchüttet. Eine andere Urſache ihres Untergangs wird in dem Fall ihrer Sprache geſucht. Allerdings kamen die franzöſiſche, ſpaniſche und italieniſche faſt gleichzeitig im dreizehnten Jahrhundert auf, und bildeten die poetiſchen Keime, die aus dem Süden ſtammten, weiter und mehr national aus. Der ſtolze Spanier war an der Quelle, und entlehnte nicht von den Troubadours; auch der Franzoſe,

der seine trouvères besaß, kümmerte sich nicht um die südlichen Sänger; Italien ehrte sie noch am längsten, selbst auch in seinen Nachahmungen, bis endlich größere Geister sich eine neue Bahn öffneten, und die Troubadours ganz verschwanden. Hauptsächlich aber bereiteten diese sich ihren Untergang selbst vor. Die überreife Kindheit, in der das Menschengeschlecht in jenen Erdtheilen sich befand, konnte nicht fortbestehen. Sie machte sich Luft in großer Zügellosigkeit und verliebten Thorheiten, denen man die größte Oeffentlichkeit zu geben suchte. Noch größer ward die Narrheit, wenn sich eine religiöse Schwärmerei damit paarte. Kreuzzüge, Pilgerfahrten und Abenteuer aller Art, wobei es an Unsittlichkeiten nicht fehlte, waren die Folgen der allgemeinen Ueberspannung der Phantasie. Sie gaben zugleich den Troubadours einen reichen Stoff für ihre Gesänge, die nach dem Geschmack der Zeit eben um dieses Inhalts willen ihren Ruf durch das ganze Land verbreiteten und allgemeine Anerkennung fanden. Allein sie überlebten nicht einmal diesen verdorbenen Geschmack; die Troubadours wurden schon im 13. Jahrhundert selten, und die Jongleurs und Possenreißer führten sich so schlecht auf, daß sie bald von allen Höfen gejagt wurden. Und so bedurfte es nicht der Dominikanerwuth gegen die Albigenser, die der Grafschaft Toulouse ein Ende machte, um diese Blüthe zu knicken.

Die Poesie der Provenzalen war nach ihrem Verfall lange Zeit ganz in Vergessenheit gerathen, und ihre Sprache selbst unverständlich geworden. Erst spät erregten Dante's und Petrarca's Lobreden die Neugierde der Gelehrten und den Wunsch, die verschollene Poesie wieder ans Licht zu bringen. Man fand sich in seinen Erwartungen sehr betrogen, und war in Gefahr, den beiden italienischen Dichtern Mangel an Geschmack vorzuwerfen. Das so sehr verschiedene Urtheil über diese Poesie, welche für ihre eigne Zeit einen unbestrittenen Werth hatte, lag eben in der Verschiedenheit der Zeit. Dante und Petrarca lebten freilich während des Verfalls der Troubadours; aber sie kannten doch auch noch edle Sänger unter ihnen und wußten überhaupt den Werth derselben für ihre Epoche zu würdigen, da sie die italienische Poesie als Tochter der provenzalischen mit vollem Recht betrachteten, und wohl anerkannten, was diese ihrer Mutter zu danken hatte. Wir betrachten die provenzalische Poesie unter anderm Gesichtspunkt,

nämlich an sich, und finden, daß die Troubadours von den Dichtern anderer Völker weit überholt worden sind, und daß keiner derselben etwas geschaffen hat, das den Stempel der Unsterblichkeit an sich trägt. Die Geschichte der Troubadours wird nie ganz aus ihrem Dunkel heraustreten, da ihre Hauptquellen selbst aus jener Zeit der Wunder und Uebertreibungen herrühren, und uns mehr Roman als Kritik und Wahrheit überliefern. Diese Hauptquellen sind zwei biographische Werke im Manuscript, eines von einem Zeitgenossen der Troubadours, dem Mönch Carmentière, aus dem 12. Jahrhundert, das andere ist eine Erweiterung und Verbesserung des erstern, von einem Genuesen, bekannt unter dem Namen Monge des îles d'Or (lebte zu Ende des 14. Jahrh.). Zwei Jahrhunderte später gab Johann Nostradamus sein bekanntes unkritisches und ungenügendes Werk, die Lebensbeschreibungen der Troubadours, welches bei Ermangelung besserer Werke immer die Grundlage ihrer Geschichte bleiben muß. Ein französischer Gelehrter des vorigen Jahrhunderts, la Curne de Sainte-Palaye, veranstaltete eine ungeheure Sammlung von provenzalischen Gedichten in 25 Foliobänden; aber weder sein Manuscript, das nie zum Druck gelangt ist, und das aller Uebersicht und Ordnung mangelt, noch die geschmacklosen Auszüge und Uebersetzungen desselben von dem Abbé Millot haben das Eindringen in dieses Blumenlabyrinth und das Vertrautwerden mit dem Geist der Provenzalen und ihrer Zeit befördert. Auf der Grundlage von Nostradamus hat Crescimbeni einen Quartband seiner großen Literaturgeschichte den Troubadours gewidmet, und bei den Biographien derselben mit gesunder Kritik gesichtet. Raynouard's Werk hat den Erwartungen der Gelehrten nicht entsprochen. Tiraboschi hat in seiner großen Geschichte der italienischen Literatur, welche nach unsern Anforderungen einer wissenschaftlichen Tiefe gänzlich mangelt, die Poesie der Troubadours, mit Ausnahme einiger Biographien von italienischen Dichtern, nicht aufgenommen; aber Sismondi und besonders Ginguené geben uns treffliche Bemerkungen über dieselbe. [1])

---

1) Millot, Hist. litt. des Troubadours. 3 Vol. Paris 1774. Crescimbeni, Giunta alle vite de' poeti provenzali. Raynouard, Choix de poesies originales des Troubadours. 3 Vol. Paris 1816—26. Ich bedaure

Man könnte fast sagen, daß die Poesie der Troubadours nur äußerlich war, wenigstens bestand ihr Hauptwesen in der Form, die daher auch auf eine bewundernswerthe Art ausgebildet war. Die Mittel, womit sie die große Mannigfaltigkeit hervorbrachten, waren die Maße und die Längen der Verse, die Zahl derselben und der Strophen, die Abwechselung und Combination dieser Maße und Längen und die Abwechselung der Reime. Die Verse der Troubadours bestehen aus allen Zahlen von Silben, von zwei bis zu zwölf, doch finden sich keine neunsilbigen, und die elf- und zwölfsilbigen sind selten. Die Zahl der Verse in jeder Strophe geht von vier bis zu zweiundzwanzig und mehren. Die meiste Mannigfaltigkeit gibt die Stellung der Reime, die sich bald folgen, bald auf die verschiedenste und gezwungenste Art durchkreuzen. Hierin bestand ihre Hauptstärke, und man muß gestehen, daß sie es in dieser Ausbildung der Form zu einer unerreichten Meisterschaft gebracht haben, besonders wenn man erwägt, daß ihre Gedichte meist Eingebungen des Augenblicks in einer fröhlichen Gesellschaft waren. Es ist ein Zeugniß für die außerordentliche Biegsamkeit ihrer Sprache und die Gewandtheit der Dichter. Aber eben in dieser Sucht, durch ihre Dichtungen nur auf das Ohr, und nicht auf die Seele zu wirken, lieber durch gewagte Reimsprünge Ueberraschung und Bewunderung, als durch begeisternde Gedanken Vergnügen und edle Anregung zu erwecken, ging ihre Poesie, wenn sie je eine wahre gewesen ist, hauptsächlich unter. Diese äußerst mühsame, oft unnatürliche Combination der Verslängen und Reime, die oft so wenig günstig für den Ausdruck der Empfindung war, brachte das schöpferische Genie ins Gedränge, und daß dieses sich so leicht ins Gedränge bringen ließ, und nicht die Fesseln durchbrach, beweist, daß es nicht sehr kräftig gewesen sein könne. In der äußern Form die größte Mannigfaltigkeit, im Inhalt und Geist der Gedichte die größte Einförmigkeit, dies zeigt die Stufe dieser Poesie an, und erklärt ihren schnellen Verfall. Nehmen wir zum Maßstab besonders die allgemein beliebte Sestine, die schwierigste und verwickeltste Versart, deren ganzes Wesen auf der Form und

---

sehr, das große Werk von Dietz über die Troubadours nicht zur Hand zu haben.

äußern Einrichtung beruhte. Sie beſteht aus ſechs ſechszeiligen Strophen und einer dreizeiligen. In jeder der ſechs Strophen müſſen die ſechs Schlußworte der erſten wiederkehren, und zwar in folgender Ordnung: das Schlußwort des letzten Verſes der erſten Strophe muß den erſten Vers der zweiten ſchließen, die andern fünf Verſe der zweiten Strophe können mit den Schlußwörtern der fünf erſten Verſe der erſten Strophe in willkürlicher Folge endigen. Die dritte Strophe endigt ihren erſten Vers wieder mit dem Schlußwort des letzten Verſes der zweiten, während die übrigen fünf Schlußwörter wieder willkürlich folgen, und ſo fort durch alle ſechs Strophen, ſo daß jedes der ſechs Schlußwörter einmal den erſten und einmal den letzten Vers der Strophen endigt, und der letzte Vers der ſechſten Strophe den nämlichen Schluß hat, wie der erſte der erſten Strophe. Die letzten drei Verſe wiederholen die ſechs Schlußwörter in der Ordnung der erſten Strophe, ſo daß jeder Vers zwei derſelben enthält, eines in der Mitte und eines am Ende. Alſo in den engen Kreis von ſechs Wörtern iſt der Stoff für ein Gedicht von 39 Verſen mühſam eingezwängt; die ganze Aufmerkſamkeit iſt natürlich auf die möglichſt ſinnreiche Verknüpfung dieſer ſechsmal wiederholten Wörter mit Ideen oder Gefühlen gerichtet, und dem Geiſt kaum etwas Freiheit für ſeine Schöpfung übrig gelaſſen. Daß die Italiener in jener Zeit mit Leidenſchaft dieſe gezwungene Dichtart annahmen, beweiſt weder zu Gunſten der Dichtart noch der Italiener, indem ſich höchſtens Witz und Scharfſinn an dieſer Colliſion des Geiſtes und der Form üben konnte, das poetiſche Genie aber unter ſolchen Ketten grauſam niedergedrückt wurde. Selbſt Dante's und Petrarca's vortreffliche Verſuche in dieſer verzweifelten Verſchlingung können die Form nicht retten, denn ſie zerſtört ihr Weſen ſelbſt, indem ſie ſich zum Zweck ſetzt.

Die Poeſie der Troubadurs iſt faſt durchaus lyriſch, ein Ausdruck ihrer ſubjectiven Zuſtände, Gefühle und Leidenſchaften, welchem bei dem beſtändigen Berechnen des Effects für die Ohren die höhere poetiſche Weihe ganz abgehen mußte. Am liebſten beſangen ſie die Frauen und ihre Liebe, und da bei dem allgemeinen zügelloſen Leben der eigentliche begeiſternde Reiz der zarten Weiblichkeit verloren ging, ſo läßt ſich die häufige Gezwungenheit und Ziererei in ihren Gedichten erklären. Die hauptſächlichſten

ihrer lyrischen Poesien waren entweder fröhliche Gesänge, **Soulas**, oder klagende Liebeslieder, **Lais**, oder Wettgesänge über galante Streitfragen, **Tensons**, oder Morgen- und Abendständchen, **Albas** und **Serenas**. Alle diese und noch mehre andere Namen erfanden sich die Provenzalen für die verschiedenen Ausdrucksweisen ihrer einförmigen Empfindung. Anfangs hieß eigentlich Alles nur Verse; später kam der Name **Canzo**, Lied, auf; Sonette hießen Lieder von Instrumenten begleitet, bei den Provenzalen ohne bestimmte Form, Ballade ein Lied, welches den Tanz begleitete. Die **Contes** oder **Novelles** finden sich bei den Troubadours seltner als bei den französischen Trouveres; die der erstern sind eine Mischung von orientalischen Dichtungen mit europäischen Ritterfabeln und metaphysischen Betrachtungen der Liebe, meist gefärbt mit naiver Zügellosigkeit und Ueppigkeit. Die **Pastourelles** malen galante Abenteuer der ritterlichen Dichter mit Schäferinnen, wobei gewöhnlich noch die Dame ihres Herzens zu rechter Zeit erscheint, und sie von dem Pfad der Sünde abruft. Die **Sirvente**, **Servantese** waren die einzige Dichtart, welche andere Gegenstände als die Galanterie behandelte. Sie waren entweder historisch oder satirisch. Der Dichter besang bald seine eigne Thaten oder Züge der Tapferkeit und Großmuth der Ritter, bald geißelte er mit Schärfe allgemeine Fehler seiner Zeit oder die Schwächen und Laster einzelner Menschen. Sie sind nicht unwichtig für die Geschichte der Sitten jener Zeit, und wäre für den Historiker viel daraus zu schöpfen. Die schärfsten Satiren treffen die Geistlichkeit, die damals auf dem Gipfel ihrer Macht stand, und allerdings durch großen Mißbrauch die Geißeln in Bewegung setzte. Auffallend für jene Zeit ist die freimüthige Bitterkeit, womit man die Geistlichen und ihr wüstes Treiben angriff; ihre Laster, schlechten Sitten, Habsucht, wurden ohne Scheu aufgedeckt und mit den stärksten Ausdrücken geschildert. [1]) Besonders heftig sind die Ausfälle gegen den Kreuzzug in der Provence, der freilich auch dem provenzalischen Leben den Faden abschnitt. Manche dieser Satiren sind treffend und voller Leben, und vielleicht die einzige Dichtart, worin sich Originalität findet.

1) Wie z. B. „Kein Geier riecht ein Aas so weit, als die Kirche einen reichen Mann" u. s. w.

Im Allgemeinen können uns die Gedichte der Troubadours wenig zusagen, da sie wenig poetischen Werth haben. Zuweilen finden sich geist- und gemüthvolle Züge, aber sie sind selten, wie z. B. das so betitelte „halbe Lied" von Bertrand Allamanon, wovon wir die erste Strophe, zugleich als Sprachmuster, geben:

Pus que tug volon saber
Per que fas mieia chanso,
Jeu lur en dirai lo uer
Quar l'ai de mieia razo,
Per que dey mon chan mieiadar
Quar tals am que no m'uol amar,
Et pus d'amor non ai mas la meytatz
Ben deu esser totz mos chans meitadaz. [1])

Uebrigens darf allerdings bei Beurtheilung der Troubadours nicht außer Acht gelassen werden, daß sie nicht für die reflectirende und lesende Nachwelt schrieben, sondern ihre Eingebungen eines fröhlichen Gemüths einer heitern Gesellschaft vortrugen, deren Stimmung in dem Augenblick des Dichtens und Recitirens mit der ihrigen vollkommen übereinstimmte, deren Empfänglichkeit den Empfindungen des Dichters auf halbem Wegen entgegenkam, und die nur ihre Gefühle und Leidenschaften, die sie ganz mit dem Dichter theilte, auf eine feine und anmuthige Art ausgedrückt haben wollte. Alle ihre Gedichte sind daher nur die Form der allgemeinen Empfindung, sie sind sich daher auch alle, vom ersten bis zum letzten Dichter, dem Wesen nach gleich. Der Augenblick gab ihnen das Dasein, der Augenblick richtete sie. Die fröhlichen Feste der Liebe waren ihre Basis, Musik und Tanz ihre Träger; so umgaukelten sie fröhliche Herzen, und fanden alle offen. Diese Betrachtung kann sie indessen nicht von allem Vorwurf befreien. Die Araber improvisirten auch, blieben aber original, zeigen glühende Bilder, richtigen Ausdruck und jene warme Farbengebung, die alle geniale Productionen auszeichnet. Die

1) Der Sinn des ganzen Gedichts ist: Man will wissen, warum ich nur ein halbes Lied dichte? Die Wahrheit zu sagen, weil ich nur einen halben Gegenstand habe. Nur ich liebe, und meine Dame will mich nicht lieben. In Ermangelung der Ja, die sie mir verweigert, nehme ich die Nein, die sie mir verschwendet. Bei ihr hoffen, ist besser, als bei jeder andern genießen. Ginguené, Tom. I, pag. 291.

Troubadours entlehnten aber ihre Bilder und Vergleichungen ganz dem orientalischen Boden, hielten sich in der Gedankenfolge streng an ihre Muster, und verfielen bei einem allgemeinen Mangel an Einbildungskraft und richtigem Ausdruck in eine Sucht zu Uebertreibungen und scholastischen Subtilitäten, welche den Leser durchaus kalt lassen. Ihren Werth gibt ihnen ihre Zeit, der sie unbezweifelt große Vortheile gewährten. Ihre Poesie, reich an harmonischen Tönen, reizte die noch ungewohnten Ohren, und bereitete die Empfänglichkeit für die höhere Poesie vor, und wenn ihr selbst die höchste Stufe der Vollendung versagt war, so muß sie doch immer in ihren Töchtern, der spanischen, italienischen und französischen Poesie geehrt werden.

Die glänzendste Zeit für die Troubadours war die letzte Hälfte des 12. Jahrhunderts, als der Kaiser Friedrich Barbarossa zur Feier des mit der Lombardei geschlossenen Friedens einen Hof in Mailand hielt, dessen glänzende Feste, Turniere und Gelage alle Sänger der Liebe und der Waffen vereinigte, und dann in Turin, wo er 1162 den Grafen Raimund Berengar III. mit der Provence belehnte. Dieser hatte sich, so erzählt Nostradamus, mit einer großen Schar von Edelleuten und Troubadours an den Hof des Kaisers begeben, und ließ diese an den Festen eine Menge schöner Lieder in provenzalischer Mundart singen, worüber der Kaiser sich höchlich erstaunte und ergötzte, und die Sänger reichlich beschenkte. Begeistert von den Liedern improvisirte er selbst ein Madrigal in provenzalischer Sprache, zum Lob aller Nationen, die ihn zu seinen Siegen begleitet hatten, und für welches ihm, mit Unrecht, ein Platz unter den Troubadours gegeben wurde:

Plas my cavallier Frances
E la Dama Catalana
E l'onrar del Genoes
E la Court de Castellana
Lou cantar Provensales
E la dansa Trivisana
E lou corps Aragones
E la perla Juliana
La mans e kara d'Angles
E lou donzel de Tuscana.

Es lautet in italieniſcher Sprache:

Piace a me 'l cavaliero francese
E la Dama catalana,
L'onorar de genovese
E la corte castigliana
Il cantar provenzalese
E la danza trivigiana
E lo corpo aragonese
E la perla giuliana
Mani e cera dell' inglese
E il donzello di toscana.

Ein ſolches Beiſpiel trug natürlich außerordentlich zur Verbreitung der provenzaliſchen Poeſie bei. Die Troubadours fanden Eingang in Italien, und erhielten bald Bewunderer und Nachahmer. Der Verkehr zwiſchen den Ländern wurde lebhaft, die Troubadours reiſten, wenn ſie ſchon in der ganzen Provence Beifall und Lohn eingeerntet hatten, nach der Lombardei, wo ihrer an den vielen kleinen Höfen ein neuer Ruhm erwartete. Natürlich erhielt dadurch ihre Sprache auch ein weiteres Gebiet in Italien; um ihre Verſe beſſer zu genießen, lernte man die provenzaliſche Mundart, was der italieniſchen Sprache großen Eintrag that, und es läßt ſich nur hieraus erklären, daß, obgleich die Lombardei die frühſten und meiſten Dichter beſaß, doch der Urſprung der italieniſchen Poeſie nicht hier zu ſuchen iſt. Aber unſtreitig haben die Troubadours der italieniſchen Poeſie nicht nur vorgearbeitet, ſondern ſie gleichſam gegründet, und die meiſten Literatoren, wie Crescimbeni, Fontanini, Quadrio, Tiraboschi, Bettinelli, Ginguené, Sismondi, leiten von ihnen mit Recht die italieniſche Poeſie ab. Die Italiener, denen im 12. Jahrhundert eine poetiſche Sprache noch ganz abging, reihten ſich unter die Troubadours, nahmen ihre Gedichte als Regel und Muſter und ſelbſt ihre Sprache als Ausdrucksmittel an. So ging unmerklich die eine Poeſie in die andere über, die italieniſche war zuerſt weiter nichts als provenzaliſche Dichtung, nur mit anderer Sprache, und wäre es ohne Dante wahrſcheinlich lange geblieben. Alſo nicht eigentlich die Ausbildung der italieniſchen Sprache machte, wie allgemein angegeben wird, der provenzaliſchen Poeſie ein Ende, ſondern allein der Rieſengeiſt Dante's,

welcher der Dichtkunst ihren längst verscherzten Adel wiedergab. Denn von der Lombardei nicht zu reden, wo die Troubadours die poetische Richtung ausschließlich beherrschten, war diesen Dichtern auch in Neapel und selbst in Toskana das Uebergewicht noch lange im 14. Jahrhundert gesichert. Daß Dante die provenzalische Sprache und Dichtkunst genau kannte, ist nicht zu verwundern, aber daß er in seinem Purgatorio den Troubadour Arnoldo Daniello in provenzalischer Sprache redend einführt, daß er ferner eine Canzone in drei Sprachen, der lateinischen, italienischen und provenzalischen, dichtete, beweist, daß die letztere in ganz Italien bis ins Volk gedrungen war, und sich da durchaus geltend gemacht hatte. Boccaccio und Petrarca fühlten keinen Beruf, die provenzalische Dichtkunst und ganze Manier durch eine bessere zu ersetzen. Petrarca lebte und dichtete in der Provence, bereiste die Sitze der Troubadours, und stand mit ihnen in beständigem Verkehr und Wetteifer. Boccaccio hat bekanntlich in seinem Decamerone die Schätze der Provenzalen zusammengetragen, wie z. B. die zweite Novelle der zweiten Giornata und die erste der dritten Giornata ganz nach zwei Romanzen des Wilhelm von Poitou gedichtet sind.[1]) Und daß der Provenzalismus ganz in Blut und Nerven der Italiener übergegangen war, beweist eben der verschiedene Erfolg jener drei Dichter: Dante konnte nur bewundert werden, seine Ausdrucksweise veraltete, während die beiden andern mit ihren Galanterien und provenzalischen Dichtungen die noch jetzt gangbare italienische Sprache schufen, und ihr den unverwischbaren Stempel aufdrückten.

Der glänzendste Hof für die italienischen Troubadours war der des Grafen Azzo VII. von Este (1215—64); dort war der Mittelpunkt der Feste und Wettgesänge, dort also der Sammelplatz aller derjenigen, deren einziges Geschäft Lieben und Singen war. Der älteste der italienischen Provenzalen, welcher unbezweifelte Notizen von sich hinterlassen hat, ist Folchetto, von Geburt ein Genuese, der sich aber meist in Marseille aufhielt, daher er von dieser Stadt den Beinamen erhielt. Die Nachrichten über seinen Lebenslauf, welche Nostradamus gibt, sind ungewiß und

1) Andres, Orig., Progress. e Stat. attual. d'ogni Letter., Tom. II, cap. 11.

sehr fabelhaft. Nur das scheint ausgemacht, daß er, nachdem er viel von der Welt genossen, sich in ein Cisterzienserkloster zu Marseille zurückzog, dann Bischof von Toulouse wurde, und 1213 starb. Dies bestätigt zum Theil Petrarca in seinem Trionfo d'Amore, cap. 4:

Folchetto che a Marsiglia il nome ha dato
Ed a Genova tolto, ed a l'estremo
Cangiò per miglior patria abito e stato.

Sein Vaterland bezeugt auch Dante, der ihm im Paradies begegnet. Parad. c. 9 v. 90. Er erfreute sich der Achtung vieler Großen, besonders des Grafen Raimund V. von Toulouse, des Königs Richard I. von England und des Königs Alphons IX. von Castilien.

Diesem Folchetto folgte eine unabsehliche Reihe italienischer Troubadours, die meisten in Norditalien, wovon wir die hauptsächlichsten angeben: in Genua machten sich berühmt Bonifacio Calvi, Percivalle und Simone Doria, Lanfranco Cicala, Ugo di Grimaldo, Jacopo Grillo; in Piemont und der Lombardei waren als ausgezeichnete Troubadours bekannt: Piero von Rovere, Niccoletto von Turin, Pietro von Caravana, Alberto Quaglia von Albenga, Guglielmo Briero von Nizza, Alberto, Marquis von Malespini von Lunigiana, Pietro dalla Mula in Montferrat, Lodovico von Pavia, Monaco von Fossano, Bartolomeo Giorgi von Venedig und viele hundert andere, die bei Crescimbeni, Quadrio und Tiraboschi nachzulesen, während in dem übrigen Italien nur wenige Troubadours aufstanden, wie z. B. Migliore degli Abati in Florenz, Paolo de' Lanfranchi in Pisa, Ruggerotto in Lucca, Lambertino Bovarello in Bologna, Mastro Ferrari in Ferrara, welcher zu den Zeiten Azzo's VII. der Fürst der Troubadours genannt wurde. [1]) Man kennt keine andere Namen von italienischen Troubadours südlich des Po; Rom scheint von der allgemeinen Begeisterung gar nicht berührt worden zu sein, und in Neapel bereitete sich zu jener Zeit eine neue Sprache und Poesie vor. Als der berühmteste ragt vor Allen weit hervor Sordello von Mantua, geb. 1189. Es wäre indessen zweifelhaft, ob sein Ruhm sich auf seine Werke oder auf die von ihm erzählten wun-

1) Muratori, Antich. Est., Tom. II, pag. 2.

verbaren Abenteuer gründete, wenn nicht Dante an mehren Orten seiner sehr ehrenvoll erwähnt hätte, einmal im Purgatorio, c. 6, v. 61, wo Sordello wirklich seine Unsterblichkeit der ausgezeichnet schönen Stelle verdankt, zu der er mittelbar Veranlassung gegeben, das andere Mal in dem Vulg. Eloquio, Lib. I, cap. 15, wo Dante von dem italienischen Styl des Mantuaners rühmt (er schrieb auch italienische Gedichte), daß er sich weit über seinen Ortsdialekt erhebe, und der reinen Schriftsprache sehr nahe komme. Auch die spätern Schriftsteller reden mit großer Achtung von ihm, ohne aber genaue Nachricht von seinem Leben zu geben. Er scheint ein wahrer Troubadour von echtem Schlag gewesen zu sein; seine Lebensbeschreibung ist ein wahrer Ritterroman mit unzähligen Heldenthaten, Abenteuern, Zweikämpfen, verliebten Fürstentöchtern u. s. w. Ziemlich gewiß ist seine vornehme Geburt und galante Intrigue mit einer Schwester Ezzelino's von Romano, die vielleicht seinen von Dante dunkel angedeuteten gewaltsamen Tod herbeigeführt hat. [1])

§. 8.

Geschichte der italienischen Sprache.

In der Geschichte eines Volks, dessen Sprache mit der Dichtkunst Hand in Hand ging, so daß beide einander gegenseitig ergänzten und gleichsam schufen, ist es zum vollkommenen Verständniß der letztern durchaus nothwendig, auch die Geschichte der Sprache zu verfolgen. Die italienische Sprache ist rein poetisch; man könnte sogar sagen, sie ist poetischer als das Volk. Sie kommt durch ihre Biegsamkeit, ihren Wohllaut, den Reichthum ihrer Reime der schaffenden Phantasie des Dichters so wirksam zu Hülfe, daß sie ein wesentliches Element dieser Poesie ausmacht, während sie auf der andern Seite derselben manche Fesseln anlegt.

Ueber den Ursprung ihrer Sprache sind die italienischen Gelehrten in ihren Meinungen sehr getheilt, und lassen sich im Allgemeinen in zwei Hauptparteien zusammenfassen. Leonardo Bruni und nach ihm Celso Cittadini, Ercole Strozzi, Gravina, Bembo,

1) Tiraboschi, T. IV, Libr. III, cap. 2. Sismondi, Histoire des Républ. ital., Tom. II, Ende.

und selbst in neuern Zeiten noch Quadrio [1]) behaupten, die jetzige italienische Sprache sei mit unbedeutenden Veränderungen dieselbe wie die altrömische Volkssprache, und beide seien zu gleicher Zeit in Rom gebräuchlich gewesen, die erstere im Munde des Volks und in den vertrautern Unterhaltungen, die andere als Sprache der Gebildeten, Gelehrten und Redner. Ihre Beweise sind ziemlich leichtfertig, und stützen sich allein auf die römischen Komödiendichter, welche in ihren Schilderungen des Volkslebens auch die Sprache des Volks nachahmten, und in ihren Dialogen viele Worte gebrauchten, welche aus dem edeln Latein verbannt waren, aber später in der italienischen Sprache blieben. Quadrio geht in dieser Partei am weitesten, indem er behauptet, daß die italienische Sprache schon vor dem klassischen Latein, und dieses letztere eigentlich nur eine ausgebildete italienische Sprache gewesen sei. Nicht weniger sonderbar ist die Meinung des Marchese Maffei [2]), daß die Sprache der fremden Eroberer auf die Bildung der italienischen gar keinen Einfluß gehabt, sondern diese sich von selbst durch fortgesetzte Veränderung und schlechte Aussprache des Lateins sowohl in Rom als in den Provinzen gebildet hätte. [3])

---

1) Leonardo Bruni, Lettere, Libr. VI, epist. 10. Gravina, Della Ragion poetica, Libr. II, cap. 5. Bembo Prose, Libr. I, cap. 6. Quadrio, Storia e Ragione d'ogni Poesia, Tom. I, Libr. I, pag. 41.

2) Maffei, Verona illustrata, Part. I, Libr. V. in seinen Opere, Tom. V, pag. 241.

3) Die Meinung von dem hohen Alter der italienischen Sprache macht sich noch immer hier und da geltend, und hat in der neuern Zeit einen eifrigen Vertheidiger an Ottavio Mazzoni Toselli gefunden, welcher in einem eignen Werk, Origine della lingua italiana, Bologna 1831, zu beweisen sucht, daß die italienische Sprache ihren Ursprung nicht in der lateinischen habe, und daß alle derartigen Meinungen hierüber unrichtig seien. Es wird dem Philologen vielleicht interessant sein, wenn wir Toselli's Hauptbeweise hier kurz zusammenfassen, welche er in einem Vertheidigungsbrief an seine Gegner in dem Giornale dei Letterati, Bd. 27, S. 125, weitläufig auseinander setzt. „Die lateinische Sprache war nie in ganz Italien gemein. Zur Zeit Tarquinius' des Stolzen besaßen die Gallier einen großen Theil Italiens. Wo sie die Etrusker verjagten, wurde die etruskische Sprache vertilgt; wo sie sich aber mit den Besiegten vermischten, erhielt sich nur die alte einheimische Aussprache. Zu Polybius' Zeiten hatten die Veneter ein

Die andere Partei, deren hervorragendste Wortführer Muratori, Apostolo Zeno, Fontanini, Giambullari sind, und welchen

---

von den Galliern verschiedenes Idiom, auch die Rhätier sprachen nicht lateinisch, und Livius sagt im 9. Buch, daß die etruscische Sprache in Rom wie die griechische gelehrt wurde. Also die ganze Lombardei und Toskana redete nicht lateinisch. Appianus Alexandrinus (gegen Ende des 3. Buchs De bell. civil.) erzählt, daß Decimus Brutus bei seinem Uebergang über den Rhenus sich gallisch kleidete, non ignarus et linguae. Bis in die spätern Zeiten hatte die Sprache der Römer einen beschränkten Kreis. Aulus Gellius schrieb, nachdem er einen Redner in Rom hatte deklamiren hören: nescio quid tusce aut gallice dixisset. Pomponius Mela bemerkt, daß es den Römern unmöglich war, die gallischen Wörter auszusprechen. Es gab also schon früh viele Dialekte und sogar ganz verschiedene Sprachen in Italien, und die jetzigen italienischen Dialekte sind nicht sowohl das verdorbene Latein, als die alten Sprachen, insubrisch, bojisch, venetisch, toskanisch, oscisch, umbrisch u. s. w., und aus diesen verschiedenen Dialekten erhob sich die italienische Schriftsprache. (So schreibt auch Romagnosi: Wißt, daß das sogenannte klassische Latein ein auf das Italienische äußerst künstlich gepfropfter Zweig ist; es wurde durch die gebildetsten Männer herausgeschmückt, und blieb seitdem Schriftsprache, wurde aber nie Volkssprache. Bibliot. ital. No. CCVIII, April 1833, pag. 58). Die italienische Sprache ist aber celtischen Ursprungs, denn alle norditalische Völker, auch in der Romagna, Bologna, auch die Umbrer, waren Celten. Auch die etruskische Sprache hatte, wie einige asiatische, Verwandtschaft mit der celtischen, und die Toskaner nahmen gallisch-italische, nicht aber lateinische Wörter in ihre Sprache auf. So sagen sie z. B. cominciare, nicht incipere, passare, nicht transire, cavalcare, nicht equitare, parlare, nicht loqui u. s. w. Ein fernerer Beweis ist, daß die meisten Wörter der italienischen Sprache sich in den Wörterbüchern der celtischen finden. Auch viele italienische Flußnamen stammen aus der celtischen Sprache. In derselben heißt Fluß Av, Avon, Aven, und die Buchstaben R, S, L sind oft Abkürzungen der celtischen Artikel ar, es, la; daher kommen denn viele Flußnamen, wie: Savena aus s und Aven (Fluß), Ravòn, Lavèn, und die Wurzel des Bologneser Flußnamens Ausa ist die Wurzel des Wortes Aven. Aus den celtischen Wörtern, welche Wohnung und Kleidung bedeuten, wie: Abitua, dom, guest oder west, cas, borgo, cot, cam, capan, wurden von den Galliern die Wörter eingeführt: abito, domino, veste, casacca, borgolino, cotta, camicia, gabbano. Einen fernern Beweis gibt die Aehnlichkeit einiger italienischen Städte- und Flußnamen mit französischen, wie Bologna (Boulogne), der Fluß Reno und der Rodano bei Reggio; endlich die deutliche Abstammung einiger Wörter, wie aus dem celtischen cat, Holz, abgeleitet sind: catasta von cat und asten, ausdehnen, cataletto von cat und letto, catafalco von cat und fal,

sich in neuerer Zeit Tiraboschi, Perticari und wohl die meisten italienischen Sprachforscher anschließen [1]), behauptet, die italienische Sprache habe sich gebildet aus der verdorbenen lateinischen vermischt mit vielen fremden Wörtern und Redensarten; die lateinische Sprache sei auch nach der Einwanderung der nordischen Völker die Hauptsprache geblieben, habe sich aber mit den übrigen so sehr vermengt, verhärtet, abgeschliffen, daß eine ganz neue entstanden sei. Die lateinische Wurzel der italienischen Sprache und der Antheil, den die nordischen Eroberer an der Bildung derselben hatten, ist allerdings nicht zu verkennen; es bleibt dabei merkwürdig, daß die fremdgebornen Wörter in sehr geringem Verhältniß zu denjenigen von lateinischem Ursprung stehen.

I. Lateinische Sprache. Ginguené, nach dem Vorgang von Pelloutier und Bullet [2]), gibt der celtischen Sprache einen großen Antheil an der Bildung sowohl der lateinischen und griechischen als auch der italienischen. Die alten Celten oder Celto-Scythen verbreiteten sich in uralter Zeit vom westlichen Asien aus in Europa theils im Norden, theils längs der Donau. Die letztern gingen dann den Fluß hinauf, über den Rhein, und setzten sich zwischen den Alpen und Pyrenäen fest. Ihre Sprache vermischte sich vorherrschend mit der der Eingebornen, und erhielt sich in manchen Gegenden in ihrer Reinheit. Einige Jahrhunderte später wurden diese Celten oder Gallier wegen Uebervölkerung genöthigt, die Pyrenäen und Alpen zu überschreiten. [3]) In

---

errichtet; so leitet sich auch von dem celtischen cal, Gefäß, ab das Bologneser Wort calcedro, Milchgelte.

1) Muratori, Antiquit. ital. Dissert. 32. Giusto Fontanini, Biblioteca dell' eloquenza italiana, con le annotazioni dell' Apostolo Zeno. Tom. I, pag. 32. Algarotti, Pensieri diversi, pag. 16. Opere. Tom. VII. Perticari, Difesa di Dante, cap. 8 ff.

2) Ginguené, Hist. litt. d'Ital., Tom. I, chap. III, pag. 176. Simon Pelloutier, Histoire des Celtes. Paris 1770—71. Bullet, Mémoires sur la langue celtique. 1754.

3) Auch Gibbon glaubt, daß Spanien, Gallien und Italien ursprünglich von denselben wilden Völkerschaften bewohnt worden seien. Decline and Fall of the Roman Empire. Chap. I. Dies würde die spätere verwandtschaftliche Bildung und die leichten und schnellen Anklänge unter diesen Völkern erklären.

Italien breiteten sie sich nach und nach aus in den Ländern der Umbrer, Sabiner, Etrusker, Osker u. s. w. Sie stießen dort bald mit den sich in Süden ausbreitenden Griechen zusammen, sammelten sich nach mehren Kriegen in dem alten Latium, und bildeten das Volk der Lateiner. Vor der Eroberung der Römer war die Lombardei kein Theil Italiens, sondern eine Kolonie der Gallier. Zu Tarquinius' Zeit setzten sich dort eine Menge Völkerschaften fest: die Lajer, Lebitier, Insubrer, Cenomaner jenseits des Po; diesseits die Annaner, Bojer, Lingoner, Senoner, Ligurer, alle gallischen Ursprungs. In der Mitte Italiens waren die Etrusker, welche zuerst die Kultur verbreiteten, im Süden die Samniter, Campaner, Lucaner, Apulier, und die Seeküsten hielten die griechischen Kolonien besetzt. In Latium mischte sich die Sprache der Gallier mit dem dorischen Dialekt der Griechen, und mit verschiedenen Sprachen der Eingebornen, besonders der etrurischen und osciſchen, welche letztere nach der Meinung Einiger wieder ein Dialekt der etruriſchen und das Idiom der Sabiner, Samniter und Brutier war. Aus dieser Mischung entstand dann die lateinische Sprache, welche sich durch die Bedeutung des Volks bald geltend machte, und an die obigen Hauptsprachen des alten Italiens als die vierte anreihte. [1]) Sie war natürlich in Latium verschieden von der in Rom, doch war in dieser Stadt der später sogenannte sermo rusticus wahrscheinlich im Anfang die allgemeine Sprache, deren sich alle Klassen bedienten, und sie mag mit der osciſchen allerdings viele Aehnlichkeit gehabt haben, da die Römer sich zum großen Theil mit den besiegten Völkern vermischten. Hieraus ergibt sich schon eine große Mannigfaltigkeit von Dialekten in jener Epoche der Gründung Roms, die sich aber zur Zeit der römischen Kaiser, wo Rom der Mittelpunkt der eroberten Welt war, einander näherten und sich verständigten, so daß so ziemlich eine allgemeine Sprache, immer mit der Verschiedenheit der Dialekte, zu Stande kam. Denn daß das Latein zu Livius' Zeiten ziemlich allgemeine Sprache in Italien war, ergibt sich schon aus dem Umstand, daß diesem Historiker Patavinität vorgeworfen wird. [2])

1) Toselli, Origine della lingua ital., cap. 2, pag. 14—20.

2) Quinctilian, VIII, 1.

Jene ursprüngliche Sprache Roms muß übrigens doch noch einige Verschiedenheit von dem spätern sermo rusticus gehabt haben, auch angenommen, daß Terenz den letztern in seinen Komödien nicht ganz natürlich gelassen, sondern etwas veredelt habe; denn die geschriebenen Monumente jener Zeit waren den Römern am Ende der Republik fast ganz fremd und unverständlich geworden; dies war zum Beispiel der Fall mit dem Handelsvertrag zwischen Rom und Karthago, welcher im Jahr der Vertreibung Tarquinius' geschlossen wurde, und dessen Urkunde Polybius im Jahr 130 v. Chr. auf einer broncenen Tafel im Tempel des Jupiter Capitolinus fand; man konnte ihn nur mit großer Mühe entziffern. Auch aus den Fragmenten der zwölf Gesetztafeln läßt sich der große Unterschied in der Sprache im 5. Jahrhundert und der Zeit des Terenz wahrnehmen, und von Numa's saliarischem Gedicht sagt Horaz ganz deutlich, daß es Niemand mehr verstehen könne. [1]) In diesen Fragmenten kommen Ausdrücke vor, wie cerus manus für creator bonus, praeceptat für praecipit, amptruare für dare motus in Gesang und Tanz, pa oder par für parte, po für populo. Diese Abkürzungen kamen von den Oscern, welche auch sagten: gau für gaudium, coel für coelum, do für domo, famul für famulus, volup für voluptas, und andere, die man auch in Ennius' Fragmenten findet. [2]) Der Barbarismus herrschte noch in der Sprache 60 Jahre vor Terenz in dem Fragment der Inschrift auf dem Rostrum, welches zu Ehren des Consuls Duillius errichtet wurde; ein Theil derselben lautet: Macellam pucnandod cepet en que eodem macestradod rem navebos marid consol primos ceset . . . . clasesque navales primos ornavet, cumque eis navebos claseis poenicas sumas copias cartaciniensis praesented Dictatored olorum, in altod marid pucnandod vicet. Man bemerke hierin den Gebrauch des o für u, c für g, welches lange unbekannt war, i für e und umgekehrt; die Consonanten sind nicht verdoppelt in clases und sumas, wie auch die alten Lateiner anus und ile für annus und ille schrieben;

1) Epistol., Libr. II, ep. 1, v. 86. Quinct. I, 6, 40. Vergleiche Carlo Troya, Storia d'Italia del Medio-Evo, Tom. I, Libr. V, §. 1.

2) Dante braucht in seiner Komödie häufig ähnliche Abkürzungen.

das Anhängen des d an die Wörter, wie in marid, war in jener Zeit gewöhnlich. [1])

So war die Sprache der Römer lange Zeit hart wie ihr Schwert und rauh wie ihr unbeugsamer Sinn. Es war die Sprache, die den Untergang Karthagos verkündete und Pyrrhus' Bestechungen beschämte. Als die Leidenschaften gesättigt waren, bewies ein weicheres, abgeschliffneres Organ das Walten eines neuen Genius und die Einkehr sanfterer Gesinnungen. Unstreitig haben die Griechen den Hauptimpuls zu einer neuen Organisation der Sprache gegeben, nicht gerade indem sie den Römern ihre Worte liehen, obgleich sich dies auch häufig nachweisen ließ, sondern indem sie ihnen ihre feinern Sitten, ihre Wissenschaft und Poesie lehrten, und so für den neuen Schwung, für den neuen Standpunkt des Geistes ein neues Organ nöthig wurde. Daher genügte bald der sermo rusticus, der im Terenz schon gegen jene Probe aus früherer Zeit sehr verfeinert erscheint, nicht mehr für die geistigen Bedürfnisse, und es bildete sich der sermo urbanus, die Schriftsprache, die sich durch die Sichtung der Grammatik und Kritik bis zu dem goldnen Zeitalter immer fester stellte und zum Bewußtsein erhob. Dieses Latein war in den bessern Zeiten ein würdiges Organ für Gesetzgebung, Geschichte und Beredsamkeit, und eiferte in Wohllaut, Biegsamkeit und Kraft mit Glück dem griechischen Vorbilde nach. Allein je fester die Regeln durch die Muster begründet waren, desto sorgfältiger mußten sie eingeübt werden, und nur diejenigen, welche die lateinische Sprache studirt hatten, sprachen und schrieben sie richtig. Dieses Studium wurde seit Cicero nothwendig, da die in Rom und ganz Italien sich mehrenden Fremden viele unreine Beisätze mitbrachten. Cicero beklagt sich darüber in mehren Stellen, und nennt unter jenen besonders die transalpinischen Völker, die Gallier. [2]) Allein wie wenig der sermo urbanus in Rom geläufig war, und welches Uebergewicht die Volkssprache in allen Ständen hatte, beweist, daß selbst die klassischen Schriftsteller zuweilen in Fehler gegen die Regeln verfielen, und der vertrauten Sprache

1) Quinctil., Libr. I, cap. 7.

2) Ciceron. Brutus de claris Orator., cap. 5. Epistol. famil. XV, 9. Quinctil. I, cap. 5.

und der des gemeinen Volks huldigten.[1]) Auch die vornehmen Römer gaben sich nicht immer die nöthige Mühe, correct zu sprechen; von Mäcen ist diese Nachlässigkeit bekannt, auch der Kaiser Augustus erlaubte sie sich, und sagte statt ipse ipsus oder issus, wie noch jetzt die Neapolitaner, woraus die Italiener esso gebildet haben.[2])

Die Hauptsprache blieb also fortwährend die romana rustica, ein Gemisch von mancherlei Idiomen, welches in verschiedenen Abstufungen, nach den Ständen von dem Handwerker bis zu dem Gebildeten, bestand, und mit dem Fortgang der Zeit manche Verfeinerung von der Schriftsprache annahm, aber doch, wie bei allen Völkern, genau von derselben geschieden blieb. Diese romana rustica läßt sich gerade nicht mehr klar und vollständig erkennen, da in derselben nicht geschrieben wurde, aber aus unzähligen Beispielen in den zwölf Gesetztafeln, im Ennius, in den alten Komödiendichtern, in Varro, Vegetius, Columella und Allen, welche für das Volk geschrieben, läßt sich sehr wohl absehen, daß sie mit der urbanen Schreibart sehr wenig gemein hatte, und zugleich eine merkwürdige Analogie mit der spätern italienischen Sprache erkennen. Aus jenen Schriftstellern ersieht man, daß, was die Gelehrten und Hofleute ager, caput, os, domus, ignis, pulcher nannten, auf dem Markt und in den Buden campus, testa, bucca, casa, focus, bellus hieß, daß man caballus für equus, nanus für pumilio, tonus für tonitru, bramosus für cupidus sagte. Marcus Varro, im 5. Buch de lingua, bezeugt, daß die rustici jubilare für quiritare, scortum für pellicula, obsonium für manducum gebrauchten, auch Pomp. Festus spricht im 16. Buch de verborum significatione von diesem Unterschied, und gerade die obengenannten und eine

---

1) So kommt im Catull XXXIX, 19 russus statt ruber vor, und sehr häufig bellus statt pulcher; Horaz braucht caballus statt equus oft in seinen Briefen und Satiren, aber nie in seinen Oden. Viele Beweise finden sich noch hierfür in Muratori, Perfetta Poes., Tom. II, pag. 101, und in Bonamy, Reflexions sur la langue latine vulg. in dem 24. Band der Mém. de l'Académ. d. Inscr., pag. 603. Auch Quinctil., Libr. I, cap. 10 ruft aus: Aliud est latine, aliud grammatice loqui.

2) Muratori, Antiqu. ital. Diss. 32.

Menge andere Wörter des gemeinen Volksidioms gingen später in die italienische Sprache über. [1])

Es läßt sich annehmen, daß die romana rustica, welche ohne Regel und Gränze die Bedürfnisse des Volks vermittelte, in den Provinzen Italiens in einer Menge von Dialekten vorhanden gewesen sei. Außerdem daß bekanntlich Livius zuweilen in den Dialekt von Padua verfiel, und schon Plautus die schlechte Aussprache der Rom ganz benachbarten Präneſtiner und ihr tammodo und coniam verspottete, so blieb vor allen andern die osciſche, etruſciſche, celtiſche und griechiſche Sprache auf dem Lande lebendig. Die osciſche Sprache blühte noch zu Ennius' Zeit, in ihr wurden selbſt in Rom die Attellanen aufgeführt; die etruſciſche war zu Auguſtus' Zeit noch nicht erloſchen, und wurde in den Schulen gelehrt. Also selbſt in der Epoche, wo das Latein der Schriftſteller und Dichter die höchſte Politur erhalten hatte, blieben die Volksdialekte in ihren Rechten. Das gemeine Volk bildet in jeder Nation den härteſten Kern, die eigentliche Wurzel, welche, wenn Blätter und Blüthen längſt verwelkt ſind, doch noch unangefochten bleibt und zuweilen im Stande iſt, neue hervorzutreiben. Das Volk Italiens, beſonders längs dem Gebirgszuge hin, blieb gleichſam fortwährend der ſtabile lebendige Träger deſſelben Idioms, auf deſſen Grundlage ſich unter dem Einfluß zweier verſchiedenen Elemente zwei verſchiedene Sprachen gründeten; zuerſt unter dem Einfluß des erobernden Schwertes die kräftige Sprache der Römer, ſpäter unter dem weichern Flügel der Kirche und des Handels die italieniſche Sprache. Die römiſche Schriftſprache entſtand, als der Charakter der Römer gebrochen war, und vermochte ſich daher nicht lange zu halten. Schon die nächſten Jahrhunderte nach ihrem Entſtehen ſtrichen ſie aus der Reihe der lebenden Sprachen aus, da ſie ja doch der römiſchen Größe nicht mehr dienen konnte. Das Licht, das ſie auf eine würdige Art getragen hatte, blieb lange unter der Laſt

1) Perticari, Degli Scrittori del trecento, Libr. I, cap. 5. Ferner brauchten noch die Römer in ihrer vertrauten Sprache battuere, ſchlagen, minare und menare, führen, carricare se, ſich beladen, remediare, heilen, sermonari, reden, tornare und detornare, drehen. Bekannt iſt jenes torna, torna, frater! des verwundeten Soldaten unter dem Kaiſer Mauritius, welches die ganze Armee zur Flucht bewog.

theologischer Wissenschaft in den Klöstern begraben, um von da später in den Bibliotheken von einem ehemals thatvollen Herrschervolke zu zeugen. Nicht mit ihr vermischten sich die Laute anderer Völker, denn sie vermittelte nicht die Bedürfnisse des Volks, sondern vielmehr der Wissenschaft und Kunst.

Die eigentliche Stammmutter der romanischen Sprachen, folglich auch der italienischen, ist, so sehr auch manche Patrioten an dem Arno und der Tiber dagegen streiten, die latina rustica, die Sprache des Volks und des vertraulichen Umgangs. In dem Maße als die römische Größe sank, als Wissenschaft und Kunst in Verfall geriethen, drängte sich die gemeinere Sprache vor, und machte sich durch die Richtung des Volks, durch das Vorherrschen gemeiner Bedürfnisse immer nothwendiger. [1]) Diese romana rustica war es, welche die germanischen Eroberer kennen lernten, mit welcher sie ihre eignen Idiome vermengten, und so eine neue Sprache bilden halfen. Aus den Beispielen, welche Perticari [2]) zusammenstellt, ergibt sich, daß die gemeine römische Sprache mit der gemeinen italienischen, selbst wie sie in einigen Dialekten, besonders in Sabinum und Latium, noch jetzt gebräuchlich ist, die größte Aehnlichkeit hat; noch größer war diese natürlich mit dem Latein in den ersten christlichen Jahrhunderten. Auch Muratori [3]) stellt eine Menge lateinischer Wörter auf, welche nicht nur im 8. und 9. Jahrhundert, sondern auch noch früher im Gebrauch waren, und später in der italienischen Sprache blieben. [4])

---

1) Quinctil. IX, 3. Si antiquum sermonem nostro comparemus, paene jam quidquid loquimur, figura est.

2) Degli Scrittori del trecento, Libr. I, cap. 5.

3) Antiqu. ital. Diss. 32.

4) Im Terenz finden sich noch manche Eigenheiten, die sich dem Charakter der neuern italienischen Tochtersprache annähern. Erstens werden viele Vocale zusammengezogen oder verschluckt, um das Wort um eine Silbe zu verkürzen, wie z. B. in rei, via, diutius, ei, solius, eam, unius, suam, illius u. s. w., dasselbe muß man bei dem Lesen der italienischen Verse thun. Ferner in den Wörtern auf ein kurzes us und is wird das s und zuweilen die ganze Silbe vor Wörtern, welche mit einem Vocal anfangen, weggestoßen. Endlich wurde das m am Ende der Wörter sehr schwach ausgesprochen und bekanntlich in den Versen gar nicht. (Quinctil. IX, cap. 4). Alle diese Freiheiten waren sehr wahrscheinlich auch in der Unterredung, wie denn der gewöhnliche Fehler in der Umgangssprache ist,

II. Einfluß der nordischen Völker auf die Sprache. Dieses schon längst also verdorbene Latein hörte nach den Einfällen der nördlichen Völker nicht auf, die allgemeine Sprache zu bleiben. Die Sieger machten sich das schöne Land bald zur Heimath, und gaben sich gern dem Einfluß des milden Klimas hin, der sich bald in der Verweichlichung ihrer Sprache zeigte. Sie fanden hier schon alle Einrichtung zur Befriedigung von Bedürfnissen, die sie vorher nie gekannt hatten, die sich ihnen aber mit allem Reiz der Neuheit darboten; und da sie immer die geringere Zahl ausmachten, so bequemten sie ihre Sprachwerkzeuge zu den weichern Lauten. Daß dies nicht immer besonders gelang, ist begreiflich, ebenso, daß die eingebornen Völker aus Höflichkeit ihren neuen Herren, die im Nothfall ihre Gedanken mit dem Schwert zu verstehen gaben, in der Sprache auf halbem Wege entgegenkamen. So führte sich denn während der hundertjährigen Einwanderung eine Sprache ein, die weder lateinisch noch ganz fremdartig war. Die Gothen, Longobarden und Franken brachten den Gebrauch des Artikels in Aufnahme, der sich ohne Zweifel aus dem lateinischen Pronomen ille, illa, illi etc. durch Abkürzung bildete. Dieses Pronomen scheint sich am ersten zu der abgekürzten Form geliehen zu haben, da sich schon im Terenz die erste Silbe desselben sehr häufig kurz findet. So lernte man bald statt ille caballo — il cavallo sagen, statt illae feminae — le femmine. Diese Meinung bestätigt sich besonders durch das italienische Pronomen loro, ohne Zweifel aus illorum gebildet, wie aus einigen Dokumenten aus der Zeit Karl's des Großen erhellt; ebenso scheint lui aus dem Dativ illui, wie man ihn wahrscheinlich in den frühern Jahrhunderten zur Unterscheidung von dem Nom. Plur. schrieb, entstanden zu sein. Ferner führten

---

die Wörter abzukürzen. (Quinctil., Libr. II, cap. 3. Dilucida vero erit pronunciatio, primum, si verba tota exegerit, quorum pars devorari, pars destitui solet, plerisque extremas syllabas non proferentibus, dum priorum sono indulgent.) Wenn aber diese Fehler schon bei gebildeten Römern vorkamen, wie viel mehr mußte sich die Sprache bei dem Volk und in den entlegenen Provinzen verderben, besonders in den spätern Zeiten des römischen Reichs, wo bald auch das politische Leben und Regen schlaff wurde, jede Circulation stockte, und die Mittel der Sprachreinigung erschwert waren.

jene Völker ſtatt der Caſusendung die Präpoſitionen und zu der Conjugation die Hülfsverba ein. Sie endeten auf lateiniſche Art eine Menge celtiſcher, lombardiſcher und fränkiſcher Wörter, und gaben dagegen den Lateinern die Endungen ihrer Sprache. So glaubten beide, durch eine lange Gewohnheit ſachte geleitet, nicht eine neue Sprache zu haben, während doch alle Formen verändert waren. [1])

Perticari, in ſeiner **Difesa di Dante**, macht hierzu eine ſehr gute Bemerkung: „Wenn wir die Schriften jener Zeit leſen, ſo entdecken wir, daß die zum gemeinen Leben nöthigen Worte aus dem Lateiniſchen herſtammen, die Gegenſtände des Kriegs und der Regierung bezeichnenden aber von den Fremden genommen ſind. Dieſe Eigenheit der Vermiſchung entſtand aus zwei Nothwendigkeiten: der Beſiegte mußte die Worte lernen, welche die Gewalt ihm aufdrang, der Sieger aber diejenigen, welche das tägliche Lebensbedürfniß erheiſchte. So verſuchte der Gothe bald, **da mihi illum panem in da mi il pane** zu verſtümmeln, und der Italiener lernte nothgedrungen die Namen der Waffen, welche ihn beſiegt hatten, und der neuen Regierungsweiſen und Staatsformen, welche ſich bildeten. Daher führten ſich bald die fremden Worte ein: **usbergo, Panzer, arnese, Harniſch, spada, Schwert, strale, Pfeil, ammazzare, tödten, alloggiamento, Herberge, scherma, Gefecht, scaramuccia, Scharmützel, battaglia, Schlacht, guerra, Krieg**; ferner **feudatario, vassallo, barone, maliscalco, Marſchall, bargello, Häſcherhauptmann**, und viele andere, wofür die Italiener ihre Sieger die Namen der

---

1) In den Litaneien von 790, welche Mabillon in ſeinen Analect. herausgegeben, lieſt man: Adriano summo Pontefice et universale Papa. Redemptor Mundi, tu lo (illo, d. h. illum) juva. Und ſpäter: tu los (illos) juva. In einer andern Urkunde aus Karl's des Großen Zeit heißt es: Inde percurrent *in la* Vegiola, ex alia vero parte *de la* Vegiola etc. — In einer andern Schrift, welche Lucheſini mittheilt: Sicut constat antedicta villa ab ipso Principe *lui* fuisse concessa. (Dante gebraucht lui auf dieſelbe Art. Inferno, I, v. 81). Außerdem gibt Muratori in der 24. Diss. ſeiner Antiqu. ital. noch eine Menge Beiſpiele von dem Gebrauch der Präpoſitionen und Artikel, wie: Offero a Deo omnipotenti et ad ecclesia monasteri; — Da pars da uno capu corre via publica etc.

Künſte und Wiſſenſchaften und ihrer Inſtrumente lehrten.[1]) Da aber die Fremden keine allgemeine kräftige Sprache vorfanden, die ſich in kräftigen Menſchen geltend zu machen wußte, und an der ſie nur ihre Idiome abzuſchleifen gehabt hätten, ſondern da ſie ebenſo wie die Beſiegten ſich den äußern Eindrücken des Bodens, Klimas und der Beſchäftigung überlaſſen mußten, die hier ſchwächer, dort ſtärker auf ſie einwirkten: ſo bildeten ſich ohne alle Regel, und bloß nach Verſchiedenheit des Orts, Zufalls und der Gurgel, unzählig viele Dialekte, welche noch jetzt der italieniſchen Sprache den außerordentlichen Reichthum an Synonimen gewähren. Da man in jener Zeit wenig ſchrieb, und kaum in einer Sprache, die ſchon als todt gelten konnte, ſo fanden die neuen Idiome kein Mittel der Einigung, und jede Provinz war ſich ſelbſt überlaſſen, einer und derſelben Vorſtellung nach ihrer Art einen eigenthümlichen Ausdruck zu geben, der aber doch durch die beſtändigen Wanderungen und die Aenderungen in der Herrſchaft meiſt allgemein verſtändlich wurde.[2])

Die allmälige Aenderung der lateiniſchen Sprache läßt ſich am beſten unter den galliſchen Völkern verfolgen, beſonders unter der trefflichen Leitung des Akademikers Bonamy im 24. Band der **Mémoires de l'Acad. des Inscript.** Wir dürfen dabei nicht fürchten, uns zu weit von unſerm Gegenſtand zu entfernen. Denn von Gallien ging der neue Schwung aus, der auch Italien erheben ſollte. Der Geiſt des italieniſchen Volks war in den

1) Auch Giambullari (Origine della lingua fiorentina) führt eine Menge ſolcher aus den gothiſchen und longobardiſchen Mundarten eingeführten italieniſchen Wörter an, davon wir nur diejenigen folgen laſſen, deren Abſtammung deutlicher erſcheint: balzello, becco, benda, bendare, bruno, bufalo, busto, bosco, cappa, ciuffo, colazione, daga, desco, dove, elmo, fiascho, fresco, gallozza, giallo, insalata d'erbe, landa, marca, mantello, milza, nappo, nespola, palco, pangia, panziera, piazza, scacco, scarlatto, schermire, sega, segolo, spanna, sparviere, spiedo, sprone, spuola, squilla, tagliere, tromba, trescare, zucchero, bandiera, banco, fodera, frotta, guanti, mancare, maniera, spazzare, stracco, stivali.

2) Proben der vielen Dialekte zu jener Zeit geben: Marchese Maffei, Stor. di Verona, Opere, Tom. IV, p. 36 und Tom. V, p. 254. Lucchesini, Illustrazioni delle lingue antiche e moderne, P. I, cap. 6. Niccolini, Della parte del popolo nella formazione di una lingua, pag. 21.

ersten sechs Jahrhunderten gleichsam eingeschlafen, und verhielt sich nur empfangend, wartend und zuschauend; er war weder im Stand, seine alte Sprache zu halten noch eine neue zu schaffen. Die Gallier hatten viel mehr Frische und Kräftigkeit behalten, in welcher der Genius der germanischen Einwanderer nicht unterging; in Gallien erhielt sich ein Rest des römischen Reichs, als dieses in Italien längst abgestorben war. Dort bildete sich zuerst die neue Sprache, während die einzigen Stände in Italien, welche auf Gelehrsamkeit Anspruch machten, die Geistlichen und Notare, noch immer an einem erbärmlichen Latein sich abmühten. In Gallien bildete sich auch die erste Poesie in romanischer Sprache; die Italiener empfingen sie aus der Provence, studirten sie, und ahmten sie nach, ein Beweis, daß sie selbst noch keine hatten.

Zur Zeit Augustus' waren in Gallien vier Sprachen im Gebrauch, die celtische, lateinische, germanische und griechische; unter ihnen war die lateinische vorherrschend, und gab der neuen Sprache die meisten Wörter. Gallien war lange vorher mit Rom in starkem Verkehr, besonders die südlichen Provinzen von den römischen Kaufleuten sehr besucht; so war eines Theils der Handel der Vermittler der Völker, und die Gallier nahmen Sprache und Sitten der Sieger schon vor Cäsar an. Dazu kam aber, daß die römische Sprache auch an der Spitze des Schwertes in die eroberten Länder einzog; in den Gerichten wurde nur lateinisch gesprochen, alle Akten und Urkunden nur lateinisch abgefaßt, und so mußte freilich die Landessprache in den Hintergrund weichen. Auch der Ehrgeiz bahnte der römischen Sprache den Weg, sie ward das Mittel, zu Ehren und Würden zu gelangen, und selbst ein Sitz in dem römischen Senat war schon seit Cäsar ein nicht unerreichbares Ziel für den Gallier. [1]) In diesen Bestrebungen gingen immer die Einwohner der südlichen Provinzen voran. Schon als Nachkommen griechischer Kolonisten mit einem regern Geist begabt, nahmen sie früh von den Römern eine gewisse Kultur an; besonders wird von jeher ihr Talent zur Beredsamkeit gerühmt. Seit den ersten christlichen Jahrhunderten waren die berühmtesten Redner Gallier. In mehren Städten Südgalliens, in Marseille, Narbonne, Toulouse, Bordeaux, Lyon, be-

1) Sueton. Jul. Caesar, cap. 76.

ſtanden Akademien und öffentliche Schulen für lateiniſche und griechiſche Grammatik und Rhetorik. Die übrigen Gallier folgten nach und nach dieſer Richtung, und je genauer ihre Verhältniſſe zu Rom wurden, deſto mehr waren ſie genöthigt, ſich die lateiniſche Sprache anzueignen.

Doch fehlte der letztern noch viel, um populär in dieſem Lande zu werden, und ſie mußte immer ſtudirt werden, wenn auch nicht in Cicero, doch in Schriftſtellern niedern Ranges. Das celtiſche Idiom war ſo wenig als in Afrika das puniſche ausgeſtorben; beide blieben ſelbſt noch unter Alexander Severus, 230 n. Chr., wenigſtens auf dem Land die allgemeine Sprache, und wurden zu manchen Akten auch von den Gerichten anerkannt [1]), während in der Nachbarſchaft des Rheins die germaniſchen Dialekte fortbeſtanden. Vier Jahrhunderte ungefähr brauchte die lateiniſche Sprache, um ſich in Italien, Gallien und Spanien ganz einzubürgern. Im 6. und 7. Jahrhundert wurde das Latein, obgleich natürlich äußerſt mangelhaft geſprochen; wir beſitzen noch Aufſätze aus jener Zeit, für das Volk beſtimmt, welche zwar von der Reinheit Cicero's keine Spur an ſich haben, aber doch lateiniſch geſchrieben ſind, ein Beweis, daß dieſe Sprache dem Volk geläufig war. [2]) Seitdem iſt ſie aus jenen Ländern nicht mehr verſchwunden, hat nie ganz aufgehört, familiär zu ſein, und findet ſich ſpäter wenigſtens als Grundton in den romaniſchen Sprachen wieder. Bis zum 12. Jahrhundert wurde Alles lateiniſch geſchrieben, die Geſchichte, die Geſetze, die Ordonnanzen der Könige, die Briefe der Laien und Geiſtlichen, ſelbſt an Frauen, die Reden und Predigten für das Volk. Doch welch ein Latein konnte dies ſein, das die Gallier meiſt von den Kaufleuten, Handwerkern, Soldaten und Sclaven gelernt und mit ihren Idiomen vermiſcht hatten. Die Urbanität lernte ſich nur in Rom, in andern Ländern kannte man nur die lingua rustica, vulgaris, militaris,

1) Digest. Libr. XXXII, tit. I, cap. XI. Fidei-commissa quoquunque sermone relinqui possunt, non solum latino vel graeco, sed etiam punico vel gallicano. — Die punica lingua beſtand ſelbſt noch zu Auguſtinus' Zeit im 5. Jahrhundert. Gibbon, Decline and Fall of the Rom. Emp., chap. 2.

2) Bonamy in dem 24. Bd. der Mémoires de l'Acad. des Inscr., pag. 617.

provincialis, usualis. Das Volk konnte freilich weder lesen noch schreiben; aber sogar die damals sogenannten Gelehrten hatten keine Ahnung von Cicero, und in den meisten Schriften aus dem 6. bis 11. Jahrhundert finden sich keine Citate aus den klassischen Schriftstellern, sondern höchstens aus der Vulgata oder den Kirchenvätern, eine gänzliche Verläugnung aller Regeln der Grammatik und Vernachlässigung der Casus, des Geschlechts und der Zahlformen. Als Beleg hierzu betrachte man den Heirathscontract, der in der Stadt Angers zur Zeit der ersten französischen Könige abgefaßt wurde. Der Gatte verspricht darin seiner Gattin: „Cido tibi de rem paupertatis meae, tam pro sponsalitia quam pro largitate tuae, hoc est casa cum curte circumcincta, mobile et immobile, silvas, pratus, pascuas, aquas aquarumve decursibus, junctis et subjunctis, et in omnia superius nominata, tu dulcissima sponsa mea, ad die filicissimo nupciarum tibi per hanc cessione dileco, adque transfundo, ut in tuae jure hoc recepere dibeas. Cido tibi bracile valente solidus tantus, ... annolus valentes solidus tantus. Cido tibi caballus cum sambuca, et omnia stratura sua“ etc. Ferner eine Schenkung an eine Kirche: „Cedo vobis ad die praesente ad mea eleemosina faciundo a pauperis vel a sacerdotibus ad Missas canendo, cessumque in perpetuum esse volo . . . . . habent ipsas terras cum omni super posito de longo tanto; similiter in latus, et in frontis subjungit de ambobus latus terra illius“ etc. Und noch ein gerichtlicher Akt unter Miron, Graf von Rouſſillon, 874, wovon der Anfang lautet: „In judicio Mirone comite, seu de judices qui jussi sunt causas dirimere . . . . . id est Longobardus, Bera . . . . Guintiocus judicum . . . . veniens homo nomine Sesenandus mandatarius Mirone Comite et dixit: Audite me cum isto Laurentio qualiter servus fiscalis debet esse ex nascendo de parentes de abios suos cum fratres vel parentes suos“ etc. [1]).

In Italien waren nun die Fortschritte in der Corruption des

1) Bonamy gibt noch viele Beispiele dieser verdorbenen Latinität in den angeführten Mémoires, Bd. 24, pag. 657.

Latein dieselben wie in Gallien. Schon die Inschriften aus dem 4. und 5. Jahrhundert sind zum Theil voll Solöcismen und orthographischer Fehler. Die gesetzlichen Akten unter den longobardischen Königen geben die Wörter mit lateinischen Biegungen, aber diese sind so unregelmäßig, daß man deutlich die Unwissenheit der Schreiber in der Grammatik bemerkt. Dasselbe kann man auf die meisten Akten bis ins 12. Jahrhundert in Italien, Frankreich und Spanien anwenden. In denselben ist oft ein deutlicher Charakter der italienischen Orthographie und Grammatik sichtbar, wie man denn im 8. Jahrhundert unter andern Corruptionen findet: diveatis für debeatis, da für de im Ablatif, avendi für habendi, dava für dabat. [1]) Das Latein, sagt ein Schriftsteller aus der Zeit Karl's des Großen, war so verdorben, daß man es fast nicht mehr verstand. Italien hatte freilich auch mehr als Frankreich gelitten, und war tiefer in die Barbarei versunken; dennoch aber bewahrten die Italiener mehr von ihrer ursprünglichen Sprache als die Franzosen. Die einzigen Stützen, welche die lateinische Sprache in jenen finstern Zeiten noch hatte, waren die Geistlichen und die Notare, und diese Stützen waren äußerst schwach. Wie sehr sich die letztern, deren Wirkungskreis sich ganz auf die alltäglichen Verhältnisse des Volks beschränkte, dem allgemeinen Gang des Verderbens fügen mußten, ersieht man aus den barbarisch geschriebenen Contracten jener Zeit, welche, um dem Volk verständlich zu sein, sich auch nach dessen Sprachgebrauch richten mußten. Denn wenn schon die Namen der Städte und kleinern Orte sich änderten, **Tibur** in **Tivoli**, **Interamne** in **Terni**, **Praeneste** in **Palestrina** verwandelt wurde, so geschah dies noch viel vollständiger mit den Namen der Besitzungen und Güter, besonders nachdem die in den Archiven niedergelegten Register, Testamente und Contracte bei der allgemeinen Zerstörung zu Grunde gegangen, oder durch den häufigen Wechsel der Magistrate zerstreut worden waren, und die Besitzungen entweder gewaltsam oder durch freiwillige Abtretung neue Herren bekommen hatten. Von dem äußerst geringen Schwung, den der Klerus in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters den Wissenschaften und folglich auch der Sprache gab,

1) Muratori, Antiqu. Ital., Diss. 1 und 43.

ist früher die Rede gewesen. Das Latein wurde freilich das Organ des Evangeliums, der Kirchengeschichte, der Heiligenlegenden, es wurde die pontificalische, katholische, allgemeine Sprache, und erhielt als solche eine ausgedehnte Verbreitung, besonders da man richtig erkannte, daß sie sich zu dem Ernst und der Würde des Gottesdienstes besser passe, als die vielen jugendlichen Tochterdialekte. Allein in welcher traurigen Gestalt es damals über den bekehrten Erdkreis wanderte, davon geben jene Legenden und andern geistlichen Schriften selbst den Beweis, wenn wir auch nicht annehmen wollen, daß die unglückliche Manie schlecht lateinisch zu schreiben, woran selbst die hellsten Köpfe jener Zeit, wie Gregor I., litten, allgemein gewesen wäre. Da sich zudem die auf Tradition gegründete Macht der Kirche nur durch Tradition erhielt, so mußte sich diese in den Gang der Zeit fügen, und der Sprache durch alle Irrgänge im Munde des Volks folgen. Die Bekehrung der Völker und folglich die Erweiterung der Hierarchie war übrigens auch nicht anders möglich als durch die Volkssprache. Daher sagt Fortunatus in seinem Leben des heiligen Aubin d'Angers, das, wie andere Heiligenlegenden, unstreitig zu Vorlesungen für das Volk geschrieben war: Praecavendum est, ne ad aures populi minus aliquid intelligibile proferatur; und Baudemind erklärt in seinem Leben des heiligen Amand, daß er in einem niedrigen und bäurischen Styl schreibe, um dem Vorleser ein Beispiel zur Nachahmung zu geben, rustico et plebejo sermone, propter exemplum et imitationem. [1])

III. Romanische Sprache. Dieses seltsame Gemisch von römischen, germanischen und gallischen Mundarten bildete sich nach und nach zu einer eignen Sprache aus, deren Hauptelement immer die latina rustica blieb, die sich aber durch die schlechte Aussprache und Orthographie, durch die Einbürgerung fremder Wörter, durch die Declination und Conjugation sehr wesentlich von dem Latein getrennt hatte. Man nannte sie daher nun, zum Unterschied von dem letztern, lingua romana oder romana rustica, romanische Sprache. Sie verbreitete sich fast gleichförmig über alle Theile des weströmischen Reichs, und ward so vorherrschend, daß selbst die spätern Franken bei ihrem Uebergang über die

1) Mém. de l'Académ. des Inscr., Tom. 17, pag. 712.

Maas, Mosel und Saone ihre deutsche Sprache vergaßen, und die romanische annahmen, und so die Trennung beider Völker vollständig wurde. [1]) Unter Karl dem Kahlen, 842, war die deutsche Sprache fast ganz aus Frankreich verschwunden, und einige Jahre später mußte man schon junge Geistliche aus jenem Land in deutsche Abteien schicken, um die Sprache zu lernen. Ueber den eigentlichen Anfang der romanischen oder auch sogenannten vulgären Sprache läßt sich keine bestimmte Nachricht geben. Einige setzen ihn erst an das Ende des 10. Jahrhunderts, und berufen sich als ältesten Beweis von der Existenz der **lingua vulgaris** auf das Epithaphium, welches man dem Papst Gregor V. († 999) setzte, daß er das Volk in drei Sprachen, der fränkischen oder germanischen, der vulgären und der lateinischen, gelehrt habe. [2]) Doch glauben Andere, besonders Leboeuf [3]), daß man seit Karl dem Großen Uebersetzungen in die romanische Sprache zu religiösem Gebrauch gemacht habe. Die Verfasser der **Histoire littéraire de la France (Tom. VII, pag. 12)** sagen sogar, daß der Name **romana rustica** sich seit dem 7. Jahrhundert finde, wo eben auch die Verderbtheit des Latein auffallend war, und dasselbe den deutlichen Charakter einer neuen Sprache annahm. Wenigstens läßt sich aus dieser Menge fremder, später italienischer Wörter in den lateinischen Schriften des 8. Jahrhunderts mit ziemlicher Gewißheit schließen, daß in dieser Zeit die romanische Sprache allgemein geläufig war. Besondere Aufmerksamkeit verdient in dieser Hinsicht eine sehr alte Handschrift in dem Archiv der Kanoniker zu Lucca (von Muratori in seiner 24. Dissertation herausgegeben), welche Mabillon in die Zeit Karl's des Großen versetzt. Sie gibt verschiedene Vorschriften, die Mosaik zu färben und mit flüssigem Gold zu schreiben, und enthält unter andern folgende Ausdrücke: **secundo quod (secondo che) — cuse ipsas pelles, — laxas desiccare (lascia seccare) —**

---

1) Daher ward jenes Land, zum Unterschied von dem deutschen oder östlichen Frankenland, **Francia romana** genannt (von der romanischen Sprache). Die deutschen Schriftsteller des 11. Jahrhunderts nannten es **Francia latina.**

2) **Usus francisca, vulgari et voce latina,**
Instituit populos eloquio triplici.

Vergl. Fontanini, Dell' Eloquenza ital., pag. 15. Muratori, Diss. 32.

3) Mémoires de l'Acad. d. Inscr., Tom. 17, pag. 711.

batte lamina, et post illa battuta — scaldato illo in foco batte et tene illum cum tenalea ferrea — sed tornate de intro in foras — pone ad battere — modicum laxa stare etc., lauter Wendungen, welche offenbar den spätern italienischen Charakter an sich tragen. Als Hauptbeweis geben die Gegner dieser Ansicht an, daß das Volk im 11. und 12. Jahrhundert noch Latein verstanden und gesprochen habe, weil noch lateinisch gepredigt wurde. Dies beweist indessen nicht mehr, als in unsern Tagen die lateinischen Messen. Und daß das Volk die lateinischen Messen nicht verstand, geht deutlich aus den Interpretationen hervor, die gleich nach der lateinischen Predigt über dieselbe in vulgärer Sprache gemacht wurden. [1]) Jedenfalls war aber die letztere im 9. Jahrhundert allgemein im Gebrauch und auch Schriftsprache geworden, was ein Zeugniß über den Abt Adelardus von Corvei beweist: Si vulgari, id est romana lingua loqueretur, omnium aliarum putaretur inscius; si vero theutonica, enitebat perfectius; si latina, in nulla omnino absolutius. Testantur hoc quamplures ejus epistolae. [2]) Ferner wurde auf dem Concilium zu Tours, 813, allen Bischöfen aufgegeben, die lateinischen Homilien in die romanische und deutsche Sprache zu übersetzen, welches Decret in der Mainzer Synode, 847, wiederholt wurde.

Nur sehr wenige Proben sind uns von der romanischen Sprache der ersten Zeit übrig. Das älteste Dokument derselben ist der Eid, womit der deutsche König Ludwig und Karl der Kahle von Frankreich ihre langen Streitigkeiten im Jahre 842 beendigten. Damit beide Völker, jedes des andern sicher seien, schwur jeder der Könige in der Sprache des andern. Der Eid in romanischer Sprache lautete auf folgende Art: „Pro deu amur et pro christian poble et nostro commun salvament d'ist di en avant, in quant deus savir et podir me dunat, si

1) Antich. Estensi, Part. I, cap. 36, pag. 356. Die Rede ist hier von einer Homilie des Patriarchen von Aquileja. Dann heißt es: quum praedictus Patriarcha liberaliter, sapienter praedicasset, et per eum (für ihn) Gherardus Paduanus Episcopus *maternaliter* ejus praedicationem explanasset etc. Dies nimmt allen Zweifel über den gleichzeitigen Gebrauch beider Sprachen.

2) Muratori, Antiqu., Diss. 32.

salvarai io cist meon fradre Karlo et in adjudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradre salvar dist in o quid il mi altresi facet, et ab Ludher nul plaid nunquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karlo in damno sit.“ Zu einer intereſſanten Vergleichung geben wir hier die lateiniſche Ueberſetzung von Du Cange (Praef. ad Glossar., cap. 36) und die italieniſche: Pro Dei amore, et pro Christiano populo, et nostro communi salvamento in antea in quantum Deus sapere et posse mihi dederit, salvabo hunc istum meum fratrem Karolum, et in auxilio ero, et in unaquaque causa, sicut homo per drictum suum fratrem salvare debet, in eo quod ille mihi alter faceret, et cum Lothario nullum placitum unquam capiam, quod mea voluntate huic isti meo fratri Karolo in damno sit. In italieniſcher Sprache lautet er: Per amor di Dio e per il popolo cristiano e nostro comun salvamento, di questi giorni innanti, per quanto Dio mi darà di sapere e potere, cosè io salverò questo mio fratello Carlo, essendogli in ajuto in cadauna cosa, siccome per diritto il suo fratello salvar dee in ciò che egli altresì mi farebbe, e da Lotario a niun patto prenderò che per mio volere a questo mio fratello Carlo sia (recato) danno.

Die romaniſche Sprache erhielt ſich lange Zeit und genügte in ihrem dürftigen Gewand einer Menge von Völkern, die ſich jetzt nicht mehr verſtehen. Sie war mehre Jahrhunderte im Gebrauch, blühte aber beſonders im 9. und 10. Jahrhundert, wo ſie ſich mit der deutſchen und lateiniſchen in die ganze fränkiſche Monarchie theilte.[1]) Was ihr die große Ausdehnung gab, war

1) Sie hat ſich faſt unverändert bis auf den heutigen Tag im Engadin und einigen benachbarten Thälern zwiſchen Graubünden, Tyrol und Italien erhalten, ſelbſt als Schriftſprache; denn die Einwohner haben die Bibel in ihre lingua rumanscha überſetzt, und ſollen auch eine Zeitung in derſelben beſitzen, die mir aber nicht zu Geſicht gekommen iſt. Der Anfang der Geneſis lautet in dieſer Sprache:

1. In il principi creet Deis il tschel è la terra.

2. Mo la terra eira üna chiaussa zainza fuorma è voeda: è scürezas eiran sur la fatscha dal abiss: et il spirit da Deis s'muveiva sur la fatscha dallas aguas.

ohne Zweifel der Umſtand, daß ſie lange das Organ für die Hauptangelegenheit der Zeit, die Ausbreitung des Chriſtenthums war. Dieſes war gerade in einer Periode ſeiner Entwicklung, ſeines Eindringens in die Völker; alle nahmen den lebhafteſten Antheil daran, und zwar mit einer Gluth, die nur jene einfache und kräftige Zeit geben konnte. Ward nun gleich das Latein zu der Sprache des Kultus erhoben, ſo war ihm die romaniſche Sprache ſo nahe verwandt, und durch die Unwiſſenheit und Nachläſſigkeit der Prieſter noch ſo viel näher gebracht, daß ſie leicht ſeine Stelle einnehmen konnte, und ſelbſt, wo die Predigt ihr nicht den Platz einräumen wollte, durch Ueberſetzung für das Volk ihre Rechte geltend machte. So gab die Religion ſelbſt ihr die höhere Nothwendigkeit, aber auch Unwiſſenheit die lange Dauer. Die Italiener vermochten weder ihr Latein zu erhalten, noch eine neue ſelbſtändige Sprache zu ſchaffen. Von Außen mußte dieſem Künſtlervolk ſeine Dichterſprache zubereitet werden, von den Provenzalen, welche die Kunſt der Dichtung ſelbſt wieder weiter von den Wettkämpfen der Araber holten. In der Provence erhielt die romaniſche Sprache ihre eigentliche Weihe, indem ſie dort zum Organ der Poeſie erhoben wurde. Veredelt kehrte ſie dann zunächſt nach Sicilien zurück, wo ſie, wieder unter dem Schutz eines Fremden, ſich für die erhabenen Anſchauungen Dante's organiſirte.

Doch in demſelben Augenblick als der alte Stamm der romaniſchen Sprache, ſo zu ſagen, in der Seele des Volks Wurzel gefaßt hatte, als dieſelbe bis ins Innerſte gedrungen war, und der poetiſchen Kraft die neue Lebensbahn geöffnet hatte, theilte ſie ſich auch in mehre Zweige, deren übermächtiger Wuchs die alte Wurzel bald abzehrte. Schon als Hugo Capet die Provinzen ſüdlich der Loire dem franzöſiſchen Reich einverleibte, fing die dritte Sprache, die franzöſiſche, an ſich geltend zu machen; ein rauheres Klima und eine verſchiedene Kindheit führte ſie einen andern Weg als die italieniſche, und beide entfernten ſich ſo ſchnell von einander, daß ſchon vor der ſicilianiſchen Veſper die

3. È Deis diss: saia la lgüm, è la lgüm suo.

4. È Deis vazet chia la lgüm eira buna: è Deis separet la lgüm our dallas scürezas.

Franzosen nicht mehr im Stande waren, das Italienische richtig auszusprechen. Sowie aber die französische Tochter sich allmälig von der romanischen Sprache losriß, so schied sich diese auch im Süden in mehre Tochtersprachen: jenseits der Pyrenäen in die spanische und portugiesische, jenseits des adriatischen Meeres in die illyrische, und jenseits der Alpen in die italienische. Sie selbst hielt die Mitte, an den Ufern der Garonne und Rhone, und blieb von den Provenzalen zur Blüthe getrieben, und an der Ausbildung ihrer Töchter mächtig wirkend, einige Zeit in Kraft und Ansehen, bis außer den politischen Veränderungen besonders die früher angeführten Gründe sie nach und nach verwischten. Diese Aenderung der Sprachen ging indessen so unvermerkt vor sich, daß die Gelehrten des einen Volks noch lange die des andern grammatischer Fehler beschuldigten. [1])

Während dieser Belebungen und Verjüngungen blieb das Latein immer noch die Sprache der Gelehrten oder was man damals so nannte. Andres [2]) meint sogar, sie sei fortwährend die Hauptsprache geblieben, und der Eid Ludwig's des Deutschen in romanischer Sprache etwas ganz Außerordentliches und gegen allen Gebrauch gewesen. Doch ward dieses Latein in den Händen der Mönche und Sachwalter immer dürftiger und unbehülflicher und erwies sich immer mehr als eine todte Sprache. Die, welche ihrer am meisten mächtig waren, durften eben nur in den Kirchenvätern einen guten Styl und eine poetische Begeisterung suchen, und die gelehrte Thätigkeit beschränkte sich hauptsächlich auf die Bekämpfung der christlichen Kirche, auf Heiligenlegenden und Kirchenchroniken. Unter den vielen Proben schlechter Latinität, welche Muratori in der 24. und 25. Diss. seiner Antiqu. Ital. med. aevi zusammenstellt, geben wir eine Schrift aus einem Archive zu Cremona vom Jahre 1004, um zu zeigen, wie sehr es an der Zeit war, die lateinische Sprache als ein ehrwürdiges Monument einer längst vergangenen Zeit zu betrachten, und für die neue Geistesrichtung ein neues Organ zu schaffen: „Pro-

1) S. Perticari, Difesa di Dante, cap. 8 ff. Diez, Grammatik der romanischen Sprachen, Thl. I, S. 3—88.

2) Origine, Progresso e Stato attuale d'ogni Letteratura, Tom. II, cap. 11.

mitto et oblico me, qui supra Ubertus, una cum meis eredibus ac proëredibus vobis Ubaldo Episcopo, vestrisque successoribus, ut si vos aut vestris successoribus sive vestri Missi venerint in Civitate Papia, ut ego predictus Ubertus aut meis eredibus vel nostri Missi, non abemus vobis venire ospicium ad abere, sicut nuper solidus fuisti abere, et vestris Antecessoribus, in pecia una de terra (un pezzo di terra?) juris suprascripto Episcopo sancte Cremonensis Ecclesie, que esse videtur infra suprascripta Civitate Papia prope Monasterio Sti Felicis; et est ipsa pecia de terra cum in parte Ecclesia, que est consecrata in onore Sti Johanni, et casa soleriata atque terranea, etiam puteum, sive broilo super abente, et in parte curte (corte) et orto" etc.

IV. Provenzalische Sprache. Die romanische Sprache erhielt sich also an den Küsten des Mittelmeers, in der Provence und Languedoc, in Katalonien, den balearischen Inseln, Sardinien und Norditalien, noch mehre Jahrhunderte lang in ihrer ursprünglichen Reinheit fast unverändert. Die ersten Troubadours sangen in derselben bis ins 12. Jahrhundert, nach dem Ausspruch des Goffredo Rudello, und auch späterhin blieb sie die nämliche, nur mit den Verfeinerungen und Bereicherungen, welche jede poetische Begeisterung erzeugt, und hier ganz besonders die übertriebene Spielerei mit der Sprache, das Coquettiren mit den zartesten Empfindungen hervorrufen mußte, und mit den Zusätzen, welche der Fortgang der Zeit und der Sitte gibt. Später als die romanische Sprache auch in den andern Ländern ausstarb, wurde sie in dem Land der Troubadours provenzalische genannt. Das erste provenzalische Gedicht, von dem man noch etwas weiß, kommt nicht vor 1100 vor. Gegen diese Zeit beschrieb Gregor von Bechada, limosinischer Edelmann, in einer sehr langen Geschichte in Versen die damals noch ganz neue Begebenheit des ersten Kreuzzugs. Der Gegenstand mag sehr populär gewesen sein; da aber dennoch das Gedicht spurlos verschwunden ist, so schließt Sismondi wohl mit Recht, daß es wenig Verdienst gehabt haben müsse. Seitdem ertönte die provenzalische Sprache in tausendfältigen Weisen, und erweckte einen im Abendland nie gekannten Enthusiasmus, obgleich man dabei auch die Zeit der all-

gemeinen Aufregung und das originelle Leben der Troubadours mit in Anschlag bringen muß. Von ganz besonderer Wirkung war sie auf Italien, welches eine Zeit lang nur provenzalisch dichtete. Die italienischen Literatoren geben sich zum Theil viele Mühe, ihrer Nation den Ruhm der Selbstbildung ohne fremde Hülfe zu retten; besonders betrifft ihre entschiedene Zurückweisung die Provenzalen. Selbst in der neuern Zeit sucht Perticari [1]) alle mögliche Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten in Worten, Wendungen, Buchstaben und Silben hervor, um zu beweisen, daß die italienische Sprache den Provenzalen nichts verdanke, sondern sich ganz allein ausgebildet habe. Der Patriotismus ist indessen hier übel angebracht; denn die italienische Sprache verdankt sehr viel den Provenzalen, und ist mittelbar zum Theil ihr Werk. Als Friedrich Barbarossa sich mit den Provenzalen in Italien selbst ergötzte, wußte man noch nichts von italienischen Dichtern, später waren selbst viele Italiener provenzalische Sänger, da sich der Ruf der Provenzalen über ganz Spanien, Frankreich und Italien verbreitet hatte. Kaiser Friedrich II. zog provenzalische Sänger an seinen Hof in Neapel, und gründete dort in Sicilien die italienische Poesie, die anfangs nichts als eine Nachahmung der provenzalischen Gesänge war. Selbst der große Meister Petrarca bereiste die ganze Provence, um die Sitten und Gesänge jener Dichter kennen zu lernen, und seine Sonette sind ebenfalls eine Nachahmung der provenzalischen Liebeslieder, freilich mit Petrarca's Genius nachgeahmt. Uebrigens ist es ganz klar, daß die provenzalische Sprache der italienischen nicht gleich kommt; sie ging derselben voraus, und ging sogar unter, als die italienische sich erhob. Es wäre eine vergebliche Mühe zu untersuchen, ob die italienische Poesie auch ohne jene gaia scienza der Troubadours etwas geworden wäre, aber es steht eben fest, daß sie jener Vieles verdankt. Im ganzen Westen war die provenzalische Sprache in großer Achtung, sodaß eine Zeit lang Jeder, der gut schreiben und besonders dichten wollte, Franzose, Flamänder, Gasgogner, Burgunder, Katalonier, Italiener, es in dieser Sprache that; selbst in das innere Spanien, an den Hof des

1) Scrittori del trecento, Libr. I, cap. 7 und Difesa di Dante, cap. 20—22.

Königs Alphons von Aragonien, drang ihr Ruf. Aus der Provence wanderte sie dann schon veredelt mit vielen ausgezeichneten Sängern nach Neapel und Sicilien. So folgte Bonifacio von Castellana und Guglielmo von Bergamo dem König Karl I., Blancastro lebte unter Karl II., und Pietro Cardinale am Hofe der Beatrice, Karl's Tochter. Dort war es nun, wo diese Sprache zum Italienischen verfeinert und umgestaltet wurde, daher Dante den Anfang der italienischen Sprache nach Neapel und Sicilien versetzt. Zu gleicher Zeit aber wie in Sicilien hatten sich die provenzalischen Gesänge in ganz Italien verbreitet, und wirkten wie im Süden, so auch im Norden auf die Veredlung des Idioms, nur in Sicilien aus mancherlei Ursachen schneller und besser. Der sicilianische Dialekt und nach ihm die italienische Sprache ist also eigentlich nur die verfeinerte provenzalische Sprache, und diese ging als eine selbständige unter, als sie sich verfeinerte und zur italienischen wurde. Freilich gaben, wie wir später sehen werden, die einzelnen Provinzen Italiens nach ihrer Eigenthümlichkeit auch ihre eignen Formen zur Bildung der neuen Sprache, wie sie mit der Erweiterung des Ideenkreises nothwendig wurden; doch bleibt es ausgemacht, daß von der Provence aus der eigentliche Aufschwung geschah, und diese einen großen Einfluß auf italienische Poesie und Sprache behielt, wie man denn auch noch lange in den sicilianischen Dichtern Provenzalismen findet. [1])

Diesen Einfluß bezeugen erstlich viele provenzalische Worte, welche noch jetzt in ihrer ursprünglichen Form in dem Mund des Landvolks in der Gegend von Rom und Neapel, in den entlegensten Thälern Sabinums und Campaniens, und auch in der Lombardei gebräuchlich sind, gerade so wie wir sie in den provenzalischen Gesängen lesen. Diese Landleute haben ihre Sprache nicht aus den Liedern des Beltrame und Arnaldo gelernt, aber jener Umstand beweist, wie allgemein der Einfluß jener provenzalischen Sänger über ganz Italien sich verbreitet haben muß. Aber auch in die höhere und in die Schriftsprache gingen viele provenzalische Wörter über, wovon wir einige, um unsern Beweis ganz vollständig zu machen, hier folgen lassen: abbassare,

1) Vergl. Gravina, Ragion poëtica, Libr. II, cap. 7.

acciaio, aita, alloggiare, ancora, apparecchiare, acquistare, arrostire, assaggiare, assembrare, attendere, avanzare, avorio, barbiere, bastardo, burro, cammino (für viaggio), cacciato, carcasso, caricare, cercare, civetta, cominciare, corazzo, crucciato, cugino, damigella, davanzo, fardello, formaggio, franco, gaggi, gagliardo, garzone, gioja, guadagnare, guarire, guchiajo, imbrattare, impacciare, intendere, intorno, leno, lasso, ligio, maraviglia, metà, montone, nero, niente, onta, orgoglio, osteria, paese, pensiero, possanza, prigioniero, roba, rogna, ronzino, sabbione, scaldare, sforzare, soggetto, tirare, toccare, trovare, vermiglio, verrettone, poggiare, obbliare, rimembrare, badare, donneare (altes Wort), riparare (für stare), albergare, gioire, calere [1]), soggiorno, arringo, guisa, uopo, quadrello, prode, talento, tenzona, gaio, isnello, sovente, altresì, dottare, dottanza, und eine Menge Wörter in anza und enza, sehr beliebt bei den Provenzalen, und dann häufig nachgeahmt von den italienischen Dichtern Guinicelli, Cavalcanti, Cino, Onesto, Buonagiunta, Piero dalle Vigne, und selbst noch von Dante, Boccaccio und Petrarca.

Besonders die großen Genien des 14. Jahrhunderts, die eigentlichen Gründer der italienischen Sprache, erkannten den reichen Schatz, den das provenzalische Idiom zum Ausdruck ihrer Ideen darbot, und schöpften viel aus demselben, um ihre eigne Sprache zu bereichern, und je näher sich diese ihrer Kindheit befand, desto mehr mußte die provenzalische aushelfen. Dante nahm besonders folgende Wörter auf: aranda (für appena), bozzo (für bastardo), gaggio (obgleich er diese drei nicht zuerst in Toskana einführte), landa, miraglio, smagare (irren, welches letztere Wort auch Petrarca, doch nur einmal, gebraucht), drudo, marca, vengiare, giuggiare, approcciare, inveg-

1) Dieses Wort hatten die Provenzalen sehr im Gebrauch; wenn Jemand ausdrücken wollte, daß er sich um etwas gar nicht bekümmere, so sagte er, er habe es gelegt in non calere, oder a non calere, oder auch a non calente, welche Wendung auch die Toskaner und Dante annahmen, und selbst noch Petrarca:

Per una donna ho messo
Egualmente in non cale ogni pensiero.

giare, scoscendere (für rompere), bicco, grajo, forsennato, tracotanza, welche Wörter auch von den andern Toskanern, besonders Boccaccio, sehr oft gebraucht wurden. Petrarca ahmte weniger nach, doch nahm er die Wörter: gaio, lassato, scurare, gramare, oprire (für aprire, sehr gebräuchlich in der Provence), ligio, tanto o quanto (für per un poco); auch provenzalische Wörter, welche nur wenig von toskanischen verschieden waren, gebrauchte er viel lieber als die gleichen toskanischen, z. B. alma für anima, fora für saria, ancidere für uccidere, augello für uccello, primiero für primo, conquiso für conquistato. Aber nicht nur viele Wörter und Wendungen nahmen die italienischen Dichter von den Provenzalen (z. B. io amo meglio für io voglio più tosto, bei Boccaccio sehr häufig), sondern auch viele Redefiguren, viele Sentenzen, viele Stoffe für Lieder, selbst viele Verse ganz wörtlich, und die besten Dichter nahmen am meisten. Dies Alles beweist zur Genüge nicht nur die große Achtung, in welcher die provenzalische Sprache zur Zeit der Kindheit der italienischen stand, sondern auch den mächtigen Einfluß, den sie auf die Bildung derselben gehabt hat.[1])

V. Italienische Sprache. A. Sicilianischer Dialekt. Von den Provenzalen aus verbreitete sich der Aufschwung in der Kunst zuerst nach Sicilien. Dorthin zogen die vorzüglichsten Sänger, und fanden bei den normannischen Königen, besonders aber an dem Hof Friedrich's II., dieselbe Aufmunterung und Pflege wie an Raimund's Hof zu Toulouse. Hatte sich die romanische Sprache schon in der Provence unter ihrer Feile sehr verfeinert, so fanden sie hier ein Idiom, welches für ihre zarten Tändeleien nicht glücklicher geschaffen sein konnte. Die Insel, welche Theokrit's, Bion's und Moschus' Hirtenlieder erweckte, war von jeher ein Günstling Pans, der Sitz der Ceres, die Kornkammer Roms, das klassische Land der Hirtenliebe. Sowie die weichere Sprache, so erhielten sich hier auch weichere Gefühle, sanftere Empfindungen, welchen das arabische und normannische Ritterthum mit seiner Courtoisie keinen Abbruch that. Die Provenzalen lernten bald die erotischen Laute schätzen, und erkannten die Vorzüge der Form, die ihren Ideen erst den Hauptwerth ge-

1) Siehe hierüber Bembo, Prose, Libr. I, p. 20—37.

den sollte; so tauschten sie gern ihre Endconsonanten gegen die vollern Vocallaute um, die sich zu dem verweichlichenden Klima besser passen wollten. Dabei half auch der beständige Verkehr mit Griechenland, der blühende Handel mit der Levante, der Zusammenfluß griechischer Gelehrten, welche aus Constantinopel geflüchtet waren, und die Früchte griechischen Geistes und arabischen Fleißes hier aussäeten, und endlich das Beispiel und der Eifer vortrefflicher Fürsten unendlich dazu, einer edlern Empfindung, einer höhern Wißbegierde, einer feinern Sitte, einer neuen Literatur die Bahn zu eröffnen.

So viel glückliche Umstände vereinigten sich, um die romanische Sprache in Sicilien bald zu einem ausgezeichneten Dialekt zu machen. Die Dichter, welche sich derselben bemächtigt hatten, verschafften ihr in ganz Italien Eingang, und machten sie des Erlernens und Nachahmens werth. Von diesem Augenblick an flechte die provenzalische Sprache, und eilte der Vergessenheit zu, von der sie nur ihr Recht als Mutter der noch jetzt so genannten romanischen Sprachen retten konnte. Die provenzalischen Sänger hingegen, die sich nach Neapel gezogen hatten, haben sich ein dauerndes Denkmal in der italienischen Sprache gestiftet, die ihre Entstehung hauptsächlich ihnen zu danken hat. Sie waren es, die zuerst das gemeine Romanische zum Italico illustre erhoben, was man schon dadurch anerkannte, daß die italienische Sprache bis zu Dante's Zeit sicilianische genannt wurde. Die jetzt noch übrigen ältesten Dokumente sind wohl schwerlich die ersten Versuche in der neuen Sprache gewesen, und dieselbe mag sich nicht so plötzlich, wie man nach ihnen vermuthen könnte, sondern erst nach einigem Ringen von allen Rauheiten losgeschält haben. Der Mund der Dichter bewirkte, wie in allen Sprachen, diese Verjüngung. Die Prosa ist das Organ der Wissenschaft, und diese, welche die Sprache gebrauchen, aber nicht erst bilden will, wartet deren Mündigwerden gewöhnlich ab, und bleibt eher im entgegengesetzten Falle aus; Völker, deren Sprache nicht nach gewissen Seiten hin ausgebildet ist, mangeln auch der entsprechenden Zweige der Wissenschaft. Die italienische Prosa erschien fast hundert Jahre später, als die ersten Werke der Dichtkunst, als Schriftsprache in dem Geschichtswerk des Matteo Spinello, eines Neapolitaners (1247—68). Kaiser Friedrich's Hof zu Neapel

und Sicilien war die erste und vorzüglichste Wiege der italienischen Sprache. Dieser großherzige und erleuchtete Kaiser rief die Künste und Wissenschaften wieder hervor, sein mächtiger Ruf bewirkte das Erwachen der Italiener, unter seinem Einfluß bereiteten sie das große Werk vor, das Dante kühn begann. [1]) Nicht nur seine Begünstigung, sondern sein Beispiel selbst wirkte mächtig auf die Erhebung und Veredlung der Sprache, welche er mit seinen Söhnen Manfred und Enzio und seinem Sekretair Pier dalle Vigne pflegte. Er dichtete in seiner Jugend, hundert Jahre ehe Dante seine Terzinen schrieb. Und das Wort, das ein Geist wie Friedrich aussprach, ging nicht verloren. An seinem Hofe hatte sich die Blüthe der ganzen Sängerschaft Italiens und der Provence versammelt; daher man in einer alten Novelle liest: la gente che aveva bontade veniva a lui da tutte le parti: e l'uomo (Federigo) donava molto volentieri, e mostrava belli sembianti: e chi aveva alcuna speciale bontà a lui veniano, travotori et belli parlatori. [2])

Seine Söhne Enzio und Manfred ahmten ihren Vater in der Neigung zur italienischen Poesie nach. Von Manfred erzählt Matteo Spinello, daß er oft Nachts durch Barletto zog, indem er Strambotti und Canzoni sang; er hatte dann zur Begleitung zwei sicilianische Musiker, welche große Romanzatori waren. [3]) Mit ihnen wetteiferte der berühmte Pier dalle Vigne, von welchem noch einige durch schöne Gleichnisse ausgezeichnete stanze amorose übrig sind. Eines seiner Gedichte, welches Allacci in den Poeti antichi aufbewahrt, hat ganz die Form eines wahren Sonetts, woraus Manche den Beweis ziehen, daß diese Dichtart sicilischen Ursprungs ist. Wir geben hier einige Proben dieser ersten Dichter, da sie doch in einer Geschichte der Sprache mehr Interesse darbieten, als in einer Geschichte der Poesie einen hohen Rang einnehmen. Zuerst von dem ältesten sicilianischen Sänger, Ciullo von Alcamo:

---

1) Perticari (Degli Scrittori del trecento, Libr. I, cap. 7) ist einer von den wenigen Italienern, welche Friedrich's Wirken vorurtheilsfrei gewürdigt haben.

2) Cento Novelle antiche, nov. 20.

3) Muratori, Scriptores rerum ital., Vol. VII, pag. 1095.

Rosa fresca aulentissima ch'appari inver l'estate,
Le Donne te desiano pulcelle, maritate:
Traheme d'este focora, se t'este a bolontade;
Per te non ajo abento nocte e dia
Pensando pur di voi Madonna mia.
Se di meve trabalgliati, follia lo ti fa fare,
Lo mare poteresti arrompere avanti a semenare
L'abete d'esto secolo tutto quanto assembrare,
Havere me non poteria esto monno
Avanti li capelli m'arritonno.

Eine Probe von Kaiser Friedrich II.:

Valor sur l'altre avete,
E tutta canoscenza.
Null' uomo non poria
Vostro pregio contare,
Di tanto bella siete!
Secondo mia credenza
Donna non è che sia
Alta, si bella, e pare,
Nè ch'aggia insegnamento
Di voi, Donna sovrana.
La vottra cera umana
Mi da conforto, e facemi allegrare:
Allegrare mi posso, o Donna mia!

Einige Stanzen von Pier dalle Vigne:

Amore in cui i' vivo ed ho fidanza,
Di voi, bella, m'ha dato guiderdone:
Guardomi infin che venga la speranza,
Pure aspettando buon tempo e stagione.
Com' uom ch'è in mare, ed ha speme di gire,
Quando vede lo tempo ed ello spanna,
E giammai la speranza non lo 'nganna.
Così farà, Madonna, il mio venire.
Oh potess' io venire a vo' amorosa,
Come 'l ladrone ascoso, e non paresse!
Ben mi terria in gioia avventurosa,
Se amor tanto di bene mi facesse.

I' ben parlante, donna, con voi fora,
E direi, come v'amai dolcemente
Più che Piramo Tisbe, e lungamente
I' v'ameraggio, infin ch' i' vivo ancora.
Vostro amore mi tiene in tal disire
E donami speranza e sì gran gioi',
Che non curo, sia doglia, o sia martire
Membrando l'ora, ch'io vegno da voi.
Che s' io troppo dimoro, aulente cera,
Sarà ch'io pera, e voi mi perderete.
Adunque, bella, se ben mi volete,
Guardate ch'io non mora in vostra spera.
In vostra spera vivo, Donna mia,
E lo mio core ad esso voi rimando:
Già l'ora tarda mi pare che sia:
E fino amore al vostro cor dimando.
I' gardo tempo che mi sia piacente,
E spando le mie vele in ver voi, Rosa,
E prendo porto là, u' si riposa
Lo mio core allo vostro insignamente.
Mia canzonetta, porta i tui compianti
A quella che in balia ha lo mio core:
Tu le mie pene contale davanti,
E dille, com' io moro per su' amore.
E mandami per suo messaggio a dire,
Com' io conforti l'amor che la porto.
E se io ver lei feci alcuno torto,
Donimi penitenza al suo volere.

Es kann nicht anders sein, als daß sich in den ersten Anfängen der italienischen Poesie viele Provenzalismen finden. Fast alle jene Gedichte vor Dante waren ja nur provenzalische Liebesgesänge, Provenzalen waren zum Theil die Dichter selbst, welche ihr Idiom in Sicilien änderten, den Text ihrer Lieder brachten sie schon aus Südfrankreich mit, und manche Ausdrücke mußten bei der beständigen Wiederholung und Bearbeitung eine gewisse Autorität erlangt haben, und in ihrer kräftigern Form schwer durch weichere Laute zu ersetzen gewesen sein. Diesen Dichtern deswegen den Ruhm der Gründung der italienischen Sprache ab-

sprechen zu wollen, wie es hin und wieder geschehen ist und sogar noch geschieht, kann nur dem einseitigsten Municipalpatriotismus einfallen.

B. Toskanischer Dialekt. Unter den übrigen italienischen Dialekten verdient besonders der toskanische noch eine eigne Betrachtung. Etrurien hatte schon in den ältesten Zeiten eine eigne Sprache, welche sich mit der celtischen und griechischen in die Herrschaft Italiens theilte. Es ist merkwürdig, daß von einem Volk, welches durch seine Kultur, seinen Handel, seine Kunst so weit über alle seine Zeitgenossen hervorragte, in Hinsicht auf Wissenschaft und Sprache so äußerst spärliche Monumente übrig sind. Das Hauptmaterial für das Studium der etruscischen Sprache sind nur noch die verschiedenen, theils längern, theils kürzern Inschriften. Die kürzern befinden sich auf den Gemmen, Medaillen, und bestehen fast nur in einzelnen Namen, welche eine Erklärung der sie begleitenden Figur zu geben scheinen; die längern enthalten die Grabmonumente, Urnen, Vasen u. s. w., und besonders die Altäre, Candelaber und Statuen. Die Hauptsache ist dabei die häufig angebrachte lateinische Uebersetzung, in welcher die Eigennamen den Schlüssel zum etruscischen Alphabet abgeben. Indessen haben diese Uebersetzungen immer noch sehr wenig Licht über den Sinn der Inschriften verbreitet, und die Forscher haben sich noch vergeblich bemüht, sie mit den etruscischen Originalen in vollkommene Uebereinstimmung zu bringen. Die wichtigste Entdeckung für diese Sprache waren die sieben eugubinischen Tafeln, welche im Jahre 1444 in der Gegend von Gubbio ausgegraben wurden. Ihre Inschriften bilden nun das Hauptmonument, sind aber, sowie die übrigen, aller Bemühungen der Gelehrten ungeachtet, bis jetzt ein unauflösliches Räthsel geblieben, und man kam meist in den Fall, wie Pignotti sagt, di prendere l'ombre per corpi.

Schon in frühern Jahrhunderten erwachte mit der Liebhaberei, etruscische Monumente zu sammeln, auch das Studium der Sprache; allein die grelle Verschiedenheit der Meinungen, die sich noch immer bei jedem neuen Entzifferungsversuch kund gibt, beweist, wie weit man noch von der Kenntniß derselben entfernt ist. Man gab ihr bald einen ägyptischen, bald einen griechischen, bald einen asiatischen Ursprung. Giambullari, in seinem Werk

Dell' origine della lingua fiorentina, gibt ihr die hebräiſche Sprache zur Schweſter, und leitet beide von der armeniſchen ab. Er verwechſelt aber die etruſciſche Sprache, welche er ſo wenig als Andere kannte, mit der toskaniſchen, welche allerdings manche Eigenheiten und Wendungen den alten Erinnerungen und Nachklängen aus dem etruſciſchen Idiom verdanken mag, das ja auch an der Bildung der lateiniſchen Sprache mithalf. Sein Beweis wird dadurch verwirrt und unvollſtändig, und verliert noch mehr Kraft, da er Schlüſſe von der neuern Sprache auf die alte macht, und doch die toskaniſche aus einer Vermiſchung mehrer ſpätern Idiome entſtehen läßt. [1])

Die meiſten Gelehrten leiten die etruſciſche Sprache von der

---

1) Ich gebe hier ſeinen Beweis vollſtändig, nicht als wirklichen Beweis, ſondern weil ſeine Bemerkungen manche Aufklärung über die Bildung der Sprache geben können: „Die Eigenheiten der etruſciſchen Sprache, welche ihren armeniſchen Urſprung verrathen, ſind: 1) die Subſtantiven haben keine Caſusendung, ſondern ändern ſich nur zum Zeichen des Singular und Plural. 2) Die tuſciſche Sprache hat, wie die armeniſche, keinen Comparativ, ſondern muß più vor das Adjectiv ſetzen. 3) Die armeniſche hat keinen Superlativ, ſondern drückt ihn durch Wiederholung des Worts aus; ſo auch häufig die toskaniſche, z. B. va ratto ratto (für rattissimo), me ne resta poco poco (für pochissimo). 4) Die Toskaner verbinden, wie die Armenier, oft den Singular des Verbi mit dem Plural des Subjects, wie: e' vi è dieci cavalli; ſo auch Dante, Inferno, 19. v. 19. L'un degli quali, ancor non è molt' anni. 5) Die Armenier gebrauchten ſehr oft das Pronomen angehängt an das Verb, an die Präpoſition, und häufig an das Nomen; ſo ſagen auch Dante und Boccaccio: signorso (für signor suo), fratelmo (mio), fratelto (tuo). 6) Die Armenier, wie die Toskaner, haben den Artikel. 7) Die Toskaner haben nach armeniſchem Urſprung nur zwei Genera. 8) Bei den Toskanern, wie bei den Armeniern, bejahen nicht zwei Verneinungen, ſondern ſie verneinen ſtärker." Alle dieſe Eigenheiten, fährt Giambullari fort, bezeugen, daß die toskaniſche Sprache ihren Urſprung in derjenigen habe, welche jene auch im Gebrauch hat, und das iſt weder die lateiniſche, noch die griechiſche, ſondern die armeniſche, welche die alte toskaniſche Sprache ſelbſt war, und von welcher noch jetzt eine unendliche Menge Wörter im Gebrauch ſind, wie z. B. ambasciata und ambasceria, abgeleitet von bascer (verkünden), mezzo und ammezzare, von mezah (in zwei Hälften theilen), avello von aval (klagen, weinen), batto, battaglia und batosta von batas (durchſtoßen); botte von gabot (Weingefäß), caruccio und carozza, von caruz (kleiner Karrn), come von chemo (wie), cotta von cot (Weſte, Kleid) u. ſ. w.

griechischen ab. Den Anfang mit den Untersuchungen machte der Aretiner Attilio Alessi, welcher aus den seit dem 15. Jahrhundert zusammengetragenen Inschriften ein etruscisches Alphabet aufzustellen versuchte. [1]) Nach ihm folgte der Engländer Thomas Dempster, dessen **Etruria regalis** lange ein Hauptwerk über etruscische Alterthümer blieb. Die große Menge von Dokumenten bezeugen den Fleiß, sowie manche Entdeckungen und Schlüsse den Scharfsinn des Verfassers; allein seine oft leichtfertigen Conjecturen, welche ebenso unsichere Widerlegungen hervorriefen, beweisen, wie wenig Licht auf dem von ihm befolgten Weg zu erlangen ist. Doch ist sein Werk immer noch die Grundlage und der Anfangspunkt aller Untersuchungen. Es blieb fast ein ganzes Jahr unbeachtet, dann erwachte plötzlich in Toskana ein großer Eifer für die vaterländischen Alterthümer. In Cortona (bei Arezzo), dem Mittelpunkt der Ausgrabungen, bildete sich eine **Academia etrusca**; man studirte Dempster's Werk, sammelte von Neuem, verglich, widerlegte, und so entstanden eine Menge Streitschriften, verschiedene Alphabete, und ganz widersprechende Uebersetzungen und Interpretationen, welche die Ueberzeugung fester begründen, daß uns der Schlüssel zu dem Innern des altitalischen Lebens für immer verloren gegangen ist. Die Hauptschriftsteller, welche sich mit der Entzifferung dieser Monumente bemühten, waren Maffei, Passeri, Mazzocchi, Olivieri, Bourguet, Buonarroti, Gori, Salvini, Lami, allein so viel Köpfe, so viele verschiedene Meinungen. Die Hauptschwierigkeit war, das Alphabet aufzustellen, um nur die Inschriften lesen zu können, und über diese Elemente der Untersuchung sind die Gelehrten noch nicht hinausgekommen. Der Franzose Bourguet glaubte einige Anhaltspunkte in diesem Sprachlabyrinth zu entdecken. Indem er die von Dempster herausgegebenen eugubinischen Tafeln verglich, wovon zwei in lateinischen Lettern, aber in etruscischer Sprache geschrieben sind, glaubte er zu sehen, daß die vierte in etruscischen Lettern einen Commentar der zwei lateinischen enthielt, indem es ihm schien, als ob sich hier viele Wörter der lateinischen mit wenigen Aenderungen wiederholten. Auf dieser Basis baute er sein Alphabet auf, welches

1) Sein Werk ist nicht gedruckt worden; das Manuscript befindet sich in der Bibliotheca Riccardiana in Florenz.

nach weitern Vergleichungen vermehrt, bestritten, vertheidigt, den Spätern den Weg bahnte. Die zwei heftigsten Gegner über das etruscische Alphabet waren Gori und Maffei. Der Letztere suchte den Ursprung der Etrusker bei den Kananäern und die Wurzel ihrer Sprache in der samaritanischen. Gori fand mehr Analogie mit der altgriechischen, und ihm stimmten die meisten bei. Lami findet große Aehnlichkeit mit der lateinischen, was sich leicht begreifen läßt, da die etruscische Sprache mit ihren Dialekten, dem oscischen, umbrischen u. s. w. die lateinische bilden half. Einen Hauptschritt endlich zur Lösung dieser Räthsel machte des scharfsinnigen Abbate Luigi Lanzi großes Werk, welches er auf mühsame Studien über die alte lateinische Sprache, die ältesten griechischen Dialekte und die Geschichte der ersten Bewohner Italiens gründete. Viele Vergleichungen mit lateinischen und griechischen Wörtern, die er von den Lexicographen, Scholiasten und alten Grammatikern sammelte, und viele sinnreiche Conjecturen leiteten ihn auf eine neue Bestimmung des etruscischen Alphabets und der Orthographie, und auf eine Auslegung der Inschriften, bei der man bis jetzt meistens stehen geblieben ist. Er leitet die etruscische Sprache theils von der altgriechischen, theils von der altlateinischen ab, wogegen sich nun freilich mit Pignotti einwenden läßt, daß die Griechen ebenso gut ihre Sprache, Kenntnisse und Künste von den Etruskern können erhalten haben, welche nach Winkelmann (Gesch. der Kunst, III, Kap. 1) das älteste europäische Volk waren, welches die Künste noch vor den Griechen betrieb. Wie viel aber bis jetzt durch alle jene mühsamen Forschungen und Streitigkeiten gewonnen wurde, kann man aus den verschiedenen Auslegungen der eugubinischen Tafeln ersehen: Buonarroti hält sie für einen Völkervertrag, Gori und Bourguet für eine oscische Poesie oder ein Klagelied der Pelasger, Gori übersetzt eine derselben in ein Carmen Orthium lamentabile, Olivieri, Maffei und Passeri halten sie theils für Beschreibungen von Gebräuchen, theils für gerichtliche Aktenstücke, bezüglich auf Privatstreitigkeiten, Lanzi endlich glaubt, sie beziehen sich auf Religion und Opfergebräuche. [1])

1) Die Geschichte der etruscischen Sprache findet sich ziemlich vollständig in dem Giornale de' Letterati von Apostolo Zeno und Pier Cate-

Es ist ausgemacht, daß die etruscische Sprache eine lange Zeit vorherrschend in Italien war. Auch nach der Ausbreitung römischer Macht, Sitte und Sprache verlor sie nicht ganz ihre Eigenthümlichkeit, obgleich sie sich stark mit der lateinischen vermischte, bald darauf ihre Selbständigkeit aufgab, und an allen Schicksalen der Sieger Theil nahm. Daher mag die romanische Sprache in Toskana von der in Neapel oder Gallien und Spanien verschieden gewesen sein, und sich darin alte etruscische Wendungen erhalten haben, die dann in die italienische Sprache übergingen, und noch jetzt darin zu erkennen sind. Daß aber die Meinung einiger Patrioten, als habe sich die italienische Sprache nur allein in Toskana und aus der alten etruscischen Sprache gebildet, alles Grundes entbehre, beweist, daß auch andere Städte, die von der etruscischen Sprache und der ganzen Geschichte ihrer Existenz wohl wenig gewußt haben, das Italienische ebenso früh wie die Florentiner ausbildeten. Aber das ist unbestreitbar, daß die Toskaner sich von jeher vor den übrigen italischen Völkern durch ihre höhere Kultur ausgezeichnet haben, und daß ihr angeborner feiner Kunstsinn, der ihnen schon eine so alte Berühmtheit gab, und der sie zuerst unter den Italienern von den verbrauchten Liebesgesängen auf die Bahn der höhern Poesie leitete, sich natürlich auch bei der hohen Ausbildung ihrer Sprache kundgab. Es ist dabei die fremde Kraft nicht zu verkennen, welche der etruscischen Kunst bei ihrem Erwachen in der christlichen

---

rino, Venedig; ferner in Gori's langer Vorrede zu der Difesa dell' Alfabeto etc. Noch vor diesen erschien: Passeri, Picturae etruscorum in vasculis etc., Romae 1767 u. 75, 3 Bde. in Folio, und Desselben In Th. Dempsteri libros de Etruria regali paralipomena, Lucae 1767. In dem erstern Werk befindet sich: linguae oscae specimen singulare quod superest Nolae in marmore musaei seminarii, das etruscische Alphabet von Amaduzzi, eine tavola eugubina, d. h. die zweite Dempster'sche, erklärt von Passeri, und drei kurze Lexica, eines von hebräischen Wörtern, von welchen sich viele etruscische und lateinische ableiten, eines von etruscischen, welche sich in den Schriften und alten Monumenten finden, und eines über die eugubinischen Tafeln. — Vergl. ferner: Bourguet Saggi di Diss. dell' Acad. di Cortona. Luigi Lanzi, Saggio di lingua etrusca e di altre antiche d'Italia per servire alla Storia de' popoli, delle lingue e delle arti. Rom 1789, 3 Bde. Pignotti, Storia di Toscana, Tom. I, pag. 98. Lami, Lettere Gualfondiane. Lett. 20.

Sphäre zu Hülfe kam. Die Provenzalen wirkten mächtig erregend auf die toskanischen Sänger ein, und diese griffen begierig nach der poetischen Speise; sie nahmen von ihren Lehrern viele Wörter, Wendungen und Bilder, selbst den Reim und viele Dichtungsarten, wie Perticari in seiner **Difesa di Dante** an vielen Beispielen beweist.[1]) Als hierauf der neue Ruf von des großen Friedrich Hofe in Neapel ausging, folgten die Florentiner auch dieser Richtung, und bemächtigten sich so, in der Mitte liegend, beider Formen, welche sie vereinigt mit ihrer eigenthümlichen Kunst zu jener Feinheit und Anmuth ausbildeten, die im Petrarca bewundernswerth erscheint. Dieser Ausbildung der Sprache kam noch das besondere Schicksal des Staates zu Statten. Der Hof befand sich hier im Volk, und alle Feinheit der Sitten und der Sprache strömte zuletzt in demselben zusammen. Die vielen Redner, der beständige Antheil an den gerichtlichen Verhandlungen mußten das Volk verfeinern, besonders nachdem es einmal die Unabhängigkeit von kaiserlichen Präfecten von Rudolph I. erkauft, und sich eine Demokratie constituirt hatte, welche übrigens bald von Aufruhr, Tumulten, Neid, Wuth und Raub der Parteien zerrissen wurde. Nirgends wurden so viele Regierungsformen geändert, nirgends so viele Magistrate abgesetzt, sodaß, wie Dante sagt, **a mezzo Novembre non giungea quel ch'ella di Ottobre filava.** Diese beständige Verfolgung, Anklage, Absetzung, wobei das Volk den Schiedsrichter machte, hatte insofern eine große Ausbildung der Sprache zur Folge, als die Gewalt der Rede hier, wie in allen Demokratien, den Ausschlag gab. Wer die Magistratsstühle erobern oder sich erhalten wollte, mußte sich bei dem feinen und geübten Ohr des Volks einer ausgezeichneten Sprache befleißen, um in den Versammlungen die richtende Menge für sich zu gewinnen; und dies war nicht nur die Sorge einiger Weniger, sondern Aller, die bei dem Wechsel gewinnen wollten. Bald triumphirten die Welfen, bald die Gibellinen, bald die Schwarzen, bald die Weißen. So blieb also die feine Sprache niemals das Erbtheil weniger Herrscherfamilien, sondern da Alle herrschen konnten und wollten, so drang diese hohe Ausbildung bis in die unterste Klasse des Volks.[2])

1) Vergl. auch Bembo, Prose, Libr. I, pag. 20—37.

2) Vgl. Gravina, Ragion poetica, Libr. II, cap. 8.

Wo viel Gährung und Aufregung in der Politik ist, da entwickelt sich gewöhnlich auch eine ungemeine Energie in allen Richtungen, besonders in der Kunst. Das Beispiel der Provenzalen und Sicilianer hatte in Florenz einen mächtigen Wetteifer erweckt, und wir sehen hier gegen Ende des 13. Jahrhunderts eine große Menge von guten Schriftstellern und Dichtern auferstehen, die dem Volk einen beständigen Reichthum an guten Mustern vorhielten. In der That befliſſen sich die florentiniſchen Schriftſteller mehr als die übrigen einer großen Reinheit der Sprache, und feilten mehr alle gemeinen Ausdrücke und hartklingenden Worte weg, ſodaß der toskaniſche Dialekt bis zu Dante's Zeit der beſte und edelſte war.[1]) Wenngleich Folcacchiero de' Folcacchieri, der Dichter, welchen die toskaniſchen Literatoren gewöhnlich als den Gründer der italieniſchen Sprache voranſtellen, in ſeinen Verſen noch manche Rauheit und wenig Gewalt über die neue Sprache zeigt, ſo ſingt ſchon einige Jahre ſpäter Mico von Siena mit aller Reinheit, welche die kaum im Werk begriffene Befreiung aus den Feſſeln der Provenzalismen erlaubte.[2])

---

1) Selbſt die lateiniſche Sprache hatten die Toskaner noch im 16. Jahrhundert reiner erhalten als die Uebrigen. Als auf dem erſten Tridentiner Concilium die Deliberationen allen Vätern vorgeleſen werden ſollten, wählten Alle den Biſchof Baccio Martelli von Fieſole zum Vorleſer, damit das Leſen Allen verſtändlich ſei. **Salvini, Note alla Perfetta Poesia del Muratori.**

2) Zur Probe eine Stanze von Folcacchiero (blühte um 1200):

Tutto lo mondo vive sanza guerra,
Et eo pace non posso haver neiente.
O Deo, come firaggio,
O Deo, come sostenemi la terra.
E par, ch' eo viva en noia de la giente
Ogni homo m' è salvaggio:
Non paiono li fiori
Per me com gia soleano,
E gli augei per Amori
Dolci versi faceano a gli albori.

Und von Mico von Siena:

Moviti, Amore, e vattene a Messere
E cantagli le pene, ch' io sostegno:
Digli ch'a morte vegno,
Cielando per temenza il mio volere.

Ein großes allgemein anerkanntes Verdienst hatte um die Sprache der Florentiner Brunetto Latini, der Lehrer Dante's (blühte 1260 — 94). Dieser in Philosophie und Rhetorik sehr bewanderte Sekretair der Republik ist, nach den Zeugnissen der Geschichtschreiber Giov. und Filippo Villani, der Hauptbeförderer der guten Aussprache in Toskana, indem er alle seine Mühe und seinen Einfluß anwendete, dieselbe in dem Volk einzuführen und auszubilden, und in seinen vielen Staatsreden mit dem besten Beispiel voranging. [1]) Sein Name wird daher in den Annalen der italienischen Sprache unvergeßlich sein. Denn er war der Hauptgründer des toskanischen Dialekts, und sein Werk war es hauptsächlich, daß dieser Dialekt als der beste unter den italienischen anerkannt wurde. Dante vorzüglich schöpfte die meisten Wörter zu seinem Italico illustre aus Toskana. [2]) Auch später, als die italienische Schrift- und Dichtersprache längst fest gegründet war, erhielt sich der Ruf von den Vorzügen des toskanischen Dialekts, und manche große Dichter reinigten durch dessen Vermittlung ihren Styl. Arioſto hielt sich häufig in Florenz auf, um seinen norditalischen Dialekt zu mildern [3]), auch Taſſo rühmt in vielen Stellen seiner Schriften die toskanische Sprache, und Alfieri sagt in seinem Viaggi:

Merzede Amore a man gionte ti chiamo,
Ch' a misser vadi là dove dimora.
Di che sovente lui desio, ed amo,
Sì dolcemente lo cor m' innamora:
E per lo foco ond' io tutta m' infiammo,
Temo morire, e già non saccio l'hora,
Ch' io parta da sì grave pena, e dura;
La qual sostegno per lui, disiando,
Temendo e vergognando
Deh il mal mio per Dio fagli a sapere.

1) Egli fu cominciatore e maestro in digrossare i Fiorentini, e fargli scorti in bene parlare, e in sapere giudicare e regere la Republica secondo la politica. Giov. Villani, VIII, cap. 10. Fil. Villani, Vita di Brunetto.

2) Dante, Vulg. El., Libr. I, cap. 17. Gravina, Ragion poetica, Libr. II, cap. 7. Maffei, Storia della Lett. ital., Tom. I, Libr. I, cap. 4.

3) Baruffaldi, Vita dell' Ariosto, pag. 131.

Eccomi all' Arno; ove in sonanti note,
La plebe stessa atticizzando addita
Come con lingua l'aer si percote.

Der jungen Sprache thaten aber auch solche Stützen wie Brunetto Latini sehr Noth. Friedrich's II. Tod war die Losung zum Einbruch der Franzosen, welche unter Karl von Anjou bald ganz Italien überschwemmten, und diese scheinen es von jeher darauf abgesehen zu haben, ihrer Sprache die Herrschaft der Welt zu geben. Die italienische ward sehr bedrängt, und die französische ein Gegenstand des allgemeinen Studiums. Die Universität zu Paris genoß damals schon eines außerordentlichen Rufes, und nächst dem Latein ward das Französische das Organ selbst der italienischen Gelehrten, und erhielt hauptsächlich in Toskana eine Zeit lang das Uebergewicht. Selbst Brunetto schrieb während seines Exils in Paris sein Hauptwerk, den Tesoro, in französischer Sprache, hauptsächlich, wie er selbst angibt, aus dem Grund, weil sie angenehmer und allgemeiner verbreitet sei, als alle andern. [1])

C. Anfang der italienischen Sprache. Hallam wundert sich darüber, daß die Kindheit der italienischen Sprache in Dunkel gehüllt ist. [2]) Doch ist dies derselbe Fall mit jeder Sprache, und wenn ein Volk überhaupt erst etwas in seiner Sprache geleistet haben muß, das auch der Aufmerksamkeit Anderer werth ist, um zu dem Bewußtsein derselben zu gelangen, und ihrem Grund und Ursprung nachzuspüren, so mußte dies in der italienischen Sprache ungleich schwieriger sein, da der Anfang dieser Poesie nur eine Fortsetzung der provenzalischen ist, und eine Sprache in die andere fast unmerklich überging. Ein allgemeiner Anfang der italienischen Sprache läßt sich daher nicht ge-

1) „Et se aucuns demandoit pourquoi chis livre est écris en romans, selon la raison de France, pour chose que nous sommes ytalien, je diroie que ch' est pour chose que nous sommes en France; l'autre pour chose que la parleure en est plus délitable est plus commune à toutes gens." Dasselbe Zeugniß gibt der französischen Sprache auch Martin da Canale, welcher eine Venetianische Chronik aus dem Lateinischen ins Französische übersetzte, aus dem Grund, parceque la lengue franceise cort parmi le monde, et est la plus délitable à lire et à oir que nulle autre. Tiraboschi, Tom. IV, Libr. III, cap. I.

2) Europe during the Middle Ages, Tom. IV, pag. 374.

nau beſtimmen. Doch findet ſich keine Spur von italieniſcher Poeſie vor Ciullo von Alcamo in Sicilien, welcher von Saladin als lebend ſpricht, und alſo vor 1193 geſchrieben haben muß. Crescimbeni iſt in ſeiner Meinung ſchwankend. [1]) Er fängt die lange Reihe italieniſcher Dichter aus der erſten Zeit mit dem Toskaner Ubaldino dal Cervo an, von welchem ſich eine gereimte Inſchrift in dem Haus der Ubaldini in Florenz befinden ſoll, und läßt die italieniſche Poeſie zur Zeit Barbaroſſa's in Toskana beginnen, meint aber doch, daß die Wiege derſelben in Sicilien zu ſuchen ſei, und nennt gleich darauf Ciullo von Alcamo als den erſten Dichter. [2]) Seine Conjecturen ſind nicht ſehr ſcharfſinnig,

1) Commentarj intorno all' istoria della Volgar Poesia, Vol. II, Part. II, Libr. I.

2) Das Gedicht wird in das Jahr 1184 geſetzt, und erzählt, wie einer der Ubaldini bei Gelegenheit einer Hirſchjagd von Friedrich Barbaroſſa den Kopf des Thiers zum Geſchenk erhielt, und ihn in ſeinem Wappen aufnehmen durfte. Es iſt urſprünglich wie in Proſa geſchrieben und erſt von Quadrio nach den Reimen abgeſetzt worden. Es lautet:

De favore isto
Gratias refero Christo
Factus in festo serenae
Sanctae Mariae Magdalenae
Ipsa peculiariter adori
Ad Deum pro me peccatori
Con lo meo cantare
Dallo vero narrare
Nullo ne diparto
Anno Millesimo
Christi salute centesimo
Octuagesimo quarto
Cacciato da veltri
A furori per quindi eltri
Mugellani cespi un Cervo
Per li corni ollo fermato
Ubaldino genio anticato
Allo sacro Imperio servo
Uco piedi ad avacciarmi
Et con le mani aggraparmi
Alli corni suoi d'un tracto
Lo magno Sir Fedrico
Che scorgeo lon tralcico

und ſtützen ſich auf viele Vielleicht. Tiraboschi hat genauer nachgeſehen, und ſehr triftige Zweifel gegen das Alter der Inſchrift erhoben, da das angegebene Datum gar nicht paßt, und nach Muratori und andern Schriftſtellern Kaiſer Friedrich Barbaroſſa am 22. Juli 1184, als am Feſt der Magdalena, weit von Toskana entfernt war. [1]) Muratori gibt nach Quadrio eine alte Inſchrift, die ſich auf dem Bogen des größern Altars in dem Dom zu Ferrara befindet. [2]) Allein Tiraboschi und ſelbſt Muratori halten es für zweifelhaft, daß die Inſchrift gerade im Jahre 1135 verfertigt worden ſei, indem die italieniſche Sprache kaum im Entſtehen begriffen war, und alſo ſchwerlich zu Inſchriften auf öffentlichen Monumenten gebraucht wurde. Die Fabel, welche Giambullari, und nach ihm viele Toskaner über einen gewiſſen toskaniſchen Lucio Druſi verfertigt hatten, um den Ruhm, die italieniſche Sprache gegründet zu haben, den Toskanern zuzuwenden, iſt längſt von den beſſern Literatoren abgefertigt worden. [3])

Acorso lo sueno di facto
Pero mi feo don della
Cornata fronte bella
E per le ramora degna
Et vuole che la sia
Della prosapia mia
Gradiuta insegna
Lo meo Padre e Ugicio
E Guarento Avo mio
Gia d' Ugicio, gia d'Azo
Dello gia Ubaldino
Dello gia Gotichino
Dello gia Luconazo.

1) Tiraboschi, Tom. III, Libr. IV, cap. 4. Muratori, Annal. d'Ital. ad ann. 1184.

2) Muratori, Antiqu. Ital. med. aevi, Diss. 32. Quadrio, Storia e Ragion d'ogni Poesia, Tom. I, pag. 43. Die Inſchrift lautet:

In mille cento trenta cinque uato
Fo questo tempio a Zorzi consacrato:
Fo Nicolao scolptore
E Glielmo fo l'auctore.

3) Crescimbeni, Vol. II, Part. II, Libr. I. Tiraboschi, Tom. III, Libr. IV, cap. 4. Tom. IV, Libr. III, cap. 3. Pignotti, Storia della Toscana, Vol. IV, Del Rinascim. delle scienze e lettere, p. 67. Maffei, Stor. della Letter. ital., Tom. I, cap. 3 ff. Bembo, Prose, Tom. I,

Muratori führt in der 32. Diss. seiner Antiqu. ital. eine Schrift von 1122 aus Ughelli's Italia sacra (Tom. IX) an, als erste Urkunde der italienischen Sprache. Allein dies scheint mir ein Irrthum zu sein. Sie enthält allerdings schon viele italienische Wörter und Wendungen, wie alle lateinische Urkunden jener Zeit, allein ein Hauptgrund, sie eher für ein höchst verdorbenes Latein als für italienisch zu erklären, scheint mir in ihrem Inhalt selbst zu liegen. Denn sie ist eine gerichtliche Urkunde über einige

---

pag. 40. Perticari, Difesa di Dante, cap. 4. — Giambullari (Origine della lingua fiorentina, p. 133) hatte nämlich ein Sonett von einem gewissen Agatone Drusi, Zeitgenossen des Dante, entdeckt, in welchem dieser sagt, daß sein Urgroßvater ein großer Dichter gewesen sei, der zuerst das sicilianische mit dem norditalienischen Idiom vereinigt habe, und hierauf gründet Giambullari seinen ganzen Beweis, indem er hinzufügt, daß jener Lucio Drusi ein gelehrter Mann gewesen sei, der ein Buch in Reimen Della Virtù und eines Della Vita amorosa geschrieben habe, daß er diese beiden Werke zum König nach Sicilien bringen wollen, um sie dort prüfen zu lassen, sie aber durch ein Unglück im Meer verloren, und sich darüber so betrübt habe, daß er bald darauf gestorben sei. Das Sonett ist an Cino von Pistoja gerichtet, und lautet:

Se 'l grand' avolo mio, che fu 'l primiero
Che 'l parlar Sicilian giunse col nostro,
Lassato avesse un' opera d' inchiostro,
Come sempre ch' e' visse ebbe in pensiero,
Non sarebbe oggi in pregio il buon Romiero,
Arnaldo provenzal, nè Beltram vostro;
Che questo de' poeti unico mostro
Terria di tutti il trionfante impero.
Ei di sententie et d'amorosi detti
Gli vinse, et di dolcissime parole;
Ma nella invention vinse sè stesso.
Non Brunellesco o Dante sarian letti;
Chè la luce di questo unico sole
Sola riluceria lungi e da presso.

Die Prahlerei ist etwas zu stark, besonders was den Vergleich mit Dante betrifft, und flößt daher gerechte Zweifel ein. Aber selbst im entgegengesetzten Fall sagt das Sonett weiter nichts, als daß Drusi der erste Norditaliener gewesen sei, der die wesentlichen Verbesserungen der Sicilianer in der italienischen Sprache annahm; er wollte ja auch nach Sicilien reisen, um dort seine Werke einem Richterspruch zu unterwerfen, folglich waren zu seiner Zeit schon die Sicilianer in ganz Italien anerkannt als die besten Dichter in der neuen Sprache.

Gränzbestimmungen zwischen zwei Klostergütern, und die gerichtlichen Aktenstücke wurden zu jener Zeit und noch lange nach dem Anfang der italienischen Sprache nicht italienisch, sondern lateinisch geschrieben, aber in einem Latein, welches allerdings dem Italienischen sehr nahe kam. [1]) So bleibt also das Gedicht des Ciullo von Alcamo, trotz allen Anfechtungen, das erste Monument der italienischen Sprache und die Sicilianer die Gründer. Die Dichter hatten sich desselben zuerst bemächtigt, und die Geschichte, welche immer gern den Spuren der Poesie folgt, empfing von dieser zuerst das neue Geschenk, um es für die Wissenschaften einzuweihen.

Durch die ganze Geschichte der italienischen Grammatik bis auf die neuesten Tage zieht sich ein widerlicher, im Ganzen alberner Streit darüber, in welcher Provinz die italienische Sprache gegründet worden sei. Die toskanischen Gelehrten stehen darin gegen alle übrigen zu Felde, und wenden alle Waffen der Rhetorik, Dialektik und Sophistik an, um ihrem Dialekt das Primat zu retten. Indessen die größten Dichter Italiens, die zum Theil Zeitgenossen des Aufwachens ihrer Sprache waren, stimmen in dem Zeugniß zu Gunsten der Sicilianer überein. Dante sagt in seinem Vulgari Eloquio (Libr. I, cap. 12): „Wir untersuchen zuerst den sicilianischen Dialekt, welcher, wie es scheint, vor allen andern einen Ruf hatte, videtur Sicilianum vulgare sibi famam prae aliis asciscere, da alle Gedichte der Italiener sicilianische genannt werden." Er findet den Grund dieses Vorzugs in dem Charakter der Fürsten, „weil der Kaiser Friedrich und seine Söhne nobilitatem ac rectitudinem suae formae pandentes, donec fortuna permansit, humana secuti sunt, brutalia dedignantes, sodaß alle ausgezeichnete Männer sich an Friedrich's Hof begaben, und Alles, was in italienischer Sprache gedichtet war, sicilianisch genannt wird, was auch wir beibehalten, und unsere Nachkommen werden es nicht ändern können, quod quidem retinemus et nos, nec posteri nostri permutare valebunt." Dasselbe Zeugniß gibt ihnen auch Petrarca,

1) Wir theilen einen Auszug dieser Schrift in dem Anhang dieses Paragraphen mit.

in der Vorrede ſeiner Epist. famil., und in ſeinem Trionfo d'Amore, wo er ſagt:

Ecco i due Guidi che già furo in prezzo,
Onesto Bolognese, e i Siciliani,
Che fur già primi, e quivi eran da sezzo.

Die Nachkommen Dante's entſprechen aber ſeiner Erwartung nicht, und häufen Beweiſe auf Beweiſe voll verunglückter Logik gegen ſeinen Ausſpruch, wobei es dem Fremden mit Bedauern klar wird, daß der Italiener gar kein italieniſches Vaterland hat, ſondern nur ein toskaniſches, römiſches, neapolitaniſches u. ſ. w. Luccheſini [1]) glaubt den toskaniſchen Ruhm mit einigen Urkunden zu verfechten, welche aber meiſt aus dem Ende des 13. Jahrhunderts ſind, wie die Capitoli dei disciplinati della ven. Compagnia della Madonna von 1295, die Capitoli e Ordinamenti für die Compagnia nuova della passione di ihesu cristo von 1299, das Teſtament der Contessa Beatrice von 1278 und viele Chroniken und Legenden vom Jahre 1238 an. Man ſucht des großen Dante Zeugniß als hervorgerufen von ſeiner Abneigung gegen Florenz zu verdächtigen, die allerdings in ſeinem unglücklichen Schickſal hätte gegründet ſein können, und dagegen darzuthun, daß die ſicilianer und alle andern Dichter der erſten Zeit nicht ſicilianiſch, ſondern allein toskaniſch geſchrieben haben! [2]) Beſonders ſcheint der Prof. Abbate De Angelis ſeine Logik dem Municipalpatriotismus aufopfern zu wollen. [3]) Er läugnet ſelbſt den unberechenbaren Einfluß des Kaiſers Friedrich, und beweiſt mit großem Wortaufwand, daß ſein Sianeſe Folcacchiero de' Folcacchieri ſchon um 1150 geboren ſei, und daß Lucio Druſi noch viel früher gelebt habe.

D. Italieniſche Schriftſprache. Aus der friſchen und kräftigen Zuſammenwirkung der provenzaliſchen und ſicilianiſchen Dichter bildete ſich alſo die romaniſche Sprache immer mehr zur italieniſchen aus. Die Provence wirkte von Norden her durch die Lombardei, und bereitete durch den Aufſchwung, den ſie in den

1) Illustrazione delle lingue antiche e moderne, Parte I, cap. 6.

2) Giornale de' Letterati, Pisa, 1822; Tom. III, p. 56. Discorso del Bagnoli sulla lingua italiana.

3) Lett. apol. in favore di Folcacchiero.

Hauptstädten Italiens erregte, auf das feinere Idiom vor, welches von Sicilien ausgehen sollte. Doch hatte auf die Bildung desselben, sowie früher auf romanische Sprache zur Zeit der Völkerwanderung, Klima, Temperament und Lebensweise großen Einfluß, und diese drei Ursachen veränderten sehr mannigfaltig die Aussprache, deren Verschiedenheit übrigens auch schon in den vielerlei Völkerstämmen vor und zu Zeiten der Römer, und den Gästen, die sich nachher in Italien ansiedelten, begründet war. Die Lombarden und nördlichen Italiener, ein kriegerisches Volk in einem kältern Klima, hatten härtere Sprachorgane, folglich eine härtere Sprache, mehr Consonanten und einsilbige Wörter. Die Toskaner, von ihrem Ursprung an ein weicheres, handeltreibendes Volk, hatten eine weichere Aussprache, und da sie gerade in der Mitte lagen, so ziemlich die rechte. Den Neapolitanern gab ihr heißes Temperament mehr Geläufigkeit und Geschwätzigkeit der Zunge, daher häuften sie die Vocale und Silben in ihrer Rede an. So waren schon durch diese örtlichen Ursachen mehre Dialekte erzeugt, die sich, da die Italiener nicht unter Einer Regierung sich befanden, ihre Sprache nicht an Einen Hof gebunden war, an dem sie sich immer wieder hätte läutern können, in eine unendliche Menge von Idiomen absonderten. Denn die neue Sprache war nicht bloß durch den Einfluß von Nord und Süd und durch das Gebirg verändert, welches Italien in zwei große Hälften theilte, sondern die Unterabtheilungen der Dialekte gingen ins Unendliche. Die Verschiedenheit bestand nicht nur unter den benachbarten Völkern, z. B. Toskanern und Römern, sondern selbst wieder in den Provinzen desselben Landes, z. B. in der Romagna unter den Faentinern und Ravignanern, und sogar oft unter den Einwohnern derselben Stadt, wie in Bologna unter den Bewohnern des Borgo di S. Felice und denen der Strada maggiore. [1])

Unter diesen vielen Dialekten gab Dante in seiner Vulg. Elocut. nach der Sprache, die er als die allgemeine Schriftsprache gründete, und illustre, aulica, cardinale, cortigiana nannte, dem Bologneser Dialekt vor allen andern den Vorzug. Auch sind die Schriftsteller, deren Sprache die Crusca als klas-

1) Perticari, Scritt. del trecento, Libr. I, cap. 12.

fisch gelten läßt, nach den Toskanern der größten Zahl nach Bologneser. Napioni schreibt dies wohl mit Recht der berühmten Universität zu, welcher Professoren und Schüler aus allen Gegenden zuströmten, wodurch sich nothwendig eine allgemeine und feine Sprache bilden mußte.[1]) Was auch von den ersten Bologneser Dichtern noch übrig ist, rechtfertigt zur Genüge das Lob, das ihrer Sprache von allen vorurtheilsfreien Literatoren ertheilt wird, welche zugleich Dante's Urtheil vollkommen bestätigen[2]), und Guido Guinicelli, Guido Ghislieri, Semprebene, Onesto, besonders der Erstere, welcher schon 1220, also ganz zu Anfang der Aera der italienischen Literatur geblüht hat, werden in Reinheit des Styls von keinem Andern übertroffen.[3])

---

1) Napione, dell' uso e dei pregj dell. ling. ital., Libr. III, cap. 2, §. 5. Ueber diese Vorliebe Dante's für den Bologneser Dialekt haben geschrieben: Rosini, Risposta ad una lett. del Cav. Monti. Pisa, 1818. Dess. Risposta ad una lett. del Galeani Napione di Cocconato, Pisa, 1818. Niccolini, Discorso in cui si ricerca qual parte aver possa il Popolo nella formazione d' una lingua. Firenze, 1819. Bagnoli, Discorsi, in dem Giorn. de' Lett. Pisan. — Einem dreijährigen Aufenthalt in Bologna schreibt Napioni auch die ausgewählte Feinheit und Lieblichkeit in der Sprache Petrarca's zu, die auch wirklich ohnedies bei seinem Aufenthalt fern von Italien fast ohne Muster ein wahres Wunder wäre. Man sieht aber aus Petrarca's Styl, welche feine Sprache in Bologna geherrscht haben muß. Vgl. auch Tiraboschi, Tom. V, pag. 414.

2) Crescimbeni, Comment. intorno all' istoria della Volg. Poesia, Vol. II, Part. II, Libr. I. Tassoni, Consideraz. sopra il Petrarca, p. 238. Gravina, Ragion Poetic., Libr. II, §. 7. Muratori, Perf. Poesia, Tom. I, Libr. I, p. 16. Giornale de' Lett. d'Ital. 1710, T. I, p. 217.

3) Zur Probe eine Stanze aus einer Canzone von Guido Guinicelli:

Al cor gentil ripara sempre Amore,
Si com' augello in selva la verdura:
Non fe Amore, anzi che gentil core,
Ne gentil core, anzi ch' Amor, Natura:
Ch' adesso com' fu 'l Sole,
Si tosto lo splendore fue lucente;
Ne fue davanti a 'l Sole:
E prende Amore in gentilezza luoco,
Così propiamente
Com' il calore in clarità de 'l foco.

Die Sprache verbreitete sich mit erstaunenswerther Schnelligkeit über ganz Italien, sodaß wenige Städte waren, die nicht einige Reime von einem ihrer Bürger aufzuweisen hätten. Doch nicht alle diese Dichter arbeiteten an der Vervollkommnung der Sprache; manche waren in einem engherzigen Municipalgeist so verwachsen, daß sie außerhalb ihrer Mauern kein Vaterland und kein Interesse mehr kannten, und diese wollten und konnten nicht an dem gemeinsamen Bau einer vaterländischen Sprache und Literatur mithelfen; dann muß überhaupt bemerkt werden, daß bei fast allen sich mehr oder weniger Provenzalismen vorfinden. Von sicilianischen Dichtern verdienen hier, außer den schon genannten, noch einiges Lob: Guido und Odo dalle Colonne, Arrigo Testa, die Dichterin Monna Nina. Toskana war um diese Zeit besonders reich an Dichtern, unter welchen vor Allen Guido Cavalcanti und Cino von Pistoja durch ihre reine Sprache hervorragen. Die meisten übrigen werden von Dante in den gleichen Rang mit den rauhen Sicilianern, Bolognesern und Lombarden gesetzt, wie z. B. Buonagiunta von Lucca, Gallo von Pisa, Mino Mocato von Siena, sogar Brunetto Latini, sein Lehrer, und der Mönch Guittone von Arezzo. Das päpstliche Gebiet, Bologna ausgenommen, nahm wenig Theil an der neuen Sprache, und hat auch äußerst wenig Ausgezeichnetes aus jener Zeit aufzuweisen. Der heilige Franziscus von Assisi wird gewöhnlich in erster Reihe aufgeführt; allein sein vielbesprochener Cantico del

---

Und ein Sonett von Onesto da Bologna (blühte um 1280):

Quella che in cor l'amorosa radice
Mi piantò nel primier; che mal la vidi
Cioè la dispietata ingannatrice
A morir m' ha condotto e tu nol credi
Gli occhi miei mira morti in la cervice
Ed odi gli angosciosi del cor stridi,
E de l' altro mio corpo ogni pendice
Che par ciaschuna de la morte gridi,
A tal m' ha gionto mia Donna crudele
Ch' entro tal dolor sento in ogni parte
Che l' alma a forza da lo cor si parte.
Che 'l mio dolzor con l' amaror del fele
Ha già ben visto Amor com' si comparte
Ben ti consiglio a cio mai non fidarte.

Sole ist in einer Prosa geschrieben, die sehr an das Latein seiner Zeit erinnert. Am ärmsten war wohl die Lombardei, nicht an Dichtern überhaupt, da sie viele der ausgezeichnetsten Troubadours lieferte, aber gerade aus dieser Ursache an italienischen Dichtern. Doch schrieben in einer reinen Sprache Gotto von Mantua, der dieselbe Person mit dem Provenzalen Sordello sein soll, und Bandino von Padua.

Der allgemeine Eifer, der sich durch ganz Italien für das neu gefundene Idiom kundgab, müßte uns erstaunlich scheinen, hätten wir nicht die provenzalische Poesie in demselben Lande ebenso anregend vorhergehen sehen. Die ganze Poesie des 13. Jahrhunderts war nur provenzalisch, und man vertauschte vielleicht nur darum das alte Gewand mit dem neuen, weil der abgenutzte Gegenstand der Gedichte darin wieder einen neuen Reiz bekam. Man war sich im Ganzen (mit wenigen Ausnahmen) noch nicht bewußt, daß man eine neue Sprache hatte, man arbeitete noch nicht mit allgemeinen Kräften, mit einem begeisternden Nationalgefühl an der Veredlung einer allgemeinen Schriftsprache. In der Zeit, wo dieselbe entstand, war eben Italien mehr als je zerrissen und für keine der vielen Parteien ein Vaterland. Dazu kam nun ein fremder Impuls zur Dichtkunst, eine fremde Form derselben, die dem Geist gebieterisch voranging, und in welcher er sich verlor. Kein Wunder also, daß jeder Dichter dieselbe nach seiner Weise benutzte und ausbildete, nur seine Stadt, die er allein als Vaterland kannte, zum Richter und Muster nahm, den Dialekt derselben als den einzig richtigen und als die allgemeine Sprache des italischen Volks darzustellen, und dieses Vorrecht durch mehr oder weniger glückliche Productionen zu verfechten suchte. Bei diesen vereinzelten Bemühungen kam es bald so weit, daß es fast keine Stadt von einiger Bedeutung in Italien gab, die nicht einige Poesien in ihrem Dialekt aufzuweisen gehabt hätte. Diese Unzahl von Dialekten mag im Anfang für die Gründung des Italico illustre von Nutzen gewesen sein, zu welchem die einzelnen Dichter, durch Rivalität angeregt, doch immer ein möglichst ausgebildetes Idiom zubrachten. Allein das Uebel besteht, fast unbegreiflicher Weise, noch, nachdem die italienische Sprache längst durch Meisterwerke fest bestimmt und geregelt ist, und scheint fast unheilbar, oder

will die italieniſche Municipalmuſe warten, bis ſie aus der Hand der Politik eine größere Heimath erhält? [1]) Wir geben zu vollſtändigerm Beweis, und um nicht wieder darauf zurückkommen zu müſſen, nach Quadrio die Hauptdialekte, in welchen noch bis zum 18. Jahrhundert Schriften verfaßt wurden.

1) Bergamasciſcher Dialekt: Ueberſetzung der Metamorphoſen von Ovid, von Colombano. Eine Traveſtie des Orlando furioso. Taſſo's Jeruſalem, überſetzt von Carlo Assonica. Alle im 17. Jahrhundert.

2) Bologneſer Dialekt: Giulio Cesare Croce, 1600, viele Gedichte. Ueberſ. des Taſſo von Francesco Negri, 1630. Michelangelo's Komödie, La Tancia, überſ. von Timido, 1654. Antonio Maria Monti, zwei Dramen: I Deporti d'Amore in Villa, 1681, und Amor torna in s'al sò, 1698. Lotto Lotti, 1685, großes Gedicht in Ottave Rime über die Befreiung Wiens von den Türken, betitelt: Ch' n' ha cervel, hapa gamb; und mehre Dialogen. Geminiano Megnani, 1688, Dialogen und Gedichte. Tommas Stanzani, 1694, zwei Dramen. Lelio Maria Landi, 1696, Drama. Auch im 18. Jahrhundert finden ſich noch einige.

3) Calabriſcher Dialekt: Einige Geſänge des Taſſo, überſ. 1690.

4) Florentiniſcher Dialekt: Lorenzo di Medici, einige Stanzen, 1568. Francesco Berni, la Cattrina, dramatiſches Gedicht, und Il Mogliazzo. Gabbriello Simeoni, Gedichte, 1549. Francesco Doni, mehre Stanzen, 1552. Giacinto Cicognini, Gedichte, 1619. Michelangelo, La Tancia, Komödie, 1585. La Fiera, Komödie. Francesco Baldovini, Gedichte, 1694.

---

1) Quadrio (Storia e Rag. d'ogni Poesia, Vol. I, Libr. I, cap. 7) rühmt dieſe Unzahl von Dialekten als einen großen Vorzug, indem dadurch die allgemeine Schriftſprache immer gewonnen hätte. Wie war dies aber möglich, da dieſelbe Eiferſucht, die den einzelnen Dialekt hervorhob, auch die andern ausſchloß? Der einzige Gewinn, den die vielen Dialekte bis jetzt gegeben, iſt eine außerordentliche Menge von Synonymen, welche aber die Italiener, und ſelbſt die Crusca (bei einer Vergleichung ihres Vocabolario mit dem Dict. de l'Acad. franç.) fälſchlich einen Reichthum ihrer Sprache nennen. Es geht damit, wie mit Bibliotheken, welche man wegen einer Unzahl von Doubletten reich nennen wollte.

5) Dialekt von Friaul: Graf Ermes Colloredo, Gedichte, 1694.

6) Genueſiſcher Dialekt: Cristofano Zabata, Gedichte, 1588. Paolo Foglietta, Gedichte, 1600. Gian. Giacopo Cavallo, Gedichte, 1636. Francesco Maria Viceti, Ueberſ. des Taſſo.

7) Mailändiſcher Dialekt: Giov. Paolo Lomazzo, Gedichte, betitelt: Rabischdra, der zweite Theil: I divers Rabisch, over Sversarigl etc., 1589. Carlo Maria Maggi, vier Komödien und verſchiedene Gedichte, 1650.

8) Modeneſer Dialekt: Giov. Francesco Ferrari, Rime burlesche, 1570.

9) Neapolitaniſcher Dialekt: Giulio Cesare Cortese, ein epiſches Gedicht, La Vajasseida, 1628. Idylle: La Rosa, ſehr gerühmt von Gravina. Domenico Basile, überſ. den Pastor Fido, 1628. Giov. Batista Basile, ſehr gerühmte Eclogen, 1678. Fasano, überſ. den Taſſo, 1687. Valentino, großes Gedicht: Napoli scontrafatto dopo la Peste, 1674. Virgil's Aeneide, überſ. von Sitillo, 1699.

10) Paduaniſcher Dialekt: Drei Dichter Rava, Maganza und Rustichelli, im 16. Jahrhundert.

11) Römiſcher Dialekt: Cammillo Peresio, Gedicht in Ottave Rime: Il Maggio romanesco, 1688. Giuseppe Berneri, Il meo Patacca, Gedicht, 1780.

12) Saneſiſcher Dialekt: Viele Mitglieder der Akademie ſchrieben eine Menge Farſen. Silvio Forteguerri, Komödie La Filippa, 1705.

13) Sicilianiſcher Dialekt: Antonio Viniziano, ein dicker Band belobter Gedichte, 1572. Le Muse Siciliane, Sammlung von vielen Dichtern, 1645. Giov. Batista del Giudice, bucoliſches Gedicht, Il Battilo, 1686. Simone di Rau, vortreffliche Gedichte, einer der beſten ſicilianiſchen Dichter, 1659.

14) Venetianiſcher Dialekt: Andrea Calmo, Gedichte, 1553. Maganza, 1572. Angelo Ingegneri, 1580. Maffeo Veniero, 1580. Dario Varotari, 1671. Gianfrancesco Businello. Tommaso Mondini, überſ. den Taſſo: Il Goffredo del Tasso cantà alla Barcariola, 1693.

Dieſe Dialektverſchiedenheit war zu Dante's Zeit am größten, und wie die politiſchen Parteien, ſo ſtanden ſich auch die

Dichter in ihren grammatischen Ansprüchen schroff entgegen. Am hitzigsten waren in Verfechtung ihrer Sprachvorzüge die Toskaner, und sie fachten darüber einen Streit an, der noch immer nicht beendet ist, und der damals, ehe noch irgend eine Nationalpoesie existirte, gewiß den Untergang der Sprache herbeigeführt haben würde. Wie wenig übrigens die Toskaner mit ihren Ansprüchen im Recht waren, geht aus der scharfen Zurechtweisung hervor, die ihnen Dante darüber gab, die aber seine gelehrten Mitbürger und Nachkommen, obgleich von den größten Literatoren aller Jahrhunderte vielfach bestätigt, noch immer im Allgemeinen nicht klüger gemacht hat.[1]) Wir werden später auf diesen Streit zurückkommen. Der Vorwurf der Parteilichkeit, womit die Toskaner das Urtheil des großen Dante verdächtigen wollen, möchte wohl auf jene selbst zurückfallen, indem aus dem Werk, worin Dante seinen Italienern erst ihre eigentliche Sprache gab (De Vulg. Eloqu.), nur die reinste Begeisterung für seinen Gegenstand, nur die feurigste Vaterlandsliebe hervorleuchtet, und seine Landsleute hätten aus dem Werk noch mehr als bloße Sprachbemerkungen lernen können, daß nämlich ihr Vaterland sich weiter ausdehnt als bloß auf die Scholle, auf welcher ihre Wiege geschaukelt wurde. Dante geht alle Dialekte, in welchen damals gedichtet wurde, gründlich durch, erkennt das Gute, was jeder hat, sowohl der toskanische als jeder andere, unparteiisch an, findet aber keinen für sich allein geeignet, die allgemeine italienische Schriftsprache zu werden. Sein Urtheil kann uns zuweilen hart erscheinen (was immer der Fall ist, wenn ein Uebel mit der Wurzel ausgerottet werden soll), aber nicht ungerecht, und daß er die Toskaner, deren vortreffliche Dichter er doch bei jeder Gelegenheit hervorhebt, derber zurückweist, kam daher, daß diese mehr Anmaßung zeigten als die übrigen.[2]) Insofern Dante keinem einzelnen Dialekt an-

1) Sie gründen ihre Ansprüche hauptsächlich auf den sehr unbedeutenden Zufall, daß die drei Gründer der italienischen Sprache, Dante, Petrarca und Boccaccio, in ihrem Land geboren seien; indessen der Erstere hat sich selbst von ihrem Dialekt losgesagt, und Petrarca hat die toskanische Sprache eigentlich gar nie gekannt, da er seit seiner frühsten Kindheit von Toskana entfernt gelebt hat.

2) De Vulgari Eloquio sive Idiomate, Libr. I, cap. 9—16. Unter allen Dialekten findet Dante den römischen als den schlechtesten; Romanorum

gehörte, ſondern aus allen das Beſte herauslas und zu einem harmoniſchen, auch für erhabene Gedanken und Empfindungen fähigen Ausdruck verarbeitete, inſofern iſt er mit allem Recht der Gründer der italieniſchen Sprache genannt worden. Und ſchon allein als ſolcher iſt er unſterblich. Um ſein Verdienſt beſſer würdigen zu können, betrachten wir die Abwege, auf welche die ganze große Dichterzunft zu ſeiner Zeit gerathen war, und den Standpunkt in Hinſicht der Sprache, auf welchem Italien damals ſtand. Die Begeiſterung, welche den Provenzalen ihre Liebesgeſänge dictirte, war natürlich erkaltet. Der Gegenſtand dieſer Lieder hatte über zwei Jahrhunderte lang die beſten wie die ſchlechteſten Sänger beſchäftigt und trug den Keim des Untergangs in ſich ſelbſt. In dem Maße als die Begeiſterung für den Gegenſtand nachließ, mußte aber nothwendig auch die Friſche und das jugendliche Glühen des Ausdrucks matter werden, und ſo ſehen wir

---

tristiloquium Italorum vulgarium omnium est turpissimum. So ehrwürdig ihm die alten Römer waren, ſo verächtlich ſtellt er ihre Nachkommen dar. „Man muß ſich, ſagt er, über ihre ſchlechte Sprache nicht wundern, denn in ihren Sitten, ſowie in ihrer Tracht ſind ſie roher als alle andern.“ (Dies hat ſich übrigens ganz geändert, denn der Dialekt der Stadt Rom iſt jetzt einer der beſten.) Nach dieſem iſt der ſchlechteſte der von der Mark Ancona, dann der von Spoleto; doch ſind in allen dreien Canzoni gedichtet worden. Dann der mailändiſche und bergamaſciſche, dann der aquileiſiſche und iſtrianiſche, qui crudeliter accentuando eructuant; mit ihnen werden verworfen die Dialekte aller Bergbewohner, wie Caſentiner, Pratenſer, Sardinier u. ſ. w. Den apuliſchen und ſicilianiſchen rechnet er unter die beſten, ſagt aber dabei, daß in beiden auch Dichter mit ſchlechtem Styl vorkommen. Hierauf wendet er ſich an die Toskaner, weiſt ihre Anſprüche zurück, nennt mehre ihrer gefeierten Dichter, die doch nur in ihrem Dialekt geſchrieben haben, quorum dicta non curialia sed municipalia tantum invenientur; und um die Toskaner ganz von ihrer Hartnäckigkeit zu heilen, quoniam Tusci prae aliis in hac ebrietate bacchantur, ſo hält er ihnen mehre ihrer Provinzialausdrücke namentlich vor. Selbſt der Bologneſer Dialekt, bei deſſen Würdigung er am meiſten Parteilichkeit hätte zeigen können, wird von ihm nicht als die Schriftſprache angenommen, obgleich er von ihm rühmt, daß er durch ſeine Miſchung von harten und weichen Ausdrücken ein vorzüglicher Dialekt ſei, eorum locutio per commistionem oppositorum ad laudabilem suavitatem remanet temperata. Sein Ausſpruch iſt übrigens auf das Urtheil aller beſſern Toskaner, Sicilianer und Bologneſer ſeiner Zeit gegründet.

die äußere Form, die jenes ersetzen sollte, immer regelmäßiger und bestimmter, aber auch immer kälter und todter hervortreten. Doch die Zeit für diese Tändeleien war vorüber, und sie verdankten wohl ihre lange ausschließliche Herrschaft mitunter auch dem angenehmen Contrast, den sie in den Gemüthern der Menschen in jenen sturmbewegten, gährenden Staaten machten. Dabei erzeugte die wachsende Zahl von Reimern einen größern Wettstreit, und das Halbgenie suchte, was ihm versagt war, durch äußere Mittel zu ersetzen. Daher die vielen Dialekte, womit jeder Reimer dem engen Kreis seiner Stadt schmeicheln wollte; daher die Ueberschwemmung von elenden Versmachern, die sich theils auf dem alten Kissen der Provenzalen breit machten, theils die Mythen des Marienkultus (in wie ganz anderer als griechischer Weise!) besangen. Dante begriff die Gefahr, und arbeitete ihr mit allem Eifer entgegen. „Es mögen einmal aufhören, sagt er an verschiedenen Stellen, die Anhänger der Unwissenheit, die den Guittone von Arezzo und einige Andere erheben, welche in ihren Ausdrücken immer der gemeinen Menge zu gleichen pflegen, sich nicht zu der reinen Schriftsprache erheben wollen, von keiner Regel der Rede wissen, und Alles durch Zufall haben.“ [1])

---

1) Perticari (Scrittori del trecento, Libr. I, cap. 4 und 9—12) führt zur Rechtfertigung Dante's eine Menge Beispiele des schlechten Styls jener gefeierten Autoren an, wovon wir nur zwei ausheben, zuerst eine Ode von Fra Jacopone:

O pregna senza semina
Non fu mai fatto in femina.
O parto inaudito!
Il figliuol partorito
Da entro del ventre uscito
Di madre sigillata.
A non romper sogello
Nato è lo figliuol bello
Lassando il suo castello
Colla porta serrata.

Welcher Gegenstand und welcher Styl! Wie wenig waren jene Dichter von griechischem Geist beseelt, als sie eine Mythologie für ihren Marienkultus erfinden wollten. Noch ein Beispiel von Fra Guittone's italienischer Prosa: L'anima gaude mia in nova e magna grazia, che esso pieno di grazia, onde grazie ogne audo a voi fatte e per voi a catun che prendere

Diese kühne Säuberung der Dialekte, womit sich Dante der ganzen damaligen Fluth von bequemen Schriftstellern entgegensetzt, und die er in seinem Convito und seinem Vulg. Eloqu. beharrlich durchführt, machen auch ohne seine Commedia seine Verdienste für Italien unsterblich. Aber nicht durch Lehre allein, auch durch sein Beispiel ward Dante der Schöpfer einer neuen Sprache, und setzte sie, durch die Macht seines Genius gebietend, als die alleingültige ein. Er trat mit einem großen nationalen Gedicht auf, welches ganz Italien mit Stolz das Seine nennen mochte, und welches seine Nation würdevoll bei andern Völkern empfahl. Unter der Einheit seines Stoffes umfaßte er eine Menge Kenntnisse, welche zu den erhabensten damals bekannten Wissenschaften gehörten, und in einer Menge oft allegorischer Skizzen stellte er die Geschichte seines Vaterlandes und seiner Zeit in lebendigen und seelenvollen Bildern dar. Dieses Gedicht wurde bewundert, durchstudirt, seine Gesänge ertönten in allen Klassen des Volks, durch dasselbe ward die italienische Sprache eine allgemeine der ganzen Nation, und in ihm bewirkte sich der Zusammenfluß aller verschiedenen Dialekte. Das Unternehmen war aber ebenso schwierig als großartig. Die Dialekte boten wohl reiche Mittel zu einem Spaziergang in dem Labyrinth der Liebe, reichten aber bei weitem nicht zu dem erhabenen Flug Dante's aus, und er war genöthigt, sich auch bei andern Sprachen, der lateinischen, griechischen und selbst hebräischen, Ausdrücke zu entlehnen. Aber auch diese Mittel reichten oft nicht aus, und er mußte zu andern greifen, die seinem Styl die eigenthümliche Form gaben. Wenn man nämlich seine Commedia aufmerksam liest, so bemerkt man, daß er beständig Umschreibungen statt des genauen Worts und Aehnlichkeiten statt der Beiwörter gibt. Dies zeigt deutlich die Nothwendigkeit, in welcher sich der Dichter befand, durch Hülfe solcher Umschreibungen, Wendungen und Beifügungen manche Ideen auszudrücken, denen ein genaues Wort fehlte, und mit Fleiß eine Menge anderer Ideen in seinen Diskurs einzuschieben, um durch sie den Ausdruck derjenigen zu ergänzen, die er durch ein einzelnes Wort dem Leser nicht deutlich

---

grazie vuole. Grazia hae fatto voi il corpo vostro piagando, e affriggendo: esso hae fatto e voi ricevuto avete gradivamente. (Lett. 24).

machen konnte. Diese von der Noth gebotenen Zusätze machten denn freilich zuweilen seine Sprache dichterischer. Noch schwerer und fast unmöglich war der Ausdruck abstrakter Ideen. Dante mußte sich daher derselben enthalten und sich darauf beschränken, dem Leser sinnliche Gegenstände vor Augen zu führen, oder seinen allgemeinen Ideen eine sinnliche Einkleidung geben. Daher in seinem Gedicht der Ueberfluß an Sittengemälden seiner Zeit. Endlich mußte der Wunsch, seine Gedanken mit möglichster Genauigkeit auszudrücken, ihn bei dem schwankenden Begriff der Worte bewegen, alle Wortfiguren, Metaphern u. s. w. zu vermeiden. Alle diese Wendungen machten übrigens auch oft seine Sprache unbeholfen und selbst kindisch. Dies gereicht aber nicht ihm zur Last, sondern ist Fehler der Sprache, die er erst mit Kämpfen schaffen mußte, und die ihm oft in seinem hohen Flug Fesseln anlegte. Fast alle Dichter des 14. Jahrhunderts beklagen sich, daß sie für ihre Gedanken und Empfindungen keine genauen Worte in ihrer Sprache fänden. Dante redete also zu den äußern Sinnen, und vermied eine Sprache der Einbildungskraft. In seinem Gedicht zeigt sich wohl ein Gewebe der Phantasie, aber ihm fehlt die Phantasiesprache; es ist voller Gemälde und Bilder, aber die Sprache kehrt immer zur sinnlichen Beschreibung zurück. Ein Vergleich mit Arioste und Tasso wird das Jedem deutlich machen. Die unbeschränkte Fassungskraft Dante's sinkt im Augenblick des Ausdrucks herab, heftet sich an sinnliche Gegenstände und endigt in einer beständigen Beschreibung, während die Imagination der Andern ihre Ideen ausdrücken und in ihrem abstrakten Zustand lassen kann. Zur Ungenauigkeit des Ausdrucks trug noch bei, daß er aus verschiedenen Dialekten Worte nahm, die dasselbe bedeuteten. Dann ahmte er oft die Römer in ihren bündigen Wendungen nach, und hatte dabei den Geist erfüllt mit den Allegorien der heiligen Schrift und mit der Platonischen und Aristotelischen Schule. [1])

Neben und selbst vor Dante erwarben sich auch andere Dichter großes Verdienst um die Bildung der italienischen Sprache. Doch waren sie eher der guten Richtung, die von Sicilien aus

1) Vgl. Lunati, Cenni sull' Origine, sul Progresso et Stato attuale della lingua ital. Roma, 1827. Cap. 3.

gezeigt wurde, gefolgt als selbst schaffend hervorgetreten, und ihr Stoff bewegte sich meist innerhalb dem Kreis, den die provenzalische Poesie gezogen hatte. Unter ihnen bemerken wir hauptsächlich Cino von Pistoja, welchem Dante (De Vulg. Eloquio, I, cap. 17) das Zeugniß gibt, daß er die Sprache veredelt, sie von vielen rauhen Worten, verwirrten Wendungen, fehlerhaften und gemeinen Ausdrücken befreit habe; Guido Guinicelli, welchem Dante zwei ehrenvolle Beinamen: il nobile und il massimo, ertheilt, und besonders Guido Cavalcanti, einen Freund Dante's, von Benvenuto da Imola das zweite Auge der italienischen Literatur genannt. Auch die Prosa wurde sehr gefördert, und neben der unendlichen Menge von Chroniken- und Legendenschreibern, welche bei den Miniaturkriegen ihre Städte mit übertriebenen Lobeserhebungen in erbärmlichem Styl überschwemmten, glänzte auch ein besserer Historiker, der Florentiner Ricordano Malespini, welcher hier besonders hervorzuheben ist, da er zuerst die Geschichte seiner Zeit in gutem und reinem Italienisch schrieb. (Der erste Prosaist ist Matteo Spinello, 50 Jahre vor jenem, aber er schrieb in neapolitanischem Dialekt.) Bei diesem allgemeinen Eifer durfte der Klerus nicht zurückbleiben. Bis 1300 hielt man die lateinische Sprache der Würde der Religion für angemessener; jetzt aber wurde die erste italienische Predigt geschrieben von Fra Giordano, einem Dominikanermönch aus Rivalta, einem Dorf im Pisanischen. Seine Predigten sind, wie alle aus jener Zeit, roh, ohne Rhetorik und Eleganz. Es genügte damals für eine Predigt, in bunter Mischung Stellen aus der heiligen Schrift, ascetische, mystische Materien, Reflexionen, Allegorien und Sentenzen der heiligen Väter zusammenzutragen. Doch hat Giordano wenigstens das Verdienst, zuerst der italienischen Predigt die Bahn gebrochen zu haben.

E. Rhythmik der Italiener. Es ist hier der Ort, etwas über den Ursprung und die Anwendung des Reims zu sagen, welcher einen so wichtigen Bestandtheil der italienischen Dichtkunst ausmacht. Die Meinungen über seinen Ursprung sind außerordentlich verschieden, und fast alle, die darüber schrieben, geben ihm einen andern Erfinder. Bembo nennt die Provenzalen, Giambullari die Toskaner; Quadrio, Huet, Andres, Muratori, Ginguené und Sismondi glauben, der Reim sei von den

Arabern durch die Provenzalen den neuen Völkern zugekommen.[1]) Fauchet glaubt, daß er eine Erfindung der nördlichen Völker sei, und diese ihn früh nach Italien gebracht haben, wo er erst in den Kirchenhymnen und dann in den Liedern und Oden eingeführt worden sei, um das Ohr der für das Metrum nicht mehr Empfänglichen zu rühren. Die Deutschen brauchten allerdings sehr frühe den Reim in ihren Kriegsliedern, von welchen Karl der Große eine Sammlung veranstalten ließ, und des Benedictiners Otfried Harmonie der Evangelien in Reimen ist schon aus dem 9. Jahrhundert; auch die Normannen und Angelsachsen hatten ihre Reime sehr früh, und Pasquier schließt aus diesem Allen, daß der Reim von Deutschland aus nach Frankreich übergegangen sei.[2]) Kurz, von dem Ersten, der eine Abhandlung über den Reim und seine Anwendung schrieb, Antonio di Tempo von Padua (14. Jahrhundert) bis auf unsere Zeit zieht sich ein Chaos von widersprechenden Meinungen, die jeder Literator vor den übrigen geltend zu machen sucht; und wir möchten hinzusetzen, daß Jeder recht und Jeder unrecht hat: recht, indem jedes Volk seinen Reim unabhängig von den übrigen gehabt hat, unrecht, wenn er ein einziges Volk als Erfinder des Reims und Lehrer aller andern darstellen will. Der hitzige Streit über diesen Gegenstand in Italien im Anfang des 17. Jahrhunderts war jedenfalls ganz müßig.[3])

Es ist ausgemacht, daß jede Sprache Wörter hat, die sich auf gleiche Art endigen, folglich reimen, und es scheint daher nichts natürlicher, als daß die Anwendung dieser Reime zu Liedern, besonders zu improvisirten, wie sie wohl in der ersten rohen Zeit waren, nicht eine Folge einer mühsamen und combinirten Erfindung war, sondern sie sich in einem begeisterten Kopfe ganz von selbst zusammenstellten, wie dies ja auch noch jetzt im-

---

1) Bembo, Prose, I, pag. 30. Giambullari, Orig. della ling. fior., p. 242. Quadrio, Storia et Rag. d'ogni Poesia, IV, p. 299. Andrès, Orig. Progr. etc., T. I, p. 311. Muratori, Antiq. ital., Diss. 40. Ginguené, Hist. litt., T. I, p. 250. Sismondi, Litt. du Midi, I, p. 64.

2) Fauchet, De la Langue et Poesie franç., I, chap. 3 et 7. Pasquier, Recherches de la France, Livr. VII, chap. 3.

3) S. darüber Giornale de' Letterati d'Italia, Tom. VII, pag. 269.

mer der Fall ist. So hat also jedes Volk seine Reime so gut wie seine Dichtkunst gehabt, ohne sie von den andern zu lernen, nur daß der Reim bei dem einen Volk einen sehr untergeordneten, bei dem andern einen Hauptbestandtheil der Poesie ausmachte. Daß der Reim bei jedem Volk früher gebraucht wurde als das Metrum, liegt in der Natur beider, indem das letztere schon eine große Ausbildung der Sprache erfordert. Jede erhöhte Empfindung, besonders der Lust, die sich im Gesang Luft macht, hat die rhythmischen Verse hervorgebracht, die Lust des Augenblicks gab sie ein, ein gewisser Takt machte sie gesanggerecht, und der Reim unterschied die einzelnen Verse, wobei weder die Beobachtung des Metrums noch des Accents den Improvisator beschränkte. Von dieser Art waren wahrscheinlich jene ausgelassenen Lieder, welche die Soldaten und das Volk bei den römischen Triumphaufzügen sangen. Livius erwähnt ihrer mehrmals (Libr. 4. 5. 7. 28. 39) und nennt sie versus incompositos ac rudes. Auch in Athen sangen (nach Maximus Tyrius, Serm. 21) die Landleute rhythmische Verse, wenn sie von der Ernte oder Weinlese lustig in die Stadt einzogen, und ihre Lieder improvisirten. Der Gebrauch dieser Verse ist also, wie es scheint, uralt, ihre Composition die rohste und leichteste, und daher bei den untern Volksklassen immer im Gebrauch gewesen. Nach Rom kamen sie, wie Livius (Libr. VII, cap. 2) sagt, durch die etruscischen Spieler, fanden bald bei der römischen Jugend Aufnahme und Nachahmung [1]), und wurden Fescenninische Verse genannt (von der etruscischen Stadt Fescennia). Besonders wurden sie bei den Vornehmern zu den ausgelassenen Hochzeitliedern angewendet, und kamen daher bald in schlimmen Ruf, abgesehen davon, daß die höhere Dichtkunst die rhythmischen Verse überhaupt nie zuließ. Nur die ersten Dichter aus der Zeit, wo die Sprache noch durchaus roh war, dichteten in rhythmischen Versen, und selbst mit Reimen, wie man denn einige von Ennius kennt. [2]) Mit

1) Livius, im Anfang des 7. Buchs: Imitari deinde eos (ludos etruscos) juventus simul inconditis, inter se jocularia fundentes, versibus coepere.

2) Coelum mitescere, arbores frondescere,
Vites laetificae pampinis pubescere,
Rami baccarum ubertate incurvescere.

der Ausbildung der lateiniſchen Sprache und der Veredlung der Dichtkunſt durch die griechiſchen Muſter verſchwand der Reim gänzlich, und das Metrum trat an ſeine Stelle. Zur Zeit der Klaſſiker gab es alſo zwei verſchiedene Dichtarten bei den Griechen und Römern, die plebeiſche oder rhythmiſche, von der das gemeine Volk nicht abging, und die ſich auch bei fröhlichen Gelegenheiten, beſonders Hochzeiten, unter die Gebildetern einſchlich, und die edlere oder metriſche, die ganz ausſchließlich von den beſſern Dichtern angewendet wurde.[1]) Ungeachtet der ausdrücklichen und ſehr deutlichen Zeugniſſe der klaſſiſchen Dichter, daß ſie die rhythmiſchen Verſe und beſonders den Reim nie gebrauchten, hat man ſich in neuerer Zeit, zumal in Italien, alle Mühe gegeben, um bei ihnen Reime zu finden. Selbſt im Homer haben ſcharfſinnige Gelehrte einige, obgleich ſehr wenige, erwiſcht; es ſind meiſt ähnlich lautende Perſonennamen, die ſich zufällig zuſammenfanden. Deſto reicher ſchien die Ausbeute in den lateiniſchen Klaſſikern, und Einige, die in Virgil und Horaz wahrſcheinlich nichts Beſſeres zu finden wiſſen, haben doch wenigſtens eine erſtaunliche Menge Reime aus ihnen zuſammengebracht, worin aber, wenn man ſie nach dem Metrum lieſt, ſich meiſtens keine Spur von Reim entdecken läßt. Kommen ja einmal gereimte Endungen vor, ſo ſind ſie ein Werk des Zufalls und keine Abſicht dabei zu erkennen; im Gegentheil ſieht man aus allen Schriften der Klaſſiker, und beſonders aus einer Stelle des Ser-

---

Haec omnia vidi inflammari,
Priamo vi vitam evitari,
Jovis Aram sanguine turpari.

Cicer. Tuscul. I. Vgl. Quadrio, Libr. II, Dist. II, cap. 2. Muratori, Ant. Diss. 40.

1) Cicer. de Oratore, III, 49. Nec sunt haec rhythmicorum ac musicorum acerrima norma dirigenda. Horat. Epist. II, 1, 145 und beſonders 157:

Sic horridus ille
Defluxit numerus Saturnius, et grave virus
Munditiae pepulere; sed in longum tamen aevum
Manserunt hodieque manent vestigia ruris.

Virgil, Georgicon, Libr. II. nennt dieſe Verſe incomtos Rusticorum versus, und Servius ſagt dazu: Carminibus saturnio metro compositis, quae ad Rhythmum solum Vulgares componere consueverunt.

vius zu Virgil, daß sie den Reim als etwas Fehlerhaftes vermieden. [1])

Je mehr die klassische Poesie in Verfall gerieth, desto mehr machte sich die Volkspoesie mit ihrem Rhythmus geltend, und sie nahm zuletzt ganz wieder den Platz ein, der ihr vor Ennius gehört hatte. Schon ehe das Latein aufhörte, eine lebende Sprache zu sein, waren die Regeln der Quantität vergessen, oder durch eine accentuirte Aussprache ersetzt. Commodianus, ein christlicher Schriftsteller (gegen Ende des 13. Jahrhunderts, nach Andern unter der Regierung Constantin's), hat uns ein in metrischer Beziehung sonderbares Werk hinterlassen, eine Satire gegen den heidnischen Aberglauben. Seine Hexameter richten sich großentheils nach dem Accent, statt nach der Quantität der Silben. Der Anfang desselben lautet:

Praefatio nostra viam erranti demonstrat,
Respectumque bonum, cum venerit saeculi meta,
Aeternum fieri, quod discredunt inscia corda.
Ego similiter erravi tempore multo,
Fana prosequendo, parentibus insciis ipsis.

---

1) Zu Aeneid. II, v. 56. Trojaque nunc staret Priamique arx alta maneret, macht Servius die Anmerkung: Stares si legeres, maneret sequitur, propter ὁμοιοτέλευτον. — Es konnte übrigens kaum anders geschehen, als daß manche Verse einen ähnlich lautenden Ausgang hatten, selbst, wenn die Dichter gar nicht daran dachten. Wir theilen einige von diesen entdeckten Reimen aus Virgil und Horaz mit, um zu zeigen, auf welche Höhe jene Philologen die Dichtkunst der Römer zu stellen mußten:

Totaque thuriferis Panchaïa pinguis arenis.
Hic vero subitum, ac dictu mirabile monstrum.
Et premere et laxas sciret dare jussus habenas.
Cornua velatarum obvertimus antennarum.

Nec venenatis gravida sagittis.
Pone me pigris ubi nulla campis
Arbor aestivâ recreatur aurâ,
Aut in umbrosis Heliconis oris
Aut super Pindo gelidove in Haemo etc.

Natürlich zwei Ablative in a oder o, zwei Accusative in as oder os müssen sich reimen. So hat Cicero auch in Reimen geschrieben. Selbst Ginguené läßt sich irren, und findet in Tibull, Ovid und Propertius eine Menge Reime.

Abstuli me tandem inde, legendo de lege.
Testificor Dominum, doleo, proh! civica turba
Inscia quod perdit, pergens deos quaerere vanos.
Ob ea perdoctus ignaros instruo verum.

Oft gibt Commodianus manche Reihen für Verse aus, die man, selbst nach seinem System, gar nicht scandiren kann, wie:

Paratus ad epulas, et refugiscere praecepta,

oder:

Capillos inficitis, oculos fuligine relinitis.

Hallam (Europe during the Middle Ages, Vol. IV, p. 100), von welchem ich diese Stellen genommen habe, hält es für wahrscheinlich, daß Commodianus in Afrika dichtete, wo die lateinische Sprache am wenigsten rein geschrieben wurde.

Am Ende des 4. Jahrhunderts griff der heilige Augustinus die Donatisten, ebenfalls mit den Waffen der Satire, an, und zwischen seinen und des Vorigen Versen ist ein merklicher Schritt der Zeit sichtbar. Beider Schriften waren für das Volk; aber wenn Commodianus doch noch eine Art von Hexameter anwendete, so schien dieses Versmaß zu Augustinus' Zeit dem Volk schon ganz fremd geworden, und in seinem Gedicht erblicken wir den Reim. Der Anfang desselben lautet:

Abundantia peccatorum solet fratres conturbare;
Propter hoc Dominus noster voluit nos praemonere,
Comparans regnum coelorum reticulo misso in mare,
Congreganti multos pisces, omne genus hinc et inde,
Quos cum traxissent ad littus, tunc coeperunt separare,
Bonos in vasa miserunt, reliquos malos in mare.

Aus dem Lateinischen könnte also freilich der Reim in den neuern romanischen Sprachen abgeleitet werden (wie besonders Velasquez in seiner Geschichte der spanischen Dichtkunst die Uebereinstimmung zwischen den lateinischen und den frühsten spanischen Reimen deutlich zeigt), aber nicht aus dem klassischen Latein, sondern aus dem der Kirchenväter und Päpste, die sich bekanntlich meistens aller Klassicität entäußerten, und mit ihren Reimen schon zu einer Zeit ans Licht traten, wo das Latein noch in seiner alten Reinheit geschrieben wurde, wie z. B. der heilige Augustinus ein Zeitgenosse Claudian's war. Die geistlichen Schriftsteller waren demnach die ersten neuern Reimer, und zwar besonders in ihren an

das Volk gerichteten Schriften, während ihre philosophischen Abhandlungen in einem ernstern und würdigern Styl geschrieben sind. Der Sinn des Volks reichte nicht mehr zu dem edeln Versbau Horazens und Tibullens hinauf; es verlangte andere Mittel, um die Sprüche und Lehren, die schon eine verdorbene Sprache zum Organ wählen mußten, zu verstehen, zu fühlen, im Gedächtniß zu behalten, und diese gaben ihm seine ersten Religionslehrer in den gleichlautenden Endsilben. Der Verfall der Prosodie läßt sich auch in den spätern Jahrhunderten verfolgen. Die geistlichen Dichter Galliens zeigten für dieselbe im 4. und 5. Jahrhundert wenig Geschmack und Achtung. Ein an den Grafen Arbogasti von dem Bischof von Toul, Auspicius, gerichtetes Gedicht (wahrscheinlich schon vor dem Einfall Klodwig's) ist ohne alle Rücksicht auf die Quantität geschrieben. Dessen Anfang:

Praecelso exspectabili bis Argobasto comiti,
Auspicius, qui diligo, salutem dico plurimam.
Magnas coelesti Domino rependo corde gratias
Quod te Tullensi proxime magnum in urbe vidimus.
Multis me tuis artibus laetificabas antea,
Sed nunc fecisti maximo me exsultare gaudio.

Noch viel schlechter sind Chilperich's lateinische Verse aus dem folgenden Jahrhundert.

So stieg also der lateinische Reim auf dem Verfall des Geschmacks, der Wissenschaft und Kultur zu immer höherer Würde. Zuerst kaum dem Witz der Soldaten und des Pöbels dienend oder der ausschweifenden Lust eines Hochzeitstaumels, verband er sich bald mit der ernstern Satire, und ward eine Waffe zur Abwehr des Heidenthums und zur Vertheidigung heiliger Interessen; durch solchen Gebrauch geadelt stimmte er nun auch zum Lobe Gottes und der Heiligen, und selbst die erhabene Hymne verschmähte ihn nicht mehr. Dies begann schon unter den christlichen römischen Kaisern, noch mehr aber unter den germanischen Königen, obgleich zu dieser Zeit noch gute Dichter vorkommen, und die Schriftsteller des Mittelalters unterschieden sehr genau metrische und rhythmische Verse. Der heilige Bonifacius, Bischof von Mainz, um 740, schreibt in seinem vierten Brief: Obsecro, ut mihi Aldhelmi Episcopi aliqua opuscula, seu Prosarum, seu Metrorum aut Rhythmicorum dirigere

digneris. Im Jahre 1195 rühmt Sylveſter Giraldus in ſeinem Speculum Ecclesiae, Libr. IV, cap. 16 von einem gewiſſen Golia, daß er Carmina famosa pluries et plurima, tam metrica quam rhythmica evomuit.[1]) Vorherrſchend war der lateiniſche Reim ſeit dem 6. Jahrhundert, wie man aus vielen Monumenten dieſer Zeit erſehen kann. So begegnen uns eine Menge Reime in dem Werk des heiligen Columbanus: De Vanitate Vitae:

Differentibus vitam mors incerta surripit:
Omnes superbos, vagos moeror mortis corripit etc.

Plerique perpessi sunt poenarum incendia,
Voluntatis lubricae nolentes dispendia etc.

Der Anfang zu dieſen lateiniſchen Reimen des Mittelalters ward wahrſcheinlich mit den leoniniſchen Verſen gemacht, wie man eine Art Hexameter nannte, deren Mitte und Ende zuſammen reimten. Ihr Name ſoll von einem gewiſſen Leonio oder Lionino, Mönch in St. Victor in Marſeille (im 12. Jahrhundert), herſtammen, der aber nicht der Erfinder, ſondern höchſtens der Vervollkommner dieſer geſchmackloſen Verunglimpfung des prachtvollen Hexameters geweſen ſein kann; denn die leoniniſchen Reime kommen ſchon viel früher vor. Crescimbeni (in dem 1. Buch des I. Bds. ſeiner Comment. alla Storia della Volg. Poesia) citirt den Tractat des Theodolus: Von der Verachtung der Welt, der ſchon 480 geſchrieben war, und leoniniſche Reime enthält, wie:

Pauper amabilis et venerabilis est benedictus,
Dives inutilis, insatiabilis est maledictus, etc.,

ſodann die Vorſchriften der alten ſalernitaniſchen Schule, um 1100:

Ova recentia, vina rubentia, pinguia jura,
Cum simila pura naturae sunt valitura.

Oder:

Coena brevis vel coena levis fit raro molesta:
Magna nocet, Medicina docet; res est manifesta.

Auch Muratori gibt in ſeiner 40. Diſſertation viele Beiſpiele von früheu leoniniſchen Reimen, wie die Inſchrift in einem von Beliſar 538 zu Rom gebauten chriſtlichen Tempel:

---

1) Muratori, Ant. Diss. 40.

Hanc vir patricius Vilisarius urbis amicus
Ob culpae veniam condidit ecclesiam.
Hanc idcirco pedem sacram qui ponis in aedem,
Ut miseretur eum, saepe precare Deum.

Wenn aber Einige dieſe Inſchrift in das 10. Jahrhundert verſetzen wollen, ſo hat der heilige Auguſtinus um 393 ſchon eine Menge ſolcher Reime geſchrieben, beſonders in ſeinem Pſalm Contra partem Donati. Im 11. Jahrhundert wurde aber der Gebrauch der Reime allgemein, wie einige Verſe in dem Gedicht des Mönches Othlonus, 1050, beweiſen:

Porro quod interdum subjungo consona verba,
Quae nunc multorum nimius desiderat usus,
Hoc quoque verborum plus ordine convenienti,
Insuper antiqua de consuetudine feci.

Muratori (a. a. O.) gibt noch eine Menge Reime aus dem 11. und 12. Jahrhundert, und überhaupt waren von da an keine Epitaphien, Inſchriften, Hymnen und andere Poeſien, wo nicht der Reim der Hauptſchmuck wäre. In derſelben Zeit entſtand eben auch die provenzaliſche und bald darauf die italieniſche Poeſie.

Wir laſſen daher unentſchieden, ob die Provenzalen ihren Reim ganz allein den Arabern verdanken, oder auch ohne dieſe nach und nach für ihre Geſänge herausgefunden hätten. Dennoch möchten mehr Gründe für die Araber ſprechen. Die einzigen den Provenzalen bekannten Reimer vor ihnen waren die Araber und die geiſtlichen Dichter. Allein es iſt nicht denkbar, daß Wilhelm von Poitiers oder die erſten ſpaniſchen Dichter zu ihren ausgelaſſenen und fröhlichen Gedichten, die dem Geſang und Tanz Worte geben ſollten, ihre Reimmuſter von den Kirchenvätern genommen hätten. Die ganze Aehnlichkeit nach Inhalt, Zweck und Form der Gedichte beweiſt den arabiſchen Urſprung. Es wäre auch nichts natürlicher, als die Araber zu Lehrern in der neuen Reimkunſt anzunehmen. Die Spanier und Provenzalen ſahen täglich und hörten die Araber in ihrer Sprache dichten, in gereimten Verſen ihre Liebe und Leidenſchaft beſingen, und durch die Grazie und Anmuth ihrer Einfälle und Verſe alle Zuhörer vergnügen und begeiſtern. Ein ſolches Beiſpiel war anregend und zur Nachahmung und weitern Ausbildung ermunternd; die ſchleppenden lateiniſchen Reime der Kirchenväter hätten nie ange-

regt.[1]) Es ist wahr, daß den Arabern von ganz Europa viele ausgezeichnete Männer zuströmten, um ihre Wissenschaften, Keiner aber, um ihre Poesie zu lernen. Allein eben weil die Richtung jener ersten Zeit im 10. und 11. Jahrhundert rein wissenschaftlich war, konnte die Poesie nur in dem heitern Gepränge des jugendlich schwärmerischen Ritterthums ihren Boden finden, und wanderte mit diesem von den Arabern aus; sie ward gleichsam nur durch Anschauung geweckt.[2]) Dabei ist aber auch nicht zu verkennen, daß die Provenzalen durch ihre ungebildete Sprache nothwendig zu einem solchen Hülfsmittel des Reims hingewiesen wurden; auch ist die Ausbildung desselben und die Anwendung zu unendlichen Formen und Dichtarten ihr Werk. Von ihnen aus verbreitete er sich dann in die eben entstehenden romanischen Sprachen, und war in ihnen lange Zeit, und ist noch in der französischen Sprache, ein Hauptbestandtheil der Poesie.[3]) In der italienischen Sprache war er es bis zum 16. Jahrhundert, wie er denn überhaupt in allen romanischen Sprachen seine Alleinherrschaft nur schwer verloren hat. Der Vers der Italiener hat sich, nach dem eignen Urtheil ihrer Gelehrten, weit von der Harmonie und Melodie des lateinischen entfernt, und das italienische Metrum nähert sich sehr der Prosa, ja es unterscheidet sich

---

1) Andrès, Orig. Prog. e Stat. att. d'ogni Lett., Tom. II, cap. 11, pag. 198.

2) Castelvetro behauptet gegen Bembo, daß die Sicilianer schon vor den Provenzalen die Dichtkunst gepflegt haben. (Giunte alle Prose del Bembo. Ed. di Napoli, 1714, p. 38). Er stützte sich auf die Stelle in Petrarca's Praefatio ad Epist. famil.: Pars mulcendis vulgi auribus intenta suis et ipsa legibus utebatur. Quod genus apud Siculos (ut fama est) non multis ante saeculis renatum brevi per omnem Italiam ac longius manavit; apud Graecorum olim ac Latinorum vetustissimos celebratum, si quidem et Romanos vulgares rhythmico tantum carmine uti solitos accepimus; — und dann auf die schon angeführten Verse in dem Trionfo d'Amore, c. 4. Beide Beweise sind aber nicht genügend, denn es ist jedenfalls sicher, daß Wilhelm IX. von Poitiers schon am Ende des 11. Jahrhunderts dichtete, während sicilianische Gedichte erst am Ende des 12. Jahrhunderts vorkommen, außerdem, daß die ersten Sicilianer auch nur Provenzalen waren.

3) Die Versuche des Grafen von St. Leu, in französischen ungereimten Versen zu dichten, sind ganz verunglückt.

ſo wenig von derſelben, daß man auf jeder Seite eines jeden Buchs in italieniſcher Proſa eine Menge Verſe in allerlei Metren findet; die Sprache bedurfte alſo etwas, das die verlorne Harmonie einigermaßen erſetzte, und dies war der Reim.[1]) Schon Quadrio (Libr. II, Distinz. IV, cap. 2) behauptet geradezu, der Reim ſei in der italieniſchen Poeſie ſo nothwendig, daß ohne ihn der Vers bloße Proſa ſei, er mache die Schönheit und eigentliche Seele des Verſes aus. Wenn dieſe Aeußerung übertrieben iſt, und von der an mehren Orten geäußerten ſtarken Vorliebe Quadrio's für den Reim herrührt, ſo entbehrt ſie doch nicht alles Grundes. Der Italiener hat einen eignen Sinn für die vollendete Form, und weiß ſelbſt geringfügigen Dingen ein geſchmackvolles Aeußere zu geben. Selbſt der gemeinſte Mann kann nicht umhin, ſeinen zerriſſenen Mantel in einige maleriſche Falten zu zwingen; Ordnung und Reinlichkeit ſind in den Häuſern und bei den Einwohnern meiſtens entbehrliche Eigenſchaften, aber Alles muß ein kunſtgerechtes Anſehen haben, und Reiſende haben ſchon mehrfach den Inſtinkt der Italiener bewundert, maleriſche Gruppen zu bilden. Auch im politiſchen Leben wurde, obgleich die Lage der Bürger meiſt dieſelbe blieb, beſtändig an der Staatsform gerüttelt, und ſelbſt die Kirche gründete ihre Weltherrſchaft nur durch die beſtimmteſte und ausgeprägteſte Form, welche ſie ihrem Syſtem gab. So war alſo von jeher der Sinn des Italieners auf die Form gerichtet; auch die Form ſeiner Gedanken, die Sprache, fand vielfache Pflege, und gelangte in unglaublich kurzer Zeit faſt zu ihrer Vollendung. Und ſo mag es nun ein, wenigſtens von den Italienern ſehr begierig aufgenommenes Geſchenk der Provenzalen oder ein Zug des Volkscharakters ſein; die Poeſie trat ebenfalls gleich von Anfang in die Form heraus, und verließ dieſe nur ſelten, um von ihrer höhern Stellung zu leuchten. Selbſt viele Gedichte des Petrarca verdanken nur der Feinheit und Anmuth der Sprache ihren Werth, den ihnen der Inhalt niemals geben kann. Dieſe Vorliebe für die Form war zum Theil auch wohl begründet in der Anwendung, die man in der erſten Zeit von der Poeſie machte. Nicht für prüfende Gelehrte,

1) Pignotti, Del Rinascimento delle Scienze e Lett., pag. 60, im IV. Bd. der Storia della Toscana.

ſondern für heitere, ausgelaſſene Geſellſchaften wurde gedichtet; die Geſänge ſollten nicht durch ihren Inhalt den Geiſt der Leſer erheben, ſondern mehr das Ohr der Zuhörer entzücken, oder ſie dienten zum Ausdruck der geſelligen Fröhlichkeit. Daher ihr leichter Inhalt und ihre ſchwere Form, und die größten Dichter, Dante, Boccaccio u. ſ. w., verſchmähten es nicht, ſich in den verwickeltſten und gezwängteſten Formen abzumühen. [1])

Es war eine Gewohnheit der alten Reimer, zwei Verſe in eine Linie zu ſchreiben, wie aus einem Sonett von Franceſco da Barberino, 1290, hervorgeht:

Testo d'un erba, ch'a nom zantilina, fa la mia donna zioiosa partire:
Testo d'un altra, ch'è plu menutina, e gran casone del meo rezoire:
Testo di molta menor persolina, fa basso cor en gran donna gradire:
Testo che nova foia raglina, caro di flato bramoso di gire:
Testo con testo bagnando si scura, che move quella per mie zioie contare,
Il bel parlare, e l'onesto semblante. Testo con testo altra mainera aclusa
Che l'una si mostra per claro diamante, e l'altra cela il splendor che ivi tant' è.
Di testo en testo ancor zia tanto testo,
Che non porei la glosa star nel sesto.

---

1) Selbſt Quadrio behauptet noch zu einer Zeit, wo die Dichtkunſt billig höher geachtet werden ſollte, alles Ernſtes, die italieniſchen Dichter arbeiteten nur dahin, das Ohr zu vergnügen, und die Verſe dienten nur zur Erleichterung des Gedächtniſſes. (Libr. II, Distinz. III, cap. I). — Gravina iſt wohl der einzige Grammatiker der Italiener, welcher dem Reim den Krieg machte: Nachdem man, ſagt er in ſeiner Ragion poetica, Vol. I, Libr. II, pag. 723, den feinen und gefälligen Fall des Verſes, der aus dem Silbenmaß entſteht, verloren hatte, s'introdusse quella grossolana, violenta e stomachevole distinzion delle desinenze simili.

Die älteſten Dichter waren übrigens nicht allzugewiſſenhaft in ihren Reimen, und man findet oft poi mit cui, dolere mit mandare, regni mit maligni, coloro mit azzurro gereimt. Jenen Reim regni mit maligni hat ſich noch der König Robert von Neapel († 1342) zu Schulden kommen laſſen.

Die Reime Petrarca's sind in der Ubaldinischen Ausgabe auf dieselbe Art gedruckt, wie sie auch der Dichter schrieb. Ueberhaupt sind in allen alten Handschriften nicht nur die Sonette, je zwei in eine Zeile, sondern auch die Canzonen von Strophe zu Strophe wie in Prosa geschrieben.

Es gibt im Italienischen drei Arten von Reimen: Rime piane, mit dem Accent auf der vorletzten Silbe, Rime sdrucciole, mit dem Accent auf der vorvorletzten Silbe, und Rime tronche oder rotte, welche den Accent auf der letzten Silbe haben. Der Gebrauch der versi rotti gerieth kurz nach Petrarca, welcher meist nur siebensilbige Verse dafür anwendete, in Verfall, kam aber gegen Ende des 15. Jahrhunderts stark wieder auf, wie die Rime von Tibaldeo, Serafina dall' Aquila, Girolamo Benivieni und vieler Andern beweisen, dann gerieth er im 16. Jahrhundert in Vergessenheit, und ward im 17. wieder sehr beliebt; die Canace, eine Tragödie von Sperone Speroni, ist voller versi rotti jeder Art. Das ästhetische Gesetz erlaubte den Dichtern nur als höchstes Maß elfsilbige Verse. Doch wurde es hin und wieder, sehr geschmacklos, überschritten. Der Gebrauch der zwölfsilbigen sdruccioli, d. h. mit dem Accent auf der zehnten Silbe, ist in Toskana sehr alt, obgleich er mit wenig Glück angewendet wurde, und der Poesie ein sehr prosaisches Ansehen gab. In einem Manuscript der Chisiana, das eine Sammlung von Poesien des 13. und 14. Jahrhunderts enthält, befindet sich ein Sonett des Florentiners Andrea di M. Bindo Bisdomini, das ganz in sdruccioli geschrieben ist. Auch zwölfsilbige Verse mit dem Accent auf der elften Silbe finden sich hier und da unter andern vermischt, wie in dem Pataffio des Brunetto Latini:

Pe' falli de' folli, che ton troppo felli
Che fanno le fiche con fioca favella.

Alessandro de' Pazzi, in der Mitte des 16. Jahrhunderts, schrieb mit solchen Versen ganze Komödien und Tragödien.

Die Sache war einmal in den Gang gebracht, und wurde bald übertrieben. Francesco Patrizio erfand dreizehnsilbige Verse, und nannte sie heroische; er schrieb darin sein Gedicht l'Eridano (Ferrara, 1557) mit einem Aufsatz über die Bildung dieser Versart. Der Anfang seines Gedichts lautet:

O sacro Apollo, tu che primo in me spirasti
Questo mio nuovo altero canto, e voi, che intorno,
O sacre Muse, a me danzaste, allorche lieto etc.

Luigi Alamanni übertrieb noch ärger. Er erfand ſich ein sdrucciolo von 16 Silben, und ſchrieb darin ſeine Komödie Flora. Ein Beiſpiel davon:

E' mi conviene ogni mese, com' hor, venire a rendere
I miei conti in Villa a Simone, il qual sempre dubita,
Che tutti i fattor, c' hanno le sue faccende in mano, il rubino etc.

Endlich meinte der Abt von Guaſtallo, Bernardino Baldi (1600), der heroiſche Vers müſſe 18 Silben haben:

Non da terrena Musa, non da fallace imaginato Nume,
Come già feci errante, cheggio, Signor, la sospirata aita
Solo in te suo principio, fine havrà in te de le mie labra il suono.

Außer allen dieſen hatten die Italiener noch eine Menge beſonderer Versarten, die alle bloß in einer mehr oder weniger gezwängten Form beſtanden, versi semiletterati, metrici, reciprochi, incatenati, repetiti, isolettici, correlativi, und andere. Unter ihnen ſind noch beſonders zu bemerken in den Canzoni der älteſten Dichter die Rimate alla Provenzala, worin die Reime theils am Ende, theils am Anfang oder in der Mitte der Verſe angebracht waren, z. B. in der Canzone von Rinaldo d'Aquino:

Cantando in lor manera
In fra la Primavera, che ven presente
Frescamente così fronduta
Ciascuno invita d'aver gioia intera.
— — — — — — —
E li versi novelli
Che fan sì dolci, e belli, e divisati
Lor trovati a provasione
A gran tenzone stan per li arbuscelli.

Die Reimſucht erreichte ihren Gipfel in der Leporeambiſchen Manier, welche den Reim in allen Ecken und Enden des Gedichts anzubringen ſuchte. Dieſe geſchmackloſe, höchſt ermüdende Reimart ſcheint ſchon in den älteſten chriſtlichen Zeiten bekannt geweſen zu

ſein; denn in einer Hymne des heiligen Auguſtin kommen folgende Leporeambiſche Reime vor:

Abest limus, deest fimus, lues nulla cernitur.
Hyems horrens, aestas torrens illic nunquam saeviunt.
Flos perpetuus rosarum ver agit perpetuum.
Gaudent lilia, rubescit crocus, sudat balsamum.
Virent prata, vernant sata, rivi mellis influunt.

Sie wurde aber erſt recht in die Poeſie eingeführt durch Lodovico Leporeo, der einen dicken Band Sonette und Canzonen auf dieſe Art ſchrieb, und dafür die Ehre genoß, ihr ſeinen Namen zu geben. Hier zur Probe ein Sonett von Pucciandone Martello, von Piſa (13. Jahrhundert):

Similemente gente criatura,
La portatura pura et avenente,
Faite plagente mente per natura,
Siche 'naltura cura vo la gente.
Callor parvente nente altra figura
Non a fattura dura certamente,
Però neente sente di ventura,
Chissua pintura scura no prezente.
Tanto doblata data vè bellessa
Et adornessa messa con plagensa,
Cogna chei pensa sensa permirata;
Però amata fata vonnaltessa,
Che la fermessa dessa conoscensa
In sua sentensa bensa onorata.

Von der Seſtine iſt ſchon die Rede geweſen; ihr ziemlich ähnlich iſt die Diſteſe, worin die Verſe einer Stanze nicht unter ſich, ſondern mit den Verſen der folgenden Stanze reimen. Beide Versarten, ein Vermächtniß der Provenzalen, die aber eigentlich erſt nach Dante recht in Gebrauch kamen, wurden hauptſächlich für die Canzoni angewandt. Zu den vorhandenen Reimarten erfand ſich Dante die Terza Rima für ſein großes Weltgedicht, Boccaccio die Ottava Rima für das Epos, in ſeiner Teseida, Fra Guittone ordnete den Reim des Sonetts, und ſpäter, im 15. Jahrhundert, erfand Poliziano den dithyrambiſchen Vers.

Betrachten wir nun kurz die hauptſächlichſten Dichtarten, zu welchen jene Reime den Grund gelegt haben. Die Cobola oder

Cobbola oder Gobola, obgleich auch jede lyrische Composition in sich begreifend, scheint von Francesco Barberino auf gewisse kleine Gedichte von gereimten Versen beschränkt worden zu sein, wie z. B.:

A pelago laudato
Mal pescar ò trovato
Et ancora il nascoso
Troviam pericoloso.
Pigliate al communale
Di cui sai loco, e fondo, e quanto vale.

Das Mottetto, ein ähnliches Gedicht, aber kleiner, geht der Regel nach nicht über die Zahl von fünf Versen hinaus. In Barberino's Gedichten finden sich deren von jeder Art:

Ognun che parla, non parla, ma tace:
Ciascun, che dorme in pace,
Vita fa male, è dottrina verace.

Die Frottola oder Frotta war ein Gemisch von Sprüchwörtern, Gnomen u. s. w., ohne Ordnung zusammengereiht; ein Beispiel von Ranieri de' Samaritani:

Comen Samaria nato for di se:
Fermo lo nome sovra quello cagio
Così come ver voi son dricto in se:
Messere Polo però del senno cagio
Sono vi mando canvero Dio se
E ki rincontra lui vantene cagio
Ludite volte mante,
Ad anime camante:
Probate son parole:
Dicio ke so parole.

Die älteste Dichtart war die Canzone, deren Erfinder der Provenzale Gherardo di Bornello gewesen sein soll. Die Italiener bildeten sie sehr aus, und gaben ihr mannigfaltige Erweiterungen. Die Hauptreimarten der Canzoni waren die Sestine und Distese, und in der Regel sollte die Zahl der Stanzen fünfzehn nicht überschreiten; doch gab es außerordentlich viele Arten dieser beliebten Dichtung, alle verschieden nach der Länge der Verse, der Stanzen, der Vertheilung der Reime u. s. w., und jedes Jahrhundert hat deren neue hervorgebracht.

Eine Eigenheit der alten Canzoni war das Commiato, die letzte Stanze oder auch nur einige Schlußverse, an das Gedicht selbst gerichtet, eine Art Segensspruch bei seinem ersten Ausgang aus der Hand des Dichters; wie z. B. das Commiato in der Canzone von Odo dalle Colonne von Messina:

Va canzonetta fina
Al buono aventuroso
Ferilo a la corina
Sal truovi disdegnuoso
Ma ferilo chil tene
Ancidela sen fallo
Poi faccia cha me vene
Lo viso di cristallo
E sarò fuor di pene
Et havrò allegranza, e gusto.

Im 17. Jahrhundert war das Commiato etwas außer Gebrauch gekommen, später erscheint es aber wieder.

Die Canzonetta haben auch schon die ältern italienischen Dichter gehabt, sie sind aber in Styl und Charakter sehr gegen die neuern zurück. Derselbe ist leicht und familiär und nicht verschieden von dem Styl der andern lyrischen Dichtarten, aber die spätern Dichter wußten ihm die ganze Grazie und Anmuth zu geben, welche Anakreon seinen einfachen Liedern eingehaucht hat. Hier mag ein älteres von Francesco Barberino folgen:

La pazienza
Qui comenza;
E fatti dimostranza,
Che sofferenza
Par che venza
E parte di Costanza.

Ma per tanto
Che da canto
Amor la manda quinta.
Fa che l'oda;
Che più soda
Serà in te pinta.

Sua figura
Sta secura
Ad un' altra, che pare
Che le voglia
A mala voglia
Una gautata dare.
Quinci prendi;
Se contendi
Al gran ferir d'Amore;
Ne averai
Ne troverrai
Del suo sommo dolzore.
Veste à spernata
Ch' ell' è stata
Da molti percossa.
Così pensa
Graza offensa,
Se da Amor la mossa.

Das Sonett iſt eigentlich eine Erfindung der Provenzalen, nur hatte es bei ihnen eine andere Geſtalt und glich ziemlich der Canzone. Dieſe provenzaliſche Art war auch bei den Italienern ein Jahrhundert lang in Gebrauch, bis Guittone von Arezzo (nach der allgemeinen Annahme) ihm die jetzige bekannte Geſtalt gab. Uebrigens finden ſich gleichzeitig mit ihm viele andere italieniſche Sonettendichter, wie Pier delle Vigne, Girolamo Terramagnino, Pucciandone Martello, Lapo Salterello, Maſerello von Todi, Guido Guinicelli und viele Andere. Bis die Form des Sonetts feſtgeſtellt war, finden ſich manche Freiheiten in demſelben, Sonette von 13, 15 bis 20 und mehr Verſen, dann von elf- und ſiebenſilbigen Verſen, entweder rein oder beide vermiſcht. Ferner ſind an die Sonette noch ein, zwei oder drei Verſe angehängt, worin ſich meiſt der Dichter demjenigen empfiehlt, an den das Sonett gerichtet iſt, wie der Schluß bei einem Sonett des Antonio da Faenza:

Servo son vostro, e con amor sincero
A piacer vostro tutto mi profero.

Man nannte dies Sonetto colla coda. Dieſe Coda, welche zuerſt an ernſte und ſcherzhafte Sonette nach Laune angehängt

wurde, ging auch zu den Neuern über, welche ihr aber beſtimmte Regeln gaben, ſie auf drei Verſe beſchränkten, wovon der erſte mit dem letzten des Sonetts und die beiden andern unter ſich reimen ſollten, und ihren Gebrauch nur in burlesken Sonetten erlaubten. — In der erſten Zeit finden ſich auch häufig, ſelbſt unter Dante's Gedichten, die ſpäter ganz außer Gebrauch gekommenen Sonetti rinterzati oder doppii, wovon hier ein Beiſpiel von Fra Guittone folgen mag:

O benigna, o dolce, o preziosa,
O del tutt' amorosa
Madre del mio Signore, e Donna mia,
O refugio a chi chiama, o sperar osa
L'alma mia bisognosa
Se tu mia miglior madre aila in obbria.
Chi se non tu misericordiosa,
Chi saggia o poderosa.
O degna 'n farmi amore e cortesia,
Mercè dunque non più mercè sia ascosa,
Ne appaia in parva cosa
Che grave in abondanza è carestia.
Ne sanaria la mia gran piaga fera
Medicina leggiera,
Ma si tutta si fera, e brutta pare
Sdegneraila sanare
Chi gran mastro, che non gran piaga chera.
Se non misera fusse ove mostrare
Se porea ne laudare
La pietà tua tanta e sì vera;
Convien dunque misera
Madonna a te miserando orrare.

Die Ballata war ein Lied, welches, wie auch ihr Name anzeigt, zum Tanz geſungen wurde; ihre ganze Conſtruction, ihre Länge und ihr Inhalt mußte ſich alſo nach dem Charakter des Tanzes richten. Am Schluß der Ballade wurde gewöhnlich noch einmal der Anfang derſelben wiederholt, welchen man daher Ripresa nannte. Um aber dieſe Wiederholung zu vermeiden, pflegten die Dichter auch einen der Ripresa in Zahl und Länge der Verſe und im Reim ganz gleichen Schluß anzufügen, wie

ein Beiſpiel von dem Florentiner Mönch Buonagiunta zeigen wird:

De che fera pesanza
Lo meo cor mantene
Poichè cangio lo bene
Daffor ragione di perir dotanza.
} Ripresa.

Per tal rimasso stato
Meo vivere gravoso
E dubioso di dover morire
E se fosse locato
In vaso grazioso
Est amoroso cesseria languire
Pero meo porgo dire
A tal difinitore
Cui nome dico Amore
Che il soprapeso rendera possanza.
Lo dolce membramente
Che spesso al cor mi vene
Talor di pene mi spero alleggiare
Ma in tal paventamento
In quel punto lo tene
Che sta in mene e non sa che lasciare
Onde merze chiamare
La mia mente non fina
Cui per signore inchina
Che tal sospetto vinca sicuranza.
Contra voler m'avanza
Greve doglia di pene
Se chiamar mi convene
Amor che di gioir rende speranza
} Verſe ſtatt der Ripresa zu ſingen.

Das Madrigale, ein kurzes, gewöhnlich aus einer ungeraden Zahl von ungezwungenen Verſen beſtehendes Gedicht, welches einen artigen Gedanken durchführt, iſt eine provenzaliſche Erfindung, aber der Urſprung ſeines Namens unbekannt. Hier eines aus der erſten Zeit von Guido Cavalcanti:

Se m' hai del tutto obliato mercede,
Già però fede il cor non abbandona:
Anzi ragiona di servire a grato
Al dispietato core.

E qual ciò sente simil, me non crede;
Ma chi tal vede? certo non persona;
Ch'amor mi dona un spirito in suo stato,
Che figurato muore:
Che quando quel piacer mi stringe tanto
Che lo sospir si muova;
Par che nel cor mi piova
Un dolce amor si bono
Ch'io dico: Donna tutto vostro sono.

Eine eigne Dichtart ſind die Echos, versi ecchici, welche ſich in Italien zuerſt von Angelo Poliziano finden (1480). Die Anfangsverſe einer Stanze ſeines Orfeo lauten:

Che fai tu, Ecco, mentre ch'io ti chiamo? Amo.
Ami tu due, o pur un solo? Un solo.

Wir theilen hier ein ſchönes Gedicht dieſer Art von Daniele Barbaro (1560) mit:

Ecco, figlia de i boschi e de le valli,
Ignudo spirto e voce errante e sciolta,
Eterno esempio d'amorosi falli,
Che tanto altrui ridice, quanto ascolta;
S' Amor ti torne ne' suoi allegri balli,
E che ti renda la tua forma tolta,
Fuor d'este valli abbandonate e sole,
Sciogli i miei dubbj in semplici parole.
Ecco, che cosa è il fin d'Amore? Amore.
Chi fa sua strada men sicura? Cura.
Vive ella sempre, o pur s'en' more? More.
Debb'io fuggir la sorte dura? Dura.
Chi darà fine al gran dolore? L'ore.
Come ho da vincer chi è pergiura? Giura.
Dunque l'inganno ad Amor piace? Piace.
Che fin' è d'esso, guerra o pace? Pace.

Dieſe Dichtart ward natürlich in Italien nicht viel angewandt; doch findet ſie ſich hier und da unter den lyriſchen Poeſien von Serafino Aquilano, von Conte di S. Martino, Giambattiſta Amalteo, Tommaſo Mocenigo, Cieco d'Adria. Häufiger brauchte man ſie in der dramatiſchen Poeſie, beſonders in den Farſen des 15. und 16. Jahrhunderts. Auch iſt ein ſehr ſchönes Echo in

Guarini's Pastor fido. Giuseppe de' Curtis brachte in einem phantastischen Drama gar ein doppeltes an:

Nè pur dunque oggi t'odo?
Su Caronte volta a Lete
Col tuo remo il mio rimodo, modo, odo.

Höchst sonderbar war die Manier, Gedichte in mehren Sprachen zugleich zu schreiben, sodaß entweder die Strophen oder selbst die einzelnen Verse in verschiedenen Idiomen abwechselten. Die Erfindung ist ebenfalls provenzalisch, und wird einem gewissen Garins d'Apcher zugeschrieben, die Dichtart selbst aber in einem provenzalischen Glossarium, Manuscript der Laurentiana zu Florenz, als eine Cantilena habens sonos diversos bezeichnet. Bei den französischen Dichtern des 12. Jahrhunderts war diese Gattung sehr beliebt, und sind von ihnen noch mehre Proben übrig. Am merkwürdigsten ist unter ihnen das Gedicht des Provenzalen Rambaut de Vaqueiras († 1226). Er nannte es Descort, Streit, Klage eines Liebenden, welcher weder mit seiner Dame noch mit sich selbst einig ist, und für die Ausbrüche seiner Leidenschaft, um besser die Verwirrung seines verliebten Geistes deutlich zu machen, fünf Sprachen zu Hülfe nimmt. In der ersten Strophe klagt die provenzalische, in der zweiten die italienische, in der dritten die französische, in der vierten die gascognische, in der fünften die spanische, endlich in der sechsten Strophe von zehn Versen nimmt er zu je zwei Versen eine von den fünf Sprachen in der nämlichen Ordnung wie in den Strophen. Wir geben das Gedicht ganz, da es zugleich sehr schön die Verwandtschaft jener fünf Idiome ins Licht stellt:

1. Strophe, provenzalisch.

Aras quan vey verdeyar
Pratz e vergiers e boscatges;
Vuelh un descort comensar
D'amor per que vauc aratges.
C'una Dona m sol amar,
Mas camiatz lès son coratges;
Per qu'ieu fauc dezacordar
Los motz els sos els lengatges.

Uebersetzung:

Wenn ich die Wiesen, Weinhügel und Wälder wieder grünen sehe, will ich eine Klage der Liebe anfangen, von der ich gequält bin. Eine Dame, von der ich geliebt war, hat ihr Herz von mir gewendet, so lass' ich auch verstimmen die Reime, die Töne und die Sprache.

2. Strophe, italieniſch.
(Nach Crescimbeni toskaniſch.)

Jeu sui selh que be non ayo,
Ni enqueras non l'avero,
Per abrilo ni per mayo,
Si per ma dona no l'o
E entendo son lenguaio;
Fa gran beutat dire no so,
Plus fresca es que flor de glaio,
E io no m'en partiro.

Ueberſetzung:

Ich bin der, welcher kein Gut hat noch haben wird, weder für April noch Mai, wenn ich's nicht durch meine Dame habe, und ihre Sprache höre; nicht weiß ich ihre große Schönheit zu beſingen, friſcher als eine Schwertlilie, und nie werde ich mich von ihr trennen.

3. Strophe, franzöſiſch.

Belha doussa Dama chera,
A vos mi don e m'autroy,
Ja n'aurai mes joy entera
Se no vos ai e vos moi.
Molt estes mala guereya,
Se ja muer per bona foy.
Mas per nulha maniera
No m partrai de vosta loy.

Schöne, ſanfte, liebe Dame, dir ergebe ich mich und verpfänd' ich mich; nie werd' ich vollkommene Luſt haben, wenn ich dich nicht habe und du mich. Wohl biſt du mir grauſame Feindin, wenn ich für meine guten Dienſte ſterbe, aber auf keine Art werde ich mich von deiner Gewalt losmachen.

4. Strophe, gascogniſch.

Dauna, io mi rent a bos,
Quar eras m'es bon e bera.
Ancse es guallard' e pros,
Ab que no 'm fossetz tan fera.
Mout abetz beras faissos,
Ab color fresqu' e novera,
Bos m'abetz e si eu 'bs ag os;
No'm sofranchera fiera.

Dame, ich ergebe mich dir, weil du mir jetzt gut und wahr biſt. Immer warſt du froh und ehrbar, wenn du mir nicht ſo grauſam wäreſt. Du haſt offene Miene, mit friſcher Farbe. Du haſt mich, auch hab' ich dich, ich werde meinen Einkauf nicht fehlen.

5. Strophe, ſpaniſch.

Mas tan temo vostre pleido,
Todon soi escarmentado.
Per vos ai pen e maltreito,
E mon corpo lazerado.
La nueit quan jatz e mon leito,

Aber ich fürchte ſo ſehr dienen Zorn, daß ich davon ganz niedergeſchlagen bin. Durch dich hab' ich Mühe und Qual und mein Herz ganz zerriſſen. Wenn

	Ueberſetzung:
Soi mochatz ves resperado. Pro vos cre e non proferto, Falhit soy en mey cuidado, Mais que falhir non cuideyo.	ich Nachts in meinem Bette bin, wache ich oft auf. Ich liebe dich ſehr, und gewinne nichts dabei. Ich bin in meiner Hoffnung betrogen, mehr als ich glaubte betrogen zu werden.

6. Strophe, alle fünf Sprachen.

Prov. Bels cavaliers, tant es cars Lo vostr ouratz senhoratges, Ital. Que cada jorn m'esglayo Ho me lasso que faro; Franz. Si sely que g'ey plus chera Me tua, no sai por quoy. Gasc. Ma dauna fe que dey bos, Ni pe l cap sanhta Quitera, Span. Mon corasso m'avetz trayto, E mout gen faulan furtado.	Schöner Ritter, ſo lieb iſt mir deine ehrbare Seigneurie, daß ich täglich erſchrecke. Ach, ich Unglücklicher, was ſoll ich thun, wenn die, die mir theuer iſt, mich tödtet, ich weiß nicht warum. Denn bei der ſchuldigen Treue, bei dem Haupt der heiligen Quitera, du haſt mir mein Herz entriſſen, und durch deine ſüße Rede geraubt.

Dieſe ſonderbare Manier war zu Dante's Zeit in Italien ſehr beliebt; ſowohl einzelne fremde Wörter als auch ganze Sätze wurden in den Gedichten eingeſchaltet, und man wählte dazu gewöhnlich die italieniſche, provenzaliſche und lateiniſche Sprache. Petrarca ſchränkte dieſe Vermengung auf die beiden erſtern ein, aber im 15. Jahrhundert kam der Gebrauch der lateiniſchen wieder zurück, und italieniſche und lateiniſche vermengten ſich ſo, daß nicht nur Poeten, ſondern auch Proſaiker beide in denſelben Sätzen anwendeten. Dieſe Unnatur war in allen Dichtarten, außer der Tragödie, erlaubt, alle alten Dichter gefielen ſich darin, und ſelbſt Dante ſchrak nicht davor zurück. Außerdem daß in ſeiner Commedia zuweilen fremde Worte vorkommen, gab er noch eine lange Canzone zum beſten, worin provenzaliſche, lateiniſche und italieniſche Verſe abwechſeln; die erſte Strophe lautet:

Ahi faulx ris per qe trai haves
(Falso riso, ahi perchè tradito avete)
Oculos meos, et quid tibi feci
Che fatto m'hai così spietata fraude?
Jam audissent verba mea Graeci
Sai omn autres Dames e vous saves
(Sanno tutt' altre Dame e voi sapete)
Che 'ngannator non è degno di laude.
Tu sai ben come gaude
Miserum ejus cor qui prestolatur
Eu vai sperant, e par de mi non cure:
(Io vo sperando)
Ahi Deu quantes malure
(Ahi Dio quante sciagure)
Aque fortuna ruinosa datur
A colui, ch' aspettando il tempo perde,
Ne già mai tocca di fioretto verde.

In neuerer Zeit wurde dieſe Art angewandt von Giov. Giacomo Ricci in ſeinem Drama **I Poeti rivali**, worin jeder Dichter in ſeiner Landesſprache redend eingeführt iſt. Der Neapolitaner Antonio Ricco ſchrieb gar eine **Disperata** in Terzinen, deren jede mit einem Hexameter aus Virgil ſchließt, wie:

Si bene mi piacque de seguir amore
Hor fugio adesso dal inghanni pravi
Umbrarum hic locus est, somni noctisque sopore.

Selbſt auch hebräiſche Wörter wurden eingeſchaltet. Doch die ſonderbarſte Art dieſer Vermengung iſt von Antonio Lenio in ſeinem **Oronte Gigante in ottave rime** (Venedig, 1531). Seine Stanzen haben abwechſelnd italieniſche elfſilbige Verſe und lateiniſche Pentameter.

Man möchte dieſe Gedichtegattung, wenigſtens bei den Italienern der erſten Zeit, zum Theil als einen Kampf des Losreißens des Neuen von dem Alten, des Lebenden vom Todten bezeichnen. Eine unglückliche Folge dieſer Vermengung war die im 15. Jahrhundert entſtandene **Poesia pedantesca** und **maccheronica**. Sie beſtand in ſcherzhaften lateiniſchen Gedichten, in welchen eine Menge latiniſirter italieniſcher Wörter eingeſchaltet waren. Der Hauptdichter in der **pedantesca** war der Vicen-

tiner Camillo Scrofa, der Erfinder der maccheronica aber, welche sich weiter ausgebreitet hat, ist der Mantuaner Mönch Teofilo de' Folenghi († 1544). Er schrieb in dieser Art einen dicken Band lyrischer und idyllischer Poesien und ein episches Gedicht über die Thaten des Baldo da Cippada, welches er unter dem Namen Merlino Cocaio herausgab. Wir geben von ihm folgendes Epigramm, betitelt De Cingaris facetia:

Squassabat quondam pelagi fortuna Maranum,
Qui de salata carne plenus erat.
Frangitur arbor, aquas sorbet fundata carina,
Et plorans coeli quisque dimandat opem.
Cingar se misit tantum rosegare mezenos,
Ac si non esset tunc prigolandus aquis;
Scridatur quare mangiat, nec donat ajutum,
Respondet, quia sum sat bibiturus, edo.

Diese Manier, so unnatürlich sie war, fand doch manche Liebhaber, und, was noch unglaublicher scheint, wurde auch zu ernsthaften, empfindungsvollen Gedichten angewandt. Unter Cocaio's Nachfolgern nennen wir besonders zwei: Cesare Orsini, von Ponzano, 1620, schrieb ein Werk, betitelt: I Capricci Maccheronici di Maestro Stoppino da Ponzano, und der Graf Antonio Affaroſi von Reggio, 1638, schrieb verschiedene Elegien und Eclogen.

Die ungereimten Verse, versi sciolti, kamen erst im 16. Jahrhundert mehr in Gebrauch [1]), und wurden angewendet zu Komödien, Tragödien, Elegien, Idyllen, epischen, lyrischen und didaktischen Gedichten. Sie sind dreierlei: 1) elfsilbige, deren Erfinder wahrscheinlich Trissino in seiner Italia liberata, 1525, und in seiner Tragödie Sofonisbe, 1529, durch welche letztere er diese Verse in die Dramen einführte; 2) elfsilbige sdruccioli, eine Erfindung des Lodovico Arioſto, welcher sie in seinen Komödien gebrauchte; 3) elf- und siebensilbige vermischt, welche seit

1) Der Cantico al Sole des heiligen Franz von Assisi, welcher gewöhnlich in versi sciolti gegeben wird, kann hier nichts beweisen, da ihn der Verfasser selbst, sowie seine übrigen Gedichte in Prosa schrieb, und dieselben später von einem unbekannten Dichter in Verse gesetzt wurden. P. Iren. Affò, Dissert. su i cantici S. Francesco.

dem Anfang des 16. Jahrhunderts in den Tragödien, z. B. in Trissino's Sofonisbe oft, dann in den Pastorellen und Idyllen vorkommen. Andere Versmaße, welche man hier und da sieht, wie in Speroni's Canace, haben keine allgemeine Gültigkeit erlangt.

Obgleich sich die italienische Sprache durchaus gegen die Versmaße des Alterthums sträubt, so begegnen wir doch in der neuern Zeit häufigen Versuchen in den meisten derselben, und man möchte bei diesen Erscheinungen und den vorgenannten sonderbaren Dichtungsarten immer wieder die herrschende Neigung erblicken, das Wesen der Poesie in die Form zu setzen. Den ersten Versuch in Hexametern und Pentametern machte der Florentiner Leone Battista Alberti, 1450, der aber ganz vereinzelt blieb. Einer seiner Briefe fängt an:

Questa per estrema, miserabile epistola mando
A te, che sprezzi rusticamente noi.

Erst 100 Jahre später trat der Saneser Claudio Tolommei weit entschiedener auf, und stimmte auch viele Andere zu dem Versuch, ohne Rücksicht weder auf Quantität noch auf Accent italienische Spondeen und Daktylen zu erzwingen. Er errichtete zu diesem Zweck in Rom 1539 eine neue Akademie Della nuova Poesia, und gab einen Band seiner Gedichte mit einer Anleitung zu italienischen Metren heraus: Versi e Regole della Poesia Nuova, 1539. In derselben Sammlung finden sich ähnliche Gedichte von Antonio Renieri, Giulio Vieri von Siena, Giovanni Zuccarelli von Canapina, Alessandro Citolini von Venedig, Pietro Paolo Gualterio von Arezzo, Trifone Benzio von Assisi und Andern. Ob indessen die griechischen Metren den Italienern gelungen sind, oder je gelingen werden, mag folgendes aus dem Lateinischen des Navagero übersetzte Epigramm von Claudio Tolommei zeigen:

Ecco 'l chiaro rio, pien eccolo d'acque soavi;
Ecco di verdi erbe carca la terra ride.
Scacciano gli alni i soli co le fronde, co' rami coprendo,
Spiraci con dolce fiato auretta vaga.
Febo ora dal mezzo del ciel piove empie faville;
Arde ora i più freddi monti l'adusto cane.

Fermati: troppo sei da fervide vampe riarso;
Non ponno i stanchi piedi più oltre gire.
Qui l'aure il caldo; qui la stanchezza i riposi;
Qui le gelat' acque puonti levar la sete.

Von Giovanni Cotta (16. Jahrh.) theilt Maffei (Verona illustr., P. II, pag. 210) den Anfang einer Elegie in italienischen Distichen mit:

Nè le tue, nè le mie rime cantami cara Licori,
Suggemi questa voce nel vago udir l'anima.
Copriti quel volto, che sòl mi strugge mirando,
E par gli occhi avidi trammi di fuor l'anima.

Außer dem Hexameter und Pentameter wagten sich die Italiener auch an das choriambische Versmaß, wie folgende Stelle aus der ersten Scene des zweiten Aktes der Tragödie Gierusalemme cattiva von Bernardino Campelli von Spoleto beweist:

Ma qual distruggemi rabida furia?
E come assordami l'orrido numero
De' carmi, ond' Hecate pallida rendesi?
Come spaventami l'Herebo? e seguami
Ciò che di misero l'invido carcere
Serra de Tartaro: rigida perfida
Sorda implacabile, squallida, sordida,
Cruda Tesifone, la miser anima
Così mi laceri? nè a la tua rapida
Sferza già donasi termine, o requie?

Man hat überhaupt das Unternehmen noch nicht aufgegeben; besonders eifrig waren Chiabrera und Paolo Rolli von Verona (Anfang des 18. Jahrhunderts) in Nachahmung des alcäischen und sapphischen Metrums. Hier ein Beispiel des Erstern von Chiabrera:

Scuoto la cetera pregio d'Apolline
Ch'alto risuona: vo, che rimbombino
Permesso, Ipocrene, Elicona
Seggi scelti delle Muse Ascree.

Andere Nachahmungen griechischer Metren findet man häufig in Metastasio und neuerlich in Fantoni's Poesien. Quadrio glaubt, daß es den Italienern mit zwei Metren, dem sapphischen und alcäischen gelungen sei, doch kann man sich vom Gegentheil schon

nach seiner unglücklichen Definition des erstern überzeugen. Er meint, es käme nur auf die Zahl der Silben an, und gibt folgende Regel: die drei ersten Verse haben elf, und der vierte fünf Silben; die zwei ersten Verse reimen unter sich, und die zwei letzten ebenfalls. Dann muß die Hälfte des dritten noch einmal mit den Enden der beiden ersten Verse reimen; sehr oft müssen auch die Mitten der beiden ersten Verse zusammenreimen. Nach einer solchen Anleitung kann kein anderes sapphisches Metrum herauskommen, als das folgende aus der Komödie **Il Tempio d'Amore** von Galeotto Marchese del Carretto, welches eine Unterredung zwischen der Pazienza und Fileno beschreibt:

Paz. Vivi giocondo, o placido Fileno
Giriamo a tondo questo prato ameno
Che tutto è pieno d'arbori formosi
Floridi e umbrosi.

Fil. Crepin coloro, ch' oltraggiato m'hanno:
Che per ristoro de l'avuto danno
Lascio l'affanno, e vivere vo lieto,
Forte e quieto.

Paz. Questo è il tuo meglio, e buona parte eleggi;
E se 'l consiglio e mie parole appreggi,
Fa, che dispreggi questo esilio ingiusto,
Poichè sei giusto.

Fil. Se conoscessi aver offeso amore,
E in me vedessi macula ed errore,
N'avrei dolore: ma fedele essendo,
Doglia non prendo.

Später machte man sich's noch bequemer, und bildete den vierten Vers nur von vier Silben, und Quadrio meint mit Recht, man könne diese letzte Art ebenso gut sapphisches Metrum nennen, als die andere, da fur beide gleich viel Grund sei. So schrieb Fra Domenico Cavalca seine Oden. Paolo Rolli hat in den seinigen wenigstens den Reim weggelassen.

Ungeachtet nun aller dieser mißlungenen Proben ist Napione (**Uso e pregio della lingua ital., Libr. II, cap. 2, §. 3**) doch der festen Ueberzeugung, daß es noch nicht ausgemacht sei, ob die italienische Sprache dem Versmaß der Alten widerstrebe. Schon Annibal Caro (**Lett. Vol. I, lett. 58, pag. 48**) wünschte,

daß die Sache, obgleich die ungenügenden Versuche von allen weitern Bemühungen abschreckten, doch noch einmal von einer persona di Vaglia unternommen würde. Diesen Titel zu verdienen, machte sich der Graf Marenco von Castellamonte ans Werk, und schrieb ein episches Gedicht in italienischen Hexametern Sulla Fondazione di Torino. Allein wenn er etwas beförderte, so möge es der endliche Entschluß sein, von allen weitern Schritten abzustehen, und die italienische Sprache nicht ihrem Genius zu entfremden. Dagegen nehmen sich ebenso schlecht, wie die italienischen Hexameter, die lateinischen Reime aus, die uns immer noch in Sonetten aufgetischt werden. [1])

F. Schwierigkeiten gegen die Ausbildung der neuen Sprache. Wir kehren nach dieser kurzen Abschweifung zu unserer Geschichte der Sprache zurück. Ungeachtet des großen Aufsehens, welches das Gedicht Dante's machte, und der Anerkennung, welche er in ganz Italien fand, machte die Sprache doch wenig Fortschritte. Abgesehen davon, daß die Eigenliebe der einzelnen Provinzen nicht von ihrem Dialekt lassen wollte, war die Sprache für alle Schriften ernstern Inhalts und für alle Dichtungen der erhabenen Gattung die lateinische. In Rom selbst fand Dante's Sprache erst spät Eingang. Dort hing sowohl die Geistlichkeit als auch die Rechtsgelehrten noch lange an ihrem sogenannten Latein. Nur zuweilen wurde die italienische Sprache zu geistlichen Liedern benutzt, wie man einige von dem Papst Bonifacius VIII. gefunden. Erst gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts nahmen die ausgezeichnetern Rechtsgelehrten und Staatsmänner die italienische Sprache an, was man aus den noch erhaltenen Reden sieht, wodurch die Räthe des Cola di Rienzo die Florentiner zu dessen Unterstützung aufforderten. Diese Räthe waren übrigens, wie die ganze Partei des Cola, von plebeischem Stand, wie überhaupt in allen Demokratien das neue Idiom besser gedieh. Indessen ein Dichter aus dem römischen Gebiet darf nicht unerwähnt bleiben, Virginio Lauriente aus Cori (geb. um 1274). Er besang in einem größern Gedicht in Terzinen die Thaten des Königs Pharamund von Frankreich. Von diesem

1) Eine vollständige Darstellung der italienischen Rhythmik kann man in Crescimbeni's großer Istoria della Volg. Poesia finden.

Gedicht, welches leider verloren gegangen ist, hat Luigi Bondi aus einer alten Chronik einige Terzinen hervorgezogen, welche von seiner großen Ausbildung der Sprache und des Versbaues Zeugniß geben. Solche Versuche bahnten denn doch der Sprache auch in Rom nach und nach den Weg in die Gerichte und zuletzt in die Tempel; aber noch keineswegs in die Studirzimmer der Gelehrten. Diese betrachteten die Sprache als nur für Tändeleien brauchbar, und tadelten Dante hart, daß er sein Gedicht in der Sprache der Weiber und nicht in der Virgil's und Lucretius' geschrieben habe. Ja als dieser seine Terzinen vor dem Convivium erklärte, mußte er eine lange Entschuldigung und Vertheidigung deshalb übernehmen, daß er diese Erklärung nicht lateinisch gebe. Belehrend über den damaligen Stand der Sprache und über die Zweifel, welche Dante selbst in Hinsicht derselben hatte, ist die Stelle, welche Perticari aus einem Brief des Frater Hilarius, Mönchs zu Corvo, auszog, den dieser an Uguccione della Faggiuola schrieb. Der Frater stand an der Klosterpforte, als Dante als Pilger zu ihm kam, „ernsten Ansehens, sei es, daß er durch die Feierlichkeit des Ortes gerührt, oder von andern Empfindungen bewegt wurde. Ich fragte ihn nach seinem Begehr; aber er stand unbeweglich und stumm, in Betrachtung der Säulen und Balken des Klosterganges. Ich fragte ihn von Neuem, was er suche. Da drehte er langsam das Haupt, betrachtete mich und die Fratres, und antwortete: Frieden! Ich ward immer begieriger zu wissen, wer er sei; ich zog ihn auf die Seite, und nachdem ich einige Worte mit ihm gewechselt hatte, erkannte ich ihn. Denn obgleich ich ihn vorher nie gesehen hatte, war doch sein Ruf zu mir gedrungen. Als er sah, daß ich ihn mit besonderm Interesse betrachtete, und ihm eifrig zuhörte, zog er aus dem Busen ein Buch, öffnete es freundlich, und bot es mir an mit den Worten: Frater, hier ist ein Theil meines Werkes, das Du vielleicht noch nicht gesehen; dieses Andenken laß ich Dir, vergiß mich nicht. Ich drückte das Buch dankbar an die Brust, und heftete meine Augen mit großer Liebe auf ihn. Darauf als ich italienische Worte darin erblickte, mochte ich ihm auf meinem Gesichte meine Verwunderung ausgedrückt haben, denn er befragte mich darüber. Ich sagte ihm, ich sei erstaunt, daß er in dieser Sprache gedichtet habe, da es mir schwierig, ja fast unglaublich

schiene, daß jene erhabenen Gedanken in der Sprache des Volkes könnten ausgedrückt werden, noch schiene es mir passend, eine so ehrwürdige Wissenschaft in solch plebeisches Gewand einzukleiden. Er antwortete mir: Du hast recht. Ich selbst habe so gedacht, und im Anfang, als der Same zu diesen Dingen, den vielleicht der Himmel in mich gelegt hatte, anfing zu keimen, wählte ich eine würdigere Sprache, und fing sogleich an, so zu dichten:

Ultima regna canam fluido contermina mundo,
Spiritibus quae lata patent: quae proemia solvunt
Pro meritis cuicunque suis.

Aber als ich die jetzige Zeit betrachtete, und wie die Gesänge der berühmten Dichter fast nichts geachtet werden, und als ich erkannte, daß die Vornehmen, für welche in der guten Zeit jene Dinge geschrieben worden waren, die schönen Künste den Händen des Volks überlassen hatten: da warf ich diese kleine Leyer von meiner Seite weg, und stimmte eine andere an, die für das Ohr der Neuern besser paßte; denn vergebens bereitet man eine harte Speise für den Mund des Säuglings." — Das Erstaunen des Bruder Hilarius mag Dante weniger berührt haben, als die Angriffe der Gelehrten, unter welchen besonders Giovanni di Virgilio von Cesena seine Liebe zur italienischen Sprache beklagte. „Warum, schreibt dieser ihm, dichtest Du so erhabene Dinge immer nur für das Volk? Und wir, die wir über den Büchern erbleichen, können also nichts von Deinem Gedichte lesen? Der thörichte Davus wird eher die Delphine mit seiner Leyer zum Tanz bewegen, und Du wirst eher die Räthsel der Sphinx lösen, als der gemeine Haufe den Abgrund des Tartarus und die Geheimnisse des Himmels verstehen wird, die kaum Plato zu verstehen hoffte. Ich rede nicht zum Volk, wirst Du antworten, sondern zu den erbleichten Weisen, und zu ihnen rede ich mit Versen in der Volkssprache. Aber die Schriftsteller, erwiedere ich, verachten die Volkssprache, die, wenn sie auch nicht immer verschieden wäre, doch immer in tausend Dialekte getheilt ist. Füge hinzu, daß keiner von jenen lateinischen Dichtern, unter welchen Du den sechsten Platz einnimmst, noch selbst jener Statius, welchem Du in den Himmel folgst, in der Sprache der Märkte geschrieben hat. Deswegen sage ich als Kritiker der Dichter freimüthig, wenn Du mir es nicht übel deuten

willst: Wirf die Perlen nicht vor die Schweine, kleide die Musen nicht in Sclavengewänder. Wenn Dich der Ruhm erfreut, so sei nicht zufrieden mit so engen Gränzen, noch begnüge Dich mit der Ehre, die aus dem Urtheil des gemeinen Volks erwächst." [1])

Die Nothwendigkeit der Vertheidigung und Empfehlung der italienischen Sprache, womit sich Dante unermüdet seiner ganzen Zeit entgegenstellte, erhellt noch deutlicher aus der Geringschätzung, welche diese Sprache selbst nach der göttlichen Komödie gerade von Männern erlitt, die durch ihre eignen italienischen Dichtungen den Ruhm derselben befestigten. Boccaccio urtheilte noch in den letzten Jahren seines Lebens, daß Dante ein würdigeres Werk würde geschaffen haben, wenn er lateinisch geschrieben hätte, „non dico però, che se in versi latini fosse (non mutato il peso delle parole volgari), ch'egli non fosse molto più artificioso e più sublime: perciocchè molto più arte è nel parlato latino che nel moderno." (Comment. Div. Com. f. 5). Ein Unglück für die italienische Sprache war, daß in die Zeit ihres Erwachens gerade der neue Aufschwung in dem Studium der alten Literatur fällt. Die größten italienischen Dichter jener Zeit beschäftigten sich mit glühendem Eifer mit den klassischen Werken, und die Begierde jene zu erreichen veranlaßte sie auch, jene Sprache zu Hülfe zu nehmen. In der lateinischen Sprache waren zum Theil die bewunderten Muster geschrieben, sie war noch die Sprache der Gelehrten und diesen ziemlich lebendig; kein Wunder also, daß auch die Dichtkunst sie zum Organ wählen wollte. Indessen entstanden dadurch besondere Dissonanzen. Der Geist, der die Dichter leitete, war ein anderer geworden. Virgil's Zeit war untergegangen, und die neu erwachende Muse fühlte die Wirkung des Christenthums. Ein ganz anderes Interesse wurde auf einmal lebendig und mit demselben heiligen Eifer wie früher verehrt. Dante's Zeit glühte noch von der neuen religiösen Begeisterung, dem eigentlichen Heerd, an dem die Kunst sich erwärmt; kurz vor seinem Wirken waren Millionen Menschen zu einem Werk, das für sie Verheißung hatte, nach Asien in das Land Christi gezogen, und die ungemein mächtige Wirkung dieser Kreuzzüge noch ganz frisch, aber eine durchaus

1) Perticari, Difesa di Dante, cap. 34.

verschiedene von der einer antiken Begeisterung. Daher bewunderten die großen italienischen Dichter die alte Kunst, aber wenn ihr Genius in der vollen Kraft des Selbstschaffens war, dann trat der Unterschied beider Zeiten deutlich hervor, und die alte mußte in den Hintergrund weichen. Ebenso ging es der Form, der italienischen Sprache. Einer warf daher wohl dem Andern diesen Fehler der neuen Sprache vor, aber er selbst dichtete doch in derselben. Sein kritisirender Verstand wurzelte in den antiken Mustern, und griff von da aus in die neuern Werke ein, tadelnd und anstoßend an der ungewohnten Form; allein der schaffende Genius war ganz ein Kind des Christenthums, und strömte in lebendiger Fülle aus diesem hervor. Daß auch Petrarca mit seinem großen lateinischen Gedicht, **Africa**, sich ganz in der Zeit geirrt, hat die Nachwelt bewiesen, die dieses Gedicht kaum dem Namen nach kennt. Er konnte damit höchstens eine Zeit lang die Welt blenden, und die Kritik, die noch ganz im Alterthum befangen war, krönte seine lateinischen Hexameter. Aber schon die Wahl des Stoffes aus einer alten, der seinigen ganz entgegengesetzten Zeit beweist, daß er den Genius der seinigen nicht begriffen habe. Das Volk, welches immer die beste und unbefangenste Kritik hat, weil es ganz in seiner Zeit lebt, erkannte ihm nur den Preis für die Gedichte, die er in überströmender Fülle der Ideen seiner Nation und von dem Geist seines Jahrhunderts geleitet, geschrieben hat. Die italienische Sprache, an welcher Dante mit so vieler Liebe bildete und erzog, wäre viel reicher und mannigfaltiger geworden, wenn Boccaccio und Petrarca sie mit derselben Kraft und Kunst erzogen hätten. Aber sie schrieben ihre wissenschaftlichen Werke in lateinischer Sprache, und gebrauchten die italienische nur zum Ausdruck der erotischen und lyrischen Dichtung. Die von Dante in seinem erhabenen Weltgedicht eingeführten Worte, welche oft die bezeichnendsten und ausdrucksvollsten sind, wurden daher, weil sie ohne Unterstützung blieben, im Gebrauch verlassen, zum großen Schaden der Sprache und zum schweren Verständniß des Dante. Petrarca, der sein ganzes Leben dem Studium der lateinischen Poesie widmete, war weit entfernt, seine Unsterblichkeit von seinen italienischen Sonetten zu erwarten. „In Vaucluse (schreibt er **Lett. fam., Libr. VIII, epist. 3**) dichtete ich einige italienische Canzonen aus meiner ju-

gendlichen Feder, deren ich mich nun schäme, oder die ich bereue. Doch sind sie mir angenehm, sowie denjenigen, die an demselben Uebel leiden." Er behauptete, die italienischen Reime seien ein Spielwerk seiner Kindheit, und drückt sich darüber sehr mißachtend in dem bekannten Brief aus, worin er sich gegen Boccaccio über die Verläumdung beklagt, als sei er neidisch auf Dante. (Libr. XI, ep. 12). Doch merkte er selbst zu spät, kurz vor seinem Tode, daß seine Canzonen ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung seien. Unschätzbar ist dagegen der Einfluß, welchen er auf das erneuerte Studium der römischen Literatur hatte (die griechische kannte er weniger). Er setzte sich zu diesem Zweck in Correspondenz mit Fürsten, Gelehrten und Mönchen, durchsuchte die Archive der Städte und Klöster, und entdeckte dort manche wichtige Schrift des Alterthums. Dieselbe fast ausschließliche Vorliebe trug Boccaccio für die griechische Literatur, und er zuerst brachte den Eifer für das Studium derselben nach Toskana. [1])

Fast unbewußt also vollendeten diese beiden Dichter nach Dante die Nationalität der italienischen Sprache, welche ihnen eigentlich mehr als diesem verdankt. Petrarca verwendete auf die Sprache in seinen Sonetten einen solchen Fleiß, daß sie, mit wenigen Ausnahmen, immer noch Muster des schönen und eleganten Styls ist. Er besang freilich auch einen Gegenstand, für den die Sprache immer Worte haben muß, und bereicherte die seinige mit genialen Wendungen und lieblichen Ausdrücken aus der provenzalischen und guten lateinischen, welche mehr zum Geschmack seines Volks paßten, und seitdem immer im Gebrauch blieben. Das letztere Verdienst rechneten ihm übrigens die Florentiner nicht an, sondern beschuldigten ihn vielmehr einer Manie, ihren Dialekt mit den andern vermischt zu sehen, worüber Petrarca bei seinem Freund Boccaccio Klage erhebt. „Meine wenigen Verse, schreibt er diesem (Libr. II, epist. 1), welche über den Po, die Apenninen, die Alpen und den Ister gingen, finden nirgend anders als in meinem Vaterland Ankläger." Boccaccio ist uns zuerst ehrwürdig durch die Bemühungen, womit er Dante's Verdienst hervorhob. Er tadelte laut die Stadt Florenz

1) Daher sagt Mannetti (Vita del Boccaccio) von ihm: Tutto quello che ci è di greco presso di noi, lo dobbiamo al Boccaccio.

wegen ihrer Undankbarkeit gegen ihren ersten Dichter, und brachte es durch seinen unermüdlichen Eifer endlich dahin, daß seine Mitbürger beschlossen, die Divina Commedia öffentlich von ihm erklären zu lassen. — Die Sprache in seinem Decamerone beweist uns, daß er seinen großen Vorgänger fleißig studirt hat, und, zugleich durchdrungen von der Würde, Bündigkeit und imponirenden Kraft der lateinischen und griechischen Perioden, Dante's Absicht, seine Sprache auf dieselbe Stufe zu erheben, wohl begriff und auszuführen versuchte. Allein dabei stand ihm der Charakter des neuen Idioms im Wege. Dieses hatte eine der schönsten Eigenschaften der lateinischen Sprache, die Declination, verloren und zur Aushülfe die Artikel annehmen müssen, deren zu häufige Anwendung dasselbe monotoner machte und ihm Kraft und Reiz benahm. Boccaccio verstieß durch das Mittel, womit er eine gewisse Seichtigkeit heben wollte, gegen den Genius seiner Sprache, indem die vielen Wortversetzungen, die gedehnten und verschlungenen Perioden, die verdrehten Constructionen das Ohr der Italiener beleidigen, und gerade in der leichten Novellengattung am übelsten angebracht waren. So sehr daher sein feiner Geschmack, seine Verdienste um die Sprache und besonders seine tiefe Einsicht in die Mängel derselben gewürdigt werden, so ist sein Styl doch nicht musterhaft geblieben, und je mehr die italienische Sprache ihren eignen Charakter ausbildete, desto mehr entfernten sich die Schriftsteller von Boccaccio's Schreibart. [1]) Von den drei Gründern der italienischen Sprache ist also gerade Petrarca, der sich am wenigsten um sie kümmerte, derjenige, welcher am meisten Einfluß auf dieselbe bis in die neuesten Zeiten behalten hat. Und diesen hat er sich eben auch nur dadurch gesichert, daß er in seinen italienischen Gedichten ganz Italiener war, ganz von seiner Zeit durchdrungen und in ihr lebend, denkend und dichtend, ein ächter italienischer Troubadour, und Alles, was in diesen Kreis einschlägt, scheint eben immer noch in Italien die meiste Vollkommenheit zu erlangen. Petrarca wollte seine Sprache nicht erheben, sie nicht zum Organ der höhern Dichtung machen, wie er überhaupt an dem Schicksal derselben

1) Baretti (Frusta lett., Tom. II, n. 13) sagt: La Lingua adoperata dal Boccaccio è per lo più ottima e il suo stile per lo più pessimo.

wenig Theil nahm. Er fand sie schon fast vollendet für die leichte Gattung der Provenzalen, er selbst war einer der tiefstfühlenden unter jenen Sängern, und adelte seine Sprache für diese Bestimmung durch seine meisterhaften Sonette. Auch scheint er gerade die rechte Saite der nationalen Muse angeschlagen zu haben, wie die unglaubliche Zahl von Nachahmungen in Canzonen und Sonetten beweist, während auch nicht im Entferntesten eine zweite Komödie versucht worden ist.

Das 15. Jahrhundert ist trotz der vielen hohen Gönner, welche die Wissenschaften darin hatten, doch für die italienische Sprache und Literatur ein höchst unfruchtbares. Petrarca's und Boccaccio's Eifer für das Alterthum hatten den Einfluß Dante's etwas verwischt, und die Nation auf die Idee gebracht, daß nur in lateinischer Sprache ein großartiges und ernstes Werk ausgeführt werden könne. Nur für lateinische und griechische Literatur ward gearbeitet und geschrieben. Was dieser Idee die reichlichste Nahrung gab, waren die von Constantinopel herüber geflüchteten Gelehrten und besonders die jedem Fortschreiten immer gefährliche, jetzt aber durch die Scholastik gleichsam zur Weltherrschaft gelangte Klosterwissenschaft. Sowie schon zu Bonifacius' Zeit bei der Bekehrung des Nordens vor der Herrschsucht der römischen Kirche nirgends eine Nationalkirche aufkommen konnte, zu welcher hier und da recht frische Elemente vorhanden waren, so behielt damals und noch durch das ganze Mittelalter der Romanismus eine verderbliche Oberhand in den Schulen, dem Schemel päpstlicher Macht, und natürlich auch in den Literaturen. Diese Klosterwissenschaft hat überhaupt Europa mehr zurück als vorwärts gebracht, und ist einem langen Schlafe zu vergleichen, in welchem die neuern Völker ihre Kindheit verloren haben. Das ganze Mönchssystem mag in jener Nacht der Völker nothwendig bedingt gewesen sein, so ist doch zu bedauern, daß es als ein bloßes Mittel, als ein Träger der Kultur sich zum Zweck, zum Getragenen aufstellte. Wenn das Mönchslatein in den barbarischen Zeiten uns den Weg zu dem klassischen Alterthum offen hielt, so war es zugleich mit der papistischen Bekehrungs- und Herrschsucht das Schwert, welches die Entwicklung der Völker und ihrer Kunst und Literatur gerade durchschnitt. Wo die Klöster aufschossen, wurde die Muttersprache verdrängt, und Latein

das einzige Mittel, den Geist auszubilden. Das Volk, das kein Latein verstand, blieb natürlich in seiner Roheit und Unwissenheit, und eben dadurch eine desto passendere Heerde zum Scheeren. Mit der Sprache blieb auch der Volkscharakter lange unterdrückt. Die Gesetze, die Landesgeschichte wurden lateinisch geschrieben, nur der Gelehrte war ein gebildeter Mensch, und seine ganze Gelehrsamkeit bestand in der lateinischen Sprache, und im Wissen dessen, was Griechen und Römer schon Jahrhunderte vor ihm gewußt hatten. Was war die Folge in Beziehung auf Sprache und Literatur? Daß die meisten Völker Europas, nachdem nun die Jahre ihrer jugendlichen Entwicklung verbraust und sie zum reifen Nachdenken gelangt sind, entdecken müssen, daß sie meist um ihre natürliche, nationelle Ausbildung betrogen sind, und deswegen nun in sich selbst kaum einen Maßstab für die Höhe ihrer Kunst und Literatur besitzen, sondern sich mühsam nach den Regeln eines Volks richten müssen, dem das Schicksal das Glück vergönnt hat, in seiner ganzen Entwicklung nationell zu bleiben. Damit aber Rom herrschte, mußte ganz Europa so lange als möglich schlafen. Die Mönchssprache drängte sich überall vor, mit ihr die Mönchsbegriffe, und die Volksbegriffe wurden niedergedrückt. Da die ganze Ausbildung des damaligen Europa eine priesterliche war, und nur das Mönchslatein zum Hebel hatte, so ist kaum irgend eine neuere Sprache rein von lateinischen Wörtern geblieben. Denn abgesehen von den romanischen Sprachen, welche, die italienische ausgenommen, ohne den Einfluß der Mönche sich gewiß ganz anders gebildet hätten, wie man in der provenzalischen manche Spuren finden kann: so haben wir Deutsche schon eine außerordentliche Mühe, uns nur deutsch auszudrücken, ohne fremde, besonders lateinische Wörter einzuschieben. Seit wann haben wir unserer uralten, prachtvollen Sprache erst feste Begründung gegeben durch philosophische Sprachlehren? Ja noch nicht gar lange hielt man es für unmöglich, den Verstand unserer Kinder an ihrer eignen Sprache zu entwickeln, sondern nahm dazu die lateinische Grammatik. Die Engländer, welche ursprünglich deutsch sprachen, haben die Hälfte ihrer Worte und Begriffe aus dem Vorrath der Mönche annehmen müssen. Und was sind die Literaturen der Völker geworden in jener Zeit? Meist unglückliche Nachahmungen der alten.

Kaum daß irgend ein großer Genius ein Bild und zugleich ein Muster für seine Zeit und sein Volk wurde, in den Charakter seines Volks tief eingriff, und aus dem Herzen der Nation hervorsang. Und solche strahlen um so heller, je weniger sie nach einem fremden Maßstab können gemessen werden. Was die neuen Literaturen hätten werden können, sieht man aus den kräftigen, gewaltig tönenden ersten Anklängen derselben, aus dem Nibelungenlied, aus Ossian's klagender Harfe, die noch dazu nicht einem aufstrebenden, sondern untergehenden Volke tönt. Erst seitdem die germanische Nation sich von römischer Tyrannei losriß, bildete sie sich eine Schriftsprache, und ihre Literatur fing an aufzublühen, aber ihre Kindheit war verdorben. Wir sammeln jetzt mit Wehmuth die großartigen, aber wenigen Reste, das einzige Vermächtniß eines halben Jahrtausends von einem Volk, das seine Kraft und Zeit an ein römisches Hirngespinnst setzte.

Diese Gefangenschaft in den Fesseln des Romanismus zeigte sich besonders in Italien im 15. und selbst noch im 16. Jahrhundert, und brachte die junge Sprache in große Gefahr. 1529 suchte Romolo Amaseo in zwei Reden, welche er zu Bologna vor Karl V. und Clemens VII. hielt, zu beweisen, daß die italienische Sprache in die Flecken, Märkte und Buden zu gemeinem Gebrauch müsse verbannt werden. Celio Calcagnino drückt in seinem Tractat **Della Imitazione** den Wunsch aus, die italienische Sprache möchte ganz aus der Welt verbannt werden, und Sigonio schrieb eine Rede über die Nothwendigkeit, den Gebrauch der lateinischen Sprache beizubehalten. Agostino Vespuccio wußte dem Macchiavelli kein besseres Zeichen seiner Freundschaft und Achtung zu geben, als daß er ihm schrieb, sein Brief, obgleich in toskanischer Sprache geschrieben, sei ihm dennoch sehr angenehm gewesen.[1]) Mario Corrado reizte den Manuzio beständig auf, die Feder gegen die italienische Sprache zu ergreifen. Am meisten Fanatismus zeigte der Calabrese Gabriele Barrio; außer seinen drei Büchern zu Ehren der lateinischen Sprache griff er in seinem geschichtlichen Werk auch selbst alle italienischen Schriftsteller an. Ueberhaupt beförderte die Wissenschaft nur das Latein, auch die Juristen bedienten sich desselben, und einer ihrer gelehr-

1) Bandini, Collect. Monum. ad hist. litter. pertin., pag. 49.

teſten, Gravina, ſchrieb ein eignes Werk **De lingua latina, Dialog. ad Em. Martinum**, um zu der ausſchließlichen Kultur dieſer Sprache aufzufordern. Auch Anaſtaſio Germonio (**Quaestiones pomerid. Sess. III, p. 236** und 239) und Flaminio (**Lett. a Basilio Zanchi, p. 229, ed. Comin. del 1743**) meinten, daß man die italieniſche Sprache zu Gunſten der lateiniſchen aufgeben müſſe. Selbſt der große Bembo, als Wiederherſteller der italieniſchen Sprache gefeiert, ſuchte Arioſto doch zu bereden, ſeinen Orlando in lateiniſchen Verſen zu dichten. [1]) Noch eine Legion von unbedeutendern Feinden erhob ſich, unter welchen wir nur Pietro Angelico, Lazzaro Bonamico, Lodovico Nogarola nennen. Die Meinung, daß die italieniſche Sprache nicht für die Erhabenheit des heroiſchen Gedichts, ſondern nur für Novellen, für harmoniſche Verſe leichten romantiſchen Inhalts fähig ſei, war ſo allgemein verbreitet, daß Caſtelvetro vor ſeiner Ueberſetzung von Ariſtoteles' Poetik, 1570, in dem Dedicationsbrief an Kaiſer Maximilian die Urſachen auseinander ſetzen zu müſſen glaubte, warum er dieſes Werk ins Italieniſche überſetzt habe, nämlich um zu beweiſen, daß man darin nicht bloß Liebe, ſondern auch ernſte und erhabene Dinge, Kunſt und Wiſſenſchaft, abhandeln könne, ohne ihre Reinheit mit fremden und ſcholaſtiſchen Ausdrücken zu beflecken. Wenn dies ſchon ein guter Anfang zur Rettung der Sprache war, ſo machte Triſſino mit ſeiner **Italia liberata** in italieniſchen Hexametern die Meinungen wieder ſchwankend, und Annibal Caro, welcher die Aeneïde in italieniſche Verſe überſetzte, und zwar (**Lettere, Vol. II, p. 247**) nur, um den Reichthum und epiſchen Schwung der Sprache zu zeigen, bewies damit vorerſt nur ihre Fähigkeit zu Ueberſetzungen.

Es iſt dabei doch ſehr bemerkenswerth, daß die vorzüglichſten Schriftſteller des 16. Jahrhunderts, und welche ſich ſelbſt durch ihre italieniſchen Poeſien auszeichneten, wie Bembo, Sadoleto, Sannazzaro, Vida und A., doch immer nur die lateiniſche Sprache für ihre wiſſenſchaftlichen Werke vorzugsweiſe und als die einzig anwendbare gebrauchten. Dadurch ward die Anſicht, welche ſchon Petrarca und Boccaccio von der italieniſchen Sprache hatten, zweihundert Jahre ſpäter noch beſtätigt, und wenn

1) Baruffaldi, Vita dell' Ariosto, p. 131.

dieſes Urtheil gleich im Allgemeinen nicht als richtig anerkannt werden wird, ſo iſt doch, wenigſtens in der Poeſie, bis auf unſere Zeit der Beweis des Gegentheils immer noch nicht gelungen. Denn wenn die italieniſche Sprache in Allem, was in das Gebiet des Erotiſchen und Lyriſchen gehört, die höchſte Ausbildung erhalten hat, wenn man über den unzähligen Anſtrengungen für Verfeinerung der Sprache, für Vermehrung lieblicher Ausdrücke und harmoniſcher Zuſammenſtellungen der Wörter nicht ermüdet iſt, wenn nach Taſſo's vollendet zartem Amintas doch noch der in mancher Hinſicht zartere Pastor fido erſcheinen konnte: ſo ſind dagegen alle die, zwar wenigen, Verſuche, Dante's erhabenem Schwung zu folgen, bis jetzt verunglückt.

Doch erreichte die italieniſche Sprache wenigſtens in ihrer Sphäre im 16. Jahrhundert ihre Vollendung, und die vortrefflichen Nachfolger Petrarca's, Bembo und Caſtiglione, beſonders aber Arioſto, Bernardo und Torquato Taſſo und Guarini bezeichneten ihr die jetzt noch unverrückten Gränzen, innerhalb welcher ſie die ganze Fülle ihrer Anmuth, lieblichen Kraft und entzückenden Melodie allein entfalten kann, womit zugleich Dante's Bahn auf immer verlaſſen wurde. Daher iſt das 16. Jahrhundert das klaſſiſche der italieniſchen Sprache, es zeigte ihr das Gebiet, worin ſie wahrhaft glänzen kann, die Dichtungsarten, worin ihr ganzer Charakter und ihr reinſter Effekt mit dem Charakter der Nation in jenem lichten Punkt zuſammentraf, worin nur Ideal und geläuterſte Natur ſich zur Zeugung der ewig friſchen Meiſterwerke begegnen. Daher können wir ſicher ausſprechen, daß ein zweiter Dante in Italien vorerſt nicht mehr möglich iſt, und wäre er möglich, ſo würde er, was die Sprache betrifft, nicht mehr klaſſiſch ſein.

Ebenſo wenig konnten aber gegen dieſen Meiſterverein, der die innerſten Lebensſaiten des Volks angeſchlagen hatte, jene Freunde des Lateins das Feld behaupten, die ſich noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts gegen die italieniſche Poeſie verſchworen hatten. Ein Nebengrund ihres Mißlingens war ohne Zweifel auch die qualitative Schwäche ihrer Produkte, indem ſie zu ihren meiſt didaktiſchen Poeſien die damals ohnehin ſteife und trockene Wiſſenſchaft herüber zogen. Jacopo Sanazzaro ſchrieb ein Gedicht De partu Virginis; Girolamo Fracoſtoro verfaßte gar ein

Gedicht in drei Büchern über die Syphilis, welchem übrigens, eine moderne Barbarei, der Professor Cardella in Pisa in seiner Art nur Virgil's Georgicon vorzieht; Valenziano machte die Anatomie zum Gegenstand eines Gedichts, Girolamo Vida das Schachspiel, Teofilo Folengo trieb sich in der **poesia maccaronica** herum. Maffei (**Verona illustr., Libr. III, pag. 103**) führt aus der einzigen Stadt Verona einen Reichthum an lateinischen Dichtern an, der uns in Erstaunen setzt, während die sehr geringe Zahl italienischer Gedichte meistens schlechte Bearbeitungen enthält, wie die Uebersetzung des Juvenal und der Batrachomyomachie in Terzinen, und in derselben Versart eine Geschichte von Neapel und des Märtyrerthums des heiligen Simon von Trient.

G. Feste Begründung der Sprache durch die Grammatik. Wenn jene Pygmäen in ihrem Kampf gegen die Nationalsache, wozu die Sprache geworden war, untergehen mußten, so hatten sie ganz gegen ihren Zweck den großen Nutzen, daß das Nachdenken auf das Wesen und die Vorzüge der italienischen Sprache gerichtet wurde, und daß die Vertheidiger derselben gründliche Forschungen anstellten. Man fing nun, nachdem die Sprache drei Jahrhunderte im Gebrauch war, an, feste Principien in derselben zu suchen, und das, was sich im Lauf der Jahre als bewährt gefunden hatte, als feste Regel für die Spätern aufzustellen. Nachdem im Anfang des 16. Jahrhunderts zuerst Gianfrancesco Fortunio seine **Rególe grammaticali della volgar lingua** [1]) und Liburnio die **Volgari Eleganze** herausgegeben hatten, trat der Venetianer Pietro Bembo auf, und gründete eine neue Epoche in der Geschichte der Sprache. Er hat zuerst die Regeln des italienischen Styls erforscht, und ihm hauptsächlich ist Italien die Verbreitung und den allgemeinen Gebrauch seiner Schrift und Sprache schuldig. Denn indem er den trockenen grammatischen Gegenstand mit der größten Eleganz und Auswahl in feinen Wendungen behandelte, brachte er es durch dieses Beispiel dahin, daß man endlich dieses Vorurtheil verbannte und die italienische Sprache auch zum Organ der Wissenschaft erhob, trotz des hartnäckigen Kampfes aller Pedanten.

1) Ankona, 1516. Sie hat nach Apostolo Zeno 15 Auflagen erlebt.

Seit 1502 fing Bembo an, einige Noten über die italienische Sprache zu schreiben, und gab sie 1525 unter dem Titel Prose heraus. Es ist nicht nach der Methode der Elementarbücher geschrieben, aber mit vielem Scharfsinn und Geschmack sind darin die Vorzüge der Sprache und der Schriftsteller in einem meisterhaften Dialog erklärt. Castelvetro schrieb eine rohe Kritik dieser Prose, verwirrte aber mehr als er verbesserte.[1]) Bembo's Beispiel ging nicht verloren, und nachdem sich noch Viele mit einzelnen Untersuchungen über die Sprache abgegeben hatten[2]), ward noch in demselben Jahrhundert eine methodische und systematische Sprachlehre ausgearbeitet, welchen wichtigen Dienst zuerst der florentinische Priester, Benedetto Buommattei durch seine zwei Bücher Della lingua toscana leistete. Auch Celso Cittadini reiht sich unter die bessern Sprachforscher durch seinen Trattato della vera origine e del processo e nome della lingua italiana, ferner die Origini della toscana favella und einen Trattato degli Idiomi toscani.[3])

---

1) Tiraboschi, Tom. VII, Libr. III, cap. 3.

2) Aus dem langen Verzeichniß von Grammatikern, welches Apostolo Zeno in seinen Note zu Fontanini gibt, bemerken wir nur die vorzüglichern aus diesem ersten Jahrhundert der grammatischen Literatur:

La Grammatica volg. di M. Antonio Ateneo. Napoli, 1533.

Giambattista Palatino (ein Römer), Regole grammat. 1540, erlebte 7 Auflagen bis 1561.

Jacopo Gabriello, Regole gramm. Venedig, 1545.

Osservazioni della lingua volg. di diversi uomini illustri. Venedig, 1562.

I quattro Libri delle Osservazioni della volg. lingua di Lodov. Dolce. Venedig, 1562.

Pierfrancesco Giambullari, Della lingua che si parla e scrive in Firenze, e un Dialogo di Giambattista Gelli sopra la difficoltà dell' ordinar detta lingua. Florenz, 1551.

Giambullari, Origine della lingua fiorentina. Florenz, 1546.

3) Sehr fruchtbar war besonders das 18. Jahrhundert an grammatischen Arbeiten, wovon hier die vorzüglichern folgen:

Benedetto Rogacci, Pratica e compendiosa Istruzione a' principianti circa l'uso emendato ed elegante della lingua italiana. Rom, 1711. 2. Auflage 1765. Seine Regeln sind vollständig und genau, die Beispiele hätte er vielleicht besser aus den Klassikern genommen, statt sie selbst zu erfinden.

Man sieht übrigens aus diesen Werken, daß die Toskaner und besonders die Florentiner eine Hauptstimme in Hinsicht der Sprache in Anspruch nahmen. Sie glaubten sich durch das Alter ihres Idioms, durch die vorzüglichen Dichter, die in demselben schrieben und durch Bemühungen um Veredlung desselben zum

---

Girolamo Gigli, Regole per la toscana favella. Rom, 1721, und Lezioni di lingua toscana. Venedig, 1722. Er macht manche dichterische Wendung zur Regel.

Domenico Maria Manni, Lezioni di lingua toscana. Florenz, 1737. Sehr minutiöse Forschungen, oft über Kleinigkeiten, aber für Gelehrte brauchbar.

Salvatore Corticelli, Grammatica. Zeichnet sich durch gute Methode, Genauigkeit und Klarheit der Regeln und Reichthum an den besten Beispielen aus. Lucchesini nennt sie die beste Grammatik, welche die Italiener haben.

Giov. Batista Pecci, Trattato sopra le regole per parlare e scriver toscano. Siena, 1767.

Girolamo Andrea Martignoni, Nuovo Metodo per la lingua italiana estensivo a tutte le lingue. Mailand, 1755. 2 Bde.

Ildefonso Valdastri, Corso teorico di lingua italiana, e logica. Guastalla, 1783. Philosophische Untersuchungen über die Sprache.

Folgende haben nicht gerade Grammatiken geschrieben, aber schätzbare Beiträge zu dem Studium derselben geliefert:

Cinonio, Osservazioni della lingua ital. In einer neuen Auflage mit Anmerkungen bereichert von Girol. Baruffaldi. Ferrara, 1709. Von Neuem mit Anmerkungen von Baldraccani. Venedig, 1722. Dem Werke gab die Vollendung Luigi Lamberti in der Ausgabe von Mailand, 1809. 4 Bände.

Bartoli, Il torto e il diritto del Non si può. Neapel, 1717. 2 Bde. Dieses gegen das Wörterbuch der Crusca gerichtete Werk wurde theilweise widerlegt von Niccolò Amenta, welcher aber wieder einen Kritiker fand in Giuseppe Cito.

Schon im 17. Jahrhundert schrieb der Kardinal Sforza Pallavicini in Padua Avvertimenti grammaticali. Dieselben Ideen wurden in neuer Form mit einigen Zusätzen herausgegeben von einem Unbekannten: Idea generale del Vocabolario della Crusca, ed osservazioni intorno alla moderna ortografia ital. con un piccolo trattato della poesia ital. Ozio d'Alcindo Menonio. Foligno, 1756 in 4.

Paolo Gagliardi, Cento osservazioni di lingua, nelle quali si spiegano diversi modi particolari, usati dalla lingua toscana. Bologna, 1740. Bemerkungen über verschiedene Theile der Grammatik, wie sie sich durch Zufall darboten.

Schiedsrichteramt berechtigt, fanden aber heftigen Widerspruch nicht nur in Italien, sondern auch in den andern toskanischen Städten. Schon ein großer Streit erhob sich über die Frage, ob die Sprache florentinische oder toskanische oder italienische sollte genannt werden. Claudio Tolommei fand die Sache so wichtig, daß er, um eine Disputation darüber anzuregen, ein großes Werk in Quart schrieb, Il Cesano, Dialogo nel qual si disputa del nome con cui si dee chiamare la volgar lingua. Venezia, 1555. Er fand auch manche Gegner, wie Girolamo Muzio in seinem Werk Delle Battaglie, Varchi in seinem Ercolano. [1]) Von nun an zeigte sich unter den toskanischen Schriftstellern der Eifer beständig wach, ihrem Dialekt den einmal usurpirten Platz zu erhalten. Alle fremde Schriften wurden nach toskanischen Sprachregeln kritisirt, alle Zusätze, womit die Sprache sich bereicherte, wurden auf toskanische Art gemodelt. Man erboste sich über Dante, daß er, der eine Sprache erst gründen wollte, die noch Boccaccio's und Petrarca's Bestätigung bedurfte, sich schon die Befugniß herausnahm, sie allgemeine italienische Sprache zu nennen, und machte zum Theil mit vieler Heftigkeit geltend, daß der toskanische Dialekt die eigentliche Schriftsprache sei. Unter den vornehmsten Kämpfern für Toskana wird auch Macchiavelli genannt, ohne daß er indeß als Verfasser der darauf bezüglichen Schrift erwiesen ist. [2]) Die Saneser erhoben ein

1) L'Ercolano, Dialogo nel qual si ragiona delle lingue, e in particolare della Toscana e della Fiorentina. Florenz, 1570. 4. Aufl. 1744.

2) Niccolò Macchiavelli, Discorso in cui si esamina se la lingua in cui scrissero Dante, il Boccaccio e il Petrarca, si debba chiamare italiana, toscana o fiorentina. Findet sich in dem 5. Band der vollständigen Ausgabe seiner Werke. Der Verf. bemüht sich, darin zu zeigen, daß Dante's Sprache noch mehr als die Boccaccio's rein florentinisch sei. Er kleidet dies in ein Gespräch zwischen sich und Dante ein, worin dieser (natürlich, da er todt ist, und ihm die Antworten von seinem Gegner in dem Mund gelegt werden) sich zuletzt für besiegt erklärt und zugesteht, er habe nicht italienisch, sondern florentinisch geschrieben. Man hat vielfach bezweifelt, daß dieses Machwerk von Macchiavelli sei, und zu seiner Ehre möchten wir es selbst bezweifeln. Die kindischen Argumente, der höchst gemeine Styl, der leidenschaftliche Patriotismus, der sich in Beschimpfungen und Ungezogenheiten Luft macht, mögen einen gemeinen Schwachkopf, aber keinen Macchiavelli verrathen.

großes Geschrei über die Anmaßung der Florentiner, und verlangten im Gegentheil, daß die Sprache saneſiſche genannt würde. Dieſe noch tollere Idee wurde verfochten von Scipione Bargagli, Celſo Cittadini und Beliſario Bulgarini. Die Frucht des Kampfes war, daß Jeder deſto feſter auf ſeiner Meinung beharrte. Dieſer widerliche philologiſche Streit dauert durch alle folgende Jahrhunderte bis jetzt immer fort, und wird ſchwerlich ſobald beendigt ſein, indem die Toskaner ihr Recht auf die alten Vorzüge und auf ihre allerdings unläugbaren Verdienſte um die Sprache gründen. Doch haben ſie unter den bedeutendſten Gelehrten Italiens ihre Gegner gefunden. Jacopo Paſſavanti, ein von den Florentinern gefeierter Schriftſteller, bewies ihrem Dialekt nicht mehr Vorliebe als den übrigen, und Vellutello, Schriftſteller des 16. Jahrhunderts, meinte, daß der florentiniſche Dialekt der ſchlechteſte unter allen toskaniſchen ſei. Boccaccio hat freilich behauptet, er habe in florentiniſcher Sprache geſchrieben, doch nur in dem Sinn der beſten Sprache, und mit häufiger Benutzung der lateiniſchen Syntax. Auch iſt der Vorwurf von Salviati nicht ganz ohne Grund, welcher ſagt, daß Boccaccio ein vorzüglicherer Schriftſteller wäre, wenn er ſeine Schriften nicht mit einigen hundert florentiniſchen Wörtern „beſchmuzt" hätte. Selbſt Bembo ſagt, daß, um gut italieniſch zu ſchreiben, es von geringem Gewicht ſei, in Florenz geboren zu ſein, denn ſchon zu ſeiner Zeit habe ſich dort die Sprache Boccaccio's ſehr verändert. [1]) Girolami Gigli (**Lezioni, pag. 96 ff.**) weiſt den den Florentinern eine Menge Fehler ihres Dialekts nach, und gibt ihnen in ſeiner **Orazione in lode della toscana favella, pag. 18** einige Regeln, wonach ſie ihren Dialekt reinigen ſollen, um ihn zur allgemeinen Sprache zu erheben. Auch Quadrio (**Storia e Ragion d'ogni Poesia, Vol. I, Libr. I, cap. 7**) findet in vielen ihrer Schriftſteller Toskanismen und Florentinismen, und Muratori (**Della perfetta Poesia, Libr. III, cap. 8**) behauptet, die Toskaner könnten ſich ohne gründliches Studium der Grammatik nicht den Ruhm beimeſſen, gut italieniſch zu

1) Daſſelbe behaupten auch Varchi, Ercolano, Libr. IX, cap. 8, p. 293. Guſtavini in ſeiner Ausgabe des Taſſo, Venedig, 1735, Tom. II, p. 536, und Apoſtolo Zeno, Bibl. Tom. I, p. 319.

schreiben, obgleich sie den besten unter allen Dialekten hätten. Auch in der neuern Zeit rückt ihnen besonders Napione (Uso e pregi della lingua italiana, Libr. III, cap. II, §. 6) dasselbe vor, wogegen sich wieder Rosini in einem 127 Seiten langen Brief an V. Monti auf das Bestimmteste verwahrt. Indessen steht nach Allem die Thatsache doch fest, daß Davanzati in seiner Prosa und Lippi, Berni, Buonarroti, Baldovini und Andere in ihren Versen bloß den toskanischen Dialekt als solchen gebraucht haben, und daß die Toskaner wohl thun, die reine italienische Sprache immer aus den besten Schriftstellern zu erlernen, ebenso gut aus dem Nichttoskaner Tasso, als aus dem Toskaner Petrarca, welcher nie in Florenz war.

Eine neue Nahrung erhielt der Streit auch durch die Wörterbücher, welche zugleich mit den Sprachlehren ans Licht traten. Das älteste ist wohl das von Lucilio Minerbi, Vocabolario delle voci usate dal Boccaccio nel Decamerone, 1535, welchem bald Fabricio Luna, Vocab. di cinque mila vocabuli toschi del Furioso, Boccaccio, Petrarca e Dante, Napoli, 1536, Alberto Accarisio's Wörterbuch mit Grammatik und Orthographie, 1543, und eine lange Reihe ähnlicher Werke folgte. Um sich bei dem großen Sprachschisma den Sieg zu vergewissern, schritten nun die Florentiner zu einem Werk, das ihnen allerdings Ehre und der Literatur großen Gewinn brachte. Dies war das Wörterbuch der Crusca. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts kamen die Akademien in Unzahl auf, worunter hier die Academia della Crusca gehört. Cosmus I., in seinem ruhmwürdigen Eifer die italienische Sprache zu veredeln, benutzte dazu die florentinischen Akademiker (seit 1540), und ermunterte sie, die vorzüglichsten Schriften der alten Klassiker von jedem Inhalt ins Italienische zu übersetzen. So bearbeitete Varchi den Boethius und Seneka, und Segni verschiedene Werke des Aristoteles. Da aber der Herzog den Gelehrten keinen Gehalt noch Prämien aussetzte, so folgten sie bald ihrer eignen Neigung. An ihren Versammlungstagen wurden Vorlesungen gehalten entweder über eine Terzine des Dante oder ein Sonett des Petrarca, und diese beiden Dichter bildeten die gewöhnliche Unterhaltung und das fortwährende Studium der Akademiker. Besonders wurde Petrarca der Gegenstand wahrer Abgötterei; kein Styl fand mehr Gnade,

als der nach dem seinigen gebildet war. Die Vorlesungen waren nach dem Geschmacke des gelehrten Jahrhunderts voll platonischer und aristotelischer Doktrin. Doch scheint es, daß dieser Platonismus nicht allen Akademikern zusagte, denn 1582 traten einige aus der alten Versammlung aus, und wählten sich einen Garten und angenehmere Stoffe der Unterhaltung. Salviati gab dieser neuen Akademie Ordnung, Form und Leben, und vereinigte in ihr die beiden Zwecke des Studiums und des Vergnügens. Er gab der Gesellschaft den Namen **Cruscata**, und von dem Beutelkästen, welchen sie im Schild trug, kam der Name **Crusca**, Kleie. Aus ihr gingen nachmals die größten Literaten Toskanas hervor. Sie wurde nach manchen Schwierigkeiten am 25. März 1587 eröffnet.[1]) Ihr Hauptnerv war immer Leonardo Salviati, der berühmteste Grammatiker von Florenz (geb. 1540). Ihm verdankt unstreitig die Sprache außerordentlich viel. Sein bestes Werk ist **Avvertimenti della lingua sopra il Decamerone**, in welchem er weitläufige Vorschriften zum richtigen Styl gibt. Seine Fruchtbarkeit im Schreiben über die geringsten Dinge beweist ein dicker Band, den er über den Buchstaben e, als Conjunction betrachtet, geschrieben hat. Ihm gebührt auch die Ehre, die Hauptidee zu dem großen Wörterbuch gegeben zu haben, dessen Vollendung er indessen nicht erlebte. Bei der Abfassung dieses Wörterbuchs führte wieder das alte Grundübel, der Municipalgeist, die Feder. Die Akademiker nahmen zum Stoff desselben nur Wörter aus toskanischen Schriftstellern, und man gibt ihnen sogar Schuld, daß sie da, wo bessere fehlten, alle Chroniken, Legenden, anonyme Uebersetzungen, selbst kleine Schriften ohne Titel in Contribution setzten, während kein nichttoskanischer Schriftsteller unter die Klassiker gerechnet wurde, außer Bembo und Arioste, der Erstere aus Dankbarkeit für seine Vertheidigung des florentinischen Dialekts, der Letztere aus Consequenz, weil die **Crusca** schon früher in einem leidenschaftlichen, höchst ungerechten Kampf gegen Tasso den Arioste über diesen erhoben hatte. Durch ein hartnäckiges Festhalten am 14. Jahrhundert brachten sie aber in ihr Wörterbuch eine große Verwirrung, indem jeder Schriftsteller

1) Algarotti, Lett. al Zanotti intorno all' origine dell' Accademia della Crusca. Maffei, Stor. della lett. ital., Libr. III, cap. I.

dieſer Zeit ſeinen eignen ſehr markirten Styl hatte, und ſich alſo unter den meiſten Wörtern die verſchiedenartigſten Bedeutungen vereinigten. Mit dieſem Geſchütz ihres Wörterbuchs erklärte nun die **Crusca** den Krieg ſelbſt gegen Schriftſteller, welche bei dem ganzen Volk anerkannt und beliebt waren. Dies Benehmen brachte alle Gelehrten des übrigen Italiens in Aufruhr, und zog ihr viele und mächtige Feinde zu. In Forli erhob ſich Mambelli, bekannter unter dem Namen Cinonio, mit ſeinen **Osservazioni della lingua ital.**; Daniello Bartoli ſetzte in ſeiner **Ortographia italiana** und beſonders in ſeinem: **Il torto e il diritto del Non si può**, dem akademiſchen Deſpotismus eine Anarchie entgegen, indem er zu überzeugen unternahm, daß in der italieniſchen Sprache entweder keine Geſetze ſind, oder die Willkür der guten Schriftſteller ſie bricht. Andere hartnäckige Gegner ſind: Niſieli, Giambattiſta Doni, Giulio Cittonelli, Aleſſandro Taſſoni, Paolo Beni (Letzterer ſchrieb eine **Anti-Crusca**). Am meiſten ſchadete der Akademie ihr Kampf mit Taſſo, den ſie nicht unter die klaſſiſchen Schriftſteller aufnehmen wollte.[1]) Sie wurde beſiegt und gezwungen, die Autorität der Bekämpften anzuerkennen. Sie blieb am Ende nicht unempfindlich gegen alle dieſe Angriffe, und arbeitete **1620** eine neue Ausgabe ihres Wörterbuchs aus. Bei dieſer Gelegenheit wird ihr die Kriegsliſt zum Vorwurf gemacht, daß ſie, um die Schmach ihrer Niederlage zu decken, jetzt durch die Autorität der Schriftſteller des 14. Jahrhunderts gerade die nämlichen Ausdrücke vertheidigte, wegen deren ſie vorher ihre

---

1) Den Streit gegen Taſſo erregte nebſt einigen andern obſcuren Gründen der Crusca beſonders Baſtiano de' Roſſi. Das ganze Zerwürfniß gründete ſich auf den Haß und die Feindſchaft zwiſchen den Höfen von Toskana und Ferrara, an welchem letztern Taſſo Dichter war, und auf einige Ausdrücke in den proſaiſchen Schriften Taſſo's, welche den Florentinern mißfielen, vielleicht, wie Napione meint, auch auf den Umſtand, daß der einzige Spion, der in der Gierusalemme vorkommt, ein Toskaner iſt (Canto XIX, st. 81). Der ganze Streit iſt ausführlich erzählt von Fontanini (Aminta difeso, cap. 11), und etwas kürzer von Galluzzi (Istoria del Granducato di Toscana, Libr. IV, cap. 10, p. 453). Die beſte Geſchichte der Crusca iſt enthalten in einem Brief Algarotti's (Lett. al Zanotti di Pisa, 2. Marzo, 1764. Opere, Tom. X, pag. 392).

Gegner Neuerer und Verderber genannt hatte. [1]) Indessen dieser verdeckte Rückzug half wenig, das gelehrte Publikum war nicht befriedigt, die Angriffe erneuerten sich, und die **Crusca** war genöthigt, eine dritte verbesserte Ausgabe ihres Wörterbuchs zu veranstalten, welche 1691 in 3 Bänden erschien.

Sehr schwächten das Ansehen der **Crusca** auch noch die Kämpfe um das Primat in der Sprache zwischen Florentinern und Sanesen, welche übrigens bis in die neuesten Zeiten dauerten. Sie gingen so weit, daß der Papst Alexander **VII.**, ein geborner Sanese, eine solche Feindschaft gegen die **Crusca** hegte, daß, um seine Gunst zu verlieren, schon genügte, jener Akademie anzugehören, sie oder das Wörterbuch zu loben, daher Magalotti einen seiner Freunde davor warnen zu müssen glaubte. [2]) Einer der thätigsten unter diesen sanesischen Gegnern war Girolamo Gigli, welcher verlangte, daß die von der heiligen Katherina von Siena und einigen andern Schriftstellern gebrauchten Worte und Redensarten, deren er bei 500 gesammelt hatte, in das Wörterbuch der **Crusca** aufgenommen werden sollten. Um seine Absicht besser zu erreichen, hatte er vor, die vorzüglichsten sanesischen Schriftsteller in 37 Bänden herauszugeben. Hiervon ließ er zu Lucca die Werke der Katherina drucken, und schrieb ein Wörterbuch über die Redensarten seiner Heiligen. Er wünschte zur Empfehlung desselben einen Brief von der **Crusca**, erhielt ihn aber nicht, jedoch von 56 andern italienischen Akademien, die er alle seinem Wörterbuch vordrucken ließ. Daher denn ein heftiger Kampf. Gigli war gerade nicht sehr gelehrt, aber sehr beißend. Wenn man alle satirische Ausfälle gegen die Florentiner und ihre Akademie aus seinem Vocabolario Cateriniano ausstreicht, so wird es ein dünnes Bändchen, das manches Gute enthält, und von der **Crusca** in der letzten Ausgabe ihres Werkes (1729—37 in 6 Bänden) benutzt worden ist.

Diese letzte Arbeit hat indessen auch nicht die Gelehrten zufrieden gestellt. Theils erblickt man mit Mißmuth darin die alten toskanischen Ansprüche auf Gesetzgebung in der Sprache, theils

1) Lunati, Cenni sull' origine, sul progresso e stato attuale della lingua ital. §. 8.

2) Magalotti, Lettere famigl., Tom. I, pag. 90.

hat Italien im vorigen Jahrhundert in den Wissenschaften große Fortschritte gemacht, den Kreis der Ideen und folglich der Ausdrucksweisen bedeutend erweitert, sodaß wieder viele Lücken auszufüllen und manches Veraltete auszuscheiden ist. Ueber das Was und Wie herrscht aber eine große Verschiedenheit in der Meinung. Cesarotti und Magalotti beklagen sich, daß die alten und außer Gebrauch gekommenen Ausdrücke auf gleiche Art bezeichnet sind, wie diejenigen, welche nur Laune und Neuerungssucht verstoßen hat, Lucchesini dagegen lobt dies Verfahren der Akademie. Diese sagt selbst in ihrer Vorrede, sie habe jene Wörter aufgenommen, nicht sowohl damit sie die neuern Schriftsteller anwenden sollen, sondern damit man die alten verstehen könne. Carena bemerkt aber dazu, daß hierdurch in den folgenden Ausgaben die Menge der verbrauchten Wörter so anwachsen werde, daß der Zuwachs dem Ausgeschiedenen nicht mehr gleich komme, und er schlägt daher vor, den veralteten Wörtern ein eignes Lexikon zu widmen, welches Monti **Museo della Lingua** nannte. [1]) Monti und Bottari verwerfen wieder viele Worte, die aber in Toskana im Gebrauch sind, und daher im **Vocabolario** nicht werden gestrichen werden. Sehr verdient um das Wörterbuch machte sich Bergantini durch seine Vorschläge, welche später Pasquale Tommasi in der neapolitanischen Ausgabe des **Vocabolario** von 1740 benutzt hat. [2]) Viele und vortreffliche Zusätze gaben auch Clementino Vannetti von Roveredo († 1795) und der Jesuit Girolamo Lombardi von Verona († 1792), deren Arbeiten Cesari in seiner

---

1) Cesarotti, Opere, Tom. I, p. 128. Magalotti, Lettere famigl., Tom. II, p. 66. Monti, Proposta di alcune correzioni ed aggiunte al Vocabolario della Crusca. Grassi, Sulle origini della lingua. Giacinto Carena, Osserv. intorno ai Vocabol. della lingua ital. Vorrede, S. 10 u. 11.

2) Bergantini gab die Früchte seiner Studien über die Klassiker in folgenden Werken heraus: Della volgare Elocuzione illustrata, ampliata e facilitata, Vol. I, contenente A. B. Das Werk sollte 12 Bände füllen, blieb aber unvollendet. — Dizion. ital. ovvero voci di scrittori ital. separatamente da quelle, che sono sul Vocab. commune. Venedig, 1753. — Dizionario di Eloquenza ital. Manuscript. Hiervon ein Auszug: Voci ital. d'Autori approvati dalla Crusca nel Vocab. di essa, non registrate con altre molte appartenenti per lo più ad arti e scienze, che ci sono somministrate similmente da buoni autori. Venedig, 2. Aufl. 1760.

Ausgabe von 1806 aufgenommen. Ildefonso gab die Idee und den Apparat zu einem neuen Wörterbuch (gedruckt zu Florenz 1813), worin aber der alte Geist spukte, indem er verlangte, daß man besonders toskanische technische Wörter aufnehme, oder daß man die fremden toskanisire. Dagegen sind Napioni und Bettinelli der Meinung, daß alle Dialekte Ansprüche haben, die italienische Sprache zu bilden und zu bereichern. Bettinelli schlägt vor, daß in jeder Provinz ein besonderes Dialektswörterbuch gemacht werde, um nachher von unparteiischen Gelehrten ein allgemeines Lexikon verfassen zu lassen. [1]) Eine andere Bahn zeigt Carena (in den angef. Osserv. S. 8), und findet die einzige Verbesserung darin, daß Gelehrte in allen Zweigen der Wissenschaft mit technischen Ausdrücken zu dem Wörterbuch beitragen. Er selbst gab Zusätze aus der Naturlehre, während Ferrari (Lettera al Cav. Monti sopra ciò che appartiene alla milizia nel divisamento del gran dizion. della lingua ital. Piacenza, 1819) den Militairwissenschaften einen Platz in dem Vocabolario zu verschaffen suchte. Außerdem kommt dem Gedächtniß der Crusca noch zu Hülfe der Catalogo d'alcune Opere attenenti alle scienze, alle arti ed ad altri bisogni dell' uomo; le quali quantunque non citate nel Vocabol. della Crusca meritano per conto della lingua qualche considerazione. Mailand, 1812. Angehängt sind tre lezioni sulle doti di una culta favella. (Der ungenannte Verfasser ist der Abbate Colombo.) Ferner Poggiali, Serie de' testi di lingua; angehängt ist ein Catalogo di Opere non citate nel Vocab., di autori però in esso allegati, ferner ein Catalogo di opere

1) Auch ist zu solchen Werken schon der Anfang gemacht, und gibt es verschiedene Dialektswörterbücher:

Giovan Battista Melchiorri, Dizionario Bresciano.

Gaetano Patriarchi, Dizion. Padovano, citirt von Cesarotti, Opere Tom. I, pag. 217.

Michele del Bono, Dizion. Siciliano, cit. von Zaccaria, stor. lett., Tom. XI, pag. 5.

Giov. Brunacci, Lezione d'ingresso all' Academ. de' Ricovrati di Padova, ove si tratta delle antiche origini della lingua volgare padovana e d'Italia. Venezia, 1759.

Gigli, Vocab. Cateriniano.

scritte in buona favella di autori non citati nel Vocab. Livorno, 1813. An übrigen Arbeiten dieſer Art iſt kein Mangel. Ferner gibt es Reimwörterbücher, worunter das von Roſasco (erſchien zuerſt zu Padua 1763) allgemein gebraucht iſt, und 1819 die zweite Auflage erlebte, Baruffaldi ſchrieb gar ein Rimario über die rime sdrucciole (Venedig, 1755). Auch die urſprünglichen Redensarten erhielten einen gelehrten Erklärer an dem Pater Sebaſtiano Paoli (Modi di dire toscani ricercati nella loro origine. Venedig, 1740). Die Lexikomanie ging ſo weit, daß Baruffaldi, nachdem er ein unvollendet gebliebenes Wörterbuch der Nomina propria angefangen hatte, ſogar ein Dizionario ditirambico e baccanalesco ſchrieb.[1])

Eine große Bereicherung gab der Sprache ſchon vorher der Abbate Alberti di Villanova durch ſeine Dizion. enciclopedico (in 7 Bänden, 1797), in welchem er durch eine Menge Ausdrücke aus dem Bereich der Wiſſenſchaften und Künſte, der Induſtrie und des Handels die Lücke ausfüllte, welche die Crusca nach ihrem Plan ſtets laſſen zu müſſen glaubt. Man wirft ſeinem Werk zu wenig Beiſpiele zur Erklärung der Worte und einige Nachläſſigkeit in den Citaten vor.[2]) Ein ebenfalls ſehr nützliches Unternehmen ſind die ſynonymiſchen Wörterbücher, wozu Carlo Coſtanzo Rabbi den Anfang gemacht hat. Sein Werk kam zuerſt heraus zu Bologna 1732, dann zu Bergamo 1744. Aleſſandro Bandiera vermehrte es mit Zuſätzen, Venedig 1756, und dann erlebte es noch mehre Auflagen. Das beſte Werk dieſer Art iſt das von N. Tommaſeo, Nuovo Dizion. dei Sinonimi, Firenze 1838. Ueberhaupt aber iſt in der neuern Zeit die Sprachforſchung eine wahre Leidenſchaft der Italiener geworden, wie denn die letzten zehn Jahre elf große dick- und vielbändige Wörterbücher haben entſtehen ſehen, zwei in Bologna, eins in Venedig, zwei in Mailänd, zwei in Padua, eins in Pavia, zwei in Livorno und eins in Neapel. Und alle dieſe maſſenhaften Werke haben doch noch Lücken gelaſſen, welche Giov. Gherardini für die künftigen Sprachforſcher in einer großen Arbeit zuſammen-

1) Zaccaria, Stor. lett. d'Italia, Tom. XIV, pag. 357. 366.

2) Lucchesini, Illustrazioni delle lingue antiche e moderne, Vol. I, cap. 9.

stellt, wovon der erste Band 1838 zu Mailand erschienen ist (Voci e maniere di dire italiane additate a' futuri vocabolaristi). Unterdessen rüstet sich auch die Crusca zu einer neuen Auflage ihres Vocabolario, das bis jetzt bis zum Buchstaben M vorgerückt ist.

Wenn wir uns nun zur Untersuchung über den gegenwärtigen Stand der italienischen Sprache unter den vorzüglichen Forschern umsehen, so fällt uns vor Allem eine widrige Lobhudelei, ein wahres Coquettiren mit der Sprache auf, die in ihrem Grund und Wesen jedenfalls weit von der Vorliebe der Araber verschieden sind. Man dichtet ihr alle mögliche Eigenschaften an, Kraft und Weichheit, Reichthum und Präcision, Biegsamkeit und Würde, die sie geschickt machen sollen für den Ausdruck der leichtfertigsten wie der erhabensten Gedanken, als Trägerin aller Wissenschaften und Künste. Es gibt keinen italienischen Schriftsteller über seine Sprache und Literatur, der nicht dieser Anpreisung ein eignes Hauptkapitel in seinem Buch widmet, dabei alle Lobreden früherer Schriftsteller sammelt, kritisirt, gewöhnlich sehr richtig findet, und dann seine eignen, die dasselbe sagen, dazu setzt. Wer die Schriften von Bembo, Varchi, Lollio, Salviati, Buommattei, Dati, Salvini, Velo, Gravina, Maffei, Quadrio, Algarotti, Bettinelli, Rosasco, Denina, Lucchesini, Napioni durchliest, wird dies bestätigt finden; doch kann man in dieser Hinsicht von den Meisten sagen, was Lucchesini an Rosasco tadelt, daß sie mit einem großen Aufwand von Worten sehr wenig sagen. Das Lob, worin Alle übereinstimmen, bezieht sich auf zwei Eigenschaften, eine außerordentliche Weichheit und einen großen Reichthum, in welchen sie alle andern übertreffen soll. Die erstere Eigenschaft muß ihr unstreitig zugegeben werden, ist aber nur ein Vorzug für eine gewisse geringere Gattung der Poesie, und wenn wir der italienischen Sprache den Flug der Lerche gerne gönnen, so müssen wir ihr die Adlerschwingen völlig absprechen. Keine Sprache mag so gut geeignet sein zum Ausdruck zarter Empfindungen, zur Beschreibung lieblicher Zustände, welche das Sonett, die fast ausschließliche Dichtungsart, und das Pastoraldrama zum Organ gewählt, aber eine höhere Gattung macht die idyllische Weichheit kaum möglich. Keine andere Sprache mag auch so viele Poeten (und was dazu gerechnet wird) im eigentlichsten

Sinn hervorgebracht haben, und noch weniger so viele Reimwerke, die ohne weitern Gehalt nur durch den harmonischen Laut dem Ohre schmeicheln sollen. Wenn dies für die Dichtkunst geradezu ein Verderben ist, so ist die Weichheit der Sprache für die Wissenschaft auch kein Vortheil. Alle italienische Wörter endigen mit Vocalen, und da sie sich von einer kräftigen Consonantensprache ableiten, so mußte meistens dem Wort noch eine Silbe angehängt werden, was die Zahl der Silben ungemein häuft, und die Wörter breit macht, ohne ihnen darum mehr Sinn und Kraft zu geben. Die Reflexion verliert sich in einem Schwall von Silben, ebenso wie dem dichterischen Auge die Uebersicht der Bilder erschwert wird, abgesehen davon, daß gerade eine zu große Vorliebe für diese Weichheit die Feder der Dichter wie der Gelehrten auf Abwege führt. Der andere Vorzug, des Reichthums, möchte wohl noch weniger klar sein; er gründet sich hauptsächlich auf die Menge von Synonymen, und kommt weder den Gelehrten, noch den Dichtern, nach ihrem eignen Geständniß, zu Gute, im Gegentheil sind die vielerlei Wörter für dieselbe Idee der philosophischen Genauigkeit höchst nachtheilig.

Im Allgemeinen werden die Italiener, so lange sie ohne gründliche Kenntniß unserer deutschen Sprache und Literatur über die Vorzüge der ihrigen polemisiren, immer nur Schlachten in einer dunkeln Kammer liefern. Nur dem Kenner anderer Sprachen kommt ein Urtheil über die Vorzüge der seinigen zu, und die wahre Feuerprobe, welche allein den Reichthum, die Biegsamkeit, Kraft, kurz alle glückliche Eigenschaften eines Idioms bewährt, sind Uebersetzungen aus allen andern. Es ist dabei auffallend, daß gerade die italienischen Gelehrten, welche durch vortreffliche Uebersetzungen ihre Bekanntschaft mit andern Sprachen bewiesen haben, die ihrige am wenigsten loben, sondern vielmehr zu deren Ausbildung und Bereicherung dringend auffordern. Ueberhaupt erheben sich auch sonst hier und da Stimmen, welche das enthusiastische Selbstlob etwas abkühlen. Hören wir, was ein Kenner, der Akademiker Lorenzo Mancini zu Florenz, über seine Sprache urtheilt: „Die italienischen Dichter sind viel öfter in dem Fall und durch strenge Kunstgesetze genöthigt, in ihrer poetischen Sprache Wörter und Redensarten, die allgemeine Gültigkeit haben, auszuschließen, als sie die Freiheit haben, neue

Wörter für ihre Zwecke zu erfinden oder ungewöhnliche anzuwenden. Sie müssen also die Sprache mehr negativ gebrauchen. — Die italienische Sprache ist in jeder Hinsicht reich, aber wie wenig kann der Dichter von diesem Reichthum anwenden. Die Biegsamkeit, womit die italienische Sprache den Sinn der Ideen durch Vermehrung oder Veränderung der Endsilben verstärken oder schwächen kann, ist dem Dichter von wenig oder gar keinem Nutzen. Die vielen Diminutiven, Accrescitiven, Peggiorativen kann er, als zu trivial oder lächerlich, nicht gebrauchen. Nur wenige vezzeggiativi und superlativi, recht angebracht, finden Gnade, die erstern für die lyrische Anmuth, die andern für die epische Würde. Dasselbe ist der Fall mit einer Menge sehr affektvoller und bezeichnender Wörter, da sie der Würde entbehren; der Dichter muß sich, um sie zu vermeiden, mit Umschreibungen helfen, welche eleganter sind, aber nicht die schlagende Wirkung thun. Also auf Exclusion gründet sich ein großer Theil der Eigenthümlichkeiten der italienischen poetischen Sprache, und man bemerkt bei den Klassikern, daß sie um so sparsamer und zurückhaltender im Gebrauch der Worte sind, je würdiger und erhabener der Ton ihres Gesanges ist. Was Dante, der sein Gedicht Komödie nannte, für erlaubt hielt, was Ariosto nicht verstieß, findet bei dem ernsten und oft erhabenen Tasso, bei der ausgesuchten Muse Metastasio's und dem strengen Alfieri keinen Platz. Die Letztern haben die allgemeine Sprache wenig gebraucht, und der Sprachforscher erhält aus ihren Werken eine geringe Ernte." [1]) Auch Giuseppe Manno klagt in seinem Werk **Della Fortuna delle parole (Torino, 1831)** über die Armuth der italienischen Sprache in Bezeichnungen der geistigen Thätigkeiten, über die Unvollkommenheit und Unvollständigkeit der Wörter, welche Tugenden, und die Hypokrisie derjenigen, welche Laster bezeichnen. [2])

Doch lassen wir alle Lobreden, die im Ganzen nichts sagen, und gehen wir tiefer in die Sprache ein, so findet sich schon im

---

1) Del linguaggio poetico, Lezione detta nella publica e solenne adunanza dell' Acad. della Crusca del 9. Sett. 1840.

2) Tom. I, cap. 6. Das ganze Werk ist durch seinen Humor und durch tiefe Blicke in den Charakter der Sprache und des Volks sehr empfehlenswerth.

Allgemeinen, daß ihre schnelle Ausbildung, die gewöhnlich ein Gegenstand des Lobes ist, ihr zum größten und unheilbaren Nachtheil gereichte. Sie war die erste kultivirte unter den neuern europäischen Sprachen, und erstaunlich sind die reißenden Fortschritte, welche sie in der Vervollkommnung machte. Kaum ein halbes Jahrhundert liegt zwischen den Fragmenten des Ciullo von Alcamo und den Sonetten Guinicelli's und Cavalcanti's, welche selbst Petrarca der Nachahmung werth fand. Dante's Vita nuova braucht den Vergleich mit Machiavelli's oder Castiglioni's Prosa nicht zu scheuen, und kaum blieb der Poesie nach diesen noch übrig, die Reize der Sprache in dem idyllischen Drama, nicht erst zu suchen und zu schaffen, sondern nur in das rechte Licht zu stellen. Die ganze Ausbildung der Sprache war also, so zu sagen, fast das Werk eines Jahrhunderts, und mit Bewunderung verfolgt man die Entwickelung dieser frühreifen Frucht. Allein eben aus diesem schnellen Gang erwuchs schon der allgemeine Nachtheil, daß der höchste Grad ihrer Vollendung fast vor dem Anfang eines ernsten wissenschaftlichen Strebens erreicht war, und daß sie, nachdem sie kaum einigen Gattungen der Poesie gedient hatte, schon am Ziele stehen blieb. Wenn wir daher die Geschichte genau fragen, so möchte sie uns statt des Lobes eher die Besorgniß kund geben, daß Sprache und Poesie fast dem Ende nahe sind, und daß sie sich entweder mit ungewohnter Kraft verjüngen oder langsam hinzehren müssen. Bis zum 16. Jahrhundert ist der Gang der Sprache ein natürlicher gewesen; sie hat ihre Nahrung, ihre nothwendige Lebensbedingung aus der Seele des Volks genommen, und alle Seiten des nationalen Wesens treu abgespiegelt. Sie blieb daher immer lebendig, in steter Verjüngung in gleichem Schritt mit der Zeit begriffen. Von da an fand aber kein natürlicher Fortgang der Sprache mehr statt, der aus ihrem innern Wesen sich von selbst dargeboten hätte, sondern von Außen her soll ihr eine Bahn gegeben werden, der reflectirende Geist schreibt der dichtenden Seele die Sprachgränzen vor. So kam die italienische Poesie seit dieser Zeit in dieselbe üble und unnatürliche Lage wie die römische im 2. und 3. christlichen Jahrhundert, daß nämlich die Grammatiker über den Dichtern stehen. Jene wollen den künftigen Autoren eine Sprache zurechtlegen, die diese nach allen Erfahrungen wahrscheinlich nicht werden brau-

chen können, und das Genie wird durch die usurpirte Autorität zurückgeschreckt. Wie ängstlich sieht man sich nach den Gesetzen des 14. und 16. Jahrhunderts um, und muß nicht die italienische Sprache, da jene Zeiten immer weiter zurückrücken, bei fortgesetzter Unterwerfung zuletzt eine todte werden? Es erhellt übrigens bei dieser Gelegenheit, wie sehr der Nutzen, den eine Sprachakademie haben kann, durch den Schaden, der aus ihrem ausschließlichen Schiedsrichteramt und Vorrecht erwächst, vertilgt wird, und wie wenig eine solche Anstalt, deren Geschäft nur ist, nachzufolgen, den lebendigen Fortschritt einer Sprache anregen kann. Sie schichtet bloß das auf, was einmal gebildet ist, und drängt dies allen kommenden Geschlechtern auf. Das einzig zuverlässige Kriterium für die Reinheit einer Sprache ist nicht die Sprache der Klassiker, sondern der durch die Klassiker geläuterte Geschmack. Eine selbst von den besten Schriftstellern gebrauchte Ausdrucksweise kann veralten, und es ist dann schwachsinnig und dem Genius einer Sprache ganz zuwider, diese Form, die nicht mehr passen will, zu gebrauchen, bloß weil sie einmal klassisch geworden sei. Eine Form an sich ist nie klassisch, sondern nur wenn sie der klassischen Idee entspricht. Da die Ideen im Fortgang der Kultur und Wissenschaft sich stets erneuern, so müssen sich auch neue Formen dazu bilden, die von den alten sehr verschieden sein können. Wer gibt also hier den Ausschlag? Keineswegs die Wörterbücher der Sprachakademien, denn sie stellen nur die alte Form hin, sondern nur der durch die Klassiker geläuterte Geschmack; denn dieser ist dann derselbe Wegweiser, der auch die Alten führte.

Man hat in neuern Zeiten wohl eine derartige Stockung der Sprache geahnt, und suchte eine Reform durch Bearbeitung synonymischer Wörterbücher vorzubereiten. Allein bei dieser Arbeit ist gerade die schlimme Lage der italienischen Sprache augenfällig geworden. Denn in diesen Wörterbüchern herrscht die Autorität des 14., des 16. und späterer Jahrhunderte und des neuern Gebrauchs vermengt durch einander, was in den Beispielen zur Erläuterung und der Feststellung der Bedeutung der Wörter viel Verwirrung und Irrthümer veranlaßt. So werden die Italiener mit dem Fortrücken der Zeit immer mehr in den mißlichen Fall eingezwängt, entweder ihrer Sprache jeden Fortschritt abzuschnei-

den, und sie fern von aller Berührung mit andern Sprachen zu halten, oder ihren Dante veralten zu lassen, in der Aussicht, ihn später zur Verständigung der Nachwelt übersetzen zu müssen, wie wir unser Niebelungenlied. Denn Dante's Sprache kann unmöglich immer ausreichen, und die ganze Hemmung in der philosophischen Feststellung der Sprache entsteht aus der Pietät für den großen Gründer derselben. Im Allgemeinen läßt sich die kritische Lage, welcher die Sprache später oder früher unmöglich wird entgehen können, aus folgenden Fragen ersehen, welche Lucchesini seinen Landsleuten zu beherzigen gibt: Ist die Sprache, in der wir schreiben sollen, und die Viele sprechen, eine lebendige, oder seit dem 14. Jahrhundert todt? Sollen wir nach jener Zeit keine neuen Wörter mehr zufügen? Gehört sie nur Florenz oder Toskana oder ganz Italien an? Sollen wir uns dem Zügel der Crusca gehorsam unterwerfen, oder dieselbe als Richterin nicht anerkennen? [1])

In der That theilen sich auch die jetzigen Sprachforscher in zwei große, sich ganz entgegengesetzte Klassen. In die erste gehören alle diejenigen, welche sich mit dem Wortvorrath des 14. Jahrhunderts begnügen, und die Sprache bis zu der ärmlichen Einfachheit jener Zeit berupfen wollen. Ihre Wortführer sind Perticari, Monti [2]), Cesari, Lucchesini, Napioni. Der Hauptfechter für „diese goldene Zeit der italienischen Sprache" ist Antonio Cesari, der das einzige Heil in der Rückkehr zu den alten Formen und Gränzen findet. Seine Auseinandersetzung dieses Themas ist zu charakteristisch, als daß ich sie nicht in der Kürze hier wiedergeben sollte. [3]) Er beantwortet zuerst den Einwurf, daß die Sprache für das jetzige philosophische Streben nicht genüge, und thut dabei das unvorsichtige, übrigens nur in gewisser Hinsicht wahre, Geständniß, daß Dante's, Passavanti's und Cavalca's Philosophie immer noch in Italien ausreiche und uner-

1) Illustrazioni delle lingue antiche et moderne, Part. I, cap. 5.

2) Giammaria Pusti, Ragion. sul tratt. degli Scritt. del trecento del Conte Perticari e sulla Proposta di giunte e correzioni del Cav. Monti. Napoli, 1818.

3) Antidoto pe' Giovani studiosi contro le novità in opera di lingua ital. Forli, 1829.

reicht sei (S. 17). Der gleiche Beweis wird durch alle Zweige der Wissenschaft durchgeführt. Cesari beruft sich dabei stets auf die Alten, er findet, daß man im 14. Jahrhundert auch manche Stellen geschrieben habe, deren sich Cicero und Livius nicht schämen würden, ja daß sogar die Philosophen jener Jahrhunderte in der christlichen Moral weiter waren als die alten Heiden, und zieht daraus den jämmerlichen Schluß, daß, da sie von den größten Geistern des Alterthums in christlichen Ansichten nicht erreicht würden, ihre Sprache immer für alle Fortschritte der Wissenschaften genügen solle. Am Ende rückt er mit dem Haupttheweis gegen seine Gegner, welcher am treffendsten und für unsere Behauptung am wichtigsten ist: „Wenn ihr die Sprache des 14. Jahrhunderts verwerft, so müßt ihr auch seine Meister verwerfen." — Napioni war ebenfalls ein eifriger Vertheidiger der alten Reinheit der Sprache. Seine strenge Keuschheit in dieser Hinsicht, die Alles auf die absolute Nothwendigkeit zurückführen wollte, und vor jeder Berührung mit andern Sprachen warnte, brachte Cesarotti zu der witzigen Aeußerung, **che ristringeva il bisogno della lingua a quella necessità estrema, nella quale anco la Chiesa permette di rubare.**

Die andere Klasse begreift diejenigen, welche eine Reform der Sprache auf einer philosophischen Grundlage verlangen. Unter ihnen steht unstreitig Cesarotti voran, welcher sich durch seine vielfachen Uebersetzungen aus alten und neuen Sprachen und durch seinen vielseitigen Geist einen vorzüglichen Anspruch auf die Beurtheilung seiner Sprache erworben hat. Er eifert besonders gegen das ertödtende Selbstlob und die Zufriedenheit der Gegenpartei mit dem Hergebrachten, gegen die Herabsetzung anderer Sprachen, gegen die Meinung, man dürfe von ihnen Nichts entlehnen, gegen das sumpfartige Stehenbleiben bei frühern Jahrhunderten. Der Ideengang in seinem Werk **Saggio sulla filosofia delle lingue** (Pisa, 1800) ist kurz folgender: „Keine Sprache ist rein. Jede bildet sich aus der Vermischung verschiedener Idiome; sie können sich also auch durch fernere Annahme bereichern, und die Furcht davor ist ein lächerliches Vorurtheil. Jede Sprache wurde auch gebildet, nicht durch öffentliche oder Privatautorität, sondern durch die freie aber nicht ausgedrückte Einwilligung der größten Zahl. Also kann auch keine Autorität sie in ihrem Fortschritt hemmen,

oder die Freiheit der Nation in Hinsicht auf dieselbe beschränken. Keine Sprache ist vollkommen, sie muß sich also immer im Wechsel der Zeit verbessern. Keine Sprache ist reich genug; die Wissenschaften, Künste, der Handel geben immer neue Gegenstände, welche eines Namens bedürfen. — Cesarotti empfiehlt hierauf dringend philosophische Studien in der Etymologie zum Behuf der Bereicherung der Sprache, durch Einbürgerung neuer Ideen und Wörter aus andern, durch Vervielfältigung der figürlichen Bedeutung der Wörter nach jetzigem Bedürfniß, und gibt dazu treffliche Anleitung. — Es werden ihm in seinem Styl manche Neologismen vorgeworfen, allein sie sind wahrscheinlich eben aus dem Bedürfniß entstanden, seine Sprache zu bereichern, und sie dem Ideenfortschritt anderer Völker anzupassen. Sein Styl kann daher nicht dem der altitalienischen Klassiker an die Seite gestellt werden; aber er schrieb auch in einer andern Zeit und für eine andere Zeit, und die Beschränktheit der Sprache würde bei ihm nicht wie bei Dante als Entschuldigung für unklare Wendungen gegolten haben. —

Es ist zu erwarten, daß bei dem großen Interesse, den die ganze gelehrte Welt in Italien an dem Schicksal ihrer Sprache nimmt, diese nicht lange auf dem so gefährlichen Wendepunkt stehen bleiben, sondern daß die immer ausgebreitetere Bekanntschaft mit andern, besonders mit der deutschen Sprache und Literatur, dazu beitragen werde, daß sie ihre Fesseln zerbreche, und ihr Ziel, die Vermittlung der stets sich steigernden geistigen Bedürfnisse, bald auf das Vollständigste erreiche. Das einzige Rettungsmittel für die Sprache wird sein, daß das unnatürliche Verhältniß zwischen guten Dichtern und guten Sprachforschern sich bald auflöse, und daß die erstern mit erneuter schöpferischer Kraft und den Blick nicht rückwärts gerichtet wieder in ihre Rechte eintreten. Und dazu möchten vorerst gute Uebersetzungen führen.

Anhang.

Wir geben zur Ueberſicht der Fortſchritte der italieniſchen Sprache eine Anzahl Proben von verſchiedenen Dichtern und Proſaikern von dem Urſprung bis zu dem klaſſiſchen Jahrhundert der Sprache, welchen einige lateiniſche und eine provenzaliſche Probe vorausgehen ſollen.

A. Latein aus dem 9. Jahrhundert.

1. Kapitel einer uralten Handſchrift aus der Bibliothek der Canonici zu Lucca. (Mabillon verſetzt ſie in die Zeit Karl's des Großen). Der Titel des Manuſcripts lautet:

Compositiones ad tingenda musiva, pelles et alia, ad deaurandum ferrum, ad mineralia, ad chrysographiam, ad glutina quaedam conficienda, aliaque artium documenta, ante annos nongentos scripta. (Muratori, Diss. 24.)

De fila aurea facere.

Quomodo petalum fiet ad fila aurea auro bonum sicut metrum, batte lamina longa, et gracile; quando per longum battis, plica eam in unum super unum; et sic eas battes: sed plectaturas non battis. Et postea aperis aurum per medium, et amba capita non battuta in medio veniant; et batte, et cum ala eum divide. Et post debeas adplanare cum matiola lignea, et de solum unum debeas facere tres petalas. Et post tolles forfices bonas, suptilissimas longas et graciles; et circina illum usque ad sanum, et plica unum cata unum petalum: et continua illa cum contena afferrea. Et tota sic similiter fieri debet. Et tolle carbones minutos. Adprehende illos in focario. Et debeas mittere tota petala intro modico et sabata, et quale ut tota scaldata fiat. Et habeas aquam paratam: et bersa super, ut adluminentur se ipse petala. Et post tolle dragantum mundum: et diligenter pista illud in mortario; et sal equis ponderibus. Et frica cum aceto extemperasce, induc per petala de ambis partibus equaliter cum pinna, et in focarium scalda per modicos. Sic coloratur aurum. Et cum aquam mundam laba: et divide eum, et adsucca.

B. Latein aus dem 11. Jahrhundert.

2. Schluß einer Schrift von einer Aebtissin zu Ferrara vom Jahr 1083, Vermiethung von Ländereien betreffend. (Murat., Diss. 24.)

Et postea sit mihi petitrice concessum, et si vineam plantaverim, da usquequo plantaverimus usque ad annis quinque, et postea rendere debeamus vinum, sicut supra legitur, deductum atque conductum ipsum terratico dominio hic in monasterio vestro majore quidem dominico vestro, vel vestra dominacione cum onore et obediencia suscipere debeamus hec successione ei facere sine dolo vel fraude. Et non abeamus licencia de ipsas res a nullo placido andare, nisi ad te vel tuis successitrice. Et si quis vero pagina nostra contra os peticionis ire tentaverimus, et omnia que supra non observaverimus vel adimpleverimus, cum meis filiis et heredibus dare tibi suprascripta conceditrice, vel a tuis successitrice penam uncia una, et post manead in sua firmitate.

C. Latein aus dem 12. Jahrhundert.

3. Urkunde über Gränzbestimmungen, vom J. 1122 (aus Ughelli's Ital. sacra, T. IX), welche Muratori, wie ich oben auseinandergesetzt, fälschlich für die erste Urkunde der italienischen Sprache hält.

Incipiendo da li Finandi, e recte vadit per serram Sancti Viti; e la Serra ad hirta esce per dicta Serra Groinico; e li fonti aqua trondente inverso Torilliana; e esce per dicte fonte a lo Vallone de Ursara; e lo Vallone Apendino cala a lo forno, e per dicta flumaria ad hirto ferit a lo Vallone de li Caniteli, e predicto Vallone ad hirto esce supra la Serra de li Palumbe a la Crista custa; e deinde vadit a lo vado drieto da Thomente; e dicta Ecclesia Sancto Andrea abe ortare unum, e non aliud etc.

D. Provenzaliſche Sprache.

4. L'autre jorn m'anava
Per una ribeira
Soletz delichan,
Qu'Amors me menava
Per aital maneira
Que pesses de chan;
Vi gaia bergeira
Bell' e plazenteira
Sos anhels gardan:
La tengui carreira,
Trobei la fronteira
A for ben estan.
E fe m semblan
Al primier deman.

E. Italieniſche Sprache.

I. Erſte Hälfte des 13. Jahrhunderts.

a) Sicilianiſche Schriftſteller.

5. Ciullo d'Alcamo, 1193. (Anderes Bruchſtück aus dem ſchon früher angeführten Gedicht.)

Tu me non lasci vivere nè sera nè mattino:
Donna mi son di perperi, d'auro massa amotino.
Se tanto aver donassimi, quant' ha lo Saladino,
E per aiunta quant' ha lo Soldano,
Toccareme non poteria la mano.
Molte sono le femmine ch'hanno dura la testa,
E l'uomo con parabole le dimina e ammodesta
Tanto intorno percacciale finchè l'ha in sua podesta.
Femmina d'uomo non si può tenere:
Guardati, bella, pur di ripentere.

6. Ruggerone da Palermo, 1230.

Ci lasso, non pensai
Sì forte mi parisse
Lo dipartire da Madonna mia.
Da poi ch'io m'allungai,
Ben paria ch'io morisse,
Membrando di sua dolce compagnia:

E giammai tanta pena non durai
Se non quanto alla nave addimorai:
E or mi credo morire certamente
Se da lei non ritorno prestamente.

7. Matteo Spinello.

Se arricordao di questo Rugiero, che era picciérillo di nove anni; e se voltao a Donatiello, che venia con isso e le disse: A me abbastano questi dui compagni: va, Donatiello, et forzati di salvare questo figliuolo. Et Donatiello se voltao a scapizza collo, et arrivao a Venosa alle otto hore, et parloe allo Castellano, et a chillo punto proprio pigliao lo figliulo, et fino a quaranta augustali, et un poco di certa altra moneta, et uscio della Porta fauza senza che lo sapesse nullo delli compagni.

b) Römiſche Schriftſteller.

8. Francesco d'Aſſiſi, 1226.

Cantico del Sole.

Altissimo, omnipotente, bon Signore; tue son le laude, la gloria, lo honore et ogni benedictione. A te solo se confano, et nullo homo e degno de nominarte. Laudato sia Dio mio Signore con tute le creature, specialmente Messer lo frate Sole: il quale giorna et illumina nui per lui, et ello è bello, e radiante con grande splendore: di te, Signore, porta significatione. Laudato sia mio Signore, per suor Luna e per le Stelle: il quale in cielo le hai formate chiare e belle. Laudato sia mio Signore per frate vento, e per laire, e nuuolo, e sereno, e ogni tempo, per le quale dai a tute creature sustentamento. Laudato sia mio Signore per suor aqua, la quale e molto utile, e humele, e preciosa e casta. Laudato sia mio Signore per frate fuocho, per lo quale tu allumini la nocte, e ello è bello, e jocundo, e robustissimo, e forte. Laudato sia mio Signore per nostra madre terra, la quale ne sostenta, e governa, e produci diversi fructi, e coloriti fiori, e herbe.

c) Toskanische Schriftsteller.

9. **Folcacchiero de' Folcacchieri, von Siena, 1200.**

Tutto lo mondo vive sanza guerra,
Et eo pace non posso aver neciente.
O Deo, come faraggio?
O Deo, come sostenemi la terra!
E' par ch'eo viva in noja della gente
Ogn' uomo m'è selvaggio:
Non pajono li fiori
Per me com' già soleano,
E gli augei per amori
Dolci versi faceano — agli albori.

10. **Ser Noffo Notajo. Florenz, 1240.**

Volendo dimostrare
Novellamente Amore,
Per rallegrare ciascum gentil core,
Nella mia donna degna fe' riposo.
E perchè senza pare
Fosse lo suo valore,
Interamente le donò riccore
Di tutto piacimento dilettoso.

d) Bologneser Dichter.

11. **Guido Guinicelli, 1240.**

Gentil Donzella, di pregio nomata,
Degna di laude e di tutto l'onore,
Che par di voi non fue ancora nata,
Nè sì compita di tutto valore,
Pare che in voi dimori ogni fiata
La deità dell' alto Dio d'amore;
Di tutto compimento sete ornata,
E d'adornanza e di tutto bellore.
Che 'l vostro viso dà si gran lumera,
Che non è donna ch'aggia in se beltate,
Che a voi davanti non s'oscuri in cera.
Per voi tutte beltà sono affinate,
E ciascuna fiorisce in sua maniera
Lo giorno quando voi vi dimostrate.

c) Norditalischer Dichter.

12. Messer Polo. Reggio in der Lombardei, 1230.

La gran nobilitate
Che in voi, Donna, ho trovata,
M'inforza ogni fiata — di trovare,
E donami ardimento.
Però con umiltate
Nuova canzon trovata
I'ho per voi, pregiata
Sovra d'ogn' altra di meglioramento.

II. Zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts.

a) Sicilianische Dichter.

13. Guido delle Colonne, 1250.

Amor, che longiamente m'hai menato
A freno stretto senza riposanza,
Allarga le tue redini in pietanza
Che soverchianza m'ha vinto e stancato:
Ch' ho più durato ch'io non ho possanza,
Per voi, Madonna, a cui porto lianza,
Più che non fa Assissino in suo cuitato
Che si lascia morir per sua credanza.

14. Nina Siciliana, 1290.

Qual sete voi, che chara profferenza
Sì fate a me, senza pur voi mostrare?
Molto m'agenzeria vostra parvenza,
Perchè il meo cor potessi dichiarare.
Vostro mandato aggrada a mia intenza;
In gioia mi conteria d'udir nomare
Lo vostro nome, che fa profferenza
D'essere sottoposto a me innorare.
Lo core meo pensar non si savria
Alcuna cosa che sturbasse amanza;
Così affermo, e voglio ognor che sia.
L'udire a voi parlare è voglia mia,
Se vostra penna ha buona consonanza
Col vostro core; od è tra lor resia.

b) Römiſche Dichter.

15. Lodovico della Vernaccia, von Urbino, 1250.

Sellu subiecto preclaro, o Ciptadini,
Dell' acto nostro ambitioso et honesto
Vorrete immaginare chiosando il testo
Non vi parrà che noi siam fiantini.
Selli nostri accidenti et intestini
Che se repensarete con modesto
Aspecto inchinerete el cor molesto
Fiem radicate el cor in duri spini.
Quando rasione corregie li difecti
Del diverso inimico e lor conturba
Non della spada in triumphar pusarse.
Ma inbracta con forsa e sensi erecti
Se vole usar contra la falsa turba
Solo la spada vole magnificarse.

16. Papſt Bonifacius VIII., 1294.

Stava la Vergin sotto della Cruce:
Vedea patir Jesù, la vera luce:
Madre del rè di tutto l'universo.
Vedeva il capo che stava inchinato,
E tutto il corpo ch'era tormentato
Per riscattar questo mondo perverso.
Vede lo figlio, che la guarda e dice:
Oh! Donna afflitta, amara et infelice,
Ecco il tuo figlio: e Joan le mostrava.

c) Toskaniſche Schriftſteller.

17. Schrift von Siena von 1253, welche Muratori als älteſte Probe toskaniſcher Proſa gibt.

A voi, Mesere Rugiero da Bagnuolo, per la grazia di Dio etc. . . . . Contio vi sia, che io sono in Peroscia e giosevi giovedi due die entrare ottobre con una grande quantitae di Cavaieri della Valle di Spuleto e delle Contrade di lagiuso e quandio gionsi in Peroscia si vi trovai Aldobrandino Gonzolino, unde sapiate che io me ne voleva venire coi detti Cavaieri per chello che io voleva essere in Siena colloro inanzi voi per vedervi e perchè voi intendeste i pati che sono da me e dalloro anzi ehel-

lino vi scrivesero, i quali pati apaiono per carta a mano di Notajo etc.

18. Guido Cavalcanti, von Florenz, 1280.

O Donna mia, non vedestù colui
Che sullo core mi tenea la mano,
Quand' io ti rispondia fiochetto e piano
Per la temenza delli colpi sui?
El fu Amore; chè trovando vui
Meco, riflette' che venia lontano
A guisa d'un arcier presto Soriano,
Acconcio sol per ancidere altrui.
E trasse poi degli occhi miei sospiri
I quai si gittan dallo cuor sì forte,
Ch'io mi parti' sbigottito fuggendo.
Allor mi parse di seguir la morte
Accompagnato di quelli martiri,
Che soglion consumare altrui piangendo.

19. Ricordano Malispini, von Florenz, 1280.

Cap. 130. Negli anni di Cristo MCCXXXVIIII a dì tre di Giugno scurò il Sole tutto appieno nell' ora di nona, e durò scurato parecchie ore, e del die si fece notte, onde molti ignoranti del corso del sole e dell' altre pianete, si maravigliarono molto, e per grande paura spaventò molti uomini e femmine in Fiorenza, per la terra, della non usata novità, e tornarono a penitenza e a confessione. Dissesi per istrologia che la detta scurazione annunziò l'abbassamento e scuritae ch'ebbe la chiesa di Roma da Federico con molto danno de' Cristiani.

20. Fra Guittone d'Arezzo, 1260.

Carissimi e amatissimi molto miei, ben credo savete, che da fera a uomo non è già che ragione in conoscere e amare bene; perchè l'uomo è ditto animale razionale; e senno più che bestia ha, ch' è ragione. Ragione donqua perduta, più che bestia, che vale parola di gran saggio? Chè vera perfezione di ragionevole criatura si ha per tale come avere catuna cosa, cioè in coscienza e in amore.

d) Bologneſer Schriftſteller.

21. Oneſto Bologneſe, 1260.

La partenza che fo dolorosa
E gravosa più d'altra m'ancide
Per mia fide da voi, bel diporto.
Sì m'ancide il partir doloroso,
Ch' i' non oso son pur a pensare
Al dolor che convienmi portare
Nel mio core di vita pauroso,
Per lo stato gravoso e dolente,
Lo qual sente. Com' dunque faraggio?
M'ancideraggio per men disconforto.

22. Frate Guidotto, 1260.

Nel tempo che signoreggiava il grande e gentile uomo Giulio Cesare, il quale fu il primo Imperadore di Roma, di cui Lucano e Sallustio ed altri autori dissono alti e maravigliosi versi, nel quartodecimo e quintodecimo anno dinanzi alla nativitade del nostro Signore: in quello tempo fue uno nobile e vertudioso uomo, cittadino nato di Capova del regno di Puglia, il quale era fatto abitante della nobile città di Roma, ch'avea nome Marco Tullio Cicerone, lo quale fu maestro e trovatore della grande scienza di Rettorica, la quale avanza tutte le altre scienzie per la bisogna di tutto giorno parlare nelle valenti cose, siccome far leggi e piati civili e cherminali, e nelle cose cittadine, siccome in fare battaglie, ed ordinare schiere, e confortare cavalieri nelle vicende degl' imperii, regni e prencipati, e governare popoli, e regni, e diverse genti, come conversano nel gran cerchio del mappamondo della terra.

c) Norditaliſche Dichter.

23. Saladino da Pavia, 1250.

Messer, lo nostro amore
In gio' fue cominciato,
Or lo veggio mancato da tua parte;
Lassa! lo cor mi parte di pesanza.

Messer, lo nostro amore
Fue d'amorosa voglia cominciato;
D'una mente e d'un core,
E d'un voler lo nostro amore è stato.
Ond' ho mortal dolore;
Dalla tua parte veggiolo mancato:
Che mi se' straniato,
Di me non curi niente;
Lassa! lo meo cor sente pena forte,
Che mi conduce a morte di pesanza.

24. Pietro della Basilica di S. Pietro (gewöhnlich zusammengezogen in Bascapè), von Mailand, 1264.

Como Deo a facto lo Mondo,
Et como de terra fo lo homo formo,
Cum el descencì del cel in terra
In la vergene regal polzella,
Et cum el sostene passion
Per nostra grande salvation,
Et cum verà el di del ira
La ò serà la grande roina,
Al peccator darà grameza,
Lo justo avrà grande alegreza.
Ben e raxon ke l'homo intenda
De que traira sta legenda.

III. Vierzehntes Jahrhundert.

a) Neapolitanischer Schriftsteller.

25. Fragmenta historiae romanae. Libr. I, cap. 12, vom Jahre 1354 (aus Muratori's Antiqu. ital., Vol. III).

Poni cura che fece lo crudele patre pe bolere campare. Voize che sio figlio gisse denanti de esso, pe mitigare, muorto lo figlio, la ira de lo puopolo sopra de si. Quanno lo giovinetto figlio, patrio praecepto, vao denanti, appriesso de la porta, como lo agnio a lo maciello, ben conoscie soa morte, bene conoscie la poca pietate de lo patre. Volve la testa e disse: Ahi patre! dove me manni? Dice lo patre: Va sicuramente. Como fo a la puorta, fo receputo da lo adirato puopolo ne le ponte de le spate.

b) Römiſcher Schriftſteller.

26. Lodovico Bonconte Monaldaſchi, 1327.

E l'Imperadore iva vestito d'auro fino e veniva con isso Castruccio ch'era Signore de Lucca MD Cavalieri colle lancie alla coscia, e le briglie in mano tutti vestiti di fierro. Habitao allo palazzo granno delli Colonnesi e si riposao VIII giorni, e dal palazzo di Messer Pietro della Colonna non si sentiva se non suoni e canti per dar gusto all' Imperadore.

c) Toskaniſche Schriftſteller.

27. Marco Polo. Milione (Reiſebeſchreibung) nach der Ausgabe von Baldelli Boni, Florenz, 1827. (Dieſe Ausgabe iſt nach der älteſten in der Magliabecchiana zu Florenz befindlichen Ueberſetzung der lateiniſchen Beſchreibung von 1309 beſorgt, und die damalige Schreibart genau beibehalten.)

Cap. 103. Quando l'uomo si pate di questa provincia, ch'io v'ho contato l'uomo discende per una grande china (calata), ch'è bene due giornate e mezzo pure a china, e in quelle due giornate e mezzo non hae cosa da contare, salvo che v'ha una gran piazza, ove si fa certa fiera certi dì dell' anno. E quivi vengnono molti mercatanti che recano oro e ariento e altre mercatanzie assai, ed è grandissima fiera; e quegli che recano l'oro e l'ariento quiritta (qui), niuno puote andare in loco contrada, salvo ch'egliono, tanto è contrada rea, e divisata dall' altre, nè niuno puote sapere, ov' egli stanno, perchè niuno vi puote andare.

28. Giovanni Boccaccio, Florenz, 1375.

Qual donna canterà, s' i' non cant' io,
Che son contenta d'ogni mio disio?
Vien dunque, Amor, cagion d'ogni mio bene,
D'ogni speranza e d'ogni lieto effetto;
Cantiamo insieme un poco,
Non de' sospir nè delle amare pene
Ch'or più dolce mi fanno il tuo diletto:
Ma sol del chiaro foco,
Nel quale ardendo in festa vivo e 'n gioco
Te adorando, come un mio Iddio.

29. Torquato Taſſo. (Aminta.)

All' ombra d'un bel faggio Silvia e Filli
Sedean un giorno, ed io con loro insieme;
Quando un' ape ingegnosa, che cogliendo
Sen giva il mel per que' prati fioriti,
Alle guance di Fillide volando,
Alle guance vermiglie come rosa,
Le morse e' le rimorse avidamente;
Ch'alla similitudine ingannata
Forse un fior le credette. Allora Filli
Cominciò lamentarsi, impazïente
Dell' acuto dolor della puntura:
Ma la mia bella Silvia disse: Taci,
Taci, non ti lagnar, Filli; perch' io
Con parole d'incanti leverotti
Il dolor della picciola ferita.
A me insegnò già questo secreto
La saggia Artesia, e n'ebbe per mercede
Quel mio corno d'avorio ornato d'oro.
Così dicendo, avvicinò le labbra
Della sua bella e dolcissima bocca
Alla guancia rimorsa, e con soave
Susurro mormorò non so che versi.
Oh mirabili effetti! sentì tosto
Cessar la doglia; o fosse la virtute
Di que' magici detti, o, com' io credo,
La virtù della bocca
Che sana ciò che tocca.

§. 9.

Wiſſenſchaft.

Die wiſſenſchaftliche Kultur iſt trotz der ungemeinen Lebendigkeit, womit man nach dem neuen Licht tappte, und des großen Lärms, womit ſich der Eifer Luft machte, doch die ſchwächſte Seite jener Jahrhunderte. Die Gelehrten waren damals zwiſchen zwei Stände eingezwängt, deren entgegengeſetzter

Einfluß keine ruhige Entwickelung der Wissenschaft zuließ, nämlich zwischen einen in lebendigster Kraft aufblühenden Handelsstand, dessen Geist sich vielleicht ohne das Ritterthum der Menschheit überwiegend bemächtigt haben würde, und jedenfalls damals das Interesse der Mehrzahl in seine Sphäre zu ziehen drohte, — und zwischen das Mönchthum, welches der hier und da sich bemerkbar machenden Mattigkeit im Glauben und Aberglauben von Neuem entgegenwucherte, und mit dem Wust seiner unerweislichen Dogmen und Erfindungen jedes freie Nachdenken erstickte. So standen die Gelehrten gleichsam zwischen Leben und Tod, und ihre ganze Wissenschaft hatte den Anstrich dieses unbehaglichen und unnatürlichen Verhältnisses. Während nun in Frankreich mehr das Mönchthum nach einer wissenschaftlichen Geltung rang, erhielt in Italien, wo gerade jetzt der Handel in seiner höchsten Blüthe stand, die praktische Seite die Oberhand, und wurden solche Wissenschaften gepflegt, deren Anwendung der Augenblick erheischte, oder die vielmehr, so zu sagen, aus der Anwendung entstanden waren, wie die Arznei- und Rechtswissenschaft, hauptsächlich aber die letztere.

Diese war wohl selbst in den finsterſten Zeiten nicht ganz verschwunden, da man immer richtete und strafte, also wenigstens zum Schein sich nach Gesetzen umsehen mußte. Zu den vielen römischen Gesetzen brachten noch die Longobarden, später die Franken die ihrigen. Jedem war erlaubt, nach dem Recht seines Volks zu leben; wo dies nicht ausreichte, gaben die italienischen Könige nach und nach noch allgemeine Gesetze. Als endlich die Städte sich erhoben und das Joch der Kaiser abgeschüttelt hatten, verwarf ihr Stolz und das Gefühl ihrer befreiten Kraft jene kaiserliche Ordnung, sie setzten ihre eigne Regierung ein, und gaben ihren Gesetzen Geltung. So ward auf dem kleinen Raum nach mailändischem, venetianischem, genuesischem, pisanischem, florentinischem, bolognesischem, ferraresischem, römischem, longobardischem, fränkischem und kaiserlichem Recht gerichtet, und Norditalien war augenscheinlich der Boden, wo das Studium des Rechts ganz allein entstehen und ganz besonders gedeihen konnte.

Es ist dabei auffallend, daß der allgemeine jugendliche Enthusiasmus für Freiheit und Religion, der die ganze Zeit ergriffen hatte, der Schwung, den die Blüthe des Ritterthums,

die Spannung, welche die Ausschweifung desselben gegeben hatte, das Gefühl des errungenen Sieges des Bürgerthums nicht wenigstens jene Städte vielmehr auf die Principien des Naturrechts geleitet habe, als auf das positive Recht und die Sammlungen von willkürlichen Gesetzen, Verordnungen und Bestrafungen. Es ist freilich auf der andern Seite zu bedenken, daß jene Gefühle in Italien nie so rein und religiös ausgebildet wurden, als anderwärts, daß das errungene Freiheitsgefühl des Bürgerthums sogleich in die engen Schranken eines egoistischen Handelsgeistes gezwängt wurde, welcher zum Theil auch durch den Drang der Umstände, wie die Gewalt des Adels und der Geistlichkeit, genöthigt, vor allen Dingen nur Schutz und Förderung seiner materiellen Interessen verlangte, und sich um das Warum und Woher nicht kümmerte, und endlich daß die Kirche aus begreiflichen Gründen ein Zurückgehen zu den Principien der Vernunft und des menschlichen und göttlichen Rechts nicht zugeben konnte. So waren alle Stände damit zufrieden, daß man nur auf der Oberfläche herumgriff und sich für die Noth des Augenblicks einrichtete; aus demselben Grund mußten sich die Gesetze ins Unendliche vermehren, und da in den unzähligen Republiken die Staatsgewalt in den Händen Vieler war, die sich beständig einander ablösten, so ward das Rechtsstudium in dem Maße allgemein, als der Republikanismus Wurzel faßte.

Diese vielerlei Arten von Recht machten aber die Gerichtsführung äußerst beschwerlich. Die Richter konnten nicht mehr alle verschiedene Verordnungen im Gedächtniß behalten, und man sah sich nach Compendien der wichtigsten und gebräuchlichsten Gesetze um. Das meiste Ansehen hatten bis zu Anfang des 12. Jahrhunderts die longobardischen und römischen Gesetze, von da an erhielten die letztern durch geschickte Ausleger und Erklärer das Uebergewicht. Natürlich regte sich nun auch von selbst das Bedürfniß, Rechtsschulen zu gründen, worin die künftigen Richter gebildet würden, und diese Rechtsschulen, welche bald in vielen Städten, wie Bologna, Ravenna, Parma u. s. w. aufkamen, bildeten den Grund zu unsern Universitäten, sowie sie noch jetzt bestehen; d. h. unsere höhern wissenschaftlichen Anstalten hätten sich auch jedenfalls ohnedies mit der Zeit gebildet; nicht das Institut an sich verdanken wir jener Rechtsconfusion, wohl aber

die Form desselben, die immer noch das mönchisch-ritterliche Ansehen behalten hat.

Eine der ältesten Rechtsschulen war zu Bologna errichtet, und bestand schon seit dem 11. Jahrhundert [1]); der Anfang der Universität wird aber erst gesetzt, nachdem das allgemeine Bedürfniß nach einem geschriebenen und genauen Gesetzcodex die Justinianische Sammlung als allgemeine Regel des Rechts im Abendlande anerkennen ließ. Dies war im Anfang des 12. Jahrhunderts, als Irnerius eine Schule des Civilrechts in jener Stadt eröffnete, welche bald durch eine Reihe berühmter Professoren einen europäischen Ruf und Zulauf erhielt, und die mater studiorum wurde. Kaiser und Päpste, sagt Tiraboschi, wetteiferten die Universität zu ehren und zu befördern; Friedrich Barbarossa nahm sie 1158 unter seinen besondern Schutz, ertheilte den Lehrern viele Privilegien, und stellte sie unter ihre eignen Richter. Von den Päpsten weiß der italienische Geschichtschreiber nicht viel zu sagen, doch nennt er wenigstens Alexander III., der sich bewogen fühlte, die Universität mit einer Zuschrift zu beehren. Indessen auf andere Weise zeigte die Kirche ihre Theilnahme an den gelehrten Schulen, sie pflanzte neben das Staatsrecht ihr eignes, und ließ es mit dem größten Eifer bearbeiten, entwickeln, commentiren und vertheidigen, was der beschränkte Zustand des Denkvermögens in jener Zeit ungemein beförderte.

Das glänzende Beispiel verfehlte seine Wirkung nicht, das Rechtsstudium, das selbst aus jenen unruhigen Zeiten seine beste Nahrung zog, machte reißende Fortschritte, Modena, Mantua und Ravenna folgten bald auf Bologna, und das folgende Jahrhundert sah noch in Padua, Mailand, Brescia, Reggio, Pisa, Piacenza, Neapel und vielen andern Städten Rechtsschulen entstehen und berühmte Gesetzkundige lehren, wobei zu bemerken ist, daß außer Neapel, wo Friedrich II. wirkte, fast alle Universitäten in Norditalien, dem Land der Longobarden, gestiftet wurden.

Allein der neu erwachte Eifer für Gesetzgebung artete im 13. Jahrhundert in eine wahre Sucht aus. Der Friede zu Constanz hatte den lombardischen Bund aufgelöst, und dieser zerfiel

1) Hallam, Europe during the Middle Ages, T. IV, p. 340. Tiraboschi, Tom. III, p. 259. Muratori, Diss. 43.

in eine Menge Republiken, deren gegenseitiger Haß kein gemeinschaftliches, allgemein gültiges Recht, als wozu das römische längst erklärt war, aufkommen ließ. Der Gemeingeist war so gänzlich gewichen, daß auch jedes einzelne Castell, jeder Flecken ihre eignen Gerichte und ihr Recht in Anspruch nahmen. In diese Verwirrung brachte endlich ein Predigermönch, Johann von Vicenza, ein Mann von hinreißender Beredsamkeit, wenigstens auf kurze Zeit einige Ordnung. Den Anfang dazu machte er in Bologna selbst. Nachdem er mit eindringlichen Worten die Menge zum Frieden und zur Rückkehr zum gottgefälligen Wandel ermahnt hatte, revidirte er mit Zuziehung der besten Rechtsgelehrten die Gesetze, und machte dem drohenden Chaos ein Ende. Hierauf durchzog er mit gleichem Glück Padua, Treviso, Feltro, Belluno, Mantua, Vicenza, Verona, Brescia, legte überall die Streitigkeiten bei, verbesserte die Gesetze, verrichtete nebenbei auch einige Wunder, und brachte besonders durch seine begeisternden Predigten zu Verona einen feierlichen Frieden zwischen allen lombardischen Städten zu Stande. Nachdem er auf diese Art lange im wahren Geist der Religion gehandelt hatte, muß plötzlich der Geist der Kirche in ihn gefahren sein. Er mischte sich in die weltliche Regierung der Städte, und wollte sich zum Herrn derselben erheben. Der Widerstand, den er in diesem Beginnen fand, bewog ihn besonders zu Verona zu vielen Grausamkeiten gegen seine Gegner, deren er viele verbrennen ließ. Allein sein Plan mißlang gänzlich. Nachdem er eine Zeit lang in Vicenza gefangen gesessen, mußte er bemerken, daß sowohl sein politisches als kirchliches Ansehen vernichtet war, und daß er sein eignes Werk zerstört hatte. Er zog sich nach Bologna, dem ersten Schauplatz seiner großen Thaten, zurück, und starb dort unbekannt.

Einige andere Geistliche, welche sein Friedenswerk in andern Städten fortsetzten, wie Gherardo von Modena, welcher in Parma die Gesetze verbesserte, bewirkten auch nur augenblickliche Ordnung und Ruhe. Wenige Tage später fing der Krieg der Städte von Neuem an, die Verwirrung der Gesetze herrschte wieder in allen Gerichtssälen, und das Schlimmste war, daß sie in den Köpfen der Gelehrten am meisten herrschte. Man hatte das römische Recht in den verschiedenen Universitäten so lange ausgelegt, angepaßt, geflickt, verdreht, mit Randglossen bereichert, bis sich

Niemand mehr darin zurecht finden konnte, und es gehörte ein unerschrockener Jurist dazu, um in dieser Masse einigermaßen aufzuräumen. Diese Arbeit unternahm der Florentiner und berühmte Professor zu Bologna, Accursius oder Accorso († 1260). Er sammelte die Glossen des Irnerius, Bulgarius, Azonis und anderer Vorgänger im Recht, ordnete sie, und gab sie mit den seinigen vermehrt zu Anfang des 13. Jahrhunderts heraus unter dem Titel: **Corpus Juris glossatum**, welches nachher allgemeine Regel des Rechts wurde.

Jene ersten Universitäten gaben sich denn gleich eine Einrichtung, wie sie in der Hauptsache noch immer besteht. Es war die Zeit, wo sich das ganze Abendland in Stände und Zünfte genau absonderte, und neben den Ritter-, Kaufmanns- und geistlichen Stand trat nun auch der Gelehrtenstand als ein eigner auf, dessen ganze Einrichtung an die des Ritterthums erinnert. Der Lehrer mußte verschiedene Grade durchlaufen, sowie der Knappe. Der niederste Titel Baccalaureus war in beiden Ständen gebräuchlich, und bezeichnete Einen, der sich erst zu einem höhern Rang hinaufarbeiten wollte. Wer als Baccalaureus nach völliger Beendigung seiner Studien wegen seines Fleißes und seiner Kenntnisse öffentlich ausgezeichnet werden sollte, wurde zum **magister artium** ernannt, und später ward noch der höhere Titel eines Doctors der Philosophie hinzugefügt. Alle diese Titel, welche den zu durchlaufenden wissenschaftlichen Amtskanal wie Schleusen abtheilten, die verschiedenen Ehrenzeichen, das Barett und andere Zierrathen, welche die Grade unterschieden, sind offenbar eine Nachahmung des Ritterthums. Die Einrichtung wird dem Irnerius zugeschrieben. Der Prunk und die Ceremonien, womit man die Erlangung eines höhern Ranges begleitete, und welchen man die gehörige Würde und Bedeutung zu geben wußte, verfehlten jedenfalls in jener Zeit der aufgeregten Phantasie ihren Zweck nicht, wenn sie darauf berechnet waren, der Wissenschaft Achtung zu verschaffen und das allgemeine Interesse zu erwecken. Die Kirche hatte die Christenheit an einen Ueberfluß von Ceremonien gewöhnt, und sie so viel als möglich an der Oberfläche unter der Herrschaft der Phantasie aufgehalten. Auch die gelehrte Zunft mußte sich in diese Richtung bequemen. Man wirkte durch Aufzüge und Ceremonien auf die Einbildungskraft und durch diesen

mächtigen Hebel auf den Willen der Menschen, um sie zu den Studien aufzumuntern.[1])

Die kaum aufgeblühten Universitäten mußen sehr viel von den Unruhen leiden, welche besonders nach Friedrich's II. Tod Italien bewegten. Sie mußten oft den Ort verändern, theils um dem Krieg auszuweichen, theils um der einen oder andern Partei zu folgen. Doch die meisten Unruhen und Störungen verursachten die Professoren selbst. Denn obgleich sie sich bei ihrer Anstellung durch einen Eid verpflichteten, die Universität nicht zu verlassen, so waren sie doch beständig auf der Wanderung begriffen, und zogen die Menge ihrer Schüler und Bewunderer hinter sich her. Dadurch litten sowohl die Städte als die Studien, doch ersetzte die Rivalität, welche dieses fortwährende Gewinnen und Verlieren berühmter Professoren unter den Universitäten erzeugte, wieder in etwas den Eifer.[2]) Dieser machte sich besonders bemerklich durch die Anlegung öffentlicher und Privatbibliotheken. In jeder Stadt war eine gewisse Zahl Copisten angestellt, Mailand soll 50 besessen haben, Bologna wohl im Verhältniß noch viel mehrere, von welchen denn, beiläufig gesagt, die vielen Fehler in den Codices herrühren. Die Cataloge der zu verkaufenden Abschriften waren öffentlich angeschlagen. Doch war das Kaufen nicht Jedermanns Sache, da die Copien durch den eingeführten Luxus in Vergoldung der Anfangsbuchstaben, Bemalen der Ränder, worin besonders die bologneser Schreiber sich auszeichneten, sehr kostbar waren. Tiraboschi lobt besonders in diesem Jahrhundert die Minoriten als fleißige Bücherſammler.

Während im Norden Italiens das praktische und materielle Element nach der einen Seite hin sich schnell entwickelte, war es im Süden nach der andern nicht minder thätig. Hier war die Arzneiwissenschaft durch die berühmte Schule zu Salerno vorherrschend. Diese Schule war schon seit Ende des 10. Jahrhunderts durch ihre Aerzte in großem Ruf, wozu besonders Constantin von Karthago durch seine Uebersetzungen arabischer und griechischer medicinischer Werke ins Lateinische viel beitrug. Dieser Ruf stieg am höchsten, als die Professoren dem König von England eine

1) Vgl. Corniani, Secol. della Lett. ital., Tom. I, art. 4.
2) Tiraboschi, Tom. IV, Libr. I, cap. 3.

in leoninischen Hexametern und in barbarischem Latein geschriebene Sammlung von Gesundheitsregeln überschickten. Besonders beschäftigten sich auch die Mönche viel mit der Arzneikunde, und machten sich einen schönen Beruf daraus, in dem Lande umherzuziehen, um zu heilen, bis ihnen diese Beschäftigung, sowie die Errichtung medicinischer Schulen von der Kirche auf dem Concilium im Lateran 1139 verboten wurde. Uebrigens kam die Wissenschaft trotz all dieses Eifers nicht weiter; das Studium bestand nur im Abschreiben und Nachbeten der alten Aerzte.

Was überhaupt im Süden in den Wissenschaften geschah, muß dem Einfluß Friedrich's und seiner Gehülfen und nächsten Nachfolger zugeschrieben werden. Aus alter Feindschaft gegen Bologna gründete Friedrich die Universität zu Neapel, und sparte weder Kosten noch Berufungen und Privilegien, um die berühmtesten Männer dahin zu ziehen.[1]) Er selbst besaß eine Gelehrsamkeit, die uns in Erstaunen setzen muß, wenn wir das unruruhige Leben überschauen, das ihm durch die Hetzereien der Päpste beschieden war. Auch die italienischen alten Geschichtschreiber, Ricordano Malispini und Villani, eifrige Welfen, sind über seine großen Eigenschaften, Talente und Kenntnisse einig. Er verstand die italienische (wie sie damals war), lateinische, französische, deutsche, griechische und arabische Sprache. Die Philosophie seiner Zeit war ihm bekannt, er ermunterte das Studium derselben in allen seinen Staaten, und ließ besonders Aristoteles' Schriften ins Lateinische übersetzen. Eines seiner Lieblingsstudien war die Naturgeschichte. Man hat noch von ihm ein Werk über die Kunst mit Vögeln zu jagen (**De arte venandi cum avibus**, in zwei Büchern, nicht ganz erhalten, mit Zusätzen von seinem Sohn

1) Nicolai de Jamsilla (Hist. Conradi et Manfredi, Tom. VIII, p. 495) sagt von ihm: Er hatte einen großen Eifer für die Philosophie, und verbreitete sie in seinen Staaten. Vor der glücklichen Zeit seiner Regierung hätte man in Sicilien wenig oder keine Gelehrte gefunden, aber der Kaiser öffnete in seinem Reich die Schulen für die schönen Künste und Wissenschaften. Er rief Professoren aus verschiedenen Theilen der Welt, und bot ihnen ansehnliche Belohnungen. Es genügte ihm nicht, ihnen ansehnlichen Gehalt auszusetzen; aus seinem eignen Schatz bewilligte er eine Summe für die ärmsten Schüler, damit kein Stand durch Mangel von dem Studium der Philosophie entfernt würde.

Manfred, zuerst gedruckt zu Augsburg 1596). Er handelt darin nicht nur von den zur Jagd zu gebrauchenden Vögeln, sondern von allen Arten im Allgemeinen, Wasservögeln, Landvögeln, denen, die er Mittelvögel nennt, und Zugvögeln. Er spricht von ihrer Nahrung und der Art diese zu verschaffen, er beschreibt die Theile ihres Körpers, ihr Gefieder, den Mechanismus der Flügel, ihre Vertheidigungs- und Angriffsmittel. Im zweiten Buch handelt er von den Raubvögeln, und beschreibt die Art, sie zur Jagd zu wählen, zu ernähren und abzurichten.

In diesem rühmlichen Streben stand dem Kaiser besonders sein Kanzler Pier delle Vigne würdig zur Seite, ein tüchtiger Geschäftsmann, Philosoph, Rechtsgelehrter, Redner und Dichter. Von ihm sind sechs Bücher theils in seinem, theils in des Kaisers Namen geschriebener lateinischer Briefe sehr wichtig für die Geschichte jener Zeit. (Mehrmals gedruckt; erste Ausgabe zu Basel 1566, die zweite zu Amberg 1609.) Auch Manfred, Karl von Anjou und Karl II. beförderten und beschützten die Wissenschaften, doch war besonders unter den Letztern Friedrich's II. Geist nicht mehr wirksam, das Volk erschlaffte wieder, und die Wissenschaft zog wieder nach dem Norden; auch blieben jene Fürsten nicht lange genug in dem ruhigen Besitz ihrer Länder.

Die Geschichte war in dieser Zeit noch meist lateinisch geschrieben, und im Ganzen schlecht behandelt. Am meisten regten sich die Sicilianer, welche noch die besten Geschichtschreiber ihrer Epoche waren, sowie die Geschichte ihres Landes damals auch den großartigsten und würdigsten Stoff darbot. Unter ihnen merken wir besonders Ricardo von S. Germano, Notar, er schrieb die sicilianische Geschichte von 1189 bis 1243; ferner Matteo Spinello, von Giovanazzo bei Bari (Königr. Neapel) schrieb, der erste, seine Geschichte in italienischer Sprache; Niccolò di Jamsilla und Saba Malaspina, der Erstere parteiisch für die Ghibellinen, der Andere für die Welfen. Als historische Curiosität mag hier noch die Geschichte des trojanischen Kriegs in 35 Büchern von Guido delle Colonne erwähnt werden. In Toskana begegnen wir dem ersten toskanischen Geschichtschreiber, Ricordano Malispini, dessen Zeitgeschichte bis zum Jahre 1281 gut und von seinen Nachfolgern, besonders Villani, viel benutzt worden ist.

Die klassischen Studien zogen sich durch das Mittelalter bis

zu Petrarca's und Boccaccio's Zeit traurig fort. Die griechische Sprache war zwar nicht ganz fremd geworden. Die Griechen waren lange im Besitz eines großen Theils von Italien, und selbst der griechische Ritus hielt sich lange im neapolitanischen Gebiet. Auch später im 12. und 13. Jahrhundert war diese Sprache unter dem Volk noch so sehr im Gebrauch, daß Friedrich II. nöthig hielt, seine Verfassung für Sicilien in lateinischer und griechischer Sprache zu geben. Dasselbe thaten die französischen Könige, und noch jetzt wird in mehren calabresischen und pugliesischen Gegenden das moderne Griechische fast wie in Griechenland gesprochen.[1]) Zu gleicher Zeit erhielten im 11. Jahrhundert auch im griechischen Kaiserthum die Wissenschaften einigen Aufschwung, und in Ermangelung schaffender Geister zeichnete man sich dort wenigstens durch Gelehrsamkeit, Forschungen, Commentare aus. Einigen Einfluß mag diese gelehrte Thätigkeit der Nachbarn auf Italien gehabt haben, doch war es keineswegs die Liebe zu den Wissenschaften, was in Rom unter dem ganzen Klerus die griechische Sprache wichtig machte. Denn wenn sie dort eifrig studirt wurde, so geschah dies nur, um den schismatischen Zänkereien der griechischen und römischen Theologen zu dienen. Nur das Wort fristete also sein Leben, der altgriechische Geist blieb fern von solchen sogenannten Studien.

Nicht viel Tröstlicheres läßt sich von der lateinischen Sprache sagen, an welche sich hier in natürlicher Folge das Studium der Beredsamkeit anschließt. Die lateinische Sprache war längst dem Reich der Todten verfallen, und hatte an die neuern Idiome fast alle ihre Rechte abgegeben. Sie war zwar in Italien nie fremd geworden, allein der Styl der Gelehrten verrieth äußerst wenig Bekanntschaft mit den Klassikern, sondern höchstens mit der Vulgata, den Kirchenvätern und Heiligen. Erst im 12. Jahrhundert erwachte der Geschmack an den Klassikern (es gab eben erst seitdem auch noch andere Stände als Geistliche und Laien), und mehre Schriftsteller zeichneten sich damals durch ihren guten Styl aus, wie unter Andern besonders der Historiker Falcandus aus Sicilien. Auch die Dichter sahen sich nun mehr nach Virgil um. Doch kaum hatte sich das klassische Studium etwas aus

1) Citate von Tiraboschi, Tom. III, Libr. II, cap. 3.

seinem Grabe erhoben, als es im 13. Jahrhundert durch die scholastische Philosophie gänzlich auf die Seite geschoben wurde, und erst der Tochterpoesie war es im folgenden Jahrhundert aufbehalten, die klassische Mutter in den ihr gebührenden Rang einzusetzen.

Obgleich die Universitäten und öffentlichen Schulen nicht alle Zweige der Wissenschaften umfaßten, so hatten sie doch ohne Zweifel Lehrer, welche durch die Elemente der Grammatik und Rhetorik den Weg zu dem Studium bahnten. Besonders hatte Bologna zuerst seine Professoren der Grammatik, deren Sphäre damals amoena litteratura genannt wurde. Hierunter gehört der Florentiner Buoncompagno, 1221, welcher zu einiger Berühmtheit gelangte, und sogar für sein Werk Forma litterarum scholasticarum gekrönt wurde. Dieselbe Universität besaß noch Galeotto oder Guidotto, den ersten Uebersetzer eines Ciceronianischen Werks. [1]) Nach dem Beispiel Bolognas errichteten bald auch Padua, Neapel und andere Universitäten einen Lehrstuhl für die amoena litteratura. Doch alle jene Rhetoren wurden durch die Bestrebungen des Florentiners Brunetto Latini verdunkelt, der in diesem Fach den ersten Platz einnimmt. Brunetto stammte aus einer edeln Familie, und gehörte zur Partei der Welfen. Um für diese Hülfe zu suchen, befand er sich gerade als Gesandter bei dem König Alphons von Castilien, als die Welfen aus Florenz verjagt wurden. Er zog sich daher nach Frankreich, wo er mehre Jahre blieb und seine vorzüglichsten Werke schrieb. Nach dem Siege seiner Partei kehrte er nach Florenz zurück, und verwaltete dort mit Ehren öffentliche Aemter bis an seinen Tod, 1294. Er erreichte ein hohes Alter, obgleich ihn Dante sagen läßt (Inferno, XV, v. 58): E s' i' non fossi si per tempo morto, was indessen wahrscheinlich ein Bedauern ausdrücken soll, nicht länger in Verbindung mit Dante gestanden zu haben. Dies Wenige nur haben die alten Schriftsteller von den Schicksalen Brunetto's hinterlassen, desto mehr reden sie von seinen Schriften und seiner Gelehrsamkeit. Sein Biograph Filippo Villani sagt von ihm: „Er war von Profession ein Philosoph, von Rang

1) Rettorica nova di M. Tullio Cicerone translata di Latino in volgare per lo eximio maestro Galeotto da Bologna. Gedruckt 1478.

Notar und von ausgebreitetem Ruf, gelehrt, scharfsinnig, überfließend von witzigen Einfällen, doch auch ernst und bescheiden, von gefälliger Rede, höflich, und wäre durch seine ausgezeichneten Gaben glücklich gewesen, wenn er die Kränkungen seines wüthenden Vaterlandes mit Weisheit hätte ertragen können. Sein Hauptwerk ist der Tesoro, eine Sammlung von Auszügen aus Plinius, Solinus und ähnlichen Werken mit eignen Traktaten, in drei Theilen. Der erste Theil hat fünf Bücher: 1) Geschichte des alten Testaments, 2) Geschichte des neuen Testaments bis zu seinen Zeiten, mit der Beschreibung der Elemente und des Himmels, 3) Geographie, 4) und 5) Naturgeschichte; der zweite Theil enthält in zwei Büchern ein Compendium der Aristotelischen Ethik und eine Abhandlung über die Tugenden und Laster; der dritte Theil gibt in zwei Büchern die Kunst wohl zu reden und die Kunst die Republiken gut zu regieren.

Alle diese Professoren der Rhetorik brachten übrigens wenig Redner hervor. Mangelten vielleicht die Elemente dazu? Wenigstens in den Republiken gewiß nicht. Die geistliche Beredsamkeit besonders lag noch gänzlich im Schlaf; sie wußte freilich auch nicht, in welcher alten oder neuen Sprache sie sich ausbilden sollte. Tiraboschi führt zwar einige Geistliche an, die wegen ihrer Eloquenz berühmt gewesen wären, und einen großen Zulauf gehabt hätten. Allein der Zulauf des Volks mag sich aus andern Ursachen als aus ihren noch vorhandenen schlechten Predigten erklären lassen.

Endlich konnte gerade nur jetzt, in einer Zeit, welcher eine jahrhundertelange systematische Verdummung des Menschengeschlechts vorausgegangen war, wo das materielle Interesse in emsiger Betreibung und Blüthe des Handels, in Sicherstellung des Besitzes und Lebens durch unzählige Gesetze und die Einrichtung der Staaten sich ganz der Welt bemächtigt hatte, in dem jugendlichen Alter der Menschheit, deren Kraft in dem thätigen Ritterthum ihre Befriedigung fand, und welche in den provenzalischen Corti d'Amore schwärmte: nur in einer solchen Jugendzeit konnte als natürlicher Gegensatz sich die trübselige Scholastik erzeugen. Sie war selbst eine Folge jener aufgeregten Phantasie, die schon lange angefangen hatte, eine gefährliche Oberherrschaft zu erlangen, und die man durch eine einseitige Uebung des Scharf-

ſinns zu bekämpfen hoffte. Denn die überreizte Phantaſie war es, welche die Meiſten nach Spanien zu den durch ihre mathematiſchen und mediciniſchen Wiſſenſchaften berühmten Arabern lockte, um von ihnen mancherlei geheime Künſte und Zaubermittel zur Verlängerung des Lebens, Gewinn großer Reichthümer und übermenſchliche Wiſſenſchaften zu lernen; — man fand bei ihnen den Ariſtoteles. Die Scholaſtik faßte ihre erſte Wurzel in den von Karl dem Großen geſtifteten geiſtlichen Schulen. Hier beſtand das Studium der Philoſophie allein aus einigen lateiniſchen Commentatoren des Ariſtoteles, beſonders Boethius, dem heiligen Auguſtinus und den Büchern des Marcianus Capella. An dieſem dünnen Faden ward der junge Geiſtliche zu dem Grund und Zuſammenhang unſterblicher Wahrheiten geleitet, an dieſem armſeligen Vorrath lernte der Geiſt ſich ſchärfen. Aber jene Kloſterſchulen waren auch geiſtige Gymnaſien, worin ſich die künftigen Athleten in der Disputirkunſt übten. Denn das Studium der Philoſophie, welche noch eine ſehr untergeordnete Dienerin der Theologie war, und dieſer eigentlich, ſo zu ſagen, nur das Feuer ſchüren mußte, beſtand damals nur in der Fertigkeit, ſeine Gegner niederzudisputiren, und dieſe wurde an den Kirchenvätern, beſonders an den Commentaren des Ariſtoteles erlangt. Je beſchränkter das Feld ſolcher Uebungen war, je mehr der Geiſt bei dem Mangel an Stoff auf ſich und ſeine Erfindungsgabe hingewieſen war, deſto feiner mußte der Scharfſinn, deſto ſpitzfindiger der Verſtand, aber auch deſto einſeitiger und beſchränkter die Anwendung beider werden. Indeſſen die Disputirkunſt wurde immer mehr ausgebildet, man gewöhnte ſich, ſie als ein gelehrtes Kampfſpiel zu betrachten, und gewiſſermaßen zog der Rittergeiſt in dieſen theologiſchen Fehden und Abenteuern ſelbſt in die Klöſter ein. Später wurden die Univerſitäten die Turnirplätze. Man war ſchon ſo ſehr in dieſe einſeitige Manier eingejocht, daß man ihr Alles unterwarf, und beſonders die Italiener nicht müde werden konnten, ihre unzähligen Geſetze aufs Subtilſte zu zerſpalten, zu diſtinguiren und zu commentiren.

So war der Geiſt trefflich vorbereitet, als man mit Ariſtoteles ſelbſt näher bekannt wurde. Dies geſchah im Anfang des 13. Jahrhunderts beſonders durch die Aufmunterung Friedrich's II., welcher die Metaphyſik aus arabiſchen Ueberſetzungen ins Latei-

nische übertragen ließ.[1]) Bald faßte man für den Aristoteles im ganzen Abendland eine unbegränzte Verehrung. Eine passendere Philosophie konnte dem Gelehrtenstand, welcher im Gegensatz zu den übrigen Richtungen der Zeit, nur durch Entäußerung von aller Phantasie die Wissenschaft emporheben wollte, wirklich auch nicht zukommen, als von diesem bestimmten, klaren und scharfen Griechen, welcher Witz und Scharfsinn in so außerordentliche Thätigkeit versetzte. Man glaubte den Schlüssel zu allem wissenschaftlichen Heil gefunden zu haben, und es galt nun einzig, die durch jenes Verstandessystem gewonnenen Einsichten mit den Vorurtheilen und Erfindungen des kirchlichen Systems, in denen man aufgewachsen war und die nun einmal die Grundlage des Glaubens ausmachten, in Einklang zu bringen. Daher die Hast, womit man nun alle Schriften des Aristoteles ergriff, sie studirte, auswendig lernte, mit unendlichen Glossen und Erläuterungen versah, um sie auf die bisher allein herrschende kirchliche Philosophie anzuwenden. So stellte sich also nun die Scholastik heraus als ein Kampf zwischen Einsicht und Glauben, oder als ein Versuch der Vermittlung beider, als ein der Menschheit allerdings würdiges Streben nach Licht und geistiger Freiheit. Denn sie war ein Kampf zwischen dem Glauben an die objective Gültigkeit der nach und nach aufgestellten, sanctionirten und von der Hierarchie streng bewachten Kirchenlehre und zwischen dem stark aufgeregten, sich immer mehr geltendmachenden Streben nach Einsicht und objectiver Gewißheit der Gründe. Während der Geist nach Einigung der Gegensätze, nach Auflösung der Dissonanzen rang, bildete er sich ein System der Logik und Metaphysik oder Dialektik, welches er als Vermittler zwischen Einsicht und Glauben stellte. Dabei war das dogmatische Religionssystem vorherrschend, seit Langem festgewurzelt, und behauptete in streitigen Fällen, die häufig genug vorkommen mußten, das erste Recht. Die eigentliche Logik und Metaphysik konnte also hier gar nicht einmal zur Ausbildung gelangen, und obgleich der gute Wille mancher eminenten Köpfe nicht zu verkennen und im Ganzen das

1) Ginguené, Tom. I, p. 212. Hallam, Europe during the Middle Ages, Vol. IV, p. 346. Tiraboschi dagegen meint, sie sei aus dem Griechischen übersetzt worden. Tom. IV, p. 115.

einzige Ehrwürdige in der ganzen Scholastik ist, so muß man bedauern, daß ein unglückliches Geschick, ebenso wie früher bei einer andern Gelegenheit angemerkt ist, den menschlichen Geist gerade wieder den umgekehrten Weg einschlagen ließ, als den eine gesunde Natur und besonders Freiheit des Geistes die Griechen führte. Diese gingen in allmäliger Entwicklung und in gleichem Schritt mit der Vermehrung ihrer Kenntnisse der Natur, der Läuterung ihrer Begriffe, der Erhebung und Schärfung des Geistes von der poetischen Ahndung der ersten Philosophen und Dichter bis zum reinsten Begriff der Gottheit in Plato's System, und von diesem gewonnenen Standpunkt aus suchte dann Aristoteles die ganze geistige und sinnliche Welt zu erfassen. Die christlichen Theologen hingegen, denen das Höchste, die Erkenntniß Gottes und seines Verhältnisses zur Welt, gegeben und durch willkürliche Satzungen und Erfindungen unglaublich getrübt und fast unzugänglich geworden war, maßten sich nun an, ohne alle Kenntnisse, ohne Geistesvorbildung von diesem aus die Sphäre des gesammten Wissens zu erfassen.

Gleichwohl mußte die frisch erwachte Neigung zur Einsicht und Aufklärung der Hierarchie nicht sehr zusagen; ja sie kam ihr sogar gefährlich vor, und Aristoteles' Schriften wurden von Päpsten und Concilien verdammt. Allein die auf jede Regung wachsame Kirche mochte bald merken, daß dies nichts half, ja daß die verschiedenen Verbote, die sie gegen Aristoteles ergehen ließ (1209, 1215 und 1231), nur noch mehr zum Studium desselben reizten, und daß ihr einziges Heil darin bestände, diese Richtung, welche sie nicht untergraben konnte, zu beherrschen. Nichts kam ihr daher gelegener, als daß die beiden Orden der Franziskaner und Dominikaner, die Hauptstützen der Orthodoxie, sich nun auch in die Universität zu Paris, wo man anfing besonders frei zu denken, eingezwängt hatten, und mit siegreichem Scharfsinn das kirchliche System vertheidigten. So coalisirte sich die Kirche mit ihrem frühern Widersacher gegen die Menschheit, oder vielmehr, sie war schlau genug, den Aristoteles in eine Mönchskutte zu bereden, und dieser Sieg war entscheidend für die ganze Philosophie der folgenden Jahrhunderte. Denn nun kam es nicht mehr darauf an, mit geschärftem Verstand das kirchliche System zu prüfen, und etwa gar von diesem zum Christenthum zurückzukehren, son-

dern nur darauf, das kirchliche System, selbst mit Aristoteles' Logik, richtig zu finden. Zweck und Wesen der Scholastik ward dadurch wesentlich verändert. Das System der hierarchischen Dogmen ward nun Anfang und Ende alles Strebens, und in diesem verdummenden Kreislauf war aller Fortschritt rein abgeschnitten. Das Ziel des Philosophirens, die Erkenntniß des Höchsten, war durch die kirchlichen Satzungen schon genau vorgeschrieben, und jede fremdartige Entdeckung in dem Reich der Wissenschaft schrecklich verpönt. Nur die Form des rationalen Wissens, die Deutlichkeit und Gewißheit der Erkenntniß war das, was Jeder noch suchen durfte, der Weg aber durch die Dialektik war ebenfalls durch Verketzerung, Verfolgung und Kirchenstrafen unabänderlich festgesetzt. So war der Aristoteles völlig unschädlich gemacht, im Gegentheil ward er nun der Fels, auf den die Hierarchie von Neuem bauen konnte; denn was man vorher auf Glauben so hingenommen hatte, wurde nun auch dem Verstande bis zur Evidenz deutlich, und der allenfalls noch Zweifelnde ward durch das Labyrinth der Dialektik geschleppt, bis er sich darin verirrte, oder — er ward verbrannt. So sehr daher diese Aristotelische Krankheit früher der Hierarchie verhaßt und gefährlich war, ebenso wurde sie jetzt, da sie ihre Bestimmung verändert hatte, befördert, gehoben, geehrt. Jede Hauptstadt, jede Universität, jedes Kloster mußte wenigstens Einen Lehrstuhl der scholastischen Theologie haben, und das ganze Abendland hallte wieder von dem Ruhm der formidablen Theologen, der magistri irrefragabiles, seraphici, dulciloqui etc., von den unsinnigen Subtilitäten eines krankhaften Witzes, von den fürchterlichen Schlüssen und Sprüngen, welche die Philosophen machten, um auf dem kürzesten Weg zu den streng bewachten Dogmen zurückzukehren, wobei es immer am unbegreiflichsten bleibt, wie man noch einen Unterschied zwischen Orthodoxen und Ketzern herausfinden konnte.

An der Spitze der Schreier, welche den kaum erwachenden Verstand wieder übertäuben sollten, befanden sich zwei Orden, welche gerade jetzt zu rechter Zeit gegen die Ketzer ins Leben traten, die Dominikaner, der wahre Schemel der Orthodoxie, welche in der zerstörten und entvölkerten Provence die ersten Proben ihrer Wirksamkeit ablegten, und die Franziskaner, welchen eigentlich

Dummheit und Unwiſſenheit zum Geſetz gemacht, ſpäter aber doch Witz und Scharfſinn zugeſtanden war, um gegen die Dominikaner beſtehen zu können. Beide ſetzten die Welt für lange Zeit in Erſtaunen durch ihre gelehrten Zänkereien über die unbefleckte Empfängniß, welche mit der Transſubſtantiations- und Trinitätslehre die Hauptgegenſtände bildete, über die man durch die Ariſtoteliſche Logik zu keiner vollkommenen Befriedigung gelangen konnte, und verwandelten die Univerſitäten in Schlachtfelder für die Heere der Skotiſten und Thomiſten, Nominaliſten und Realiſten. Unter den Dominikanern ragte in Italien vor Allen Thomas von Aquino hervor, dem es eben gänzlich ſowohl an Real- als an hiſtoriſchen Kenntniſſen fehlte. Seine ganze gelehrte Grundlage beſchränkte ſich auf die Vulgata und die Kirchenväter, ſodaß die Erforſchung des Weſens, der Gründe und der Entſtehung der herrſchenden Kirchenlehre ganz außer dem Bereich ſeines Vermögens lag. Deſto mehr Raum ließ ihm dieſe ungemeine Leerheit des Geiſtes, ſeinen Witz und philoſophiſchen Scharfſinn auszubilden, den er auch emſig zur Unterſtützung aller willkürlichen Satzungen aufbot, welche Aberglauben und Herrſchſucht zuſammengetragen hatten.

Was der Kirche überhaupt ihren Sieg über Ariſtoteles und die gedrohte Aufklärung erleichterte, war der gänzliche Mangel an einer wiſſenſchaftlichen Grundlage. Ueber den Commentaren, Gloſſen, Zerlegungen hatte man bald die Quellen ſelbſt, deren ernſtes Studium im vorigen Jahrhundert die Wiſſenſchaft ſchon auf beſſere Wege gebracht hatte, vernachläſſigt und vergeſſen. Die Arzneikunde und Mathematik, ebenfalls von den Arabern gelernt, die Philologie hatten im 11. Jahrhundert eine glückliche Periode, mußten aber bald der Dialektik weichen, die eine unglückliche Herrſchaft erlangte, um ſo unglücklicher, da ſie als die ſchwierigſte und höchſte Unterſuchung des griechiſchen Weiſen gerade auch als die erſte den durch Aberglauben aller Art eingeſchläferten Abendländern in die Hände fiel. Die Vorkenntniſſe, welche den Geiſt zu der höhern Anſicht bilden und erheben ſollten, und welche Plato's Schüler zu ſeinem Syſtem geführt hatten, waren hier durch ein Syſtem von widerſprechenden, unverdaulichen Artikeln erſetzt. Es mußte den Witz ungemein reizen, Aehnlichkeiten und Beziehungen herauszufinden, und auf dieſe ein Syſtem zu

bauen, deſſen Grundlage und Spitze eigentlich ſchon genau vorgeſchrieben war, und mit Wuth fiel man über dieſes zerrüttende Geiſtesopium her. Iſt es alſo zu verwundern, daß der durch die Schrecken der Ketzergerichte niedergehaltene, von der Welt, die er erkennen wollte, abgeſchiedene Geiſt in jenen vorgezeichneten engen Schranken ſich in leeren Formeln und Spielereien mit Begriffen bewegen lernte, auf frivole Unterſuchungen, metaphyſiſche Subtilitäten und Sophiſtereien verfiel, und daß bei der wenigen Befriedigung, welche dieſes Syſtem gewähren konnte, als ein ganz natürlicher Gegenſatz der Dialektik die traurige Myſtik auftrat, welche man geneigt wäre, eine aus purer Verzweiflung entſtandene Reſignation zu nennen.

So brachte alſo die ſcholaſtiſche Philoſophie die Menſchheit wenig Schritte weiter. Die Theologie, auf welche ſie hauptſächlich angewendet worden war, befand ſich ungefähr noch in demſelben engen und finſtern Kreis, in den ſie das Concilium zu Nicäa gezwängt hatte, und dies konnte den Abſichten der Hierarchie auch allein angemeſſen ſein. Es ſtellten ſich überhaupt einer philoſophiſchen Ausbildung unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen: ein hierarchiſch-theologiſches Syſtem, welches den freien Gebrauch des Verſtandes und der Vernunft feſſelte, ein mit allem Fleiß genährter Aberglaube, als nothwendige Folge jenes Syſtems, und dabei eine fanatiſche Partei, welche die Orthodoxie bis auf den geiſtigen und phyſiſchen Tod vertheidigte und jede Erhebung über den einmal eingewurzelten Aberglauben verketzerte. Erſt ſeitdem ſich ein Theil des Menſchengeſchlechts aus den Banden der Hierarchie befreit und von dem Einfluß jeder orthodoxen Partei losgeſagt hatte, iſt die Scholaſtik der Morgenröthe einer beſſern Einſicht gewichen, und es iſt merkwürdig, daß hauptſächlich durch das wiedererwachte Studium der heidniſchen Literatur dieſes chriſtliche Ungeheuer beſiegt worden iſt. Der einzige Vortheil, den die ſubtilen Zänkereien in allen Theilen des Abendlandes gewährten, war, daß eine Kathederfreiheit gerettet wurde, die allerdings damals unſchätzbar war. Bei dem ewigen Hin- und Herdrängen und Zerren, Combiniren und Vermiſchen der Dogmen mochte eben manche ſubtile Behauptung zu Tage kommen, die man anfangs frei gewähren laſſen mußte, weil man nicht unterſcheiden konnte, ob ſie orthodox oder ketzeriſch war.

Die Hierarchie trat also auch in den Wissenschaften, und gerade hier am meisten der gesunden Ausbildung in den Weg. Ihre Macht hätte jenen einen unermeßlichen Gewinn geben können, wenn sie sich um dieselben bekümmert hätte, und daß sie, als die einzige Lichtträgerin ihrer Zeit, es nicht that, wird ihr ein ewiger Vorwurf bleiben. Aber sie hatte andere Ideen und andere Rücksichten. Sie erkannte wohl, daß jeder Fortschritt in der Wissenschaft und Aufklärung dahin führen würde, die Nothwendigkeit ihrer Existenz zu vernichten, und es läßt sich daraus wohl ihre ängstliche Wachsamkeit erklären, und die fürchterlichen und grausamen Strafen, womit sie hellere Ideen auszurotten suchte. Daher die Ketzerverfolgungen, denen alle ausgezeichnete Denker unterworfen waren; daher die Verbote, welche oft die Studien zur Strafe für Ausschweifungen des gesunden Verstandes auf kürzere oder längere Zeit gänzlich suspendirten; daher die Interdikte, unter welchen die Universitäten so oft seufzten, wie denn die Stadt Padua von 1289 an zwei Jahre lang diese Strafe erdulden mußte, weil die dortige Universität einige Gesetze dem Klerus zuwider gegeben hatte. [1]) Auf der andern Seite waren die Päpste mit ganz andern Interessen beschäftigt, die aber immer auf die Erhaltung und Vergrößerung ihrer angemaßten Macht zweckten, wie Innozenz III., der sich die Inquisition zur Ausrottung der Ketzer und zur Schwächung der bischöflichen Gewalt einrichtete, wie der rachsüchtige Innozenz IV., der das Hohenstaufische Haus bis in den Tod mit Wuth verfolgte, wie Bonifaz VIII., der zuerst den Fortschritt der Zeit erfahren, und übrigens wie alle seine Vorgänger seine gefährlichsten Feinde in Rom selbst bekämpfen mußte. So kümmerten sich die Nachfolger Petri höchst wenig um die Wissenschaften, das kanonische Recht etwa ausgenommen, das ihnen für ihre Anmaßungen unentbehrlich war. Und wenn auch manche bessere Päpste hellere Einsichten hatten (wie Tiraboschi besonders Honorius III. hervorhebt, der im Eifer für die Wissenschaften einen Bischof abgesetzt hätte wegen seiner Unwissenheit und seines schlechten Styls, Deposuit episcopum, qui Donatum non legerat) und Schulen gründeten, so lag es nicht in ihrer Macht, den Mönchsgeist daraus

1) Tiraboschi, Tom. IV, Libr. I, cap. 3.

zu verbannen. Heiligenlegenden und Kirchenchroniken umnebelten gleich die Seele des angehenden Geistlichen, und Bekämpfung der griechischen Kirche und aller Ketzer war das Ziel, das seinen Studien vorgesteckt, der Beruf, in den er eingeweiht wurde. Und auch hier zeigt sich wieder die bessere Natur der germanischen Race, indem die besten Schulen in Norditalien, besonders Mailand und Parma, blühten, die meisten berühmten italienischen Scholastiker dort gebildet wurden, wenn sie nicht ihre Studien ganz im Ausland machten.

§. 10.

Charakter der Italiener als Grundlage ihrer Poesie.

Wir legen nun die Hand an die Seele der Italiener, um das interessante Schauspiel zu beobachten, wie diese sich zur Poesie und überhaupt zur Kunst nach und nach so herrlich aufgeschlossen hat; wir belauschen seine Pulsschläge, um aus ihnen die Leidenschaften und Neigungen zu erkennen, die den Italiener so frühe zur Kunst führten, und suchen darin die Ursachen, welche ihm manche Dichtungsarten versagten, andere vorzugsweise begünstigten. Ohne eine solche Psychologie eines Volks entbehrt die Geschichte seiner Poesie ihrer Grundlage, ihres Schlüssels und auch ihres ganzen Reizes. Denn die Poesie ist der Ausdruck der innersten Seele eines Volks, ihre Geschichte ist die Geschichte seiner Seele mit ihrer ganzen Entwicklung, ihren Freuden und Leiden, Hoffnungen und Erinnerungen. Sie ist das Zeugniß von dem Dasein eines Volks in seiner Eigenthümlichkeit und Nationalität. Diese Eigenthümlichkeit hat aber ihren Grund nicht nur in den Verhältnissen zu der Natur, die den Italiener umgibt, sondern auch in seiner geschichtlichen Entwicklung und seinen Verhältnissen zu andern Völkern, und es sei uns daher erlaubt, einen physischen und einen historischen Charakter zu unterscheiden.

Bei keinem Volk äußert die Natur und Beschaffenheit des Landes und Klimas auf den Charakter und die Gestaltung des ganzen Landes im Einzelnen und Allgemeinen so merklichen Einfluß, als bei den Italienern. Kein Land hat vielleicht auch einen so bunten Wechsel der Temperatur und Vegetation wie Italien.

Nehmen wir allein den Norden: die Alpenluft in Savojen und Piemont, das faſt deutſche Klima in der Lombardei, die milde Seeluft Venedigs und das afrikaniſche Klima Genuas, welche Abſtufung auf dem kleinen Raum! In Neapel, wie nahe die gräßlichen Einöden der vulkaniſchen Natur neben den paradieſiſchen Gefilden, in andern Gegenden verpeſtende Sümpfe und die traurige Einſamkeit todter Fluren neben lachenden Oliven- und Weinbergen; durch die ganze Halbinſel aber der Höhenzug, der nur zwei lange Seeküſten ſcheidet. Sollte dieſes merkwürdige Gemiſch nicht einige Beziehung auf das wechſelnde Spiel der Leidenſchaften des Italieners, auf das oft unerklärliche Zuſammentreffen von Tugenden und Fehlern in demſelben Individuum haben? Wir kennen wenigſtens kein Volk, das von ſeiner Natur, wie von einer verzärtelnden Mutter, ſo abhängig wäre; aber auch kein Land, in welchem die Natur für ihren Liebling, den Menſchen, ſo unendlich viel gethan hätte, als Italien. Sie ſchüttete dort ein Füllhorn nicht nur der unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſe, ſondern auch der köſtlichſten Gaben aus, und erhebt den Menſchen frei über die Feſſeln der Scholle. Während andere Völker dieſer mühſam ihr Daſein abringen müſſen, gibt eine kurze Bemühung dem Italiener Befriedigung des Bedürfniſſes und Muße und Gelegenheit zu dem mannigfaltigſten Lebensgenuß. Auch bleibt der Italiener dieſer Natur ſtets treu und ergeben, ihre Geſetze ſind ihm heilig, und ſchwer wird ihn Wiſſenſchaft oder Aufklärung dahin bringen, Gewohnheiten und Gebräuche aufzugeben, die mit dem Gang der Natur in Beziehung ſtehen, wie z. B. die ſonderbare Zählung der Tagesſtunden von Untergang der Sonne an.

Dieſe Abhängigkeit von der Natur führt uns auf eine andere Seite des Charakters, welche die Italiener, zugleich mit jener, mit den Vögeln gemein haben. Betrachten wir die Zeichnung des allgemeinen Charakters der Vögel, wie ſie z. B. Vogt in ſeiner Zoologie gibt, ſo finden ſich die auffallendſten Eigenheiten deſſelben, in höherer Potenz, bei den Italienern wiederholt. Denn wenn die ſchon bei den Römern beliebte niedrige Stirn mit der ſchnabelförmig gebogenen Naſe bei manchen Phyſiognomien unwillkürlich an den Typus der höhern Vogelgattungen erinnert; wenn der allgemeine Kunſtſinn, der ſchon bei den nieder-

sten Klassen des Volks wenigstens als ein Instinkt sich findet, ebenfalls eine große Aehnlichkeit mit den gefiederten Künstlern darbietet: so führt schon die allgemeinste Schilderung beider Naturarten auf die merkwürdigsten Vergleichungen. Vogt sagt von den Vögeln: „Was ihnen (im Vergleich mit den Säugethieren) an Beugsamkeit, Urtheilskraft und freiem Verstand abgeht, das ersetzen sie reichlich durch ihren so scharf und entschieden ausgebildeten Charakter. Diese Bestimmtheit kommt von der hohen individuellen Ausbildung, gegründet auf das Irritable, das Blut und Bewegungssystem. Die Vögel sind durch Lebhaftigkeit, Munterkeit, lautes Wesen ausgezeichnet. Sie haben mehr nach Außen gewandte Charaktere, sie treiben sich mehr öffentlich herum, sind unermüdlich, lebhaft, streitsüchtig, den Vergnügungen und der Liebe ergeben; ihre Luftröhre bildet sich zu hoher Stimmfähigkeit aus." Wer wollte in diesen Zügen nicht das muntere, lebhafte, gesangreiche Volk Hesperiens erkennen?

Zur Erklärung vieler Erscheinungen im italienischen Charakter müssen wir hier die Bemerkung vorausschicken, daß in Italien das weibliche Element überwiegend ist. Es ist in seiner Art vollkommner ausgebildet als das männliche. Der italienische Himmel ist ein wahrer Weiberhimmel. Während der Mann dort von seiner Energie verliert, oder ein Geltendmachen derselben oft theuer mit seiner Gesundheit bezahlen muß, wirkt Alles, Luft, Sonnengluth, Nahrung und Sitte auf das Blut und Nerven, auf die Irritabilität, das wahre Element des weiblichen Charakters. Daher das Vorherrschen des weiblichen Geschlechts und die untergeordnete Stellung, das Aufwarten des männlichen; daher die Cicisbei, welche den Frauen beständig als Trabanten dienen, während der Ehemann selbst wieder Cicisbeo einer andern ist. Sollte diese auffallende Stellung beider Geschlechter nicht von der stillschweigenden Anerkenntniß herrühren, daß das weibliche in Italien vollkommner ausgebildet, besser an seinem Platz ist, als das männliche. Viele Reisende kommen auch darin überein, daß das schöne Geschlecht, z. B. in Rom, durch seine charakteristische, sowohl körperliche als geistige Bildung ausgezeichnet ist. [1]) Selbst

1) Interessant ist es, hierüber die Stimme eines Italieners selbst zu

das Wort donna macht uns auf den Unterschied der romantischen Zeit von der frühern aufmerksam. Der Römer war dominus (sehr schön abgeleitet von domus), Herr, im vollen Sinn des Worts mit allen seinen Befugnissen. In den galanten und romantischen Zeiten ging aber die ganze Prärogative auf die Frauen über, wenigstens in den romanischen Völkern. Das Wort dominus (romanisch donno) veraltete gänzlich, und es blieb nur noch die domina, die sich als donna bis jetzt erhalten hat, und ihre Herrschaft in Italien so bald noch nicht abgeben wird. Die Männer behielten für sich die Rechte des Alters, und nannten sich seniores (signori); zuweilen getraute sich das Wort patrono hervor, welches aber das gelindeste Herrenverhältniß bezeichnet, und hier noch dazu ohne den geringsten Anspruch ist.

Dieses Vorherrschen des weiblichen Elements ist besonders Italien eigen, und mag hier seit den ältesten Zeiten, schon unter den Etruskern, ungestört gewirkt haben, indem hier nicht wie in andern Südländern ein edler unbeugsamer Stolz das männliche Element kräftig vertrat. Daher hat die südliche Sinnlichkeit hier ihren eigentlichen Sinn, und artete theils in Weichlichkeit und Ueppigkeit aus, theils erschloß sie sich aber auch zu jener hohen plastischen Kunst, und führte die Begeisterten auf die geheimsten Pfade der bildenden Natur. Diese Sinnlichkeit als Grundlage des Charakters ist es, welche den Italiener noch immer in den Armen der Natur erhält, und dem geistigen Leben des ganzen Volks die nothwendige Richtung in das Gebiet der Künste gab. Denn sie vervielfältigte und unterhielt die Anschauung der Formen, in welche die plastische Kraft sich hüllte, und verfeinerte und erhöhte die Fähigkeit, das Schöne zu erkennen, zu achten, zu genießen. So erhielt sich der Schönheits- und Kunstsinn, welcher nicht nur die Künstler zum Schaffen trieb und die Berufenen begeisterte, sondern das ganze Volk durchdrang, zur Theilnahme an der Kunstthätigkeit aufforderte, und ihm den ungemein richtigen Blick in Beurtheilung der Werke gab. So ward die Kunst ein Gemeingut der Nation, und Kunstgenuß ein Hauptbestandtheil des Lebensgenusses, der wiederum das Hauptziel und

---

hören in der Schrift: Perchè in Roma le Donne sono più belle, più attive e più perspicaci degli Uomini? Memoria di G. d'A. Pesaro, 1825.

die Hauptangelegenheit des Volkes ist. Diese Sinnlichkeit, die auch das Geistige, selbst das Höchste, in anschauliche Gestalten hüllen mußte, um es zu fassen, zu genießen und sich gerecht zu machen, ist der Grundcharakter italienischer Individualität; und die beständige Uebung im Gestalten und Werden, das fortwährende Zurückkehren in die Arme der Natur gab dem Geist jene unerreichbare Geschmeidigkeit in Aneignung der Formen und Ausdrucksweisen, welche wir in ihren plastischen Künsten, in ihren Theatern, in ihren Unterhaltungen und in ihrer Poesie bewundern.

Auf der andern Seite brachte die Sinnlichkeit das Volk nicht in Gefahr, in einen stagnirenden Zustand zu verfallen, da sie sich in dem Charakter von ihrer Basis nicht leicht trennen konnte. Ueber solche gefährliche Zustände hilft dem Italiener seine glückliche Organisation, die besondere Ausbildung des irritabeln Systems, die schnelle Circulation des heißen Blutes und die Thätigkeit der Nerven. Daher die ungemeine Reizbarkeit der Sinne, die Lebhaftigkeit, mit der der Italiener Alles erfaßt, die Neugier, die ihn nach allen Seiten lenkt, die Flüchtigkeit, mit der er von einem Genuß zum andern eilt, und sich meist mit der Form begnügt. Was aber besonders den Genius immer aus den Fesseln einer übermächtigen Sinnlichkeit herausrettet in das schöne Gebiet der Freiheit, ist die im Süden überhaupt so thätige Phantasie, worin zugleich die Sinnlichkeit sich vergeistigt. Sie vermittelt beide Regionen, dient aber im Allgemeinen dem Italiener weniger, um das Sinnliche zum Geistigen hinaufzuheben, als vielmehr umgekehrt, die Idee in anmuthiger Form in den Kreis der Sinnlichkeit zu stellen. Sie hat eine so unumschränkte Herrschaft über die Seele des Italieners, daß ihre Gebilde die Kraft der Wahrheit erhalten und die festeste innigste Ueberzeugung erwecken. [1]) Dies ist wohl zu beachten, denn es erklärt uns alle die wun-

1) Beachtenswerth ist in dieser Hinsicht die Behauptung des gelehrten Abbate Lambruschini in seinem Guida dell' Educatore. Zu der aus Niemeyer's Erziehungswerk darin übersetzten Stelle, daß man Kindern den Grundsatz beibringen müsse, nichts zu sagen, was nicht ihre innigste Ueberzeugung sei, macht jener die Bemerkung, daß dieser Grundsatz vielleicht bei Kindern nördlicher Nationen, keineswegs aber bei Italienern anzuwenden sei, da ihnen oft die Phantasie die Ueberzeugung gebe.

derbaren Erscheinungen in Sitten, Religion, Poesie und Wissenschaft. Aus ihr in Verbindung mit der Sinnlichkeit erzeugt sich diese Vorliebe für die Form, die vollendete Plastik, die der Zweck der italienischen Kunst ist. Daher sucht der italienische Künstler nicht, wie der philosophische Norden, eine tiefere Idee oder das innere Leben und Gemüth in Farben, Tönen, Worten und Gestalten auszusprechen, sondern nur die harmonische Form, die sich schon in seinem Innern geordnet hat, in möglichster Vollendung ins äußere Leben zu stellen. Aus jener Herrschaft der Phantasie erklärt sich auch die große Vorliebe zu Ceremonien, Aufzügen, Theater und zu Prunk, der bei den Vornehmen nicht sowohl ein Luxus als ein Bedürfniß ist, das sich auf diese Richtung des Charakters zum Plastischen gründet.[1]) Aus ihr erklärt sich auch der große Reichthum an Ceremonien in dem Kultus, die hohe Bedeutung, welche sie im Volksleben erhalten, und die erhebende Kraft, welche sie auf die zum unmittelbaren Erfassen des Uebersinnlichen wenig geeignete Menge ausüben müssen. In der Religion besonders trat die Phantasie in die eben bezeichnete Rolle, und brachte die höchsten und heiligsten Ideen in den Kreis der Sinnlichkeit hernieder. Sie gestaltet in mannigfaltiger Weise die Sehnsucht, die durch das Christenthum nach dem Höhern, Ueberirdischen geweckt wird, gibt der heiligen Liebe, dem schönsten Kinde der christlichen Religion, eine sinnliche Gestalt, und macht sie unter dem anziehenden Bild einer musterhaften, göttlichen Weiblichkeit der Menge faßlich und anbetungswürdig. Die Andacht verlangte einen sinnlichen Hebel, den sie in der plastischen Kunst fand, und das gesteigerte Gefühl befriedigt seine Sehnsucht nach dem Höhern durch den Schmuck der Bilder, die ihm die Phantasie aus jenen höhern Regionen zuführt. So ist also zugleich das Verhältniß der Religion zur Kunst gegeben, welche ihre tiefe Wurzel in jener hatte. Besonders verkündete zuerst die Poesie laut das neue Verhältniß, in welches die Menschheit durch das

1) Den Reisenden fallen die täglichen Aufzüge in prächtigen Equipagen, oft auch alten Wagen, aber wo möglich immer mit bunter glänzender Livree in Mailand, Florenz, Rom und Neapel auf; der Italiener verlangt einen Sinnengenuß; in Heirathscontracten muß sich oft der Mann zu einer Livree oder Loge im Theater verpflichten.

Christenthum zu Gott und der Natur gestellt war, die höhere Richtung und den Schwung des Gefühls, welches das Universum in sich einigte, und in seiner Verfeinerung und Vergeistigung eine größere Subjectivität erzeugte. Daher ward die Poesie durchaus subjectiv, Gesang, kurzer Ausdruck des gerade die Seele erwärmenden Gefühls, und Religion und Liebe der Gegenstand und die unerschöpfliche Nahrung dieser Lyrik. Und die ganze italienische Poesie blieb mehr oder weniger in diesem Kreise der Lyrik, auch hat Italien die meisten Dichter und die größten, unerreichten Meister in dieser Gattung aufzuweisen, unter welchen Petrarca den ersten Platz einnimmt. Auch in Boccaccio's südlicher Sinnlichkeit zeigt sich die Wirkung des Christenthums, welches das Gefühl bis zur vergötternden Gluth steigert. Wie stark und vorherrschend aber das Gefühl in diesem Volk ausgebildet ist, zeigt auf der einen Seite die bewundernswerthe Schwärmerei, in welche es besonders früher ausarten konnte, sobald der religiöse oder sinnliche Leiter entrückt war, andererseits aber der allgemein verbreitete Schönheitssinn und Geschmack, der die ganze Masse des Volks zur Kunst hinzieht, und wieder die erstaunliche Rückwirkung, die diese allgemeine rege Theilnahme auf die Künstler macht. Gerade dieses Verhältniß, wodurch die Kunst ein Gemeingut der ganzen Nation ist, die ganze Denk- und Lebensweise derselben so durchdringt, daß sie ein Bedürfniß der sinnlichen Natur, nicht bloß eine Erholung und Erhebung des Geistes ist: dies macht Italien zum Land der Künste. Nur wo die Kunst in dem sinnlichen Element schwebt, fühlt sie sich heimisch, und der denkende nordische Künstler mag immerhin nach Italien gehen, um sich mit dieser Sinnlichkeit zu umgeben und zu erwärmen.

Die vorherrschende Ausbildung des Gefühls, welche die Lyrik, die Gesangsdichtung, so sehr begünstigte, mußte sich bald auch in der äußern Organisation kund thun. In der That findet sich auch nirgends als in Italien eine so glückliche Organisation für den Gesang, so herrliche Alt- und Tenorstimmen, eine solche Neigung zum Wohllaut und zur Melodie, ein so allgemeines Bedürfniß zum Gesang. Auch wurde die Musik zuerst in Italien ausgebildet, und gerade in dem Mittelalter, der jugendlichen Zeit der vorherrschenden Gefühle, welche auch das Rit-

terthum belebte, die Troubadours erweckte, und sie hatte ihre Wurzel in der Religion, welche zuerst das Gefühl erhob und zu jener fruchtbaren Sehnsucht nach dem Göttlichen und der edeln Liebe erwärmte. Aus demselben Grunde mußte auch um dieselbe Zeit sich die neue Sprache ausbilden, und zwar ganz zu einer Sprache des Gefühls und der Phantasie, die in ihrer Beweglichkeit, ihrem Bilderreichthum, ihren Reimen, ihrer Geschmeidigkeit in jede Form die Thätigkeit beider Seelenkräfte sehr begünstigte. Sie ging mit der Musik Hand in Hand, und begleitete diese sogar als wesentliche Gefährtin zur Lust des Tanzes. Die Ballade wurde von den Italienern des Mittelalters ganz anders verstanden und genossen als von der spätern denkenden Zeit. So ward die neue Sprache von dem Gefühl der Lust ins Dasein gerufen, von den Künsten der Freude in das Volk eingeführt, und von diesem in solcher Begleitung schnell als nothwendig erkannt. Daher ihre wunderbar schnelle Verbreitung über die ganze Halbinsel, daher ihre noch wunderbarer schnelle Vollendung, und daher kam es, daß nicht Dante der Meister in der Sprache wurde, sondern Petrarca und Boccaccio, die Sänger der Liebe, die Meister der Lyrik, die Vertreter des Volkscharakters.

So ausgebildet übrigens bei dem Italiener das Gefühl ist, so sehr geht ihm die Tiefe, die lange haltende Wirkung ab. Denn dieselbe Reizbarkeit der Sinne, die der Seele eine so große Menge flüchtiger Anschauungen vorführt und so mancherlei Empfindungen und Gefühle erweckt, erlaubt ihr eben dadurch kein langes Haften und tiefes Eindringen in die Außendinge, noch eine längere Einkehr in sich selbst. Wenn der Nordländer mehr sinnig und in sich gekehrt ist, so ist der Italiener im Gegentheil ganz nach Außen gerichtet und außer sich beschäftigt. Sein Element ist die Oeffentlichkeit; fast alle Tages- und Jahreszeiten finden ihn auf der Straße, selbst der Kälte trotzt er mit Kohlenbehälter und Mantel, um nur die Thür nach der Straße offen zu halten. Welche Masse von Eindrücken schlagen daher an seine Sinne, welche unendliche Mannigfaltigkeit von Empfindungen gleiten an ihm vorüber. Sie haben keine Zeit, bis zu der Seele gewöhnlicher Menschen zu dringen und von ihr aufgefaßt zu werden, und nur die schnellste Seelenkraft, die Phantasie, weiß sich ihrer im Fluge zu bemächtigen. Daher ihre Uebung, ihre Autorität,

da sie oft die einzige Vermittlerin zwischen der Seele und der Welt ist, und die überzeugende Kraft ihrer Ueberlieferungen. Jene Flüchtigkeit, jener Hang zum Wechsel, jener kurze, schnelle Reiz mit ebenso schneller Ermüdung möchte nicht nur im Individuum, sondern auch in der Geschichte des ganzen Volks und selbst in seiner Poesie sich erkennen lassen. Die Geschichte bietet fast nur flüchtige Erscheinungen, keine stetige, zusammenhängende Entwicklung, so zu sagen, in Anfang, Mitte und Ende vollendete Begebenheit dar, die Hierarchie ausgenommen. Freiheit und Unterdrückung, äußere und innere Feinde, Wechsel der Parteien, Streben nach Ordnung und Gesetzmäßigkeit und willkürliche Umstoßung aller Rechte und Gesetze geben ein schwer zu übersehendes Chaos von historischen Gemälden, wie es kein anderes Volk aufzuweisen hat. Der blühende Handel ist eine ebenso flüchtige als glänzende Erscheinung. Auch die Geschichte der Poesie bietet einen merkwürdigen Mangel an innerm Zusammenhang, an stetiger Entwicklung des Einen aus dem Andern, ein beständiges Vor- und Rückwärtsschreiten oder stoßweises Aufschwingen. Wir erinnern nur an die auffallende Leere nach Petrarca's und Boccaccio's ruhmvoller Zeit, an das Ueberspringen zur lateinischen und griechischen Literatur und an die noch auffallendere Leere nach dem klassischen 16. Jahrhundert. Selbst Tasso's echt italienischer Dichternatur war der innere philosophische Zusammenhang in seinem großen Gedicht widerstrebend. Er reihte unwillkürlich eine Zahl lieblicher Romanzen an einander, die am besten einzeln genossen sein wollen und auch so in Venedig von den singenden Barcarolen genossen werden.

Oeffentlichkeit ist also das Element des irritabeln Italieners, Lebhaftigkeit, Redseligkeit, Neugier seine Natur, Geselligkeit, vielfacher aber kurzer Reiz, Wechsel, Genuß und Ruhe sein Bedürfniß. Die Geselligkeit, welche zum beständigen Menschenverkehr treibt, erweckt nicht nur ungemein den Geist und übt den Witz und Verstand, sondern verleiht den Italienern noch eine unschätzbare Gabe, die sie vor vielen Nationen auszeichnet, nämlich die praktische Menschenkenntniß und den scharfen richtigen Beobachtungsgeist, womit sie die Seele des Andern, freilich auch nur in dem ihnen selbst offen liegenden irritabeln Gebiet derselben, durchdringen und verstehen. Dieser Scharfsinn ist ein allgemeines

Gut, und bewährt sich bis in die untersten Klassen, selbst die dienenden, und setzt den beobachtenden Fremden oft in das größte Erstaunen, macht aber ebenso in gelehrten Werken oft eine üble Wirkung, indem er hier vorherrschend, leicht in einen Hang zu Uebertreibungen und Subtilitäten ausartet, die besonders der Poesie ungemein schaden. Im Allgemeinen wird diese Gefahr aber durch das Gegengewicht der Geselligkeit und des mannigfaltigen Verkehrs beseitigt, sowie durch die ungemeine Lebenslust und den Drang nach sinnlichem Genuß, wozu ihm seine schöne Natur so reiche Veranlassung gibt. Jede Jahreszeit hat ihre Zahl Feste, und alle rufen zum öffentlichen gemeinschaftlichen Genuß auf; selbst die traurige Fastenzeit erhält durch Messen und Jahrmärkte einen heitern Anstrich. Dagegen haßt der Italiener die Einsamkeit, eine stille anhaltende Arbeit (obgleich er durchaus thätig ist), und es ist wohl sehr bezeichnend, daß ein gelehrtes Werk eine fatiga genannt wird. In dieser Oeffentlichkeit verliert er aber keineswegs sich selbst, sondern im Gegentheil aus der Lust des Lebens und dem Drang nach Genuß entwickelt sich in ihm ein starkes Bewußtsein der eignen Persönlichkeit, und ein heftiger Drang, sie unter jedem Wechsel und Genuß geltend zu machen. Die Natur selbst erklärt ihn früh mündig, und gibt ihm durch die Leichtigkeit und den Reichthum des Unterhalts eine Selbständigkeit, eine Unabhängigkeit von fremder Hülfe, die ihn sogar die Geselligkeit nur in Beziehung auf seine Individualität würdigen läßt. Er haßt daher jede Fessel, die ihm seine Rechte und seinen Lebensgenuß einschränkt, jedes gemeinschaftliche Streben, jeden gesellschaftlichen Verband, welcher Opfer und Entbehrungen erheischt. So ist ihm auch das Ehe- und Familienverhältniß ein ganz anderes als dem Nordländer, und der eifersüchtigste Liebhaber wird in der Ehe durchaus umgewandelt. Er eilt bald aus dem engen Kreis der Familie in das öffentliche Leben hinaus, um dort den Forderungen seines Daseins in Genuß und Hervorhebung seines Ichs volles Genüge zu thun.

So viele und glückliche Eigenschaften vereinigen sich in dem italienischen Volk, um es auf die schöne Bahn und zu der einzigen Kunsthöhe der Griechen zu führen. Doch Eine, aber eine wesentliche ist ihm versagt, und deshalb sieht sich ihr Streben auf halbem Wege erschöpft. Wir meinen das tiefe Einkehren in

sich, das Suchen in dem Innern nach dem Ursprung, die Sehnsucht nach dem Höhern, Göttlichen, und das Erfassen der Welt von diesem Standpunkt aus, was überhaupt als das Wesen des melancholischen Temperaments bezeichnet wird. Diese Naturart der größten Männer und erhabensten Künstler war unter den italienischen Dichtern nur Dante verliehen, der aber auch auf diesem Parnaß einzig dasteht, und überhaupt in fast allen Beziehungen eine Ausnahme macht. Dem ganzen Volk aber mußte nach allem bisher Entwickelten eine solche Gemüthsverfassung fremd bleiben. Was daher die Griechen neben ihrer einzigen Plastik, ihrer unübertrefflichen Menschencharakteristik auszeichnete, die Tiefe, die sich unter der schimmernden bunten Decke ihrer Bilder so leicht durchblicken läßt, die ernste Bedeutung, die ihre Mythologie auch dem christlichen Philosophen so anziehend und beziehungsreich macht, der eigne so ganz melancholische Zug nach dem Erhabenen und Göttlichen, der ihre größten Weisen mitten im Geräusch der Welt von derselben ganz abschloß und sie von der sinnlichen Anschauung mit solcher Allgewalt bis zu der reinsten Auffassung des göttlichen Wesens hinleitete, das stille Walten und Brüten desselben Zuges, das sich auch in dem Ausdruck der ausgelassensten Freude nicht verkennen läßt: dies vermißt man in der Seelenverfassung, in der Mythologie, in der Poesie der Italiener. Daher fehlt ihnen das tiefe Gemüth, die tiefe, erhabene Auffassung der Natur mit ihrem göttlichen Walten, und des Menschengeschlechts, wie es in dem Ringen des irdischen Princips mit dem Zug und der Sehnsucht nach dem göttlichen Ursprung mannigfach bewegt wird. Daher fehlen ihrer Poesie die Elemente des epischen und des wahrhaft tragischen Gedichts; daher tönt aber auch ihre Lyrik desto reiner, voller und mächtiger.

Dieser Charakter, dessen Hauptzüge wir, immer in Bezug auf unsern Zweck, hier anzudeuten versucht haben, wurde nun durch die historische Entwicklung mannigfach ergänzt, verändert oder befestigt. Eine Zurückführung dieser verschiedenen Wechsel auf ihren Ursprung und ein Erfassen der fortbildenden Hebel von diesem einigenden Standpunkt aus wird aber äußerst schwierig bleiben, da uns eben jener Ursprung so ziemlich entrückt ist. In ihrer ganzen Geschichte fehlt gewissermaßen die Einheit, die in einer ruhig fortschreitenden Volksentwicklung durch den Wechsel

der Zustände durchblicken muß, die stets dieselbe bleibt, und woraus gerade der Charakter hervorleuchtet. Man vermißt den Faden, an den sich die Stufen der Fortbildung an einander reihen, und an welchem die eine auf der andern als auf etwas Gewonnenem fußt, ein Faden, den schon die ersten Voreltern angeknüpft haben müssen. Aber die Ureinwohner Italiens sind fast spurlos verschwunden, und höchstens mag sich von den Etruskern die Erbschaft des Kunstsinns anführen lassen. Sodann ist die Entwicklung der Italiener durch fremde Gewalt so oft rein abgeschnitten worden, sowohl durch Römer als durch die nordischen Völker, die Hierarchie u. s. w., daß sie durch eine Menge Charakterzustände durchgeschoben worden sind, worunter der eigne natürlich verloren hat. Daher das Springen, das Unsichere, Schwankende, das Spiel der Zustände, dem der Italiener ein Raub ist, und daher seine Passivität. Doch wäre es höchst unbillig, seinen Charakter nach diesen äußern Merkmalen zu beurtheilen. Der bessere Italiener hat eine ungemeine Sehnsucht, aus diesem Gewirr und Wechsel herauszukommen, und seine Nation in einer gewissen Stetigkeit des Fortschreitens zu erblicken. Mit Wehmuth und Bitterkeit vergleicht er manche Seiten des Zustandes anderer Völker mit dem des seinigen, und haucht in alle seine Poesien die tiefe Trauer über die Mängel, die er ahnet. Unter der Beweglichkeit, Reizbarkeit, den leidenschaftlichen Ausbrüchen, dem Wechsel und Ueberspringen glimmt das tiefe Gefühl der Trauer, der Bitterkeit, die aus der Uneinigkeit mit sich selbst, aus dem Ringen des Ideals mit den Fesseln und Dämmen der Wirklichkeit, aus dem Kampfe des bessern Bewußtseins der vorhandenen Kraft und Anlage mit den gelähmten Aeußerungen, Abirrungen und dem Ertödten derselben entspringt, und die sich im ruhigen Zustand wenigstens durch Ironie Luft macht.

Die historische Basis des italienischen Charakters wird gewöhnlich dreifach angegeben: die Geschichte der Römer, die Entwicklung der Hierarchie und die Einmischung des germanischen Stammes, obgleich die Italiener (und gerade das ist ihr Unglück) schon vor dem Ursprung ihres Charakters existirten. Die Verhältnisse waren mächtiger als ihre Natur, und so wurden sie sich fremd. Wie unglücklich die Römer auf der Halbinsel drückten, ist schon oben angedeutet worden, um so unglücklicher, als sie

nicht in ihrer blühendsten Epoche, die doch durch große Erinnerungen hätte nachwirken können, vom Schauplatz abtraten, sondern auf demselben Boden, dem sie schon alle Keimkraft entnommen hatten, noch langsam verfaulten. Die Wirkung der Kirche war nicht weniger nachtheilig. Sie machte sich mit den römischen Herrscherideen vertraut und gab eine traurige Fortsetzung der frühern Tyrannei und ihres tödtenden Einflusses auf Kultur, Aufklärung und Wissenschaft, welchem selbst mancher edlere Papst zum Opfer fiel. Gegen beide kämpfte die germanische Natur den Riesenkampf, und wenn sie allerdings in mehrfacher Beziehung als Retterin erscheint, so war schon außer dem übeln Umstand, daß sie eben retten mußte, und also wenig Kraft zur eignen Erhebung da war, auch noch der Kampf selbst, bei welchem der Italiener einen passiven Zuschauer, wenigstens anfangs, abgab, höchst nachtheilig für seine Individualität. Manches ging von der Eigenthümlichkeit verloren, oder wurde auf lange Zeit unterdrückt. Doch ist der germanische Einfluß im Ganzen nur ein wohlthätiger zu nennen, und ihm verdankt der italienische Charakter wenigstens die Rettung seiner bessern Seite; wenn wir auch von der schon früher erwähnten wieder gewonnenen Lebenskraft des Volkes ganz absehen wollen. Die nächste Folge der germanischen Einwanderung war die Liebe zur Unabhängigkeit, die sich bald sehr wirksam zeigte. Sie gab die Nahrung zu dem langen Kampfe mit Kaisern und Päpsten, worin sich Städte- und Bürgerthum emporarbeitete, und der Republikanismus ausbildete. Bischöfe verloren ihre weltliche Macht, Fürsten, Grafen und Markgrafen gingen in dem Kampfe unter, und die Barone zogen in die Städte und wurden Bürger. Dieser Kampf, dessen Schauplatz vorzüglich die nördliche Hälfte Italiens war, hatte für den Charakter der Italiener die wichtigsten Folgen. So lange die Anstrengungen gegen die Uebermacht, gegen das monarchische Princip gerichtet waren, gaben die glücklichen Erfolge dem Volk eine ungemeine Hoheit, Kraft, Begeisterung, und die großen Erinnerungen aus jenen Jahrhunderten wirken immer noch fort, nur nicht gerade auf die rechte Art. Mit dem monarchischen Princip sank aber zugleich auch der innere Halt; das gemeinsam erworbene Gut der Unabhängigkeit ward ein gefährliches Spiel in den Händen von Unerfahrnen, und erweckte in den

Städten alle zerstörenden Leidenschaften, Neid, glühenden Haß, Feindschaft, die mitunter tief in dem Charakter eingewurzelt haben, und welche noch immer in einer unbesiegbaren Abneigung einzelner Länder und Städte gegen einander sichtbar sind. Es möchte vielleicht auch zum Theil aus dem Verlust des innern Haltes und der Einheit, aus den Zerwürfnissen und dem wechselnden Geschick des Bürgerkrieges, ebenso wie aus dem verschiedenartigen historischen Ursprung des Charakters, die Beförderung und Ausbildung jener tiefer gegründeten Richtung nach Außen, nach der Form, und jene Neigung zu Wechsel und Flüchtigkeit, Mangel an Tiefe und wenige Beachtung des Zusammenhangs zu deuten sein. Die nachhaltigste, umfangreichste und wirksamste Folge aber, die aus jenem Kampfe der Principien und dem Siege des republikanischen oder Bürgerprincips hervorging, war, daß nun Alles sich verflachte und ebnete. Das für die Ausbildung der Völker so wohlthätige Verhältniß zwischen Höhe und Tiefe wurde zerstört, das König- und Fürstenthum mit seinen freien Vasallen verschwand, und machte einer Gleichheit Platz, die Jedem erlaubte, seinen meist materiellen Interessen in dem allgemeinen Gedränge so viel Geltung als möglich zu verschaffen. Dadurch ging die Nacheiferung, das Streben nach dem Höhern, der edle Stolz, und kurz die ritterlichen Tugenden verloren, oder wurden wenigstens lange Zeit unterdrückt, bis im 16. Jahrhundert die geschwächte Kirche und der gesunkene Handel ihnen mehr Spielraum ließen. Sismondi hat den Einfluß der Städte und kleinen Republiken auf den Volkscharakter so treffend und vollständig geschildert, daß ich nicht umhin kann, ihn der Hauptsache nach hier zu wiederholen, obgleich ich die letzte etwas harte Ansicht nicht ganz und unbedingt theile: „Dieser überwiegende Einfluß der Städte ist der wahre Ursprung des italienischen Charakters. Der Adel verschwand. Die republikanische Constitution der Städte gab der ganzen Nation eine größere Thätigkeit, und machte sie fähig eine größere Rolle zu spielen. Sie entwickelte mehr Talente, mehr Patriotismus und besonders mehr Geschicklichkeit. Sie vermehrte die Bevölkerung, die Reichthümer, sie ließ die Künste und Wissenschaften früher blühen. Die Spanier hatten glänzendere Eigenschaften, mehr Bravour, Galanterie, mehr Delikatesse im Ehrenpunkt. Alle Spanier nahmen ihre Adligen

zum Muster, und entlehnten ihnen etwas Ritterliches. Die Italiener bildeten sich in der Schule der Bürger, und dieser Anstrich ist bei ihnen noch nicht ganz verwischt. Das Feudalsystem wurde am frühsten in Italien abgeschafft. Die Republiken hielten sich freilich nicht lange; aber ihre neuen Herren und Herzoge waren selbst Kinder der Städte und ihres Bürgerthums. So ging also das Ritterthum in den kleinen Monarchien ebenso wie in den Republiken ganz verloren. Die Gefühle der Ehre wurden schwächer, die militairischen Tugenden vergessen, Geschicklichkeit mehr als Muth und Kraft geschätzt. Im 14. Jahrhundert war der Rittergeist in Italien rein verloren. Die Menschen wurden mehr Rechner als Enthusiasten; das Interesse herrschte; große Entwicklung der Handelsmacht, große politische Gewandtheit, große Freiheitsliebe im Volk. Aber wenig Tapferkeit in der Nation, die ihre Vertheidigung gänzlich den Miethsoldaten der Condottieri überließ, wenig Stolz im Charakter, wenig Treue in den Allianzen, wenig Achtung für ein gegebenes Wort, wenig Ehrgefühl im Betragen." (Sismondi, Hist. des Républ. ital., Tom. V, Chap. 29.)

Nichts, selbst die Kunst nicht, hat jemals in Italien so sehr geblüht als der Handel. Wenn dieser im Allgemeinen einen ungünstigen Einfluß ausübte, und die jugendlichen Gefühle der Völker entweder schwächte, oder den Enthusiasmus auf niedrigere Interessen ableitete, so konnte er doch das tiefer gegründete und jetzt mit Jugendkraft hervorbrechende Kunstgefühl nicht unterdrücken, sondern war diesem mittelbar höchst förderlich. Der Fleiß des Gewerbstandes brachte den wohlthätigen Ueberfluß, und nahm dem schon längst vorhandenen Sinn zum Schönen und zur Kunst die mächtigste Fessel der Lebenssorge ab. Der Reichthum machte erfinderisch in Verschönerung des Lebens, er gab mit den Mitteln auch die Lust zum Luxus, zu den feinern Vergnügungen, führte nothwendig zur Kunst hin, und belebte die Geselligkeit, welche wieder den Verstand und Witz, den Scharfsinn und Beobachtungsgeist ungemein schärfte. Hauptsächlich in den Städten, welche sich an der großen Heerstraße des Handels oder in dessen Nähe befanden, blühten die Künste auf, und, was noch mehr jenen Einfluß des Handels bezeichnet, die erste Kunst, welche aufblühte, war die echt bürgerliche Baukunst; denn die Malerei

diente auch in der ersten Zeit nur zur Verschönerung jener. Wir müssen hier noch die außerordentliche Aufregung herrechnen, die der blühende Handel nicht nur in den drei Hauptstapelplätzen Italiens, sondern durch diese auch im ganzen Land hervorbrachte; die Kühnheit, den Unternehmungsgeist, welche der Erfolg immer mehr steigerte, den Stolz auf die Macht und Unabhängigkeit, durch welche das Geld jene Bürger den Fürsten gleich stellte. Ueberhaupt vertrat der Handel in vielen Beziehungen das Ritterthum in Italien; er wurde selbst, so zu sagen, rittermäßig betrieben, er schuf in Venedig und Genua den hohen Adel, und nur er konnte diesen erhalten; er vermochte denselben Enthusiasmus zu erwecken als das Ritterthum, nur freilich lange nicht so rein, und das Werk des höchsten Enthusiasmus, die Kreuzzüge, waren in Italien nicht sowohl eine Angelegenheit des Ritterthums und der Religion, als hauptsächlich des Handels. Es darf dabei nicht übergangen werden, daß der Handel in dem Maße, als er verflachte, auch eine große Vielseitigkeit bewirkte, und durch die Reisen, welche die Speculation veranlaßte, wie die der venetianischen Familie Polo und die Entdeckung der canarischen Inseln durch die Genuesen, der Gesichtskreis sehr erweitert und der Wissenschaft eine breite Grundlage gegeben wurde. Selbst Kolumbus' große Entdeckung wurzelte in genuesischer Speculation.

Wenn hier bei dem vorherrschenden Rechengeist das Ritterthum nicht zu seiner Vollendung gelangen konnte, so wehte doch dieselbe Luft, die in andern Ländern solche Blüthen trieb. Die Herrschaft des Gefühls, das Hervorheben und Geltendmachen der Persönlichkeit, stolzes Vertrauen auf die eigne Kraft, hohe Reizbarkeit und Empfänglichkeit und außerordentlicher Enthusiasmus für religiöse Ideen, was das Wesen des Mittelalters ausmacht, wirkte überall gleich, gab hier das Lehnswesen und Faustrecht, dort die Klöster und das Städteleben, hier die Zünfte und Universitäten, dort das Ritterthum und die Hierarchie. Das Christenthum war es besonders, welches die Menschheit von der Stufe der Sinnlichkeit erhob, die Gefühle von ihren Fesseln sinnlicher Anschauung befreite, und sie durch die Andacht und edlere Geschlechtsliebe vergeistigte und adelte. Eine solche Zeit mußte eine poetische, die Liebe und Andacht ihr Nerv und Wesen, kecke That und fröhliche Lyrik die hervorstechendsten Seiten sein. Wir haben

die edelste Blüthe jener Zeit, das Ritterthum mit seiner Begeisterung, Ehre und seinem höchst poetischen Anstrich schon betrachtet. Es kam dem größten Theil von Italien fast nur auf dem Handelswege zu, und schlug dort nur Wurzel, wo es germanischen Boden fand. Daher ging hier von ihm nicht die Thatkraft aus, sondern mehr von dem Bürgerthum; aber Alles, was in den Bereich der Gefühlskraft gehört, empfing von ihm Leben und Gestalt. So begegneten sich hier Ritterthum und Enthusiasmus für die Religion, und überspannten die ohnehin reizbare Phantasie zu Erscheinungen, die uns jetzt fast als Wunder erscheinen. So begegneten sich hier aber am liebsten und wirksamsten Ritterthum und Kunstsinn, besonders poetischer, und unter keiner Gestalt hat jenes mehr Einfluß auf Italien ausgeübt, als unter der fröhlichen, aber freilich mehr untergeordneten der Troubadours. Diese machten in keinem Land so viel Glück als in Italien, begegneten aber auch gerade hier jenem leichten, reizbaren Sinn, der nach Wechseln hascht, jenem gesteigerten Gefühl, das sich ihre Lyrik so begeistert aneignete, jener Sinnlichkeit, die die Gefühle in anschauliche Gestalten verkörperte, und jenem Sinn für Melodie, der sich ihre verschlungenen Reime so gern aneignete.

Betrachten wir noch zuletzt die tiefste und mächtigste Bildnerin des menschlichen Charakters, die Religion, so weit es möglich ist, sie von der Kirche getrennt zu denken, denn diese hat sich leider von jeher immer an die Stelle der erstern vorgedrängt. Es möchte indessen schwer sein, genau abzuscheiden zwischen dem Geist, den die Religion dem Süden gab, und der Form, die sie von ihm empfing. Denn beide traten schon früh als Ein lebendiges Ganzes in die innigste Verbindung. Die geistige Kraft, die das Christenthum erweckte, erhob und steigerte schnell ein empfängliches Gefühl, und dieses, welches in seiner nimmer rastenden Sehnsucht nach dem Göttlichen nach einem Ausdruck, einem Symbole rang, traf auf die höchst reizbare Sinnlichkeit, welche seiner übermächtigen, aufzehrenden Thätigkeit Körper und Gestalt, und somit Befriedigung und dem Ganzen Gleichgewicht gab. So fand die Religion einen äußerst scharf gezeichneten, in seinen Elementen ausgebildeten Charakter, den sie nicht zu erschüttern vermochte, und zu dessen Sphäre sie sich herablassen mußte. Der

heitere Süden hatte, besonders in jener finstern Zeit der Geistesarmuth, zum Empfang der höchsten Wahrheiten nur seine Sinnlichkeit als Vermittlung, und in diesem Kreis hüllte sich alles Geistige in symbolische Gestalten. So bildete sich der Katholicismus aus, und es wird sonach deutlich, wie sehr in ihm die Religion der Kunst bedurfte und sie auch auf der andern Seite weckte und beförderte. Die Sinnlichkeit der neuen Völker mußte dem Edeln, Schönen zugewendet werden, um eine würdige Trägerin und Ernährerin des gesteigerten Gefühls zu werden, das wiederum in seiner höchsten Kraft die Seele zur Einigung mit Gott führen sollte. Daher die Pracht und der Zauber des Kultus, der die Sinnenthätigkeit auf erhabene Gegenstände führt, und die Seele an die Andacht fesselt, daher der reizende poetische Anstrich, der dem ganzen Gottesdienst ein so verklärtes Ansehen gibt, daher die anziehende Mystik, die das Gemüth in höhere Sphären entrückt. Alle Sinne sind bei dem Gottesdienst beschäftigt, und setzen die Seele in die Stimmung der gesteigerten Empfänglichkeit; selbst der Geschmack in der höhern Bedeutung wird befriedigt durch die Schönheit, Symmetrie und Harmonie der Anordnungen. Dem Geruchssinn schmeichelt der köstliche Duft des Rauchwerks, das Gehör, das eigentliche Seelenorgan, wird entzückt bald durch die gewaltigen erschütternden Chöre, bald durch die mildernden lieblichen Arien der Messen; das Auge nimmt Eindrücke der weiten majestätischen Räume, der Dämmerung, die die Seele zur Einkehr in sich ladet, der hundertfältigen Beleuchtung des Heiligthums, der Darstellung frommer, heiliger Handlungen in meisterhaften Bildwerken, der glänzenden Geräthschaften, deren kostbarer Stoff ihrem hehren Dienst entspricht. So bleibt die Aufmerksamkeit gefesselt, die Phantasie erhält einen weiten Spielraum und mächtigen Schwung, und zieht das Gemüth in eine Sphäre der Verzauberung, worin dieses so gern verweilt und sich selbst nicht von der Reflexion irren läßt.

Bedenken wir dazu die jugendlich schwärmerische Zeit, in welcher der Katholicismus zu seiner vollen Ausbildung gelangte, so wird es klar, daß das Christenthum nicht anders lebendig werden konnte, als indem es sich in sinnliche Gestalten hüllte und durch Symbole vor die geistige Anschauung trat. Derselbe mächtige Trieb, der das Ritterthum mit seinem naiven Gefühl, seinem

Prunk und seiner Augenweide, das fröhliche Volk der Troubadours und Minnesänger hervorbrachte, der der ganzen Menschheit die vorherrschende Richtung zur Sinnlichkeit und zum Gefühl gab, dieser mußte auch der Religion dasselbe Gewand, dieselbe Sprache verleihen, und sie herniederziehen in den Kreis des Menschlichen, um Alle, die menschlich fühlen, anschauen und fehlen, zu erheben und zu heiligen. Daher trat sie heraus in den äußern Kultus, und ward der Menge verständlicher, daher die bis ins Kleinlichste sorgfältige Ausbildung dieses Kultus, diese Sinnlichkeit, Plastik und Poesie in demselben, aber auch seine mächtige Wirkung auf das Gemüth, die dem Katholicismus seine tausendjährige Glorie immer noch ungetrübt erhält, und ihm selbst zuweilen den Sieg über die Philosophie gibt. Diese mächtige Wirkung erweist sich besonders in der beseligenden Kraft, die schon den Gebräuchen des Katholicismus bei gewissenhafter Beobachtung innewohnt, und noch mehr in seinem merkwürdigen Sieg über das Gewissen. Wie mußte die Religion, der unter solcher Gestalt das innerste Leben der Völker geöffnet war, mit solchen Mitteln die Menschheit an sich fesseln, aber wie sehr auch die jugendliche Sinnlichkeit veredeln, die Gefühle in einer Spannung der Leidenschaft und des Enthusiasmus erhalten, deren erstes Stadium die noch wild ausschweifenden Kreuzzüge, das zweite aber die Verherrlichung jener erhabnern Gefühle durch die Künste bezeichnen. Beide waren nothwendige Wirkungen derselben Kraft, die erste das schnelle Aufbrausen und Gähren, die zweite das stille Verklären. Die erste übernahm das Ritterthum, der Repräsentant der That, der Kämpfe, mit seiner Andacht und schwärmerischen Liebe; die zweite bedurfte mehr der Zeit, der ruhigen Entwicklung, und reifte in dem geordneten Bürgerstand. Die Poesie, die alle Zustände vermittelt, alle Gefühle aus tiefster Quelle an das Licht trägt, schwebte zwischen beiden, und gehörte keinem ausschließlich an. Wie ganz anders würde sich das Alles gestaltet haben, wenn die Kirche nicht die schönsten Gefühle gemißbraucht, ihre Herrschsucht nicht die kräftigsten Keime der Entwicklung erstickt, und den natürlichen Gang der Menschheit nicht in die Abgründe der Finsterniß geleitet hätte. Der reine Katholicismus wurde aber durch die Hierarchie mit so vielen unsinnigen Meinungen, Aberglauben und Irrlehren befleckt, daß selbst die

bessern, die vortrefflichsten Oberhäupter der Kirche nicht mehr dagegen wirken konnten; und nichts mag wohl mehr als diese Mißbräuche einen Beweis von der Macht abgeben, die der Katholicismus auf die Gemüther ausübt, da sich dieselbe immer ungeschmälert erhalten hat.

Eine solche Religion, die alle Lebenskräfte der Seele durchdrang, mußte dieselbe nothwendig in das Reich der Kunst hinauslenken, und nirgends mehr als in Italien war in der neuern Zeit ein solcher Reichthum der frischesten Kunstelemente vereinigt, nirgends mehr war das harmonische Verhältniß zwischen diesen Elementen und den Phasen der Volksbildung, sodaß keins das andere hemmte oder gar aufhob. Die Religion selbst gab und empfing die Kunst, und griff nur dadurch, daß sie sich mit dieser schwesterlich verband, so tief in das italienische Leben ein, ward zugleich mit dem Kunstgenuß ein Lebensbedürfniß, freilich auch nur in derjenigen Seite, wo sie mit der Kunst zusammentrifft, in dem äußern Kultus. Die Sinnlichkeit führte zur antiken Plastik hin, und gab dem Geist jenen Instinkt im getreuen Copiren der Natur, den richtigen und scharfen Blick im Treffen, die Lebendigkeit in der Darstellung, die eben auch die nordischen Künstler sich in italienischer Luft zu erlangen streben. Das Christenthum aber zog mit stärkerer Gewalt zum geistigen Princip hin, das Gefühl ward ausgebildet und in der Kunst vorherrschend. Daher mußte die Plastik mehr verschwinden und der Lyrik Platz machen, und durch die ganze Kunst wehte nun der Hang das Körperliche zu vergeistigen, ein Streben nach dem Unendlichen, welche das moderne Romantische von dem Antiken unterscheiden. Dieser Unterschied machte sich auch in der Ausübung der Kunst bemerkbar. Die Skulptur und Malerei wechselten ihr Reich, und die letztere ward nun vorherrschend unter den bildenden Künsten, die Baukunst zeigte, besonders so oft sie der Religion diente, jene entschiedene Herrschaft des Gefühls und der Sehnsucht, die Tonkunst, die eigne und ausschließliche Kunst des Gefühls, mußte sich nun nothwendig erheben und zur Vollendung gedeihen, und die Kunst, woran alle Seelenkräfte Theil haben, die Dichtkunst, mußte am meisten von dem neuen Geist ergriffen und durchdrungen werden. Daher ihr Bewegen in einer höhern Geisterwelt, die gesteigerte

Empfindsamkeit, die Sehnsucht, die vorherrschende Lyrik, aber auch ihre neue Darstellungsform und die Musik des Reims.

Wie dies nun von der neuern Kunst im Allgemeinen gilt, so wird es klar, wie sie sich nach dem verschiedenen Charakter jedes Volks höchst verschieden ausbilden mußte. In der italienischen Baukunst tritt uns zuerst am auffallendsten das Befangensein in dem Reich der Sinnlichkeit entgegen, welches auch die antiken Denkmäler offenbaren. Die schönsten Tempel und Basiliken geben uns nur die Vorstellung der Masse, die sich nicht über das Irdische erhebt, und den anschauenden Geist auch nicht weiter führt. Die Griechen lenkte ihr feiner Geschmack dahin, mehr Harmonie in ihre Bauwerke zu bringen, und das ängstliche Gefühl des Gedrückten, Massenhaften durch die Säulen, das Symbol des Aufstrebens, zu mildern. Aber die obere Horizontallinie des Gesimses, die das Ganze schließt, über welche keine Linie, keine Spitze in das Freie hinausragt, drückt mit magischem Gewicht das Ganze zur Erde nieder, und hemmt den Flug des Gedankens, der sich an den Säulen zum Himmel emporschwingen wollte. Sie hatten keine Religion, die das Gemüth mit einer Sehnsucht nach dem Unendlichen erfüllte; so brauchten sie auch keine Symbole dieser Sehnsucht. Ihre heitere Sinnlichkeit gefiel sich auf der Erde, und ihr ausgebildeter Geschmack machte ihnen das Dasein angenehm, ihre Kunst genügte sich selbst und diente keiner höhern Idee, und ihr Gewand war die vollkommenste Harmonie. Sowie aber die Sinnlichkeit zum Genuß führt und antreibt, die erste Bedingung des Genusses aber die Ruhe ist, ohne welche keine vollkommne Empfänglichkeit möglich: so findet sich bei allen sinnlichen Völkern jener Drang nach Ruhe in allen Thätigkeiten, die aus dem Innersten ihrer Seele hervorgehen, besonders in ihrer Kunst. Daher z. B. in der Baukunst das Vorherrschen der ruhenden Horizontallinien über die aufstrebenden, Bewegung und Schwung vermittelnden senkrechten Linien; daher in der Musik die Vorliebe für die ruhige, nur dem Ohr schmeichelnde Melodie, die Vermeidung jeder Ergreifung, Erschütterung, jeder anregenden Dissonanz. Diese Tendenz zur Ruhe ließe sich in allen Beziehungen nachweisen, ist aber nirgends auffälliger als in der Architektur, wo die Masse, das eigentlich und stets Ruhende, behandelt werden muß. Vergleichen wir nur die italienische mit

der gothischen oder deutschen Baukunst. Auch die letztere stellt gewaltige Massen hin, aber wie gänzlich verschwinden diese unter der Idee des Erhabenen, die den anschauenden Geist tief ergreift. Ueber der Masse, welche Unzahl von Säulen und Spitzen, die alle nach oben deuten, und das Gemüth von dem Sinnlichen abziehen. Denn jede Spitze ist der Anfang einer Linie, welche im Himmel endigt; und die Krone aller dieser Spitzen ist der schlanke, immer spitzer, durchsichtiger, geistiger werdende Thurm. Auffallend ist dieses Durchdringen des Geistigen durch die Masse und das Verstecken der letztern unter tausendfältigen Gebilden der Phantasie, während in der italienischen Baukunst gerade das Sinnliche recht hervortritt, Massen auf Massen sich thürmen, welche keine höhere Bedeutung tragen, sondern wie alles Sinnliche, nur sich selbst geben. Die Kuppel mit ihrer Wölbung vollendet diese Wirkung, indem die halbkreisförmige Linie, nachdem sie kaum den nachgehenden Sinn etwas gehoben, gleich auf der andern Seite unwiderstehlich zur Erde hinabzieht.

Sowie die Richtung des italienischen Charakters die eigentliche Plastik ganz in ihrer sinnliche Sphäre der Masse und bloßen Form stehen ließ, und dem Kunstsinn nicht erlaubte, die höhere Idee in dieser harmonischen Ordnung der Steinmassen zu lesen, sowie überhaupt die moderne Zeit die plastische Kunst als untergeordnet betrachtet: so mußte dieselbe Richtung des Charakters, das bestimmte Hervortreten der Individualität, die Kräftigung und Veredlung des Gefühls durch das Christenthum gerade hier diejenigen Künste zuerst zur Vollendung bringen, welche in das eigentliche Gebiet des Gefühls gehören, die Malerei und Musik, welche die eigentlich christlichen Künste sind. Durch die Zeichnung der Umrisse und Formen noch von einer Seite mit der Plastik verbunden, erhebt sich die Malerei durch den Reiz des Lichts und der Farben unendlich über diese hinaus, indem sie der Masse Leben und Seele einhaucht. Ist die Plastik episch, so ist die Musik durchaus lyrisch, und die Malerei macht den Uebergang, doch sich mehr zu letzterer wendend. Daher finden sich in der Poesie der Völker die analogen Richtungen, daher war bei den Griechen, wo die Plastik vorherrschte, das Epos zu so reiner Vollendung gediehen, daher war den Italienern, welche die lyrische Richtung so entschieden annahmen, das Epos versagt, wäh-

rend alle andern neuern Völker das ihrige aufzuweisen haben. [1]) Ist die Plastik objectiv, so ist die Malerei und Musik durchaus subjectiv. Beide letztern konnten erst zur Vollendung gebracht werden, nachdem das Gemüth durch das Christenthum veredelt und gehoben worden. Beide hatten daher zugleich mit der lyrischen Poesie ihren Ursprung in der Blüthe des Ritterthums, während das plastische Epos z. B. bei den Deutschen lange vorher bestehen konnte. Beide Künste spiegeln in ihren Darstellungen die innersten, tiefsten Empfindungen und Gefühle des Künstlers selbst ab, in beiden offenbart der Grundton, welcher die Mannigfaltigkeit in der Darstellung zu einem harmonischen Ganzen vereinigt, die innige Beziehung des Kunstwerks zu seinem Schöpfer, und läßt uns in der Seele des Künstlers lesen. Sowie daher alle Vermögen und Thätigkeiten der Seele gleichsam aus demselben Boden erwachsen, sich einander tragen, ergänzen, anregen, so stehen auch diese eigentlichen Seelenkünste in der genauesten Verbindung mit einander, so hat die Malerei ihre Farbentöne, und die Musik gibt Gemälde. So mußten aber auch beide nothwendig zugleich entstehen, so bald nur die Seele der Völker im Mittelalter erschlossen und zu ungehinderter Thätigkeit gelangt war. Beide mußten aber auch von der Religion Blut und Nerven erhalten, während die Poesie zum Menschlichen herabstieg und der Liebe ihr Leben widmete. Es ist bedeutsam für die Charakteristik der Künste, daß während Malerei und Musik, wenigstens in Italien, in ihrer blühenden Zeit ganz der Religion gehörten, ganz ein Ausdruck der begeisterten Empfindung waren, die Plastik sich lieber in Darstellungen aus dem Alterthum bewegte, und dieselbe verschiedene Hinneigung sich noch immer äußert. Beide mußten endlich nach dem früher dargestellten

1) Auf dieselbe Art ließe sich auch nachweisen, wie Göthen seine ganze Natur zum epischen, Schillern die seinige zum lyrischen Dichter ausbildete; in Göthe's Poesie war die Plastik, in Schiller's Poesie die Malerei und Musik vorherrschend, Göthe wirkte mehr auf die sinnliche Anschauung, Schiller mehr auf das Gefühl. Daher behielt Göthe immer eine Neigung zum Antiken, wo ja auch das Plastische vorherrschte, und bewegte sich oft in antiken Formen, Schiller entfernte sich immer mehr von jenem, und ward immer lyrischer, malerischer, er gehörte ganz der modernen Richtung an.

Charakter der Italiener nothwendig in Italien erwachen und hier ihre Vollendung zuerst erreichen. Den Italiener trieb seine ganze Naturart zur Kunst hin, und ohne das Christenthum wäre die plastische Richtung vorherrschend geblieben, dieses aber veredelte das Gefühl, und erhob die Plastik zur Malerei und Musik.

Musik ist dem Italiener das dringendste Bedürfniß, die Natur gab ihm die glückliche Organisation, die schöne Stimme, das feine Gehör, den Sinn für Melodie, und trieb ihn wie die Singvögel unwiderstehlich zum Gesang an. Gesang begleitet alle Lebensverrichtungen, er bezeichnet alle die wechselnden Gemüthsverfassungen, und besonders unter dem weiblichen Geschlecht mag es wenig Individuen der untern Klassen geben, die nicht in Gesang ausbrechen, wenn ihr Zorn den höchsten Grad erreicht hat. Gesang ist ein Hauptbestandtheil des Gottesdienstes, war, wenigstens früher zur Zeit der Gefühlsherrschaft, eine wesentliche Zugabe der Poesie, und fand sich überhaupt in allen Verhältnissen des Lebens ein, durch welche das Gefühl erhoben und gesteigert wird. Es wird daher klar, wie bei dem Charakter der Italiener die Musik einen wichtigen Rang in der Volksbildung einnehmen, und in unendlich größerer Allgemeinheit das ganze Volk durchdringen mußte; aber ebenso, wie sie sich auch verflachte. In Italien bildete sich die Musik zuerst aus, dort gedieh sie zuerst zu ihrer Vollendung; aber alles dies nur zur Zeit, wo das Gefühl noch in seiner reinen, ungeschwächten Kraft die Bildung der Völker leitete. Das reizbarste und empfänglichste Volk mußte in dieser Richtung am ersten und glänzendsten hervortreten. Aber dieselbe Reizbarkeit brachte einestheils einen Hang zum Wechsel, anderntheils eine Neigung zum Sinnenreiz, zur Ohrenbefriedigung hervor. Flüchtigkeit, und daher Schwächung der Gefühle, Vorliebe für die Form und Mangel an Ernst und Tiefe, Weichlichkeit und Ueppigkeit der Melodie, und durch Uebersättigung derselben eine tödtende Leere bei ängstlichem Haschen nach Reiz durch öftern und schnellen Tonwechsel, dies waren hier mehr dort weniger die Anzeigen, daß das Gefühl nicht mehr in seiner alten Kraft die Tiefen der Seele aufwühlte. Sowie aber die Musik ein Hauptbestandtheil des romantischen Kunstlebens ist, und besonders der Poesie die so entschiedene Richtung und Form gab, so ist dieselbe auch nach ihrer verschiedenen Höhe, Kraft und Reinheit ein sicherer Maßstab für

die Höhe oder Gesunkenheit der Poesie. Unter allen neuern Völkern ging die klassische Epoche der Dichtkunst zugleich mit der klassischen der Musik; der Charakter der neuern Poesie gründet sich auf gesteigerte Empfindsamkeit, die sich zunächst in der Musik offenbart, und dann, wenn sie sich einen Schritt höher nach dem Geistigen zu erhob, die Poesie bestimmte, sowie einen Schritt tiefer nach dem Sinnlichen, Plastischen zu, die Malerei.

Hier sind wir nun nothwendig auf den Punkt hingestellt, von welchem aus allein ein klarer Blick in die italienische Poesie möglich ist, und nach Allem, was vorhergesagt ist, kann nun die Bestimmung des Charakters der italienischen Poesie sehr kurz sein; denn alles Vorhergehende diente und führte schon zu diesem Zweck. Die Poesie spiegelt die wichtigsten Interessen der Zeit ab, und tönt wider von dem, was die Seele der Völker bewegt. Religion aber war immer das Hauptinteresse, das alle Völker beseelte, und ihr geistiges und Kunstleben verschieden bestimmte. Christenthum und dadurch erweckte edlere Geschlechtsliebe, die zweite Religion jener jugendlichen Völker, war die Wurzel und Kraft der christlichen Kunst wie des ganzen mittelalterlichen Lebens. Dies stellte der Poesie, wie schon erklärt, die Musik als Basis unter, und machte sie unter der Herrschaft des Gefühls subjectiver, sentimentaler, lyrischer, melodischer. Die Objectivität der antiken Darstellung verschwand, und damit auch die Ruhe und Abrundung, die über die alten Geisteswerke ausgegossen ist. Dafür trat nun der Schildernde mit seiner Persönlichkeit selbst in sein Werk, interessirte den anschauenden Geist für das nie ruhende Gefühl, das ihn selbst bei seinem Schaffen drängte, und erweckte dieselbe Sehnsucht nach Vergeistigung, nach dem Höhern, Unendlichen, welche die ruhige Anschauung romantischer Kunstwerke benimmt.

Diese neue Quelle des Christenthums floß nun für alle Völker in gleicher Kraft, und würde also alle ihre Kunstbestrebungen auf gleiche Art bestimmt haben, wenn nicht eine andere Macht diese Quelle in den Völkern verschieden geleitet hätte. Diese Macht war das Ritterthum. Seine größere oder geringere Ausbildung in den Nationen modificirte auffallend die Poesie derselben. Kann man das Christenthum das Gefühl des Mittelalters nennen, so war das Ritterthum die That desselben; beide gaben der Kunst ihren Grundton und ihre Grundfarbe. Das

Ritterthum brachte zuerst Seele in den ganzen Organismus der Völker, indem es das herrschende Gefühl zur That belebte, und das Ritterthum ist der eigentliche Erwecker der Poesie. Alle Gefühle drängten hier zur That und erhielten dadurch erst Leben: die Begeisterung und Andacht zu religiösen Abenteuern und Kreuzzügen, Stolz und Ehre zu Kampf und Krieg. Ein solches zwischen Kampf und Liebe, prachtvollen Turniren, Gefahren der Jagdlust und religiösen Uebungen getheiltes Leben mußte durchaus poetisch sein. Nur in dem Ritterthum entstand die neuere Poesie, und nur die Ritter waren anfangs Dichter. Es ist daher für den Charakter der italienischen Poesie sehr bedeutsam und muß besonders hervorgehoben werden, daß, während die andern Nationen das Ritterthum mit besonderer Liebe pflegten und ausbildeten, die Italiener, von andern Interessen eingenommen, dasselbe nach und nach ganz ausmerzten. Daher war die erste Folge in Bezug auf die Poesie, daß, während in andern Ländern eine unzählige Menge nationaler Dichter unter den Rittern aufstanden, auf beiden Seiten der Pyrenäen die Troubadours, in Nordfrankreich die Trouveres, in England die Minstrels, in Deutschland die Minnesänger, Italien seine Dichter aus der Provence entlehnen mußte. Und zuletzt waren es auch hier die Ritter, welche die einheimischen Gesänge erweckten. In der Lombardei konnte die italienische Poesie nicht entstehen, dort waren die Provenzalen zu vorherrschend, und das Ritterthum erlag, wie in Toskana, unter den Fehden der bürgerlichen Parteien, noch ehe es zu der wahren Lebenskraft gelangen konnte. Die Venetianer, Genuesen und Pisaner waren denn gar mit ihrem Rechnen ausschließend beschäftigt, und die Päpste in ihre Theologie und Erweiterung ihrer Macht vertieft, von welcher die Poesie ganz ausgeschlossen war. Dieselbe fand nur in dem ritterlichen Neapel ihren Boden, wo Friedrich II. die Saat der Normannen und Araber so herrlich pflegte.

Die andere Folge war, daß, während die andern Nationen ihre großartigen Ritterepopöen (mit dem Drama das eigentliche Gedicht der That) hatten, in Italien diese und das Epos überhaupt nicht aufkommen konnte. Erst spät dachte man hier an diese Dichtart, und zwar zu einer Zeit, wo das Ritterthum noch einmal auflebte und sein Geist auch nach Italien hinüberwehte;

aber eben diese Verspätung des Epos, das in den Anfang der Poesie einer Nation gehört, die aus fremder Geschichte und fremden Interessen entlehnten Stoffe, die eingemischten unnationalen Elemente, die Form und Darstellung: Alles beweist, daß das Epos in Italien nicht einheimisch war. Während also das Ritterthum mit seinem thätigen cholerischen Temperament den andern Völkern mehr die Richtung zur Selbstbestimmung (Spontaneität) gab, erhielt in Italien, wo jenes mangelte, die Empfänglichkeit (Perceptivität) mehr Raum. Jene ritterlichen Völker neigten daher mehr zur Darstellung der That, die Italiener mehr zur Darstellung des Gefühls. Bei letztern blieb das Gefühl gleichsam eingeschlossen, und gewann dadurch an intensiver Kraft, deren Einfluß sich durch eine alle Zweige der Kunst durchdringende Weichheit kundgab. Die Musik bewegte sich nur in den weichsten Melodien, die Malerei (vielleicht die nordische lombardische ausgenommen) vermied alle Härten, und gefiel sich hauptsächlich in den Darstellungen einer idealen Weiblichkeit, die Skulptur gab dem Stein eine bezaubernde Weichheit der Formen, kurz, alle Künste stimmten in den Grundton, den die Koryphäen der italienischen Poesie, Boccaccio und Petrarca, sehr richtig angegeben hatten. Dante's ernster, tiefer Geist steht weit außer und über diesem Kreis, obgleich auch Andacht und Liebe den Bau zu seinem Weltgedicht zusammentrugen, das den Italienern gleich einem Epos gilt.

Die italienische Poesie ist also durchaus lyrisch, und nach allem Vorhergesagten kann sie nicht anders sein. Zur Lyrik trieb den Italiener mit unwiderstehlicher Macht sein ganzer Charakter, sowie seine Geschichte; dahin trieb ihn die ungestörte Herrschaft des Gefühls, die reizbare Sinnlichkeit, die heitere Lebenslust, der Trieb zum Genuß des Augenblicks, die Neigung seine Persönlichkeit geltend zu machen und vorzustellen. Denn die Lyrik stellt das innere Leben des Dichters dar, seine Persönlichkeit, insofern sie in das Gefühl heraustritt. Daher die nur auf den Augenblick beschränkte, aber desto mächtigere Wirkung derselben, daher der Reiz in der Mannigfaltigkeit der Form, die gerade dem Wechsel liebenden Italiener zusagt. In der Lyrik allein kann er sein inneres Leben, seine Persönlichkeit in der vortheilhaftesten Form darstellen und geltend machen. Zur Lyrik führte ihn endlich auch

seine Neigung zur Musik, denn je unmittelbarer die Poesie das Gefühl ausdrückt, desto mehr nähert sie sich der Tonkunst, und wie überhaupt in jener ersten Zeit der Gefühlsmacht in allen Nationen Dichter und Sänger Eine Person waren, so haben die Italiener diese musikalische Richtung und Form ihrer Poesie rein bewahrt, und keine Nation als die Italiener hat einen Metastasio aufzuweisen. Keine Nation hat daher auch die Lyrik in so mannigfaltige Form gebracht, keine hat gleichsam eine Nationalform für diese Dichtart geschaffen, wie der Italiener das Sonett.

Vierter Abschnitt.

Italienische Dichter vor Dante.

Es ist nun hinlänglich klar geworden, wie die Poesie in Italien sich nothwendig bilden, welche Form und Richtung sie nach dem Volkscharakter nehmen mußte. Es bleibt nur noch übrig, ihre verschiedene Darstellungsweise in den einzelnen hervorragendsten Dichtern dieser Periode darzustellen. Wir haben in der Geschichte der Sprache gesehen, daß sie in Sicilien ihren Ursprung nahm, und da die Dichter sich zuerst derselben, wie überall, bemächtigt hatten, so ist somit auch die Wiege der Poesie gegeben. Ganz unmerklich wand sie sich aber aus den provenzalischen Gesängen hervor, die der italienischen Natur durchaus zusagen mußten, und ward die provenzalische Dichtkunst selbst, nur in hohem Grade der Verfeinerung und Verweichlichung. Somit starben die Troubadours in Italien, wenigstens vor der Hand, nicht aus, und nicht nur die ersten Sicilianer, sondern fast alle Dichter des übrigen Italiens hallten mehre Jahrhunderte lang in den provenzalischen Tonarten wider.

Ueber die Zeit des Anfangs der italienischen Poesie wird man wohl immer im Dunkel bleiben müssen, um so mehr, da der Municipaleifer der Gelehrten ihre Untersuchung meistens trübt. Ciullo von Alcamo, welcher von den Hauptliteratoren als der erste italienische Dichter gesetzt wird, verliert doch zuweilen durch den Angriff der Kritik wenigstens die Sicherheit seiner Ansprüche.

Denn wenn die meisten ihn vor das Jahr 1193 setzen, weil er in dem einzigen noch von ihm vorhandenen Gedicht von dem Sultan Saladin als lebend spricht, so beweist ein neuerer Kritiker, Professor Vincenzio Nannucci [1]), sein späteres Auftreten dadurch, daß Ciullo einer gewissen Goldmünze erwähne, welche zuerst von dem König Friedrich II. von Sicilien geprägt worden sei, und daß dieser 1193 noch nicht gelebt habe. Es wird das Sicherste sein, den Anfang der noch vorhandenen Denkmale der Poesie aus jener Epoche in das Jahr 1200 zu setzen. Hallam [2]) wundert sich über diese späte Erscheinung der italienischen Poesie, da die glücklichen Kriege der stolzen Republiken gegen die Kaiser eine Nationalsprache früher befördern, und manchen Dichter der Triumph seiner Vaterstadt hätte begeistern können. Allein der Krieg gegen die Kaiser war eben zugleich ein Kampf gegen das Ritterthum, und die Unterdrückung des letztern erklärt genügend die verspätete Erscheinung der Nationalpoesie, die ja auch gerade an der entgegengesetzten Seite Italiens erwachte, wo die kaiserliche Macht ungestört blieb.

Wir setzen also mit den besten Literatoren als ersten italienischen Dichter Ciullo d'Alcamo [3]), von welchem nichts bekannt ist, als daß er zu Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts gelebt habe. Leone Allacci, in seiner Sammlung der **Poeti antichi**, p. 408 hat ein einziges Gedicht von ihm der Nachwelt erhalten, eine Canzone von 32 Strophen, deren Inhalt ein Gespräch zwischen einem Liebhaber und seiner Dame ist. Wir gaben davon eine Probe. Die Strophen bestehen aus fünf achtfüßigen Versen, so gibt das Gedicht wenigstens Allacci, und Nannucci macht es wahrscheinlich, daß dies die richtige Lesart ist, obgleich Ginguené nach Crescimbeni durch Abtheilung der drei ersten Verse die Strophen achtzeilig macht. Form, Inhalt, Darstellung, Wahl der Bilder und Vergleichungen weisen das Gedicht augenscheinlich in die provenzalische Poesie. Der Styl und

1) Primo Secolo della Letteratura italiana, Vol. I, im Anfang.

2) Europe during the Middle Ages, Tom. IV, pag. 368.

3) Oft unrichtig dal Camo geschrieben. Alcamo ist ein Castell, 20 Miglien von Palermo. Ciullo oder Nzullo ist nach Nannucci Tom. I, p. 7 eine sicilianische Abkürzung und Verdrehung von Vincenzio, Vincenciullo.

die Diction ſind noch äußerſt roh und weit entfernt von dem blühenden Styl ſpäterer Italiener, und ſeine Canzone iſt ein Gemiſch von ſicilianiſchen, provenzaliſchen, franzöſiſchen, ſpaniſchen, griechiſchen und lateiniſchen Dialekten, ungefähr dieſelbe Sprache, wie ſie noch in dem Mund des gemeinen Volks in Neapel und Sicilien gebräuchlich iſt. Daher wirft ihn Dante in ſeiner Vulg. Locut. (Libr. I, cap. 12) unter die plebeiſchen Dichter, über welche er ſeinen grammatiſchen Zorn ausgießt.

Mit Ciullo beginnt nun eine unabſehbare Reihe von Dichtern (Crescimbeni führt ſie in ſeiner großen Literaturgeſchichte hundertweis vor), deren Mehrzahl ſowohl der rohen Form als dem Inhalt nach vergeſſen werden können, von welchen aber doch einige ſich durch friſches Colorit, neue gefällige Wendungen, edle Gedanken und treffende Bilder auszeichnen. Der Kern dieſer italieniſchen Troubadours befand ſich in Sicilien um den Thron des Kaiſers Friedrich II., den wir ſchon früher bei allen Richtungen der erwachenden Kultur an der Spitze geſehen haben. In der Geſchichte der Sprache iſt ſchon angegeben, welches fröhliche, echt ritterliche Troubadourleben an ſeinem Hof geherrſcht habe. Nur in ſolcher Luft und in ſolchem Boden konnte in Wahrheit die italieniſche Poeſie entſtehen; ſie wurde auch anfangs ſicilianiſche genannt (im Gegenſatz gegen die provenzaliſche, die im übrigen Italien noch viele Anhänger fand), und alle Beweiſe des Gegentheils ſind bis jetzt ſehr ungenügend. Von Friedrich ſind noch mehre Gedichte übrig, beſonders eine Canzone in drei Strophen von je vierzehn Verſen, worin er die Schönheit und Tugend ſeiner Dame verherrlicht. Das Gedicht, das die Farbe der Jugend an ſich trägt, iſt ein rein provenzaliſches Lied, ein Erguß des allgewaltigen Gefühls, das alle Ritter zu Troubadours machte; er ſelbſt deutet dies im erſten Satz durch das Wort trovare an. Das Werk iſt mehr bemerkenswerth durch die ausgezeichnete Perſönlichkeit des Dichters, als durch die Erhabenheit der Gedanken. Es trägt überhaupt das Gepräge ſeiner Zeit, und verräth durch Nichts den hervorragenden Geiſt des außerordentlichen Mannes, der freilich auch die Dichtkunſt nur als eine Luſt der Jugend trieb, und ſehr bald auf den Wegen ſeines ſtürmiſchen Lebens davon abgebracht wurde. Die Sprache windet ſich, nicht ohne oft zu ſtraucheln, zwiſchen lateiniſchen, provenzaliſchen und ſiciliani-

ſchen Redensarten durch, wie Nannucci in ſeiner vortrefflichen Sammlung reichlich nachgewieſen. Hier iſt ſeine Hauptcanzone ganz:

Poichè ti piace, Amore,
Ch' eo deggia trovare
Farò onne mia possanza
Ch' eo vegna a compimento.
Dato aggio lo meo core
In voi, Madonna, amare,
E tutta mia speranza
In vostro piacimento.
E non mi partiraggio
Da voi, Donna valente,
Ch' eo v'amo dolcemente:
E piace a voi ch'io aggia intendimento.
Valimento mi date, donna fina,
Che lo mio core adesso a voi s'inchina.
S'eo inchino, ragion aggio
Di sì amoroso bene,
Chè spero, e vo sperando
Che ancora deggio avere
Allegro meo coraggio
E tutta la mia spene.
Fui dato in voi amando,
Ed in vostro volere.
E vejo li sembianti
Di voi chiarita spera,
Che aspetto gioia intera.
Ed ho fidanza che lo meo servere
Aggia a piacere a voi, che siete fiore
Sor l'altre Donne, e avete più valore.
Valor sor l'altre avete,
E tutta canoscenza:
Null' uomo non poria
Vostro pregio contare,
Di tanto bella siete!
Secondo mia credenza
Non è Donna che sia

Alta, sì bella, e pare:
Nè ch'aggia insegnamento
Di voi, Donna sovrana.
La vostra cera umana
Mi dà conforto, e facemi allegrare:
Allegrare mi posso, donna mia:
Più conto mi ne tegno tuttavia.

Einer der hervorragendsten Geister in diesem sicilianischen Dichterverein war Pier delle Vigne. Er war geboren zu Capua, und von sehr niedriger Abkunft (sein Beiname möchte vielleicht anzeigen, daß sein Vater ein Weinbauer war). In Bologna, wo er studirte, erhielt er sich durch Almosen. Daß er seine Zeit vortrefflich benutzte, beweist die hohe Würde, zu welcher er bald nach der Bekanntschaft mit dem Kaiser Friedrich emporstieg, und in welcher er sich als einen der hellsten Köpfe und vortrefflichsten Männer seines Jahrhunderts zeigte. Er wurde Kanzler des Kaisers, und rechtfertigte dessen Vertrauen in den schwierigsten Verhältnissen, in welche diesen die Uebermacht des rachsüchtigen Klerus versetzt hatte, durch seine schlagende Beredsamkeit, seine unermüdliche Thätigkeit, seine unbesiegbare Gelehrsamkeit, die er den Intriguen der Kirche entgegensetzte. Er besaß auch die volle Gunst des Kaisers, wußte um alle dessen Geheimnisse und regierte selbst in dessen Namen. Daher konnte ihm Dante mit Recht die Worte in den Mund legen (Inf. VIII, 58):

Jo son colui che tenni ambo le chiavi
Del cor di Federico, e che le volsi,
Serrando e disserrando, sì soavi,
Che dal segreto suo quasi ogn' uom tolsi.

Aber sein Glück erweckte den Neid, „la meretrice delle corti", und es gelang den Intriguen seiner Feinde, ihn bei dem Kaiser verdächtig zu machen, der ihn seiner Würden beraubte, und ihn, nach der allgemeinen Sage, geblendet ins Gefängniß setzen ließ, wo sich jener 1249 entleibte. Die Aussagen der gleichzeitigen Schriftsteller über seine Ungnade und sein Ende sind so ungewiß und widersprechend, daß darüber nichts klar bleibt, als die Machinationen einer gewissen Partei, der Alles daran liegen mußte, den durch unermüdliche Bosheit schon fast abgematteten Kaiser seiner letzten und festesten Stütze zu berauben. Dies wird um so

klarer als nach den Zeugniſſen der Unparteiiſchen Pier ohne alle Schuld geſtorben iſt, was Dante in der ſchönen Stelle darſtellt (Inferno XIII, 62—78):

Fede portai al glorioso ufizio,
Tanto, ch'io ne perdei lo sonno e i polsi.
La meretrice, che mai dall' ospizio
Di Cesare non torse gli occhi putti,
Morte commune, e delle Corti vizio,
Infiammò contra me gli animi tutti,
E gl'infiammati infiammar sì Augusto,
Che i lieti onor tornaro in tristi lutti.
L'animo mio per disdegnoso gusto,
Credendo col morir fuggir disdegno,
Ingiusto fece me contra me giusto.
Per le nuove radici d'esto legno
Vi giuro, che giammai non ruppi fede
Al mio Signor, che fu d'onor sì degno:
E se di voi alcun nel mondo riede,
Conforti la memoria mia, che giace
Ancor del colpo, che 'nvidia le diede.

Seine Gedichte, deren eine nicht große Zahl auf uns gekommen iſt, verrathen mehr Ernſt und Tiefe und mehr innige Vertrautheit mit dem klaſſiſchen Alterthum als die ſeines kaiſerlichen Freundes, und zeichnen ſich durch ſchöne Bilder und Vergleichungen aus. Doch mögen ſie auch in der Troubadourzeit des Menſchenlebens entſtanden ſein, und der vielbeſchäftigte Mann keinen Theil mehr daran gehabt haben.[1]) Der Gegenſtand, an welchen ſeine Liebesverſe gerichtet ſind, war die treue und unglückliche Florimonda, deren Gatte, von Eiferſucht getrieben, dem Dichter eine aufrühriſche Schrift unterlegte, um ihm des Kaiſers Zorn zuzuziehen. (S. Monti, Proposta etc., Vol. III, P. II) Bemerkenswerth iſt, daß ſich unter Pier's Gedichten eines befindet, das, mit einigen kleinen Abweichungen, genau die Form der So-

1) Vergl. hierüber das Urtheil in der Epistola al Signor Federigo, welche gewöhnlich dem Poliziano zugeſchrieben wurde, und daher auch in ſeinen Werken ſich gedruckt findet, aber nach Apoſtolo Zeno's Unterſuchung in ſeinen Noten zu Fontanini's Bibliothek von Lorenzo de' Medici geſchrieben iſt, was auch Nannucci beweiſt.

nette hat, sodaß also der Ursprung dieser Dichtart in Sicilien zu suchen wäre.

In des Kaisers Familie pflanzte sich die Liebe zur gaia Scienza fort, und seine beiden natürlichen Söhne, König Enzio von Sardinien und König Manfred von Sicilien, waren zu ihrer Zeit gerühmte Troubadours. Von Enzio findet sich eine Canzone in der Raccolta de' Poeti antichi von Giunti (ed. Florenz 1727, S. 219), eine andere Canzone, die gewöhnlich Friedrich's Sohn, Heinrich, fälschlich zugeschrieben wird, nebst einem Sonett in Crescimbeni's großem Werk (Tom. III, p. 24), und einige andere Poesien, welche ebenfalls Crescimbeni angeführt (Tom. II, Part. II, p. 19) und Nannucci mitgetheilt hat. Von Manfred ist kein Gedicht auf uns gekommen, und wir müssen uns in Beziehung auf ihn an das Lob halten, das ihm Dante und die gleichzeitigen Historiker ertheilen.

Dies war der Kern, aus welchem die italienische Poesie hervorging, und wenn Friedrich und seine Familie nicht als große Dichter glänzten, so verdankt ihnen Italien unendlich mehr dadurch, daß sie gewissermaßen die Dichter schufen und die Begeisterung erweckten und unterhielten. Mit Recht nannte man daher anfangs die italienische Poesie sicilianisch; denn Sicilien gab lange den Ton an, und war der Richterstuhl, wo die Dichterwelt gekrönt wurde, und von wo aus der Ruhm der Verfasser durch ganz Italien erscholl. Unter der großen Zahl von Troubadours, welche Friedrich's Ruf in Sicilien erweckte oder dorthin rief, verdienen übrigens nur wenige angeführt zu werden, welche sich durch Reinheit des Styls auszeichnen; dies ist überhaupt meist dasjenige, was hervorgehoben werden kann, da der Inhalt sich weiter nicht über den Horizont der Provenzalen erhebt, und diese sicilianischen Sänger ihre Begeisterung, so zu sagen, aus der dritten Hand hatten. Wir bemerken unter ihnen Guido delle Colonne, geboren zur Zeit Friedrich's II.; er blühte um 1250 zu Messina. Er hatte den Titel Giudice, was damals so viel bedeutete als jetzt Doctor. Er muß sich durch seine Gelehrsamkeit ausgezeichnet haben, denn Eduard I. nahm ihn auf seiner Rückreise vom gelobten Land 1273 mit sich nach England, wo Guido eine Historia de regibus et rebus Angliae schrieb. Sein merkwürdigstes Werk ist aber seine ebenfalls lateinisch geschriebene Historia

Daestructionis Trojae in 35 Büchern, höchſt merkwürdig in Hinſicht auf die Zeit, in welcher ein ſolches Werk ans Licht kam, auf die Elemente, aus welchen es zuſammengetragen wurde, und auf die vielen Ausgaben und Handſchriften, welche davon die Bibliotheken Italiens aufbewahren. Hierüber hat Tiraboſchi (Tom. IV, Libr. II, cap. 6, §. 7) mit ſeiner gewohnten Genauigkeit Bericht gegeben, und auch Nannucci (Vol. I, S. 117) noch einige Notizen hinzugefügt. Als Dichter genoß Guido delle Colonne eines guten Rufes bis in die neueſten Zeiten. Dante in ſeinem Werk De vulg. Locut. führt zwei Canzonen von ihm an, deren Styl er tragiſch nennt, im Gegenſatz zu dem ſeinigen, deſſen größere Leichtigkeit ihn bewog, ſein Gedicht Komödie zu nennen. Es mag daher paſſend ſein, eine von dieſen Canzonen hier mitzutheilen, um den Unterſchied anſchaulich zu machen, welchen Dante in die Schreibarten ſetzt. Nach unſern jetzigen Anſichten iſt dieſe Benennung auffallend; das Gedicht Guido's hat wenig Tragiſches, und dieſes wenige wird durch ſonderbare Bilder und triviale Vergleichungen noch ganz vernichtet. Doch dies war Geſchmack jener Troubadours.

Ancor che l'aigua (acqua) per lo foco lasse (lasci)
La sua grande freddura,
Non cangerea natura,
Se alcun vasello in mezzo non vi stasse;
Anzi avverrea senza lunga dimura
Che lo foco stutasse, (estinguesse)
O che l'aigua seccasse;
Ma per lo mezzo l'uno e l'altro dura.
Così, gentil criatura,
In me ha mostrato Amore
L'ardente suo valore,
Che senz' amore — era aigua fredda e ghiaccia.
Ma el (egli) m'ha sì allumato
Di foco, che m'abbraccia,
Ch' eo fora consumato,
Se voi, donna sovrana,
Non foste voi mezzana
Infra l'Amore e meve (me),
Che fa lo foco nascere di neve.

Immagine di neve si puo dire
Uom, che non ha sentore (sentimento)
D'amoroso calore;
Ancor sia vivo, non si sa sbaldire (allegrare).
Amore è uno spirito d'ardore,
Che non si può vedire,
Ma sol per li sospire
Si fa sentire — a quello ch' è amadore.
Così, donna d'onore,
Lo mio gran sospirare
Vi poria certa fare
Dell' amorosa fiamma, ond' eo so (sono) involto.
E non so com' eo duro,
Sì m'ave preso e tolto.
Ma parmi esser sicuro
Che molti altri amanti
Per amor tutti quanti
Furon perduti a morte,
E non amaro quant' eo, nè sì forte.
Eo v' amo tanto che mille fiate
Il giorno mi s'arranca (si strappa)
Lo spirito che manca,
Pensando, Donna, la vostra beltate.
E lo disio, che ho, lo cor m'abbranca,
Crescemi volontate
Mettemi in tempestate
Dello grave pensier, che mai non stanca.
O colorita e bianca
Cera dello mio bene,
Speranza mi mantene,
E s'eo languisco, non posso morire,
Cà (perchè) mentre viva sete,
Eo non poria fallire,
Ancor che fame e sete
Lo meo core tormente.
Ma sol ch' eo tegna a mente
Vostra gaia persona,
Obblio la morte: tal forza mi dona.

Eo non credo che sia quello che avia (avea)
Lo spirito, che porto,
Ched eo fora già morto,
Tanto ho passato male tuttavia,
Lo spirito ch' i' aggio, ond' eo mi sporto,
Credo lo vostro sia
Che nel mio petto stia,
E abiti con meco in gio' e diporto.
Or mi son ben accorto
Quando da voi mi venni,
Che quando mente tenni
Vostro amoroso viso netto e chiaro,
Li vostri occhi piacente
Allora m'adombraro
Che mi tennero mente,
E diedermi nascoso
Uno spirito amoroso
Che assai mi fa più amare
Che non amo null' altra: ciò mi pare.
La calamita contano i Saccenti (sapienti)
Che trarre non poria
Lo ferro per maestria,
Se non che l'aire (l'aria) in mezzo gliel consenti.
Ancor che calamita petra sia
L'altre petre neenti
Non son così potenti
A traer, perchè non n'hanno balia (potere).
Così, Madonna mia,
L'Amor s'ha perceputo
Che non m'avria potuto
Traere a se, se non fosse per vui.
E sì son donne assai,
Ma non nulla, per cui
Eo mi movesse mai,
Se non per voi, piacente,
In cui è fermamente
La forza e la vertute:
Adonque prego Amore che m'aiute.

Ein anderer sicilianischer Dichter aus jener ersten Zeit war Jacopo von Lentino, bekannt unter dem Namen Notajo (blühte 1250). Trissino und Bembo zählen ihn unter die besten jener Reimer. Dante aber nimmt im Purgatario (XXIV, 52), wo er ihn mit Guittone von Arezzo und Bonagiunta von Lucca antrifft, Veranlassung, allen dreien zu erklären, warum sie ihn nicht in der Poesie erreichen können.

Jo mi son un, che, quando
Amore spira, noto, ed a quel modo,
Che detta dentro, vo significando.

Doch führt er ihn in der Vulg. Locut., Libr. I, cap. 12 namentlich unter denjenigen auf, welche wegen der Reinheit der Sprache als Muster dienen können. Von ihm sind noch vierzehn Canzonen und funfzehn Sonette übrig, worin sich die scholastische Richtung der Zeit, die metaphysische Subtilität und kleinliche Zergliederung der Gedanken und Gefühle kund gibt, welche allen italienischen Troubadours, selbst den besten anhängt.

Wir übergehen die übrigen Sicilianer, von welchen allenfalls noch Mazzeo Ricco, Steffano Protonotajo und Odo delle Colonne gelobt werden, und verweisen in Hinsicht ihrer auf die großen Literaturgeschichten und Sammlungen der alten Dichter. Nur sei noch erlaubt, die Sicilianerin Nina zu nennen, hochgelobt unter den Troubadours, und selbst von der Crusca wegen ihrer Verse. Sie ist aber nicht nur bemerkenswerth als erste italienische Dichterin [1]), sondern auch durch die eigne Liebschaft, die sie mit einem toskanischen Dichter, Dante von Majano, einem Dorf bei Fiesole, pflog. Jener Dante hatte sich auf echt provenzalische Art (wie der bekannte Troubadour Gioffredo Rudello in die Gräfin von Tripolis) in den Ruf ihrer Schönheit und großen Kunst im

1) Dieser Ruhm könnte ihr vielleicht, wenn genauere Nachrichten da wären, von einer gewissen Gaja, Tochter des Gherardo da Camino, streitig gemacht werden, deren Dante (Purgat. XVI, 136—140) als bekannt erwähnt, zu welcher Stelle ein alter Commentator der Komödie: Giovanni da Serravalle (dessen Mscpt. sich in der Vatican. Bibliothek befindet) die Anmerkung macht: De ista Gaja filia dicti boni Gerardi possent dici multae laudes, quia fuit prudens domina, literata, magni consilii, et magnae prudentiae, maximae pulchritudinis, quae scivit bene loqui rhytmatice in vulgari.

Reimen verliebt, und bat sie in einem glühenden Sonett um ihre Gegenliebe. Nina war nicht hart; sie antwortete höflich in einem Sonette (dem nämlichen, welches wir von ihr im Anhang zum §. 8 mitgetheilt haben), daß sie sich freue, einen solchen Liebhaber zu haben, und drückte den Wunsch aus, ihn zu sehen und zu erkennen, ob seine Feder mit seinem Herzen übereinstimme. Sie liebte ihn übrigens auch ohnedies so, daß sie keinem Troubadour mehr erlaubte, sich ihrer Liebe zu rühmen, und sich nur la Nina di Dante nannte. Von den Sonetten, die dieser seltsame Liebeshandel erzeugte, befinden sich noch mehre in den Sammlungen alter Gedichte. [1])

Obgleich die italienischen Literatoren mit Bewunderung die vier Franziskaner, den heiligen Franz selbst, Fra Elia, Fra Pacifico und Jacopone von Todi unter die ersten Gründer der italienischen Poesie zählen, so glauben wir sie mit um so größerm Recht übergehen zu dürfen, da der heilige Franz das Beste, besonders den Cantico ad Sole (den wir im Anhang zum §. 8 gegeben), in Prosa verfaßt hat, von der Kunst der beiden andern Fratres aber nichts als einige verdächtige Ueberlieferungen übrig ist, und Jacopone, der sich durch ganz eigne Mittel die Heiligkeit erzwungen, so schlechte italienische Verse geschrieben hat, daß selbst Tiraboschi, der sonst einem Heiligen gern etwas einräumt, sich wundert, ihm in dem Wörterbuch der Crusca zu begegnen.

In Bologna, der berühmten Universität, dem Sammelplatz aller ausgezeichneten Köpfe, der Nährerin aller neuen Ideen, fand auch die von Friedrich geweckte Dichtkunst einen günstigen Boden, und dort traten sehr früh ausgezeichnete Dichter und Prosaisten auf. Zuerst begegnet uns der vortreffliche Guido Guinicelli, dessen Andenken hauptsächlich Dante durch das schöne Denkmal erhalten hat, das er ihm in dem Purgatorio setzt. Die Nachrichten über seine Lebensumstände sind äußerst dürftig. Benvenuto von Imola (im J. 1370 Professor humaniorum zu Bologna) in seinem Commentar zum Purgat. XXVI, sagt von ihm, daß er ein weiser, beredter Mann und guter Dichter von hochstrebendem Geist, aber auch luxuriös war. Wir wissen außerdem

1) Perticari, Difesa di Dante, cap. 7. Maffei, Stor. della Lett. ital., Tom. I, cap. 3. Nannucci, Tom. II, pag. 96.

nur, daß er ein bologneser Kriegsmann und der edlen Familie De' Principi entsprossen war, welche wegen ihrer Anhänglichkeit an die kaiserliche Partei aus der Stadt vertrieben wurde. Guido starb im Exil 1276. — Dante begegnet ihm im Purgatorio an dem Ort (XXVI, v. 91), wo sich die Seelen von dem Luxus reinigen. Guido unterhält sich anfangs mit ihm, ohne sich ihm zu erkennen zu geben, über die Art der Sünde, die er hier abbüßt; dann sagt er:

Son Guido Guinicelli, e già mi purgo
Per ben dolermi prima ch' allo stremo.

(Ich bin, obgleich erst kürzlich gestorben, schon in dem Fegefeuer, und darf mich reinigen, weil ich vor meinem Tode bereut habe.) Dante schildert nun seine ungemeine Freude, da er dessen Namen hört, den er seinen und aller bessern Dichter Vater nennt,

Quand' i' udi' nomar se stesso il padre
Mio e degli altri miei miglior, che mai
Rime d'Amore usar dolci e leggiadre.

und auf des erstaunten Guido Frage, was ihn bewege, in Wort und Blick eine solche Liebe gegen ihn zu zeigen, antwortet Dante ausdrücklich:

Ii dolci detti vostri
Che, quando durerà l'uso moderno,
Faranno cari ancora i loro inchiostri.

Auch Lorenzo de' Medici (in der erwähnten Epistola al Sign. Federigo) nennt ihn di filosofia ornatissimo, grave e sentenzioso, lucido soave ed ornato, und sagt, daß er gewiß der Erste war, von welchem die schöne Form der italienischen Sprache die süße Färbung erhielt, zu welcher jener rohe Aretiner (Guittone von Arezzo) kaum den Schatten angelegt habe. Das beste Zeugniß aber gibt ihm Dante dadurch, daß er, der fruchtbare Dichter voll so reicher Phantasie, eine Menge erhabener Ideen, schöner Gleichnisse und Wendungen von Guido entlehnte, wie dies Nannucci an vielen Beispielen gezeigt hat, und daß er in vielen seiner Canzonen besonders in der dritten des Convito, Della Nobiltà, sehr deutlich merken läßt, wie er Guinicelli zum Lehrer und Muster genommen habe. Wenn nicht so viele Gedichte des Letztern verloren gegangen wären, so würde uns die Achtung Dante's gegen ihn besser begründet erscheinen. Es haben sich von ihm nur

einige Canzonen und Sonette in den verſchiedenen Sammlungen von Allacci, Giunti, im Anhange der Bella Mano und in Dante's Werken erhalten; Nannucci hat die beſten zuſammengeſtellt. Auch Guido ſtand ganz in ſeiner Zeit, und folgte der allgemeinen Richtung. Wie die übrigen Troubadours behandelt er die Liebe ausſchließlich in ſeinen Gedichten, wobei die Einförmigkeit des Gegenſtandes ihn ſo gut wie die beſten italieniſchen Lyriker in eine ermüdende Anhäufung von Vergleichungen führt. Ferner zeigt ſich der Einfluß der Scholaſtik oft in ſubtilen Definitionen; doch finden ſich auch edle Platoniſche Grundſätze. Im Ganzen gab er zuerſt dem poetiſchen Styl mehr Ernſt, Kraft und Adel, ſeinen Bildern eine glühendere Färbung. Beſonders läßt ſein reiner, geglätteter Styl für die Geſchichte der italieniſchen Sprache bedauern, daß ſo viele ſeiner Gedichte verloren gegangen ſind. Wir theilen eine ſeiner vorzüglichſten Canzonen mit, welche Monti, einer der Koryphäen der neuern italieniſchen Poeſie, ein ſublimes Gedicht nennt. Man wird darin den Dichter ganz kennen lernen, und alle Eigenſchaften darin finden, die wir eben angeführt haben.

Al cor gentil ripara sempre Amore,
Siccome augello in selva alla verdura.
Nè fe' Amore anti che gentil core,
Nè gentil core, anti che Amor, Natura.
Che adesso com' fu' il Sole,
Sì tosto fue lo splendor lucente,
Nè fu davanti al Sole.
E prende Amore in gentilezza loco
Così propïamente
Come il calore in chiarità di foco.
Foco d'Amore in gentil cor s'apprende (s'appiglia),
Come virtute in pietra preziosa;
Che dalla stella valor non discende,
Anzi che 'l Sol la faccia gentil cosa.
Poi che n'ha tratto fuore
Per sua forza lo Sol ciò che li è vile,
La stella i dà valore:
Così lo cor, ch' è fatto da natura
Schietto, puro, e gentile,
Donna, a guisa di Stella, lo innamora.

Amor per tal ragion sta in cor gentile,
Per qual lo foco in cima del doppiero.
Splende allo suo diletto chiar sottile;
Non li staria altrimenti; tant' è fero.
Così prava natura
Rincontra Amor, come fa l'acqua il foco
Caldo per la freddura.
Amore in gentil cor prende rivera (riviera)
Per suo consimil loco,
Com' diamante del ferro in la miniera.
Fere (percuote) lo Sol lo fango tutto 'l giorno:
Vile riman: nè il Sol perde calore.
Dice uom altier: gentil per Schiatta torno:
Lui sembra il fango; e 'l Sol gentil valore.
Che non dee dare uom fe
Che gentilezza sia fuor di coraggio
In dignità di re,
Se da virtute non ha gentil core;
Com' acqua ei porta raggio,
E il Ciel ritien la stella e lo splendore.
Splende in la intelligenza dello Cielo
Dio creator più ch' a' nostr' occhi 'l Sole.
Ella intende 'l suo fattor oltra 'l velo:
E 'l Cielo a lui vogliendo obbedir, cole
E consegue al primero (primieramente)
Del giusto Dio beato compimento.
Così dar dovria 'l vèro
La bella donna, che negli occhi splende,
Del suo gentil talento
A chi amar da lei mai non disprende (disimpara).
Donna (Dio mi dira), che presumisti?
(Sendo l'anima mia a lui davante;)
Lo Ciel passasti, e fino a me venisti,
E desti in vano amor me per sembiante (für mein Ebenbild).
A me convien la laude,
E alla reina del reame degno,
Per cui cessa ogni fraude,

Dir gli potrò: tenea d'angel sembianza
Che fosse del tuo regno;
Non mi sie (sia) fallo, s' io le posi amanza (amore).

Noch mehre Bologneſer jener Zeit werden als ausgezeichnete Dichter gerühmt, wie Guido Ghislieri, Fabrizio, Semprebene, Oneſto u. A. Es iſt aber von den Meiſten faſt nichts anders mehr übrig, als das ehrenvolle Lob, welches ihnen Dante gibt. Dieſer zählt Ghislieri und Fabrizio unter die Dichter, welche im tragiſchen Styl (d. h. im ernſten und erhabenen) geſungen haben. Oneſto war, wie es ſcheint, Lehrer der Jurisprudenz in Bologna, und lebte gegen das Ende des 13. Jahrhunderts. Dante in der Vulg. Locut. (Libr. I, cap. 15) nennt ihn Dottore illustre e di piena intelligenza nelle cose volgari (d. h. in der italieniſchen Poeſie), und Petrarca ſtellt ihn in ſeinem Trionfo d'Amore (cap. 4) in die Reihe der berühmteſten Sänger der Liebe:

Ecco i duo Guidi, che già furo in prezzo,
Onesto Bolognese, e i Siciliani
Che fur già primi, e quivi eran da sezzo.

Auch Salvini, Bembo, Triſſino, Gravina und Perticari erwähnen ihn mit Lob, doch ſagt Lorenzo de' Medici in dem oft erwähnten Briefe, daß er ſowie die erſten Sicilianer der Feile Dante's und Petrarca's bedurft hätte. Cino von Piſtoja, ein berühmter Dichter und Zeitgenoſſe Dante's, beklagt als einen großen Mangel in der divina Commedia, daß Dante darin weder ſeiner (Cino's) Geliebten, noch des Meſſer Oneſto von Bologna erwähnt. Dieſe Achtung, welche ſich in allen Zeugniſſen ausſpricht, läßt bedauern, daß von Oneſto nur wenig übrig geblieben, und dies zum Theil noch bis zur Unverſtändlichkeit verſtümmelt iſt. Nannucci hat das am beſten Erhaltene in ſeiner Sammlung gegeben.

In Toskana zeigte ſich ſehr früh die dieſem Volk eingeborne Kunſt wieder thätig, und ſowie die Malerei und Skulptur, Muſik und Baukunſt im 13. Jahrhundert zuerſt mit der frühern Liebe wieder erweckt wurden, ſo führte der gute Geſchmack das Volk bald zu einer reinen Sprache, welche ſpäter den erhabenſten Meiſterwerken der italieniſchen Literatur zum Organ dienen ſollte. Wir begegnen hier zuerſt dem ſchon viel beſprochenen Folcacchiero de' Folcacchieri von Siena, der einen unter den Italienern immer noch unentſchiedenen Streit über den Urſprung der Poeſie veran-

laßt hat. Nannucci glaubt nun, gegen Tiraboschi und die andern Sicilianer Freunde bis zur Evidenz bewiesen zu haben, daß jener Folcacchiero der erste italienische Dichter sei, scheint aber doch von seinen eignen Gründen nichts weniger als überzeugt zu sein, da er in seiner Sammlung den Ciullo von Alcamo vor den Andern setzt. Wir überlassen die Erledigung des Zwistes den italienischen Gelehrten, und übergehen den sanesischen Ritter um so mehr, als man aus dem Fragment seiner Canzone, das im Anhang zu §. 8 mitgetheilt ist, ersehen kann, daß er mit seinen rohen Versen nicht zu den bemerkenswerthen Dichtern gehört.

Mehr Berücksichtigung verdient Fra Guittone, welcher ebenfalls wie überhaupt alle toskanische Dichter von untergeordnetem Verdienst, einen großen Streit der Literatoren veranlaßt hat. Er blühte nach der Mitte des 13. Jahrhunderts, und war geboren in Santa Firmina (oder Formena), zwei Miglien von Arezzo. Sein eigentlicher Name war Guido, er wurde aber gewöhnlich, man weiß nicht warum, mit dem Schimpfnamen Guittone benannt.[1]) Er führte in seiner Jugend ein ausschweifendes, üppiges Leben, was vielleicht seinen Namen erklärt, heirathete hierauf eine Aretinerin, die er selbst bella e piacentiera nennt, ließ diese aber bald mit drei Söhnen im Stich, um in den Orden der Ritter der h. Maria zu treten.[2]). Hier wurde er plötzlich fromm, predigte den Frieden und die Gottesfurcht, und eiferte gegen Alle, die ein ausschweifendes Leben führten. Ein Verdruß vertrieb ihn aus Arezzo; er zog nach Florenz, und gründete dort das Kamaldulenser Kloster Degli Angioli, starb aber vor dessen Vollendung 1294. Guittone dichtete eine Menge Canzonen und Sonette, über deren

1) Guittone kommt von Guitto, was einen weggeworfnen, schmuzigen, gemeinen Menschen bedeutet. Guittone scherzt selbst darüber in einem Sonett an Onesto:

Vostro nome, Messere, è caro e onrato,
Lo meo assai ontoso e vil, etc.

2) Dieser Orden wurde bei Gelegenheit des Kreuzzuges gegen die Albingenser 1208 gestiftet. Seine Mitglieder, welche später wegen ihrer Lebensweise Frati Gaudenti oder Godenti, oder mit dem Spottnamen Capponi di Cristo genannt wurden, waren verpflichtet gegen die Ketzer sowohl durch ihre Beredsamkeit, als auch nach Bedürfniß mit dem Schwert zu kämpfen.

Werth die Gelehrten immer noch nicht einig sind. Indessen ist nicht zu leugnen, daß seine Lobredner sich am ersten in Widersprüche verwickelt haben. Diese behaupten allgemein, daß Guittone als Dichter in der größten Achtung seiner Zeitgenossen gestanden habe, und berufen sich besonders auf Petrarca, als welcher viele seiner Reime nachgeahmt, und ihn in einem Sonett mit Dante und Cino von Pistoja gleichgeschätzt hätte:

Ma ben ti prego che in la terza spera
Guitton saluti, e Messer Cino e Dante.

Aber sowie diese Lobredner selbst bekennen, daß Guittone seine Reime schrieb, bloß von der allgemeinen Reimlust seiner Zeit angesteckt, nicht aber von innerer Begeisterung getrieben (wie dies Dante auch in der schon angeführten Unterredung mit Bonagiunta, Purgat. XXIV, 52, erklärt hat), so ist auch bekannt, daß Petrarca die Divina Commedia durchaus nicht gehörig zu schätzen verstand, und doch an einem andern Ort (Trionfo d'Amore, cap. 4) andeutet, daß der Ruf Guittone's gesunken sei:

Ecco Dante e Beatrice, ecco Selvaggia,
Ecco Cin da Pistoja, Guitton d'Arezzo,
Che di non esser primo par ch' ira aggia.

Sein Ruhm war also nicht so wohl begründet, daß ein hartnäckiges Behaupten desselben immer noch an seinem Platz wäre. Dagegen finden sich wichtige Stimmen aus jener ersten Zeit, welche unserm Guittone Mangel an dichterischem Genie und besonders einen schlechten Styl vorwerfen. Vor Allem Dante, der wohl am besten zum Richteramt berufen war. Schon in der früher angeführten Stelle in seiner Vulg. Locut. Libr. II, cap. 6 hat er ihn nebst andern untergeordneten Dichtern mit harten Worten abgefertigt. Auch im Purgat. XXVI, v. 121 eifert er über die Menge, die von Vorurtheilen befangen, das Lob der schlechten Dichter einander blind nachspricht:

A voce più ch' al ver drizzan li volti,
E così ferman sua opinione,
Prima ch' arte o ragion per lor s' ascolti
Così fer molti antichi di Guittone,
Di grido in grido pur lui dando pregio,
Finchè l' ha vinto il ver con più persone.

Zu dieſer Stelle macht Benvenuto da Imola die Anmerkung: Et vult dicere in effectu, quod sicut opinio Provincialium fuit fallax in illo de Lemosi, ita opinio Tuscorum in fratre Guittono, donec veritas per peritiores fuit demonstrata..... Iste vocatus fuit frater Guittonus de Aretio. Bonas sententias adinvenit, sed debilem stylum, sicut potest intelligi ex libro, quem fecit. An einer andern Stelle (Purgat. XXIV) nennt ihn derſelbe pulcherrimus inventor in lingua materna non tam ratione styli, quam gravium sententiarum, quibus usus est nudis verbis. Aus allen Urtheilen geht hervor, daß Guittone mehr Philoſoph, oder vielmehr Scholaſtiker als Dichter war, und daß er ſeine Gedanken und Betrachtungen in Reime brachte, weil dies gerade die Richtung der Zeit verlangte: denn er hat auch mehre ſeiner Briefe in Reimen geſchrieben. Da er nach Dante's unbeſtrittenem Ausſpruche ſehr wenig inſpirirt war, ſo zog ihn die Form viel mehr an; er wählte ſich eine der ſchwierigſten und beengendſten Formen, die der dichtende Geiſt ſich kann gefallen laſſen, das Sonett, und vertilgte die wenige Freiheit, die frühere Dichter dieſem noch gelaſſen hatten. Inſofern macht Guittone allein Epoche, als er die italieniſche Lyrik mit einer Form beſchenkte, die zu ihrem großen Schaden nur zu begierig ergriffen wurde, und die von Menzini geiſtreich das Bett des Procuſtes genannt wird (Poetica cap. 4).[1]) Wir verlaſſen dieſen Dichter, nachdem wir eines ſeiner beſten Sonette, das gleichwohl bedeutend kühl und leer iſt, mitgetheilt haben, um uns zu dem vorzüglichſten der Vorgänger Dante's zu wenden.

Già mille volte, quando Amor m' ha stretto,
Eo son corso per darmi ultima morte,
Non possendo ristare (resistere) all' aspro e forte
Empio dolor, ch'io sento dentro al petto.

---

1) In questo di Procuste orrido letto
Chi ti sforza a giacer? Forse in rovina
Andrà Parnaso senza il tuo sonetto?

Das Sonett, erklärt Sismondi dieſen Ausdruck, zwingt alle Gedanken in dieſelbe Länge von 14 Verſen; iſt der Gedanke zu kurz, ſo muß er grauſam in das beſtimmte Maß gezerrt werden, iſt er zu lang, ſo muß man ihn barbariſch verſtümmeln.

Voi veder lo potete qual dispetto
Ha lo meo core; e quando a crudel sorte
Ratto son corso già sino alle porte
Dell' aspra morte per cercar diletto.
Ma quando io son per gire all' altra vita,
Vostra immensa pietà mi tiene e dice:
Non affrettar l'immatura partita.
E a restar di qua (nel mondo) mi priega e 'nvita,
Sì ch' io spero col tempo esser felice.

Alle vorgenannten und überhaupt die Dichter vor Dante verfielen mehr oder weniger in den Styl der Sicilianer. Der Erste, welcher eigentlich den toskanischen Styl bildete, und über die äußerste Schwelle des Musentempels vordrang, war Guido Cavalcanti.[1]) Sein Vater Cavalcante Cavalcanti stand in dem üblen Rufe eines Epikuräers, und wurde als solcher von Dante in die Hölle verwiesen (Inferno X). Der Ruf ging auch auf den Sohn über; er gründete sich übrigens hauptsächlich auf dessen einsame und phantastische Lebensweise. Guido war etwas melancholischer Naturart, und dem Studium der Philosophie mit allem Eifer ergeben. Dies Alles nebst seiner Zurückgezogenheit, aus welcher nur zuweilen einige Ideen unter das Volk kamen, brachten ihn in den Verdacht, als zielten seine Spekulationen auf Atheismus.[2]) Die Familie Cavalcanti's war natürlich in den Parteienzwist verwickelt, der damals Florenz bewegte. Guido war ein eifriger Ghibelline, um so mehr, als er sich mit der Tochter des Farinata degli Uberti, Hauptes dieser Partei, vermählte. Als solcher war er ein erklärter Feind des Welfen Corso, beide trachteten sich sogar mehrmals nach dem Leben, und setzten die Stadt oft durch

1) Landino, Apolog. di Dante e di Firenze: Leggete, vi prego, i coetanei di Guido, e giudicherete in quelli essere insulsa infanzia, e niente contenere che non sia volgatissimo; ma in Guido cominciarono ad apparire se non espressi, almeno adombrati, non pochi ornamenti oratorii e poetici; e poeta egli essere in prezzo del suo stile sobrio e dotto, se sopravvenuto da maggior lume (Dante e Petrarca) non fosse divenuto tale, qale udiviene la luna al Sole.

2) Boccaccio, Decamer. Giorn. VI, nov. 9.

ihre Kämpfe in Unruhe. [1]). Florenz war endlich der Raufereien müde, und verbannte die Häupter beider Parteien. Guido mußte sich nach Sarzana (nicht im Gebiet von Volterra, sondern im Genuesischen, wie aus seiner wahrscheinlich im Exil geschriebenen Ballate hervorgeht) begeben, und fiel in der dortigen ungesunden Luft in eine Krankheit. Obgleich er deswegen nach Florenz zurückgerufen wurde, starb er doch bald darauf im Jahre 1300. E tornonne malato, sagt Villani, Lib. II, cap. 41, Guido Cavalcanti, onde morì; e di lui fu grande dannaggio, perciocchè era, come filosofo, vertudioso uomo in molte cose, se non ch' era troppo tenero e stizzoso.

Cavalcanti war nach Boccaccio's Zeugniß (in der angeführten Novelle) der beste Logiker, den die Welt besaß, und der beste Philosoph, außerdem von feinen Sitten und großer Beredsamkeit, und bewandert in Allem, was einem Edelmann geziemt. Die Philosophie zog seinen ernsten Geist am meisten und mehr als die Poesie an, worauf Dante (Inferno X, v. 61) anspielt:

Da me stesso non vegno:
Colui (Virgilio) che attende là per qui mi mena,
Forse cui Guido vostro ebbe a disdegno.

Intender si dee, erklärt Boccaccio diese Stelle, che la filosofia gli pareva, siccome ella è da molto più che la poesia.

1) Wir setzen die hierher bezügliche Stelle aus Dino Compagni's Cron. Fior. Libr. I. her, weil sie zugleich ein Bild von dem Leben eines damaligen Parteimannes und von dem unruhigen Zustande der italienischen Hauptstädte gibt: Un giovane gentile, figliuolo di Messer Cavalcanti, nobile Cavaliere, chiamato Guido, cortese e ardito, ma sdegnoso e solitario, e intendo allo studio, nimico di Messer Corso avea più volte deliberato offenderlo. Messer Corso forte lo temea, perchè lo conoscea di grande animo e cercò di assassinarlo andando in pellegrinaggio a S. Jacopo, e non gli venne fatto. Il perchè tornato a Firenze e sentendolo, inanimò molti giovani contro di lui, i quali gli promisero essere in suo ajuto. Essendo un dì a cavallo con alcuni di casa i Cerchi, con un dardo spronò il cavallo contro a Messer Corso, credendosi esser seguito dai Cerchi per fargli trascorrere nella briga, e trascorrendo il cavallo, lanciò il dardo, il quale andò in vano. Erano quivi con Messer Corso, suo figliuolo, forte e ardito giovane, e Cecchino de' Bardi, e molti altri con le spade, e corsongli dietro, e non lo giugnendo, li gittarono dei sassi, e dalle finestre glie ne furono gittati per modo, che fu ferito nella mano.

Doch verdankt er seinen bleibenden Ruhm nicht den philosophischen Arbeiten, denn von diesen ist nichts auf uns gekommen, sondern seinen großen Verdiensten um die Sprache und Poesie. Er hatte einen bedeutenden Theil an der Bildung der italienischen Sprache, und ließ sich die Reinheit derselben und die Wiederauflebung der Beredsamkeit sehr angelegen sein. Nach der Meinung Einiger schrieb er auch, gleich Dante, eine italienische Grammatik und Anleitung zum guten Styl, die aber nicht mehr vorhanden ist.[1]) Sein schönstes Denkmal sind seine Gedichte, die ihm unter seinen Zeitgenossen großen Ruhm erwarben, und auch jetzt noch der Beachtung werth, wenigstens vielen leeren Sonetten Petrarca's vorzuziehen sind. Wir setzen hier, um die Achtung, deren Cavalcanti unter den Italienern genoß, vollständig zu zeigen, das Urtheil Lorenzo's de' Medici bei, womit wir in der Hauptsache fast ganz einverstanden sind: Riluce dietro a costoro (Guittone Aretino e Guido Guinicello) il dilicato Guido Cavalcanti, fiorentino, sottilissimo dialettico, e filosofo del suo secolo prestantissimo. Costui per certo, come del corpo fu bello e leggiadro, così negli suoi scritti non so che più che gli altri bello, gentile e peregrino rassembra, e nelle invenzioni acutissimo, magnifico, ammirabile, gravissimo nelle sentenze, copioso e rilevato nell' ordine, composto, saggio ed avveduto; le quali tutte sue beate virtù d'un vago, dolce, e peregrino stile, come di preziosa veste, sono adorne. Il quale, se in più spacioso campo si fosse esercitato, avrebbe senza dubbio i primi onori occupati. Ein solcher Geist war es werth, der erste und vertrauteste Freund Dante's zu sein, wie dieser ihn in seiner Vita nuova nennt. Und es mag hier besonders zum Ruhme Cavalcanti's angemerkt werden, daß Dante ihn an Erhabenheit des Geistes sich gleichstellt, indem er im Inferno X, 58 den alten Cavalcanti die Worte sagen läßt:

---

1) Crescimbeni, Moreri und Bayle behaupten dies; und in einem seltnen Werk, das sich in der Marcianischen Bibliothek zu Venedig befindet, unter dem Titel: Introduzione alla lingua volgare di Domenico Tullio Fausto, wird einer solchen Grammatik Cavalcanti's erwähnt. Vergl. Giulio Negri, Stor. degli Scrittori fiorentini.

Se per questo cieco
Carcere vai per altezza d'ingegno,
Mio figlio ov' è, e perchè non è teco?

und in einem andern Ort Purgat. XI, 97 setzt er ihn über Guinicelli, und im Dichterrange gleich nach sich:

Così ha tolto l'uno all' altro Guido
La gloria della lingua; e forse è nato
Chi l'uno e l'altro caccerà dal nido.

Bei der erstangeführten Terzine nennt Benvenuto da Imola den Cavalcanti das zweite Auge der italienischen Literatur, deren erstes Dante sei, alter oculus Florentiae tempore Dantis, welchen Rang ihm auch sein Biograph Filippo Villani anweist.

Dieser Ruf ist natürlich durch die Genien der italienischen Poesie verdunkelt worden, doch thut man unrecht, wenn man ihn mit den übrigen Anfängern ganz übersehen will; denn er ragt weit über sie hervor. Sowie seine Sprache durch eine besondere Reinheit sich auszeichnet, so kleidet er auch seine Gedanken in eine Zartheit und Delikatesse, welche die Troubadours vor ihm nicht gerade als einen Schmuck der Poesie erkannt hatten. Auch er dichtete Liebesgesänge, wie dies an der Zeit war; aber die seinigen machen sich durch feinere Wendungen, tieferes Gefühl und ein gewisses melancholisches Colorit bemerkbar, und mit Vergnügen sieht man darin mehr Gedanken, als die ermüdende Anhäufung von Bildern in den andern Dichtern. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke erschien zu Florenz 1813. Reizend durch ihre Natürlichkeit und Einfalt ist folgende Ballate, worin er beschreibt, wie er auf einer Wallfahrt nach Galizien in Toulouse von der Liebe zu einer gewissen Mandetta ergriffen worden sei, wie aber die Entfernung die gewöhnliche Wirkung gethan, und seine Schöne nach und nach Andern Platz gemacht habe.

Era in pensier d'Amor quand' io trovai
Due forosette nove:
L' una cantava: e' piove
Fuoco d' Amore in nui.
Era la vista loro tanto soave
Tanto quïeta, cortese ed umile,
Ch' io dissi lor: voi portate la chiave
Di ciascuna vertute alta e gentile:

Deh, forosette, non m' aggiate a vile:
Per lo colpo, ch'io porto,
Questo cor mi fu morto
Poichè 'n Tolosa fui.
Elle con gli occhi lor si volser tanto
Che vider come 'l core era ferito;
E come un spiritel nato di pianto
Era per mezzo dello colpo escito.
Poichè mi vider così sbigottito,
Disse l'una che rise:
Guarda come conquise
Forza d'Amor costui.
Molto cortesemente mi rispose
Quella che di me prima aveva riso;
Disse: la Donna che nel cor ti pose
Con la forza d'Amor tutto 'l suo viso,
Dentro per gli occhi ti mirò sì fiso
Che Amor fece apparire:
Se t' è grave il soffrire,
Raccomandati a lui.
L' altra pietosa, piena di mercede,
Fatta di gioco in figura d'Amore,
Disse: il suo colpo, che nel cor si vede,
Fu tratto d'occhi di troppo valore,
Che dentro vi lassaro uno splendore
Ch' i' nol posso mirare,
Dimmi se ricordare
Di quegli occhi tu pui?
Alla dura quistione e paurosa,
Che mi fe' questa gentil forosetta,
Jo dissi: e' mi ricorda, che 'n Tolosa
Donna m' apparve accorellata e stretta,
La quale Amor chiamava la Mandetta:
Giunse sì presto e forte
Che 'nfin dentro alla morte
Mi colpir gli occhi sui.
Vanne a Tolosa, Ballatetta mia,
Ed entra quetamente alla dorata;

Ed ivi chiama che per cortesia
D' alcuna bella Donna sia (sii) menata
Dinanzi a quella, di cui t'ho pregata:
E s'ella ti riceve,
Dille con voce lieve:
Per mercè vengo a vui.

Sein berühmtestes, dem dichterischen Werth nach aber geringstes Werk ist die Canzone über die Natur der Liebe, in welcher er in unausstehlichen leoreambischen Reimen Alles zusammenfaßte, was die scholastische Philosophie Subtiles, Abstraktes und Dunkles über diese Leidenschaft vorbringen konnte. Dies war indessen so sehr im Geschmack der Zeit, daß man ihm die Beinamen mirabilissima und divinagab, und sich mehre Gelehrte, worunter der Cardinal Egidio Colonna, Paolo del Rosso und Dino del Garbo, mit einem Commentar desselben beschäftigten. Doch sie trugen wenig bei, das Gedicht zu empfehlen. Sie legten eine Menge Ideen hinein, die der Dichter wahrscheinlich nie gehabt hatte, und so kam es so weit, daß man zweifelhaft blieb, ob die Canzone von der irdischen oder platonischen Liebe handle. Ich gestehe, daß ich das Gedicht gar keines Commentars würdig halte. Guido schrieb es sich selbst zur Strafe für sein Versenken in die scholastische Philosophie, die eine Todfeindin der Poesie war. Daher ist in dem mühselig aufgebauten Labyrinth von Reimen, welches den verwirrenden Distinktionen und Definitionen zum passenden Sitze dient, keine Spur von poetischem Schwunge zu finden. Zur Probe mag hier die erste Stanze stehen, woraus man auf den Werth des Ganzen, das sich in Nannucci's Sammlung befindet, schließen kann.

Donna mi priega; per ch' i' voglio dire
D'un accidente, che sovente è fero
Ed è sì altero ch' è chiamato Amore;
Sì che chi 'l niega possa 'l ver sentire.
Ed al presente conoscente chero;
Perchè non spero ch' uom di basso core
A tal ragione porti conoscenza;
Chè senza natural dimostramento
Non ho talento di voler provare
Là dov' ei posa, e chi lo fa criare,

E qual è sua virtute e sua potenza;
L' essenza; e poi ciascun suo movimento;
E 'l piacimento, che 'l fa dire amare;
E s'uomo per veder lo può mostrare.

Von dem berühmten Lehrer Dante's, Brunetto Latini, ist schon im §. 8 des vorigen Abschnittes die Rede gewesen, wohin er eigentlich besonders gehört. Als Dichter ist er sehr unbedeutend; er war viel zu sehr Scholastiker und Rhetoriker, um in der Poesie etwas Ausgezeichnetes zu leisten. Die Hauptwerke, welche ihm hier einen Platz verschaffen, sind der Tesoretto (eigentlich Tesoro, aber seit Boccaccio so genannt zum Unterschied von dem großen Tesoro) und der Favolello. Der Tesoretto gibt in Reimen ungefähr denselben Inhalt, wie der Tesoro, denn er ist nicht, wie Tiraboschi meint, bloß eine moralische Abhandlung, sondern verbreitet sich auch über Gegenstände der Naturwissenschaften. Einige, besonders Ginguené, glauben vielleicht nicht mit Unrecht, daß der Plan dieses Gedichts Dante bei Abfassung der Divina Commedia vorgeschwebt habe, denn beide zeigen manche Aehnlichkeit. In beiden verirrt sich der Dichter in einer öden Gegend, erhält mancherlei Visionen, gibt Gemälde von Tugenden und Lastern, erhält einen alten lateinischen Dichter zum Führer ꝛc. Obgleich beide Gedichte dem poetischen Werthe nach nicht verglichen werden können, so geht doch überhaupt aus einer Betrachtung beider hervor, daß Dante den Tesoretto nicht nur gesehen, sondern auch studirt und manche Gedanken daraus entlehnt habe, worauf sich wohl hauptsächlich die schönen Verse beziehen (Inferno XV), in welchen er den Brunetto als Lehrer anerkennt. Der Favolello ist ein an seinen Freund Rustico di Filippo gerichteter Brief in Reimen, worin von den verschiedenen Arten von Freunden die Rede ist. Noch wird dem Brunetto ein höchst schmuziges Gedicht, Il Pataffio, zugeschrieben, das Perticari una delle più triste e pazze cose che s'abbia mai vista l' Italia nennt. Allein der gelehrte Del Furia hat in einer Dissertation in den Atti dell' Accad. della Crusca gründlich bewiesen, daß Brunetto nicht der Verfasser desselben sei.

Dies sind die hauptsächlichsten unter den Vorgängern Dante's, eine sehr geringe Auswahl unter der zahllosen Menge. Denn fast keine Stadt war bald in Italien, die nicht mehre Reimer auf-

zuweisen gehabt hätte; sie sind aber alle nicht der Rede werth, und von Dante streng abgefertigt worden. Tiraboschi nimmt Dante den Ausspruch übel, daß vier Städte, Ferrara, Modena, Reggio und Parma keine Dichter hervorgebracht hätten. Er findet für drei dieser Städte wirklich einen heraus, und meint, daß man mit einigem Fleiß auch einen Dichter aus Modena auftreiben könne. Die Verschiedenheit der Ansicht mag eben daher rühren, daß Dante von einem Dichter einen andern Begriff hatte als Tiraboschi. Sicilien und Toskana zählten die meisten Dichter, obgleich Süditalien etwas später zurückblieb, und Toskana sich allein der Zahl und dem Werth nach erhob. Die Lombardei mußte am ärmsten an italienischen Dichtern sein, da man hier meist bei der Sprache der Troubadours blieb. In Rom konnte die Poesie vor der Scholastik und dem kanonischen Recht nicht durchdringen. Ueberhaupt war es hauptsächlich die unglückliche Herrschaft der Scholastik, welche die junge Poesie zu ersticken drohte. Sie gebot allein und unumschränkt in dem Reiche des Gedankens, und ließ den Dichtern keine andere Wahl, als sie selbst zum Gegenstande zu nehmen oder in den Fesseln der Troubadours, der Schüler der Araber zu bleiben. Selbst der große Dante, der allein die Idee eines Nationalepos zu fassen vermochte, wie dies deutlich aus vielen Stellen seines Gedichts hervorleuchtet, wußte sich vor der Scholastik nicht zu retten. Er wurde unvermerkt und unwiderstehlich in ihr Gebiet hineingezogen, und mußte von ihr Blut und Nerven zu seiner großen Komödie entlehnen. Gar viele Scenen aus derselben erinnern unwillkürlich an ein gewaltiges Epos, worin seine ganze Zeit in einem großartigen, lebendigen Gemälde aufgerollt ist. Hingegen sind die scholastischen Feinheiten und Deduktionen, die noch dazu ein heidnischer Dichter reimt, weder die reizendste noch die erhabenste Partie der Divina Commedia. Aber Dante konnte die Scholastik nicht anders bewältigen; dagegen sind seine übrigen Gedichte, worin er die Scholastik abweist, rein provenzalische Liebesgesänge. Eben so sind Petrarca und Boccaccio, welche vom klassischen Alterthum genährt, jene sogenannte Philosophie ganz von sich abgewiesen hatten, mit Leib und Seele bloße Troubadours, und es mag nicht so sehr die Abneigung gegen die neue Sprache, worin er ja selbst seine liebsten Gefühle aushauchte, gewesen sein, was Petrarca so lange

gegen die göttliche Komödie ungerecht machte, sondern eher die Abneigung gegen das neue philosophische Gewebe, das er natürlich als eine Geistesfessel betrachten mußte, und das ihn mit Vorliebe die Sprache der damals allein klassischen Dichter für seine ernstern Werke wählen ließ. War aber dieses Aristotelische Christenthum schon für die Heroen der italienischen Poesie eine feindliche Macht, so mußte der Einfluß desselben auf die untergeordneten Dichter noch viel bedenklicher sein. Die Scholastik schloß sie ganz von der höhern Sphäre der Poesie aus, und warf sie mit Gewalt in die Arme der Provenzalen. Wollte ja einmal einer der Dichter sich über das Gewöhnliche erheben, und seinen Gegenstand tiefer auffassen, so stand er wieder auf der dürren Haide der Scholastik. Und mit welcher Begier wurde eine solche Speise ergriffen! Die Richtigkeit unserer Behauptung beweist Cavalcanti's spitzfindiges Gedicht über die Natur der Liebe, und noch mehr der Enthusiasmus, womit diese monstruöse Vermählung provenzalischer Heiterkeit mit dem Aristotelischen Schulzwange von allen seinen Zeitgenossen aufgenommen, commentirt und verzerrt wurde. Wenn wir daher die Hauptrichtung jener Zeit und ihren unglücklichen Einfluß auf die Poesie bedauern, so ermahnt sie uns zugleich, die Dichter, die darin befangen waren, gelinder zu beurtheilen, und die wenigen bessern Gaben, die das ungeschwächte, naive Gefühl, der echt ritterliche Sinn und die wahre Begeisterung einiger derselben uns darbietet, mit desto größerm Vergnügen hinzunehmen. Die Meisten aber erwärmten sich an fremdem Feuer, und erhielten daher entweder zu viel oder zu wenig Hitze. Ihre ganze Poesie war der letzte Klang der provenzalischen, welche ihrerseits wieder ein Echo der Araber war. Man sucht daher vergebens nach nationalen Anklängen; dieselben Liebesgesänge, der alte tausendmal behandelte Stoff ist die Antwort auf jede Frage nach einem Dichter. Weder die Thaten der begeisterten Ritter und Völker für die Religion, noch die Siege der Städte und Parteien vermochten einen Nationaldichter zu erwecken, und selbst die Geistlichen und Ordensleute wußten keinen andern Stoff als die Liebe, so oft sie aus ihrer Schule oder ihrem Klosterzwange heraustraten. Gerade dieses unglückliche Entlehnen fremden Geistes und fremder Form bei so vielen Elementen einer originellen Poesie, bei einem so raschen Fortschritt der Bürger-

bildung, bei so vielen Kriegen, Revolutionen, Waffenthaten, die ihre Gegenwart und Vergangenheit ihnen darbot, zeigt das Dasein der finstern Macht, die jede Freiheit des Geistes wie der Empfindung völlig ertödtete. Es war dieselbe Macht, die noch heutiges Tages die Asche des großen Dante mit dem Fluche der Excommunication befleckt. Aber nur Dante war im Stande, der Gefahr mit Kraft entgegenzutreten; ein minder großer Geist hätte aus der Divina Commedia ein unausstehliches Lehrgedicht gemacht, sowie Dante die Kraft in sich hatte, in einer freiern Sphäre das erhabenste Epos zu schaffen. Unter der traurigen Sonne der Ketzergerichte konnte nur die scholastische Poesie ihre sumpfigen Blätter entfalten, oder man klammerte sich mit Angst an ältere Formen, die auch früher dem Scheiterhaufen entgangen waren. Daher die vielen faden Uebertreibungen, denen man die Anstrengung ansieht, dem verbrauchten Stoff einige neue Seiten abzugewinnen, die Ueberschwemmung von Bildern, die dem trocknen metaphysischen Skelett eine fremde Wärme geben sollten, die unnatürlichen Vergleichungen, wozu Löwen, Panther und andere orientalische Thiere zu Hülfe gerufen wurden, die in der arabischen Poesie ganz an ihrem Platze, in Italien aber unnatürlich waren. Und wie bei dem Menschen überhaupt die ersten Eindrücke, die ersten Erfolge, die ersten Bestrebungen oft für seine ganze Lebenszeit entscheidend sind und ihn beherrschen, so hatten auch später die größten Genien der italienischen Poesie Mühe, sich von der einmal gegebenen Richtung, von den aufgedrungenen Fesseln ganz zu befreien. Immer aber muß Dante in unserer Achtung in dem Maße steigen, als wir seine Vorgänger genauer kennen lernen.

Fünfter Abschnitt.

Dante.

Kaum an dem Fuß des italienischen Parnasses angelangt, werden wir durch einen mächtigen Genius schon bis auf den höchsten Gipfel erhoben, von da wir sodann immer nur abwärts zu steigen haben. Darin hat die italienische Poesie vor den andern ein ganz eignes Schicksal gehabt, daß sie fast als ersten Dichter gleich ihren größten erhielt, und dieser doch, so zu sagen, außer der italienischen Natur stand, so daß er weder volksthümlich noch Muster werden konnte, ja auf die Richtung der italienischen Poesie so viel als gar keinen Einfluß hatte. Dante steht als erster unerreichter Dichter mehren Jahrhunderten voran, er ist die Freude und der Stolz Italiens, das seinem Genius einen würdigen Kultus zollt; er hat in seinem Gedicht alle Elemente eines nationalen Epos, dem eigentlichen Volksgedicht, ausgesäet: und doch war er von seinen nächsten Nachfolgern, worunter selbst Petrarca, sehr wenig anerkannt, fast aus ihrer Zunft ausgestoßen, von der spätern Nachwelt zwar bewundert worden, hatte aber keinen Dichter so zum Schaffen begeistert, wie der tief unter ihm stehende Petrarca eine zahllose Menge von Nachahmern, und steht noch immer allein in oder vielmehr außer der italienischen Poesie. Es wird später der Ort sein, die Ursache dieser eignen Erscheinung zu erklären.

Eine möglichst ausführliche Lebensbeschreibung Dante's ist zum Verständniß dieses großen Werks ebenso nothwendig, als

bei der Mangelhaftigkeit der Quellen eine mühsame und unerreichbare Aufgabe. Dante hat ein ganzes Jahrhundert gleichsam aufgewühlt, und eine unzählige Menge Menschen der Vergessenheit entrissen, mit welchen sich ohne ihn die Geschichte schwerlich befaßt haben würde. Er stand in der mannigfaltigsten Beziehung zu allen Tonangebern der damaligen Zeit, so gut Welfen als Gibellinen, Kaisern, Königen, Grafen und Häuptern der Städte; aber selbst von seiner großartigen Weltanschauung eine ungemeine Kraft schöpfend, schien er alle nur für sein Ideal handeln zu lassen, und stand über allen, so daß kaum zu sagen ist, wie viel oder wenig Einfluß jene auf sein inneres Leben gehabt haben mögen. Die beiden Hauptbiographen aus der unzähligen Menge, von der nur Wenige Erwähnung verdienen, sind Giovanni Boccaccio und Leonardo Bruni von Arezzo.[1]) Beide von verschiednem Standpunkt bei ihrer Arbeit ausgehend, ergänzen und berichtigen einander, und sind so vereint, besonders verglichen mit dem trefflichen Historiker Dino Compagni (Istoria fiorentina), die Hauptquellen für alle spätern Biographen. Boccaccio schrieb seine oft gedruckte und herausgegebene Beschreibung in seiner Jugend, oder doch ehe er die Commedia in Florenz öffentlich erklärte. Viele machen seinem Werke den Vorwurf, daß es zu sehr in der Art seiner Novellen aufgefaßt und behandelt, das Wichtige und Ernste in Dante's Leben übergangen sei. Indessen ist er von dem ernstern Aretiner zwar ergänzt und bestätigt, selten aber einer Unrichtichkeit überführt worden, und bleibt gleichsam als Zeitgenosse Dante's [er war bei dessen Tode 8 Jahre alt[2])] immer für uns sehr wichtig. Leonardo Bruni von Arezzo, Sekretär der Republik Florenz und ein berühmter Gelehrter seiner Zeit, schrieb zwar sein Leben Dante's erst 100 Jahre nach dessen Tode, im Jahre 1436, aber die Erinnerung an den großen Dichter war noch sehr frisch, und Aretino kam ihr mit einer guten Kritik zu Hülfe.[3])

1) Boccaccio, Origine, vita, studj e costumi di Dante Alighieri. — Leon. Bruni, Vita di Dante e del Petrarca.

2) Boccaccio ist geboren 1313 nach Domenico Maria Manni in seiner Illustrazione istorica del Decamerone, und Dante starb 1321.

3) Seine Vita di Dante ist citirt von Lodovico Dolce in seiner Vita di Dante am Anfange seiner Ausgabe der Commedia. Venedig 1555; und

Auch der Historiker Filippo Villani schrieb eine lateinische Biographie von Dante; dieselbe liegt aber entweder noch unentdeckt in irgend einer Bibliothek, oder ist ganz verloren gegangen. Uebrigens lassen die zwei italienischen Uebersetzungen, die man davon hat, und die sich oft geradezu widersprechen, den Verlust nicht sehr bedauern, da sie keine wichtigen Zusätze zu den andern enthalten. [1]) In demselben Jahrhundert wie Leonardo Bruni schrieb Giov. Mario Filelfo seine Biographie, 1468, die sich durch nichts anders auszeichnet, als durch die Beweisführung, daß Beatrice nur eine allegorische Person gewesen sei. Noch verdienen Erwähnung die Biographien von Christoforo Landino und Alessandro Vellutello, welche diese ihren Commentaren über die göttliche Comödie vorgesetzt haben, und die von dem Abbate Mehus in Florenz 1747 mit einer gelehrten Vorrede herausgegebene Biographie von Manetti: De vita et moribus trium illustrium poetarum florentinorum. Die beste aller bis jetzt in Italien erschienenen Lebensbeschreibungen ist unstreitig die von Pelli, Memorie per la vita di Dante, im 4. Bande der großen vollständigen Ausgabe von Dante's Werken von Antonio Zatta, Venedig 1758. Pelli hat mit großem Fleiß, außerordentlicher Belesenheit und gesunder Kritik eine Menge schätzbarer Notizen gesammelt, und sie wohl begründet systematisch an einander gereiht. Nach ihm war es Ginguené leicht, ein Leben Dante's zu schreiben (Histoire littér. d'Italie, Tom. II) das meist nur eine französische Uebersetzung oder ein sehr magerer Auszug der Pelli'schen Biographie ist. Tiraboschi's Kapitel über Dante ist äußerst dürftig, was bei einem Werk von 30 Bänden bei dem größten aller Italiener um so mehr auffällt, als er Petrarca ein viel längeres Kapitel ge-

---

gebraucht, ohne sie zu nennen, von Cristoforo Landino vor seinem Commentar. Sie wurde zuerst gedruckt in Perugia 1671, dann nach einer andern alten Handschrift von Francesco Redi in Florenz 1672 herausgegeben und mit Noten bereichert; dann abgedruckt von den Volpi in ihrer Ausgabe der Commedia, Padua 1727, und von Pasquali in seiner Ausgabe von Venedig 1739 mit Anmerkungen von dem Jesuiten Pompeo Venturi.

1) Die beste Ausgabe mit gelehrten Noten von Giammaria Mazzucchelli, Venedig 1747, in 4to.

widmet hat. Arrivabene hat in seinem Secolo di Dante sehr viele vortreffliche, nur zu sehr zerstreute Berichtigungen und Zusätze zu Dante's Leben geliefert. Sehr brauchbar sind auch die Untersuchungen von Fraticelli in seinen Einleitungen zu den Opere minori di Dante, (Florenz bei Allegrini und Mazzoni, 1834—40), Carlo Troja's Abhandlung Del veltro allegorico di Dante, und die beiden neuesten sehr weitläufigen Biographien von Balbo und Missirini. Im Allgemeinen sind aber die Italiener meist groß in kleinen Dingen. Sie verstehen, in langen Abhandlungen unbedeutende Vorfälle außer allem Zusammenhang aufs Genaueste und Bestimmteste zu beweisen und festzustellen, nicht aber seinen Charakter im Ganzen und Großen aufzufassen und von einem solchen Standpunkt aus sein Leben und seine Werke zu beurtheilen. Ausgezeichnete Verdienste um Dante haben in dieser letzten Hinsicht die deutschen Biographen, unter welchen besonders Merian, Witte und Kopisch hervorzuheben sind. Diese haben ungleich mehr zum rechten Verständniß des großen Dichters beigetragen, als die unendliche Schar italienischer Biographen und Commentatoren. Die Franzosen haben über Dante am wenigsten Gehaltvolles geliefert, wenn wir Ozanam (Dante et la philosophie catholique au treizième siècle) ausnehmen. Artaud aber gibt uns in seiner neuesten Vie de Dante viel mehr Neues von sich selbst als von Dante zu lesen.

Die Hauptquellen zu einer Biographie Dante's sind und bleiben aber seine eignen Werke. Sie sind um so schwieriger zu gebrauchen, da wir oft Dante's Riesenschritten durch die Geschichte seines Jahrhunderts und das damalige Gebiet der Wissenschaften nur mit der größten Mühe folgen können, und der Dichter, der für die Ewigkeit schrieb, in dem, was ihn selbst anging, oft kaum der nächsten Nachwelt noch deutlich war. Sein erstes Werk, außer zerstreuten lyrischen Gedichten, war seine Vita Nuova, worin er uns einen Abschnitt seines Jugendlebens, besonders seine so wirkungsreiche Liebe zu Beatrice mittheilt. Seine Sonette und Canzonen können zu einer Bearbeitung seines Lebens von Einfluß sein, wenn einmal eine sichere Ausscheidung der echten Gedichte gelungen ist, da gerade manche der noch als zweifelhaft betrachteten nicht uninteressante Aufschlüsse geben, wenn sie sich als echt

herausſtellen.[1]) Wenn die Vita Nuova voller Liebesgedichte der Jugend Dante's angehört, ſo iſt das Convito ein Werk des reifern Alters, voll ſcholaſtiſcher Gelehrſamkeit, eine Frucht ſeiner Studien, ſowie auch das lateiniſche Werk De vulgari Locutione, worin er als Gründer der italieniſchen Sprache auftrat. Sein Tractatus de Monarchia enthüllt uns das Syſtem ſeiner politiſchen Anſichten, die er während ſeines vielbewegten Lebens gewonnen hatte. Zuletzt beſitzen wir noch, außer der Divina Commedia, welche die Aufgabe ſeines ganzen Lebens war, die italieniſche gereimte Ueberſetzung der ſieben Bußpſalmen und des Credo, und als letzte Arbeit zwei italieniſche Eclogen. Ohne Zweifel hat Dante viele Briefe geſchrieben; dies bezeugen auch Boccaccio und Leonardo Bruni, welche viele ſelbſt geſehen haben. Sie würden bei ſeiner Biographie von unendlichem Nutzen ſein, wenn ſie noch alle vorhanden wären. Leider ſind aber bis jetzt nur ſieben unbezweifelte bekannt geworden. Die erfolgreichen Bemühungen des Herrn Prof. Witte, welcher ſich durch Sammlung derſelben (Padua 1827) ein beſonderes Verdienſt erworben, laſſen uns hoffen, daß vielleicht noch manche derſelben in den verſchiedenen Bibliotheken könnten aufgefunden werden. Auch Fraticelli hat ſie mit guten Erklärungen herausgegeben in dem drit-

1) Eine ſondernde Kritik über die Echtheit der lyriſchen Gedichte Dante's iſt überaus ſchwierig, da man in den alten Sammlungen mit wenig Ordnung verfuhr, und dieſe ſelbſt kurz nach Dante's Tod kaum möglich geweſen wäre. So wurden ihm viele Gedichte von Dante von Majano, König Enzio, Guido Cavalcanti u. A. untergeſchoben; andere mit dem Namen Alighieri ſind von ſeinen Söhnen Pietro und Jacopo. Später pries ſich Mancher ſelig, wenn er aus dem Staube einer alten Bibliothek eine vergeſſene Reliquie hervorziehen und ſie dem großen Dichter zuſchreiben konnte. So wurden der Kritik immer mehr Schwierigkeiten in den Weg gelegt, die ſich übrigens auch erſt in der neuern Zeit mit den lyriſchen Gedichten Dante's beſchäftigte. Dante's Ruhm iſt ſo groß, daß er durch das beſte Gedicht nichts mehr gewinnen kann, während ein ſchlechtes immer einen Flecken auf ihn wirft. Am meiſten haben ſich in dieſer Hinſicht um Dante verdient gemacht Arrivabene durch ſeinen Aufſatz in der Sammlung der Rime di Dante von Luigi Caranente (Mantua 1823), Prof. Witte, deſſen vortreffliche Unterſuchungen in Italien mit Achtung anerkannt ſind, und Fraticelli durch ſeine gelehrte Kritik im I. Bande der Opere minori di Dante, Florenz 1834.

ten Bande der Opere minori di Dante [Florenz bei Allegrini, 1840] [1]).

Eine Geschichte von Dante's Leben sollte so ausführlich als möglich und mit steter Hinweisung auf die göttliche Comödie gegeben werden, da sie zugleich ein Commentar zu dem geschichtlichen Theile jenes Gedichts ist. Was auch in diesem nicht zur scholastischen Philosophie oder zur poetischen Diction gehört, hängt so innig mit dem Leben des Dichters, mit seinen Erfahrungen, Empfindungen und Urtheilen zusammen, daß es unmöglich scheint, die Biographie und das Gedicht zu trennen, abgesehen davon, daß durch die Zusammenstellung jene an Lebendigkeit, dieses an Deutlichkeit ungemein gewinnt.

Die Abkunft Dante's ist sehr ungewiß. Manche leiten sie von der altrömischen Familie der Frangipani ab, aus welcher Einer, Namens Elisone oder Eliseo, schon unter Julius Cäsar

---

1) Noch eine Menge Werke wurden dem Dante mit Unrecht zugeschrieben. Der Pater Negri in seiner Istoria degli scrittori fiorentini (Firenze 1722, pag. 141) führt außer den gewöhnlichen noch die folgenden an:

1) Disputationes de Aqua et Terra, welche er in Mantua angefangen und in Verona geendigt haben soll.
2) Eine Apologie gegen die Beschuldigung der Ketzerei, Manuscript in der Bibliothek Gaddi. Wahrscheinlich dasselbe wie seine Professione di Fede.
3) Einige Glossen von ihm. Manuscript in Folio.
4) Antwort an einen Maestro in Teologia, Manuscript. Beide in der Bibliothek Gaddi.
5) Panegyricus zum Lobe des Franzesco Diedo, Prätor von Verona. Manuscript.
6) Tractatus de symbolo Civitatis Hierusalem ac almae Romae.
7) De Calamitatibus Italiae, libri tres.
8) Ein Gedicht, betitelt: La Resione.
9) Venti Canti morali sopra l'amore. Dies sind wahrscheinlich seine Canzonen, und Negri hat in jener Stelle des Giov. Villani Canti statt Canzoni gelesen.
10) Libellus de Officio Pontificis et Caesaris romani. Gewiß dasselbe wie der Tractat. de Monarchia.

Eine genaue Aufzählung der wirklichen Werke Dante's findet sich in Giov. Villani, Istoria, Libr. IX, cap. 136, welcher beinahe als Zeitgenosse die größte Autorität hat.

oder doch wenigstens Karl dem Großen nach Florenz gezogen und dort das Haus der Elisei gegründet habe (Boccaccio, Manetti u. A.). Diese nehmen zum Beweis für den römischen Ursprung die Worte Brunetto Latini's im Inferno XV, v. 73—78. Gewiß ist, daß Dante selbst den Ursprung seiner Familie nicht wußte und nicht suchte. Cacciaguida sagt dem Dichter im 16. Gesange des Paradieses, Vers 43:

Basti de' miei maggiori udirne questo:
Chi ei si furo, e onde venner quivi,
Più è tacer, che ragionare onesto.

Dieser Cacciaguida ist der älteste bewiesene Vorfahre Dante's, welcher ihn selbst die Wurzel seines Stammbaums nennt. Parad. XV, 88. O fronde mia, in che io compiacemmi — Pure aspettando, io fui la tua radice. Dieser Stammherr bezeichnet sein Geburtsjahr auf eine sehr dunkle Art, wonach manche Ausleger das Jahr 1106, andere 1090 oder 91 festgesetzt haben. Parad. XVI, 34.

Dissemi: da quel dì, che fu detto Ave
Al parto, in che mia madre, ch'è or santa,
S'alleviò di me, ond' era grave,
Al suo leon cinquecento cinquanta
E tre fiate venne questo fuoco
A rinfiammarsi sotto la sua pianta.

d. h. Cacciaguida sagt seinem Nachkommen, daß seit der Geburt Christi bis zu der seinigen der Planet Mars (welcher zu seinem Umlaufe zwei Jahre weniger 43 Tage braucht) 553 mal in das Zeichen des Löwen zurückgekehrt sei.[1]) Dieser Cacciaguida hatte zwei Brüder, Moronto (starb ohne Nachkommen) und Eliseo (Parad. XV, 136), von welchem die nun längst ausgestorbene

1) Die alten Commentatoren haben nach den Handschriften alle 580 mal beibehalten. Erst die Akademiker der Crusca, die sich in diese Rechnung nicht finden konnten, haben die Worte trenta fiate in tre fiate verwandelt. Aber Lombardi und nach ihm Viviani haben die allgemeine Lesart der Codices wieder hergestellt, und durch bessere Berechnungen doch das frühere Jahr 1090 gefunden. S. die ganze Untersuchung über den Streit in Arrivabene, Seculo di Dante, im 3. Bande der Bartoliniani'schen Ausgabe, S. 513 ff.

Familie der Elisei abstammte. Doch bestand dieser Name vielleicht schon lange vorher in Florenz (so sagt Leonardo Aretino). Die Elisei waren eine alte angesehene Familie in Florenz, und wohnten im Sesto die Porta S. Pietro,[1]) unweit des Mercato Vecchio, und in ihrem Hause wurde Cacciaguida geboren. Parad. XVI, 40.

Gli antichi miei, ed io nacqui nel loco
Dove ti truova pria l'ultimo sesto
Da quel che corre il vostro annual giuoco.

Nach Allem, was Dante ihn sagen läßt, stand Cacciaguida in großer Achtung in Florenz, welches zur Zeit seiner Geburt unter der Herrschaft der Gräfin Mathilde stand. Später zog er unter Kaiser Konrad III. zu Felde, 1138, und nahm Theil an dessen Kreuzzug, wobei er 1147 von der Hand der Araber starb, nachdem er für seine Dienste vom Kaiser zum Ritter geschlagen worden war. Parad. XV, 139—148. Seine Gattin war eine Donna degli Aldighieri aus Ferrara (nach Boccaccio, nicht aus Parma), Parad. XV, 137, welche ihm mehre Söhne gebar. In einem derselben wollte sie, wie dies damals häufig der Gebrauch war, den Namen ihrer Familie forterben lassen, und so erhielt dieser den Namen Aldighieri oder Alighieri, und wurde der Stammherr dieses Geschlechts in Florenz, welches sich nun von dem der Elisei trennte.[2]) Beide wurden noch mehr durch politische Verhältnisse

---

1) Ehemals wurde Florenz in Sesti oder Sestieri eingetheilt, sowie jetzt in Quartieri.

2) Dante läßt selbst den Cacciaguida sagen, Parad. XV, 91:

Quel da cui si dice
Tua cognazione, e che cent' anni e più
Girato ha 'l monte in la prima cornice,
Mio figlio fu, e tuo bisavo fue.

und weiter unten Vers 137:

Mia donna venne a me di val di Pado,
E quindi 'l soprannome tuo si feo.

Diese zwei Stellen zeigen deutlich, daß der von Dante und seinen Vorfahren angenommene Name Alighieri von dem Namen eines Sohnes von Cacciaguida ableitet, welchen dieser von seiner Mutter genommen hat, und daß die Familie des Dichters nicht dieselbe wie die der Elisei war, obgleich beide von demselben Stamm.

geſchieden; denn die Eliſei waren Gibellinen (Giov. Villani, Cronache, Lib. VI, c. 34) die Alighieri aber Welfen. Letztere wurden als ſolche zweimal aus Florenz vertrieben, einmal durch den Kaiſer Friedrich II., 1248, und dann 1260 durch die Gibellinen nach der Schlacht bei Montaperti beim Fluſſe Arbia, worauf ſich die ausgezeichnet ſchöne Unterredung des Dichters mit dem Gibellinenhaupt Farinata degli Uberti (Inferno X) bezieht.

Pelli (Memorie per la vita di Dante) iſt der Meinung, Alighiero, Sohn des Cacciaguida, habe noch 1201 als ſehr alt gelebt, obgleich Dante, Parad. XV, dies anders ſagt: „Schon über hundert Jahre verweilt er im erſten Kreis des Fegefeuerberges.“ Es iſt ſchwer zu ſagen, warum der Dichter ſeinen Urgroßvater ſich ſo lange von der Sünde des Stolzes reinigen läßt. Parad. XV, 95. — Alighiero's Sohn war Bellincione, der Großvater, von welchem Alighiero, der Vater Dante's, abſtammte. Ein Oheim Dante's, Sohn des Meſſer Bello, Geri, wird im Inferno XXIX, 31. erwähnt, wo der Dichter erzählt, wie er durch Verrath ermordet, und noch von Niemanden ſeiner Familie gerächt worden ſei. — Dante's Vater war zweimal vermählt, zuerſt mit Donna Lapa, Tochter des Chiariſſimo Cialuffi, welche den ſchon in der Jugend verſtorbenen Francesco gebar, [1]) dann mit Dante's Mutter, von welcher kein anderer Name bekannt iſt, als Donna Bella. Dante hatte eine Schweſter, an Leon Poggi vermählt, deſſen Sohn Andrea Poggi ein vertrauter Freund Boccaccio's war (Boccaccio, Comento al Canto VIII dell' Inferno).

Dante erblickte das Licht der Welt im Mai 1265, und erhielt in dem Battiſterio S. Giovanni den Namen Durante, welcher ſpäter in Dante abgekürzt wurde. [2]) Bei ſeiner Geburt ſtand die

1) Dieſer Francesco wurde von Mehren (Crescimbeni, Stor. della Volgar Poesia, Vol. II, p. 272, Apostolo Zeno, Annotaz. alla bibliot. ital. del Fontanini, T. I, p. 299. Mazzucchelli, Scrittori ital. Vol. I, Part. I, pag. 492, die ſich auf das Zeugniß des Landino berufen) für Dante's Sohn und Erklärer der Div. Commedia ausgegeben. Sie haben ihn mit Jacopo verwechſelt, deſſen angebliche Erklärung aber nicht mehr vorhanden iſt.

2) Er ſelbſt ſagt es Parad. XXV, Anfang, nachdem er die Hoffnung ausgeſprochen, daß er in Rückſicht ſeines vortrefflichen Gedichts in ſeine Vaterſtadt zurückgerufen würde,

Sonne im Zeichen der Zwillinge [dies ſagt er deutlich Parad. XXII, 110., wo er dies Geſtirn freudig begrüßt] [1]); daher ſtellte ihm Brunetto Latini ein ſehr günſtiges Horoſcop, worauf Dante im Inferno XV, 55 anſpielt. Die Geſchichte ſeiner Geburt iſt noch mit andern Wunderzeichen ausgeſchmückt, wie dies häufig bei großen Männern der Fall iſt, wie denn Boccaccio den berühmten Traum der ſchwangern Mutter Dante's, kurz vor ſeiner Geburt, erzählt.

Sein Vater ſtarb ſehr früh, wahrſcheinlich bald nach 1270, und überließ der Mutter, welche übrigens in Wohlſtand lebte, die ganze Sorge der Erziehung ihrer Kinder. Donna Bella muß eine vortreffliche Frau geweſen ſein, welcher die geiſtige Ausbildung ihrer Kinder ſehr am Herzen lag, und welche in der Wahl der Lehrer und des übrigen Umgangs ihres Dante mit Weisheit und mütterlicher Aengſtlichkeit beſorgt war. Wir merken dies an tauſend kleinen Zügen in Dante's Leben und Werken, in welchen ſich ſein Charakter durchſpiegelt, und welche uns mit der größten Achtung für ſeine Mutter und ſeine Erzieher erfüllen. Ihre Mühe und Treue fand übrigens ihren Lohn in dem fruchtbaren Feld, das ſie bearbeiteten. Der kleine Dante war ſchon früh von einem hohen Sinn beſeelt, der ihn von allem Gemeinen abzog, ſeine melancholiſche Naturart gab ihm eine Tiefe des Gemüths, welche ſeine reizbare Phantaſie mit einem Reichthum der angenehmſten wie der ſchrecklichſten Bilder erfüllte und immer lebendig und thätig erhielt. Seine geiſtige Ausbildung aber unterſtützte ein großer Scharfſinn und ein ſehr glückliches Gedächtniß. Ein ſolches Ta-

---

Con altra voce omai, con altro vello
Ritornerò poeta, ed in sul fonte
Del mio battesmo prenderò 'l cappello.

und auch Inf. XIX, 18 gibt er zu verſtehen, daß er in Florenz in S. Giovanni getauft wurde. Dante läßt er ſich ſelbſt von Beatrice nennen (Purgat. XXX, 55. u. 62), worauf er den Vers 63 ſchrieb, weil er behauptete, daß ein Dichter, ohne einen großen Fehler zu begehen, ſich nicht ſelbſt in ſeinem Gedichte nennen ſoll (ſ. Convito). Uebrigens war der Name Dante ſchon damals gebräuchlich.

1) Dies war alſo nach dem 14. Mai, und mit Wahrſcheinlichkeit ſagt Bayle, daß Dante am 27. Mai geboren ſei.

lent ward Brunetto Latini, dem damals berühmtesten Philosophen, Redner und Dichter in Florenz, zur Erziehung übergeben, und er unterzog sich mit um so mehr Eifer und Liebe diesem Geschäft, als er selbst in den Sternen den glücklichen Erfolg seiner Mühe gelesen hatte. Er war gewiß ein ausgezeichneter Lehrer, und wußte, selbst durchdrungen von dem Geist der Alten, in seinem Zöglinge ähnliche Gefühle der Bewunderung und Nacheiferung anzufeuern. Er mag ihm vielleicht auch selbst später bei den ersten Gesängen seiner Commedia manchen guten Wink gegeben haben [1]) Inferno XV, 58:

E s' i' non fossi sì per tempo morto,
Veggendo 'l cielo a te così benigno,
Dato t' avrei all' opera conforto.

Wir entnehmen dies aus der dankbaren Ehrfurcht, die Dante seinem Lehrer in seinem Gedichte zollt (in dem angeführten Gesang XV). Schon als er in Brunetto's Nähe kommt, Vers 53, und dieser einladet, zu ihm herabzusteigen, neigt Dante das Haupt aus Ehrfurcht, und später antwortet er ihm die schönen Worte V. 79:

Se fosse pieno tutto 'l mio dimando,
Risposi lui, voi non sareste ancora
Dell' umana natura posto in bando:
Che in la mente m' è fitta, ed or m' accuora
La cara buona imagine paterna
Di voi quando nel mondo ad ora ad ora
Mi 'nsegnavate, come l'uom s'eterna:
E quant' io l'abbo in grado, mentr' io vivo,
Convien, che nella mia lingua si scerna. [2])

---

1) Ausgemacht ist es, daß Dante neben andern Benutzungen auch viele Ideen zu dem Plane seiner Commedia aus Brunetto's Tesoretto entlehnt habe.

2) Daß diese Dankbarkeit Dante'n nicht abgehalten hat, seinem Lehrer durch den Kreis, wohin er ihn in der Hölle versetzt, einen Schimpf anzuthun, hat den Auslegern viel Schweiß verursacht. Er hätte ihn können aus dem Spiel lassen, aber sein Herz drängte ihn, es öffentlich zu beweisen und auszusprechen, wie viel er diesem schuldig sei, und wie viel Antheil dieser an seinem Ruhm habe; dagegen muß Brunetto's Laster zu bekannt gewesen sein,

Brunetto führte seinen Schüler wahrscheinlich in die Mysterien der Musen ein, lehrte ihn lateinische und italienische Grammatik, Rhetorik, und machte ihn mit den besten lateinischen und den provenzalischen Dichtern bekannt; er mag ihm auch seinen für die damalige Zeit reichen Schatz an Naturwissenschaft und Astronomie, selbst Astrologie mitgetheilt haben. Aber in die scholastische Theologie und Philosophie wurde Dante erst später, zwei oder drei Jahre nach Beatricens Tod, nach seinem eignen Ausspruch (Convito p. 170 im 2. Band der Opere minori di Dante, Firenze, Allegrini e Mazzoni) eingeweiht, und Brunetto starb schon 1294. Ihm verdankte wohl Dante hauptsächlich seinen reinen Geschmack durch die klassische Nahrung und die Belebung seines poetischen Genius durch Brunetto's bekannte Beredsamkeit. Vor allen Dichtern war ihm Virgil werth; ihn studirte er unablässig, zu ihm flüchtete er auch später aus dem Geräusche des undankbaren Staatslebens, [1]) und begeisterte sich an dessen Versen zu seinem großen Gedichte. Inferno I, 82:

Oh degli altri poeti onore e lume,
Vagliami 'l lungo studio, e 'l grande amore,
Che m' han fatto cercar lo tuo volume.
Tu se' lo mio maestro, e 'l mio autore:
Tu se' solo colui, da cu' io tolsi
Lo bello stile, che m' ha fatto onore.

Auch die Provenzalen schätzte er sehr, besonders den Arnaldo Daniello (Purgat. XXVI, 115) und den Sordello (Purgat. VII), und aus manchen Ideen, die er ihnen oft wörtlich entlehnte, geht hervor, daß er sie wohl studirt habe. Diese Beschäftigungen

---

und schon zu viel Aergerniß gegeben haben, als daß Dante, der der Gerechtigkeit so sehr huldigte, daß er als Prior seinen vertrautesten Freund Cavalcanti ins Exil schickte, diesen, wenn er seiner doch einmal erwähnen wollte, an einem andern Orte hätte auftreten lassen können. Uebrigens befand sich Brunetto in der Gesellschaft von lauter Priestern und berühmten Gelehrten. Vers 106—108.

1) Dies macht uns die Allegorie im ersten Gesange des Inferno deutlich, wo dem in dem Wald der Staatsgeschäfte verirrten und von dem Papst (lupa), dem Karl von Valois (leone) und seiner Vaterstadt (lonza) geängstigten Dichter plötzlich Virgil als ein rettender Engel erscheint.

führten ihn unwiderstehlich in das Kunstleben hinein, sein Genius konnte nicht lange unthätig bleiben, und die erste Triebfeder seines poetischen Schaffens war die Liebe. So reihte er sich in seiner Jugend an die große Schar der Troubadours an. Gleiche Stimmung, gleiche poetische Lust machte ihn mit Cavalcanti bekannt, der von da an sein vertrautester Freund blieb. Doch sein vielseitiger Kunstsinn huldigte nicht bloß Einer Muse. Auch die Musik war seinem tiefen Gemüth ein Bedürfniß, seiner reizbaren Seele eine beruhigende Bändigerin. Er mag oft ihre mächtige Wirkung empfunden haben, denn aus ganzer Seele ruft er im Convito aus: „Auch die Musik zieht die menschlichen Geister an sich, so daß deren Thätigkeit fast ganz aufhört, so sehr ist die Seele gespannt." (Trattat. II, cap. 14). Boccaccio sagt uns, daß er sie selbst verstand, und sich oft in Gesang und Spiel ergötzte, und manche Lieder dichtete, die er mit anmuthigen Noten bekleiden ließ.[1]) Er lebte daher in inniger Freundschaft mit dem Florentiner Casella, einem berühmten Sänger, der mit seinen lieblichen Liedern so oft die ungestümen Wellen seines Blutes zur Ruhe gesungen hatte (Purgat. II, 106). Viele glauben, Casella sei Dante's Lehrer gewesen. Dankbar ehrt Dante sein Andenken im zweiten Gesang des Purgatorio. In dem Vorhof desselben umringen ihn viele Seelen, und staunen ihn als lebend an; ein Schatten drängt sich hervor, um ihn zu umarmen; Dante will das Gleiche thun, dreimal streckt er die Arme aus, und dreimal, ohne etwas zu berühren, fallen ihm die Arme auf die Brust zurück; der Schatten lächelt über diese vergeblichen Versuche, und Dante erkennt freudig überrascht seinen Freund Casella. Nach einer kurzen Unterredung bittet er jenen, seine bekümmerte Seele durch einen seiner lieblichen Gesänge zu erquicken; Casella wählt eine von Dante's Canzonen zum Lobe Beatricens,

„Amor che nella mente mi ragiona",
Cominciò egli allor sì dolcemente,
Che la dolcezza ancor dentro mi suona.

---

1) Von seiner Kenntniß der Musik zeugen die mancherlei Gleichnisse und Bilder, die von verschiednen damals gebrauchten Instrumenten genommen sind. Purgat. IX, 142. Parad. VIII, 16. XIV, 118. XX, 97. 142.

Lo mio maestro, ed io, e quella gente
Ch' eran con lui, parevan sì contenti,
Come a nessun toccasse altro la mente.
Noi eravam tutti fissi ed attenti
Alle sue note; ed ecco il veglio onesto,
Gridando: Che è ciò, spiriti lenti?
Qual negligenza, quale stare è questo?
Correte al monte a spogliarvi lo scoglio,
Ch' esser non lascia a voi Dio manifesto.

Ein schöneres Denkmal konnte sich Casella nicht wünschen.

Daß Dante auch die Zeichnenkunst geliebt und getrieben habe, würden wir, auch wenn er es in seiner Vita Nuova nicht gesagt hätte, an vielen herrlichen Gemälden und lebendigen Schilderungen in seiner Commedia erkennen. In der angeführten Vita Nuova sagt er: „Am Jahrestage von Beatricens Tode saß ich einsam, und in der Erinnerung an sie versunken zeichnete ich einen Engel auf eine Tafel." — Er nahm lebhaften Antheil an dem Auf schwunge, den diese Kunst gerade im 13. Jahrhunderte in Florenz nahm. Er kannte Cimabue,[1]) und war in Bologna mit dem Maler Oderisi und seinem Schüler Franco befreundet. Oderisi von Gubbio, ein berühmter Miniaturmaler, war von Bonifaz VIII. 1298 nach Rom berufen worden, um Bücher zu verzieren. Dante findet ihn im Purgatorio (XI, 74) in dem Kreis, wo sich die Seelen vom Stolze reinigen, und Oderisi legt ihm erhabene Gedanken über die Vergänglichkeit des Ruhms ans Herz: „O eitler Ruhm der menschlichen Macht, wie wenig Grün bleibt auf deinem Gipfel, wenn dir nicht rohe Zeiten folgen. Der weltliche Ruhm ist nichts als ein Hauch des Windes, der bald daher, bald dorther weht, und seinen Namen nach der Gegend ändert. Ob du das Fleisch sehr alt verlässest, oder gestorben bist, ehe du

1) Cimabue starb 1300, und wurde im Dome zu Florenz begraben. Auf seine Grabschrift: Credidit ut Cimabes picturae castra tenere, — Sic tenuit vivens, nunc tenet astra poli. — scheint Dante anzuspielen in den Versen:

Credette Cimabue nella pintura
Tener lo campo: ed ora ha Giotto il grido,
Sì che la fama di colui oscura.

Purgat. XI, 9to.

Kinderspiel und Sorgen verließest: wie viel Ruhm wirst du mehr haben nach tausend Jahren, die gegen die Bewegung des obersten Himmels ein Augenblick sind. Jener, der kurz vor mir geht, erfüllte einst ganz Toskana von seinem Ruhm, jetzt lispelt man kaum noch in Siena von ihm. Euer Ruhm ist wie die Farbe des Grases, welches kommt und geht, und dieselbe Sonne, die es aus der Erde lockt, entfärbt es auch." — Aber besonders befreundet war Dante mit dem Maler Giotto. Beide waren ungefähr von gleichem Alter, beide ergänzten und befeuerten ihr Genie an einander. Man behauptet, daß die von Giotto in der Kirche S. Chiara in Neapel ausgeführten Darstellungen aus der Apokalypse, sowie andere Gemälde in jener Stadt Dante's Erfindungen gewesen seien (Arrivabene, Secolo di Dante, p. 641). Ebenso läßt sich nicht verkennen, daß die Muse der Malerei den Dichter oft bei seinem großen Werk begeistert habe.

Unter diesem fröhlichen Kunstleben vergaß Dante nicht die ernsten wissenschaftlichen Studien. Schon durch Brunetto Latini hatte er die Naturwissenschaft lieb gewonnen; nun setzte er diese Studien in Bologna und Padua mit großem Eifer fort. Wie sehr er unabläßig diesen geistigen Beschäftigungen nachgehangen, die ihn zu dem Ausrufe berechtigten: „O heilige Musen, habe ich je Hunger, Frost und Nachtwachen um euch ertragen, so laßt mich bei diesem Anlaß euch um Gnade flehen!" (Purgator. XXIX, 37) beschreibt er uns selbst im Convito (Tratt. III, §. 9): „Durch vieles Studiren und Lesen schwächte ich meine Sehkraft so sehr, daß mir die Sterne wie von irgend einer Dämmerung beschattet schienen; nur durch langes Ruhen an dunkeln und küh-

---

1) Daß er sich in seiner Jugend schon an den Universitäten Padua und Bologna aufgehalten habe, sagt Benvenuto da Imola in seinem Commentar zur Divina Commedia T. I, p. 1083 und 1135, und daß er zu dieser Zeit besonders die Naturwissenschaften betrieben, scheint uns daraus hervorzugehen, daß er unter den dortigen Gelehrten besonders die Mediziner, auch Cattani genannt, genau kannte (einen derselben, Namens Pietro, führt er Inferno XXVIII, 70. unter den Streitsüchtigen auf), und daß er sich später unter die Speziali aufnehmen ließ, besonders aber aus der Abhandlung, die er in Purgat. XXV, 37 sqq über die Entstehung des Menschen gibt. Eine so gründliche Kenntniß in solchen Dingen konnte damals ein Laie der Wissenschaft nicht haben.

len Orten und durch Erfrischen des Auges mit klarem Wasser erlangte ich die frühere Sehkraft wieder." So auch im Tratt. de Vulg. Locut. Libr. II, cap. 6.

Durch seine Jugend aber zog sich eine glühende Leidenschaft, die auf sein ganzes Leben den entscheidendsten Einfluß hatte, per cui uscì della volgare schiera. In Florenz war alter Gebrauch, die ersten Tage des Mai durch Feste und nachbarliche Gesellschaften zu feiern. Eine solche Gesellschaft hatte in seinem Hause Folco Portinari, ein angesehener Bürger, zu welcher sein Nachbar Alighieri eingeladen war. Dante wurde, noch nicht ganz 9 Jahre alt, mitgenommen, und unter den Kinderspielen entzündete sich in ihm eine heftige Liebe zu der eben 8 Jahre alten Beatrice Portinari (Vita Nuova. Purgat. XXX, 40). Man hat lange Zeit Zweifel über die wirkliche Existenz der Beatrice erhoben. Viele haben geglaubt, sie sei nur ein allegorisches Wesen, und die Kanonici haben natürlich die Theologie untergestellt. Selbst der Abbate Tiraboschi wußte nicht recht, wie er sie betiteln sollte. Zum Glück hat Arrivabene mit der Evidenz der Thatsachen und den Zeugnissen aller Zeitgenossen das wirkliche Vorhandensein der Beatrice gerettet (Gli Amori di Dante e di Beatrice tolti d'Allegoria etc. Mantova, 1823). Es ist unbegreiflich, wie man im Angesichte der Vita Nuova und vieler Stellen der Commedia so lange in Ungewißheit bleiben konnte. Man braucht nur den 30. und 31. Gesang des Purgatorio zu lesen, wo ganz vortrefflich Beatricens echtmenschliche Weiblichkeit geschildert ist, die gleich in den ersten Minuten des Wiedersehens dem Geliebten nicht die Vorwürfe seiner Vergeßlichkeit nach ihrem Tode ersparen kann, um zu erfahren, daß das Verhältniß Dante's zu Beatricen nicht bloß in der Einbildung bestanden habe, und XXX, 124 und XXXI, 50 sagt sie ja geradezu, daß sie wirklich gelebt habe und gestorben sei. — Von ihrem Vater, Folco di Ricovero Portinari, weiß man, daß er ein tugendhafter Mann war, der in Florenz in hohem Ansehn stand, und welchem die Stadt eines ihrer schönsten Werke, das berühmte Hospital der S. Maria Nuova, verdankt.

Dante's Liebe zu Beatricen wuchs mit den Jahren, wie uns Boccaccio erzählt, und beherrschte den Jüngling so sehr, daß nichts Anderes mehr, als ihr Anblick, ihm Freude, Ruhe und Kraft

geben konnte. Er ſuchte, mit Vernachläſſigung aller andern Geſchäfte, nur Gelegenheit ſie zu ſehen, als wenn er nur aus ihren Augen jedes Gute und jeden Troſt ſchöpfen könnte. Er nannte Beatricen ſein Heil und ſeine Seligkeit; ſein höchſtes jugendliches Glück beſtand in dem ſüßen Gruß Beatricens (Vita Nuova, p. 15 und 28), ſeine Seele erſchloß ſich jedesmal bei dieſem Genuß zu der feurigſten poetiſchen Begeiſterung, und nicht kalte Nachahmung, ſondern wahres, lebendiges Gefühl erzeugte ſeine lyriſchen Ergüſſe. Dem Gruß jenes Mädchens verdanken wir das ſchöne Sonett:

Tanto gentile e tanto onesta pare
La donna mia quand' ella altrui saluta,
Ch' ogni lingua divien tremando muta,
E gli occhi non l' ardiscon di guardare.

Ella sen va, sentendosi laudare,
Umilemente d' onesta vetusta,
E par che sia una cosa venuta
Di cielo in terra a miracol mostrare.

Mostrasi sì piacente a chi la mira,
Che dà per gli occhi una dolcezza al core
Che intender non la può chi non la prova:

E' par che della sua labbia si muova
Uno spirito soave e pien d' amore,
Che va dicendo all' anima: Sospira.

Dante ſagt ferner von ihr (Vita Nuova p. 50): „Dieſes anmuthige Weib kam bei Jedermann ſo in Gunſt, daß, wenn ſie durch die Straßen ging, man hinlief, um ſie zu ſehen; dies machte mir ungemeine Freude. Und wenn ſie bei irgend Jemanden war, ſo überkam dieſen eine ſolche Ehrfurcht, daß er nicht wagte, die Augen aufzuſchlagen, noch ihrem Gruß zu antworten. Dies könnten mir Viele aus Erfahrung bezeugen. Sie ging mit Demuth bekleidet weg, und bezeigte keine Eitelkeit über das, was ſie ſah und hörte. Viele ſagten, wenn ſie vorüber war: dies iſt kein Weib, dies iſt einer der ſchönſten Engel des Himmels. Sie zeigte ſich ſo anmuthig, ſo voller Grazie, daß Alle, welche ſie ſahen, ein ſüßes Gefühl von Ehrfurcht empfanden, ſo daß ſie es nicht ausdrücken konnten."

Zu welcher für einen weniger kräftigen Geist gefährlichen Höhe übrigens diese Leidenschaft in dem außerordentlich reizbaren Herzen sich gesteigert habe, geht aus dem Zittern hervor, welches, nach seiner eignen Aussage (Vita Nuova, p. 21) ihn jedesmal überfiel, so oft er sich in der Nähe des geliebten Gegenstandes befand, sowie aus seinen schwärmerischen Träumen und Visionen, welche uns beweisen, wie sehr zeitweise die Freiheit seines Geistes gehemmt und die ganze Thätigkeit desselben von dem einen Gefühl beherrscht war. Er selbst gesteht (p. 29), daß er zuweilen in eine lange Muthlosigkeit versunken sei, und beklagt das Schweigen seines gefesselten Geistes. Doch weit entfernt, in dieser Leidenschaft unterzugehen, war Dante vielmehr gleichsam von einem höhern Wesen beseelt, welches durch diese Liebe erst Leben bekam, und mit ihr identificirt, von nun an auf das feurige Gemüth des Dichters immer durch dieses anmuthige Medium wirkte. So war es diese Liebe, welche den Jüngling über alles Gemeine erhob, ein Sporn zur Tugend und zu wahrem Werth, sie war es, welche dem Manne unter so vielen Stürmen, beugenden und geisttödtenden Widerwärtigkeiten wie ein leitender Stern über dem Ziele seiner Lebensaufgabe treu und unverrückt machte, und dem Ermattenden immer neue Stärkung einflößte. Dies war auch wohl der Sinn seiner Worte, Purgator. XXIV, 52:

Io mi son un, che, quando
Amore spira, noto, e a quel modo,
Che detta dentro, vo significando.

Daher konnte er mit Recht begeistert ausrufen:

Da te (Amore) convien che ciascun ben si muova,
Per lo qual si travaglia il mondo tutto:
Senza te è distrutto
Quanto avemo in potenza di ben fare.

Canzon. VIII, 1.

Von welcher reinen, edlen Art aber seine Liebe war, und wie sie ihn immer auf den Pfad der Tugend führte, beweist der Ausruf (Vita Nuova, p. 19): Buona è la Signoria d'Amore, perchè trae l' intendimento del suo fedele da tutte le vili cose; und in der Canzone XV, Stanze 5:

Io giuro per colui,
Che Amor si chiama, ed è pien di salute,

Che senza oprar virtute
Nissun puote acquistar verace loda.

Ein frühzeitiger Tod raffte Beatricen 1290 in der Blüthe ihrer Jahre hin. Dante's Schmerz um dieſen Verluſt war gränzenlos, und er hatte ſelbſt ſpäter noch nicht den Muth, ihr in ſeiner Vita Nuova durch Worte ein bleibendes Andenken zu ſetzen. Aber aus dem verzehrenden Brande ſtieg ſeine Seele verklärt wie ein Phönix empor, ſeine Liebe vergeiſtigte ſich, und führte ihn durch die erhabnen Regionen des Weltgerichts, damit er ſeinem Gelübde treu, ſeiner Beatrice ein unvergängliches und außerordentliches Monument errichte. Aber auch ſeiner ſtillen Glückſeligkeit, welche ihm dieſe Liebe ſo reichlich gewährt hatte, wollte er eine dauernde Form geben, damit er in ſpätern Jahren oft aus dem Geräuſch des Lebens zu dieſer Jugendſeligkeit zurückkehren, und in ihr Troſt und Stärke wiederfinden könne. So entſtand die Vita Nuova, die er bald nach Beatricens Tod aufſchrieb. [1]) Es erklärt ſich daraus offenbar der Name, den er dem Werke gab, und deſſen Mißverſtändniß über das ganze Werk ſo viel Dunkelheit verbreitet und zum Theil die ſonderbaren Meinungen über Beatricens Perſon erzeugt hat. Dante nannte ſein Buch Libro della Vita Nuova in demſelben Sinne, wie er häufig ſagt: etade novella, d. h. giovanile. Es heißt alſo Buch der Jugend, oder wie man heute ſagen würde, Jugenderinnerungen. [2])

---

1) Dante ſchrieb dieſes ſein erſtes Werk ein oder höchſtens zwei Jahre nach Beatricens Tode, 1291 oder 92. (Nach Boccaccio in ſeinem 26. Jahre.) Dies geht hervor aus den letzten Seiten der Vita Nuova und aus dem Anfang des Convito.

2) Dieſe Erklärung von Fraticelli iſt die beſte und natürlichſte neben den vielen ungereimten. Aehnliche Ausdrücke wie Vita Nuova kommen vor: Inferno XXXIII, 88. Purgat. XXX, 115. XXXI, 61. Parad. XVII, 80. Canzon. XVIII, St. 6. Petrarca Canzon. XII, St. 2. Boccaccio Teseide, Libr. X, St. 69. Libr. IV, St. 7. So muß es auch im Inferno XV, 57 in la vita novella heißen, wie der antaldiniſche Codex hat. Daher iſt es auch klar, daß die Ueberſetzung der Worte Vita Nuova durch „Neues Leben", wie ſie z. B. noch Karl Förſter ganz kürzlich in einer Ausgabe von 1841 gegeben hatte, unrichtig iſt, da ſie einen ganz andern Sinn gibt, als der in den Worten liegt.

Wenn die Vita Nuova übrigens allerdings von Niemandem ohne Interesse wird gelesen werden, so können wir nicht mit denjenigen übereinstimmen, welche sie unter die klassischen Werke Italiens reihen. Sie ist eine Schrift, worin Dante noch einmal seine Liebe in ihrem ganzen Verlauf durchfühlt. Nur wenige Ereignisse werden uns vor Augen gestellt, an die sich aber eine unendliche Reihe von Gefühlen und Betrachtungen der Gefühle anschließt, aus welchen sich die lange zehrende Gluth des Dichters und sein Versinken in immer fieberhaftere Zustände erkennen läßt, und deren umständliche Auseinandersetzung den Leser in einen unbehaglichen Zustand versetzt. Sie ist außerdem ein weitläufiger Commentar zu den lyrischen Gedichten, welche ihm seine Liebe zu der gefeierten Jungfrau eingab, und welche für die lange Zeit dieser Liebe in geringer Zahl vorhanden sind. Dante zeichnet sich in den meisten derselben sehr vortheilhaft vor den übrigen Troubadours seiner Zeit aus, und ein erhabner Sinn, ein warmes Gefühl und das Gepräge der Wahrhaftigkeit, die sich darin im Gegensatz zu der Heuchelei so vieler Zunftgenossen ausdrücken, lassen unfehlbar den Dichter der göttlichen Comödie erkennen. Aber eben jener erhabne Sinn, der das große Weltgedicht schuf, ließ sich ungern in die Hütte eines Liebessängers zusammenschränken. Dante lebte, so zu sagen, zu sehr in seiner großen Zukunft, als daß er, was die Pflicht eines echten Sehers der Liebe gewesen wäre, so ganz von dem Augenblick gesättigt und beseligt, mit einem abgerundeten Gedicht die Forderung dieses Gefühls abgefertigt hätte. Jedes weitere seiner bessern Gedichte scheint uns ein weiterer Wegweiser, der uns zu dem großen Gedicht führt; jedes hinterläßt uns eine Empfindung, als sei es nicht vollendet, die Idee des Dichters nicht erschöpft, es hinterläßt einen Nachhall, der nicht befriedigt ist, und erst in der Divina Commedia ganz befriedigt wird. Im Allgemeinen wurde vielleicht Dante mehr als die andern italienischen Lyriker vor und besonders nach ihm gerade durch die Gluth des Gefühls, welche nach dem Besitz, dem Wahrhaften, Nächsten, rang, vor jener Sucht bewahrt, von dem Natürlichen zu abstrahiren, und sich in einer Region allgemeiner Eigenschaften und Betrachtungen zu ergehen, wo nur noch Verstand und Spitzfindigkeit ausreichen, und die uns viele Sonette seiner Nachfolger so abstoßend frostig machen. Indessen in manchen seiner Gedichte

sehen wir ihn doch auch in dieser provenzalischen Krankheit gefesselt, seine Betrachtung stellt sich über alle Gefühle und Leidenschaften hinaus, und die Liebe wird durch die gereimte Philosophie alles Menschlichen, Natürlichen, jeder Macht der frischen Anschauung entkleidet. Von dieser Art sind besonders die ersten Sonette und Ballaten. Die übrigen zeigen mehr Schwung der Phantasie und einen eigenthümlichen Geist, wie besonders die Canzone, welche er nach jenen Worten einer seiner Freundinnen in der Einsamkeit dichtete: Donne ch' avete intelletto d' amore. Eine besonders schöne Strophe derselben ist die zweite:

Angelo clama in divino intelletto (linguaggio)
E dice: Sire, nel mondo si vede
Maraviglia nell' atto, che procede
Da un' anima che fin quassù risplende.
Lo ciclo che non have altro diffetto,
Chei d' aver lei, al suo Signor la chiede,
E ciascun santo ne grida mercede.
Sola pietà nostra parte difende,
Chè parla Dio, che di Madonna intende:
Diletti miei, or sofferite in pace
Che vostra speme sia quanto mi piace
La ov' è alcun che perder lei s' attende,
E che dirà nell' Inferno a' malnati:
Io vidi la speranza de' beati.

Was aber das prosaische Gewand zu diesen Gedichten betrifft, so herrscht darin ein gar trockener Styl, der durch die vielen scholastischen Untersuchungen und Erklärungen noch dürrer wird; dazu eine unangenehme Weitschweifigkeit in Dingen, die nur durch eine höchst einfache, aber naturgetreue, lebendige Schilderung reizend werden. Dante braucht z. B. eine ganze Seite zur Umschreibung des einfachen Satzes: Beatrice starb am 9. Juni, 1290. Wo er die tausend kleinen Vorfälle zwischen Liebenden nur natürlich erzählen und dem Leser das nie fehlende Mitgefühl selbst überlassen sollte, legt er uns in gar zu logischer Folge seine Gedanken dabei vor, so daß es fast scheint, als habe er seine Liebe mehr gedacht, als gelebt. Der Gegenstand seiner Liebe ist uns in seiner Persönlichkeit fast unbekannt; wir machen uns kaum einen Begriff von ihm durch Hülfe der wenigen überschwenglichen

allgemeinen Beiwörter, womit er uns mehr vor den Verstand als vor die Anschauung gebracht wird. So führt er uns in einem Labyrinth von Gefühlen, Betrachtungen und sogar Ueberlegungen herum, die alle Wirkungen seiner heißen Liebe sind, ohne daß wir je die Ursache diesen Wirkungen deutlich anschauen und uns auf diese Art befriedigt mit dem Dichter fühlen können. Wenn es erlaubt wäre, so würden wir, zu besserm Verständniß, aus Göthe's Vita Nuova die Idylle zu Sesenheim zum Vergleich setzen. Dort sagt uns der Dichter nichts von seinen Gefühlen, aber er zaubert uns mitten in das dortige Leben hinein, und so fühlen wir von selbst Alles mit, was er gefühlt hat. Ich kann aber in dieser Vita Nuova den Meister der Divina Commedia, den Meister in der Plastik, in der lebendigsten sinnlichen Darstellung durchaus nicht herausfinden, und wenn wir es nicht schon gewiß wüßten, so würde sich dieselbe als Dante's Jugendarbeit unwiderlegbar von selbst ankündigen. Aus dem Ganzen scheint uns hervorzugehen, daß es dem erhabnen Dichter nicht gegeben war, menschlich und sinnlich liebenswürdig zu sein, und daß ein gewisses schroffes und abstoßendes Wesen ihn verhindert habe, die Seligkeit der Liebe ganz ungetrübt zu genießen, wozu freilich kam, daß seine melancholische Naturart ihn mehr die Qual als den Genuß der Liebe empfinden ließ. Es mag dabei zu berücksichtigen sein, daß Dante die Vita Nuova augenscheinlich nur für sich schrieb. Er wollte seine eignen Zustände im Gedächtniß festhalten; die verschiednen Ereignisse, welche diese Zustände hervorbrachten, tauchten dann von selbst in der Erinnerung hervor, und so ward in seinem Geiste beim Durchlesen der Zeilen die ganze Geschichte seiner Liebe lebendig. Uns aber gab er nur den betrachtenden, abstrakten Theil desselben, und wenn der Nachwelt seine Liebe wegen ihrer außerordentlichen Wirkung besonders wichtig ist, so scheint man uns doch mit Unrecht die Beschreibung derselben unter die klassischen Werke zu setzen, da sie diesen Rang weder in Hinsicht der Darstellung noch des Styls verdient. Doch was uns von größerer Bedeutung zu sein scheint, Dante liebte seine lyrischen Poesien, und freute sich stets der Erinnerung an die Zeit, in welcher sie hervorgebracht worden, und an die Mühe, welche er an ihre Ausfeilung verwandt hatte. Er citirt sie in seiner Vulg. Locut., und sagt dort, seine Canzonen seien die gefeiltesten und voll-

kommenſten von allen. In der Divina Commedia läßt er ſie erwähnen von Buonagiunta von Lucca und von dem Muſiker Caſella. Auch im Anfange ſeines Credo drückt er daſſelbe Urtheil über dieſe Verſe aus:

Io che scrissi d' amor più volte rime,
Quanto più seppi dolci, belle e vaghe,
E in pulirle adoprai tutte mie lime.

Dies beweiſt uns die Wahrheit und Aufrichtigkeit ſeines Gefühls, welches ihm dieſe Ergüſſe eingab, und er ſteht darin unendlich höher als ſeine Nachfolger in der Lyrik, deren Troubadourliebe, wie wir ſie nennen möchten, meiſtens nur kalte Formen hervorbrachte.

Dieſe Liebe erſchlaffte indeſſen keineswegs den Geiſt unſers Dichters, und was die alten griechiſchen Dichter und Schriftſteller ſo außerordentlich hob, was ihren Anſichten die ſiegende Wahrheit und Lebendigkeit, ihren Schilderungen das warme Colorit gab, das ward auch Dante zu Theil, nämlich ein mannigfach bewegtes Staatsleben. Er war, ſo zu ſagen, von Geburt ein Welfe (obgleich ein Mann von ſeiner überlegenen Einſicht bald dem ganzen ſtaatsgefährlichen Parteiweſen feind werden mußte), und diente alſo vorerſt dieſer Partei. Die aus Florenz vertriebenen Gibellinen hatten bei den Aretinern Unterſtützung gefunden, und verſuchten durch Gewalt der Waffen wieder in den Beſitz von Florenz zu kommen. Die Welfen rückten ihnen mit einem Heere entgegen, und Dante befand ſich in der erſten Linie der Reiterei. Am 11. Juni 1289 geſchah die Schlacht in der Ebene von Campaldino im Caſentiniſchen. Bei dieſem Zug knüpfte Dante Freundſchaft mit Bernardino von Polenta, Bruder der durch Inferno V, 80 ſo berühmt gewordnen Francesca da Rimini. Der Ausgang der Schlacht war unglücklich für die Gibellinen durch den Ungeſtüm ihrer anfangs ſiegenden Reiterei; der Biſchof Guglielmo von Arezzo fand darin ſeinen Tod, auch wahrſcheinlich Buonconte, Sohn des Grafen Guido von Montefeltro, deſſen Todesart Dante Purgat. V, 88—129 nach der damals allgemeinen Vermuthung beſchreibt. Im Jahre 1290 führten die Florentiner Krieg gegen die Piſaner, welche von dem Grafen Guido von Montefeltro befehligt wurden. Im Auguſt dieſes Jahres befand ſich Dante in dem Heer der Florentiner

und Luccheſen, welche den Piſanern das Caſtell von Caprona, unweit Piſa wegnahmen. Er erzählt davon Inferno XXI, 94, wie er ſelbſt die Beſatzung des Caſtells voll Furcht abziehen ſah:

E cosi vid' io già temer li fanti,
Che uscivan patteggiati di Caprona,
Veggendo sè tra nemici cotanti.

Dieſes Siegesjahr 1290 war zugleich das Todesjahr Beatricens. Dante's unmäßiger Schmerz über dieſen Verluſt erweckte in ſeinen Verwandten Beſorgniſſe für ſein Leben. Sie ſuchten daher als einziges Heilmittel ihn zur Ehe mit Gemma, Tochter des Manetto aus dem angeſehenen Hauſe der Donati, zu überreden, welche Ehe 1291 vollzogen wurde. Ob das Heilmittel die gewünſchte Wirkung hatte, und ob der Schmerz Dante's ſich nicht mit der Zeit von ſelbſt gemildert hätte, ſteht dahin; gewiß aber iſt, daß ein anderes, noch größeres Uebel dadurch entſtand, eine unzufriedne und unglückliche Ehe, und nach einigen Jahren war die Zwietracht auf einen ſolchen Grad geſtiegen, daß beide Eheleute in eine Perſonentrennung willigten. Ich begreife nicht, warum die Biographen an dieſer Stelle Boccaccio's Urtheil ganz überſehen, und ſich getroſt auf des viel ſpätern Manetti (De vita et moribus trium illustrium poetarum florentinorum, herausgegeben vom Abbate Mehus 1747) Ausſage berufen. Dieſer gibt der Frau die Schuld des Mißverſtändniſſes, ſchildert ſie ſtolz und mürriſch, und vergleicht ſie mit der Xantippe. Es läßt ſich nach Dante's Temperament mit Gewißheit annehmen, daß er wenigſtens die Hälfte der Schuld tragen müſſe, oder vielmehr die ganze Schuld gebührt, wie dies auch heutiges Tages der Fall iſt, ganz allein denen, welche dieſe Ehe „gemacht haben". Boccaccio's Urtheil halte ich daher für das einzig richtige, daß beide nicht zuſammenpaßten, und Dante überhaupt nicht zum Ehemann taugte. Dieſe Ehe war es auch nicht, die Dante tröſtete, ſondern Boethius consolatio philosophica und Cicero's Buch de Amicitia, und als er einigermaßen ruhiger geworden war, ſchrieb er 1293 ſeine Vita Nuova, um ſeine Liebe zu Beatricen noch einmal zu feiern.[1])

1) Man hat Dante noch mehre flüchtige Neigungen nachgewieſen, oder vielmehr er hat mehre derſelben uns ſelbſt angegeben. Der erſten noch in Florenz, wovon er in ſeiner Vita Nuova, alſo im zweiten Jahr ſeiner Ehe

Dieſe Liebe, welche Dante ſein ganzes Leben hindurch beſeelte, nahm mit den Jahren eine immer geiſtigere Richtung. Dante hatte ſich ſelbſt gelobt, den Ruhm ſeiner Geliebten in einer Weiſe zu ſingen, wie ſie noch nie vor ihm verſucht worden ſei. „Nach dieſem Sonett", ſagt er am Ende der Vita Nuova, „hatte ich eine wunderbare Erſcheinung, und ſah Dinge, welche mir den Entſchluß gaben, von dieſer Seligen nichts mehr zu ſagen, bis ich ſie in würdigerer Weiſe beſingen könnte. Zu dieſem Zwecke ſtudire ich ſoviel ich kann, wie auch ſie wahrhaftig weiß: ſo daß, wenn es der Wille Deſſen iſt, durch den Alles lebt, daß mein Leben noch einige Jahre dauere, ſo hoffe ich von Ihr das zu ſagen, was noch nie von irgend Einer geſagt worden iſt." Um dies zu bewerkſtelligen, legte er ſich mit allem Eifer auf das Studium der Philoſophie und Theologie, und erwarb ſich in wenigen Jahren eine tiefe Kenntniß, welche ſpäter die gelehrte Welt bei mehren Gelegenheiten in Erſtaunen ſetzte, und die bei uns immer dieſelbe Wirkung hervorbringen muß, wenn wir ſehen, wie der ganze Schatz damals gewonnener Wiſſenſchaft, Aſtronomie, Naturkunde, Philoſophie, Theologie, Geſchichte, Politik und Alterthumswiſſenſchaft zu dem erhabnen Bau der Divina Commedia den Stoff gegeben haben, daher er mit Recht ſagen konnte, daß Erde und Himmel die Hand an ſein Werk gelegt haben.

Eine mindere Frucht dieſer Studien war das Convito, welches er nach Fraticelli's Meinung zum Theil vor, zum Theil nach ſeiner Verbannung ſchrieb. [1]) Dies iſt ein (damals gar nicht

---

ſpricht, folgte eine zweite in Lucca nach ſeiner Verbannung, an welche er ſich im Purgat. XXIV, 37 von ſeinem Freunde Buonagiunta erinnern läßt. Von fleißigen Sammlern ſind ihm noch andere Liebſchaften, in Bologna, im Caſentiniſchen und anderswo, nachgewieſen worden, deren ein ſo reizbares Gemüth wohl fähig ſein konnte. Dafür läßt er ſich auch in dem ſchönen 30. und 31. Geſang des Purgatorio von Beatricen harte Vorwürfe machen, und ſeine aufrichtige Beichte mag ſeine Geliebte, wie viel mehr uns, ausſöhnen.

1) Zuerſt gedruckt zu Florenz 1490 von Francesco Buonaccorſo in klein 4. In neuerer Zeit wurde das Werk von vielen Fehlern und Nachläſſigkeiten gereinigt durch die Ausgaben des Marcheſe Gian Giacomo Trivulzio und anderer gelehrten Lombarden. Eine gute Ausgabe iſt die mit Erläuterungen

seltnes) poetisches Monstrum, worin sich Scholastik und Dichtkunst, Aristotelisches Christenthum und Heidenthum in der unglücklichen Form von Allegorien die Hand reichen. Die Gedichte sind in einen Commentar eingehüllt, in welchem wir die Gelehrsamkeit Dante's bewundern, aber wenig genießen. Wir erkennen darin die Klippe, an welcher die Divina Commedia in einem weniger kräftigen dichterischen Geist untergehen konnte, oder war vielleicht das Convito das Heilmittel, wodurch sich Alles für das göttliche Gedicht Tödtliche ableitete, ungefähr wie Göthe seinen Werther und fast alle große Dichter ihr Purgatorium haben, worin sie die Krankheit ihrer Zeit loswerden? Das Ganze war auf den Commentar von 14 Canzonen berechnet, was ein fast so umfangreiches Werk als die göttliche Comödie geworden wäre; allein Dante's Genius bewahrte ihn vor der Vollendung desselben.[1]) Das Beste in diesem Commentar ist, unserer Meinung nach, das, was nicht dazu gehört, seine freudige, zuversichtliche Vorausverkündigung des Ruhms der italienischen Sprache, wozu er um so größeres Recht hatte, da er selbst der Mann war, der sie wahr machte.

Wir folgen nun Dante in dem politischen Theil seines Lebens, unstreitig dem wichtigsten, welcher den meisten Einfluß auf sein großes Gedicht hatte, und den historischen und epischen Stoff zu demselben gab. In Florenz bestand das Gesetz, daß kein Bürger ein öffentliches Amt erhalten könne, wenn er nicht in einer der Künste oder Gewerbe immatriculirt war, und so ließ sich Dante in die Zunft der Apotheker einschreiben. Als solcher gehörte er nun eigentlich der Republik an, und machte sich bald durch seine reifen Ansichten in der Politik, seinen Scharfsinn, seinen durch tiefe Studien geläuterten vorurtheilsfreien Geist und seine Talente so bemerklich, daß, wie Boccaccio sagt, keine Gesandtschaft angehört oder erwiedert, kein Gesetz verbessert oder abgeschafft, kein Friede geschlossen, kein Krieg unternommen, und kurz zu keiner

---

von Fortunato Cavazzoni Pederzini, Modena 1829. Die beste mir bekannte Ausgabe ist die in der erwähnten Sammlung der Opere minori di Dante, 1839.

1) Der Commentar zur ersten Canzone nimmt 50 Seiten ein, der zur zweiten 58, und zur dritten über 100 Seiten.

Berathung von einigem Gewicht geschritten wurde, wozu nicht vorher seine Meinung befragt worden wäre. Ja er war so sehr die Seele der ganzen Regierung, daß ihm wohl mit Recht bei seiner letzten Gesandtschaft zum Papst sein Selbstgefühl die stolzen Worte zu den übrigen Räthen eingab: „Wenn ich hingehe, wer bleibt hier, und wenn ich bleibe, wer geht?" Unter seine wichtigsten Staatsgeschäfte gehören seine Gesandtschaften, über die wir aber gerade am wenigsten sichere Nachrichten haben. Wegen dieses Dunkels wollen Viele die diplomatischen Sendungen Dante's läugnen. Außer der oben angeführten Stelle Boccaccio's deutet unter den ältesten Biographen nur noch Leonardo Bruni auf eine solche hin mit dem allgemeinen Ausdruck: Fu adoperato nella Republica assai. Erst Mario Filelfo, welcher zwei Jahrhundert später seine Biographie schrieb, spricht mit Bestimmtheit von vierzehn Gesandtschaften, welchen sich Dante im Namen der Republik Florenz unterzogen, und zwar nach Siena wegen Gränzbestimmungen, nach Perugia zur Befreiung einiger dort gefangen gehaltenen Mitbürger, nach Venedig zur Knüpfung einer Allianz, zum König von Neapel zu demselben Zweck, zum Marchese von Este zur Feier seiner Hochzeit, bei welcher Gelegenheit er vor allen andern Gesandten soll geehrt worden sein, nach Genua wegen Gränzbestimmungen, von Neuem zum König von Neapel, um dem zum Tod verurtheilten Vanne Barducci Befreiung zu bewirken, viermal zu Bonifaz VIII., zweimal zum König von Ungarn und einmal zum König von Frankreich. Es ist allerdings auffallend, daß die ältesten Biographen und beinahe Zeitgenossen Dante's nichts davon erwähnen, doch beweist dies nichts gegen die Richtigkeit jener spätern Nachricht, denn über gar manche wichtige Abschnitte aus Dante's Leben lassen sie uns im Dunkeln. Uebrigens bringt Filelfo wenigstens für die letzte Gesandtschaft in Neapel einen Beweis in einem Theil der Rede Dante's bei, von welchem Boccaccio, der noch dazu lange in Neapel war, ebenfalls nichts sagt.

Der Hauptbeweis für Dante's häufige Gesandtschaftsreisen scheint uns aber in seinen Werken, besonders in der Divina Commedia zu liegen. Die lebendigen und wahren Schilderungen, welche dem Gedicht einen solchen Reiz geben, und uns mitten in jenes bewegte Jahrhundert versetzen, verrathen eine genaue Kennt-

niß der Menschen, Gegenden, Umstände, Ereignisse, die man damals nicht aus Geschichtsbüchern, Zeitungen und Geographien ꝛc. schöpfen, sondern allein durch eigne Anschauung erlangen konnte. Und gesetzt, solche Hülfsmittel hätten Dante zu Gebote gestanden, so geht dennoch aus der Lebendigkeit seiner Gemälde hervor, daß er nicht jene, sondern die Natur selbst kopirt hat. Man vergleiche z. B. Tasso's Schilderungen aus dem gelobten Land mit den Dante'schen Gemälden, um zu erkennen, daß der ganze Aufwand einer nicht geringen Kunst die einfache Naturanschauung nicht zu ersetzen vermag. So möchten wir mit Bestimmtheit schließen, daß Dante in Venedig war, und die Geschäftigkeit und das Treiben auf den dortigen Schiffswerften angesehen hat, wenn wir die schöne Beschreibung desselben im Anfang des 21. Gesangs des Inferno lesen:

Quale nell' Arzanà de' Viniziani
Bolle l' inverno la tenace pece,
A rimpalmar li legni lor non sani,
Che navigar non ponno; e 'n quella vece
Chi fa suo legno nuovo, e chi ristoppa
Le coste a quel, che più viaggi fece;
Chi ribatte da proda, e chi da poppa;
Altri fa remi, ed altri volge sarte;
Chi terzeruolo, ed artimon rintoppa.

Auch für seine Anwesenheit in Rom im Anfang des Jahres 1300 zur Zeit des großen Jubiläums scheinen uns die Verse Inferno XVIII, 28 zu sprechen:

Come i Roman, per l' esercito molto,
L' anno del giubbileo, su per lo ponte
Hanno a passar la gente modo tolto,
Che dall' un lato tutti hanno la fronte
Verso il Castello, e vanno a Santo Pietro,
Dall' altra sponda vanno verso 'l monte.

Die Römer hatten des ungeheuern Zudranges wegen den ganzen Weg über die Engelsbrücke durch Pfähle in zwei Wege getheilt, auf deren einem die Andächtigen nach St. Peter gehen, auf dem andern zurückkommen sollten. Auch an andern Stellen scheint Dante jenes Gedränge vor Augen gehabt zu haben, wie Inferno III, 115—120. So ließe sich noch aus manchem Gleichniß,

manchem Gemälde der göttlichen Comödie die eigne Anſchauung Dante's erkennen, und Filelfo's Nachrichten könnten zum großen Theil gerechtfertigt erſcheinen.

Was uns ſo lange bei dieſem Umſtand aufhielt, iſt die Ueberzeugung, daß die Feſtſtellung von Dante's vielfachen Beſchäftigungen in der Regierung von Florenz und ſeiner diplomatiſchen Sendungen an die verſchiedenartigſten Höfe gerade das wichtigſte Moment in ſeiner Biographie iſt. Denn dieſe Reiſen gaben ihm jene reifen Anſichten über die Verhältniſſe der Fürſten und Völker, der Kirche und des Reichs, über die Rechte und Pflichten der verſchiednen Stände, welche ihn unendlich hoch über den engen Geſichtskreis ſeiner Vaterſtadt und die erbärmlichen Gaſſenkriege der Parteien erhob, und welche ſeine Mitbürger aus Blödſinn verfolgt hatten, und ſeine jetzigen Landsleute immer noch aus Blödſinn verläumden. Dort fand ſein durchdringender Verſtand die Gebrechen, woran ſein Zeitalter litt, dort dachte ſein durch das gründlichſte Wiſſen geläuterter Geiſt, immer durch die Erinnerung an eine ruhmreiche Vorzeit erwärmt, die Mittel aus, wie der krankhafte Zuſtand der Völker gehoben werden könne, dort endlich erhob er ſich zu jener Seelengröße, die ihm in der Divina Commedia die ſchönſten, bewundernswürdigen Stellen diktirte, durchdrang er ſich mit jener moraliſchen Kraft und Wärme, die ihn zum Reformator ſeiner Nation hätten machen können, wenn ſeine Zeitgenoſſen ihn nur im Geringſten hätten verſtehen wollen oder können. Daß man Dante als Welfen, dann als Gibellinen verſchrien hat, zeigt eine ganz beſondere Beſchränktheit und nur flüchtige Bekanntſchaft mit dem Dichter, deren ſich bis jetzt alle ſeine italieniſchen Biographen ſchuldig gemacht haben, und die bei Ginguené ebenſo unbegreiflich als unverzeihlich iſt. Man könnte faſt aus jedem Geſang der Divina Commedia Belege für ſeine Parteiloſigkeit, für ſeine glühende Vaterlandsliebe, die jede kleinliche Rückſicht verſchlang, und für ſeine ihn weit über ſein Zeitalter erhebende Anſicht über das Unweſen der Parteien und über das nur auf die genaue Beſchränkung jeden Standes auf ſeine Rechte zu gründende Wohl der Völker entnehmen. Schon das göttliche Gedicht ſelbſt beweiſt, daß Dante keiner Partei angehörte, denn ein Mann, der ſich über die elenden Leidenſchaften der Parteiſucht, über die beſchränkten Einſichten einer hab-

und herrschgierigen Clique, welche sich zum blinden Werkzeug jedes geschickten Eroberers oder Herrschers hergab, nicht mit freiem Blick erheben konnte, war nimmermehr fähig, eine Divina Commedia zu schreiben, und ein Gedicht, welches nur den Absichten einer elenden Partei dienen sollte, wovon übrigens in jenem nicht die geringste Spur zu finden ist, wäre schwerlich in diesem Glanz bis zur Nachwelt gelangt. Dante war allerdings als Welfe geboren, und hatte in seiner Jugend auch dieser Partei Dienste geleistet. Aber nur seine Geburt hatte ihn an eine Partei gefesselt, sein Geist schwang sich je nach dem Grade seiner wunderschnellen Ausbildung über diese Schranken hinweg, und sowie er eigne Einsicht in das politische Treiben erlangt hatte, war der Wahn verschwunden, und frei steht er über allen Parteien, Meinungen und Leidenschaften auf dem festen Boden seiner gegründeten Ueberzeugung. Er erscheint uns in dieser Stellung um so größer, je schwieriger es damals muß gewesen sein, eine solche Einsicht zu gewinnen, und je gefährlicher, sie auszusprechen. Es sei uns erlaubt, einigermaßen vorauszueilen, und seine später geäußerten Ansichten hier schon anzuführen, da dies eigentlich der Lebensabschnitt war, in welchem er sie gewann. Wir finden die Summe derselben in dem Traktat De Monarchia und in seinen Briefen enthalten. Dante erblickte die Hauptepoche des durch die Bürgerkriege in Italien hereingebrochenen Unglücks in dem Streit Friedrich's II. mit den Päpsten und in dem erloschenen Ansehen eines römischen Kaisers. Er hielt die Hoffnung für eitel, daß jede Stadt ihre eigne Freiheit behaupten könne, ohne daß sie alle unter Einem Haupt und gemeinschaftlichen Regierer vereinigt würden, durch welchen sie alle Nationen der Welt, wie früher so lange Zeit, beherrschen könnten. Dann wäre Italien vor allen fremden Einfällen, wie besonders vor allen innern Entzweiungen sicher, durch eine allgemeine Macht und Autorität, so daß es die alte Herrschaft über alle Völker wieder erlangte. Durch die damalige Erfahrung bewies er, daß die Trennung in so viele kleine Staaten und Städte ohne Abhängigkeit von einer über alle erhabnen Macht die Ursache der Zwietracht und der beständigen Kriege sei, welche die Kräfte der Italiener verzehrten. Frei, einig und stark wollte er aber seine Nation haben, frei unter dem Schutz trefflicher Gesetze, frei von den aristokratischen und demokratischen

Räubern, welche unter mancherlei Namen Eigenthum und Leben der Bürger gefährdeten, einig und ſtark unter dem Schirm eines allgemeinen Kaiſers, der erhaben über allen Königen, Herzogen und Fürſten Gerechtigkeit übte und den Frieden ſicherte, und unter dem Schutz der Kirche, welche aller Arroganz ſich entäußerte, aller Einmiſchung in weltliche Angelegenheiten beraubt, ſich deſto wirkſamer um das geiſtige Wohl der Völker bemühe. Dies war Dante's Ideal von einem Weltreich; man ſieht aus ſeiner weitern Ausführung, daß er dabei immer von der erhabnen Bürgertugend der alten Römer begeiſtert war, nur irrte er wohl darin, daß er die Raufbolde ſeiner Zeit für alte Römer hielt, und, wie das gewöhnlich bei vortrefflichen Menſchen iſt, ihnen ſeinen erhabnen Charakter beimaß. Jedenfalls hoffte er immer das Beſte von einem kräftigen Kaiſer, der damit anfangen müßte, die Kirche (die alte Wölfin in der Divina Commedia) zu bändigen. Deswegen war er aber weder Welfe noch Gibelline, welche beide Parteien niemals weder an Freiheit, noch Einigkeit noch Kraft ihres Volkes gedacht haben. Nur da iſt Völkerglück, war ſeine Anſicht, wo Friede, und da iſt Friede, wo Gerechtigkeit herrſcht. Um ſo mehr kann aber Gerechtigkeit herrſchen, je mehr der gerechte Fürſt Macht hat. Die größte Sicherheit für das öffentliche Wohl liegt alſo in der größten Macht der Monarchie. Damit nun der Monarch immer gerecht ſei, ſo iſt ſeine Meinung im Convito, p. 198: „Ein einziger Herrſcher muß ſein, welcher Alles beſitzend Nichts mehr wünſchen könne, und ſo auch die Könige und Fürſten in den Gränzen ihrer Reiche zufrieden halte, damit allgemeiner Friede ſei, unter deſſen Schutz die Städte ruhen und gedeihen. Ein ſolcher allgemeiner Herrſcher aber, wie der römiſche Kaiſer werden ſollte, hängt nicht von der Kirche, ſondern einzig und allein von Gott ab, ohne irgend einen Vermittler, die weltliche Herrſchaft des Papſtes iſt unſinnig, nichtig, und deſſen Gewalt ſollte bloß auf das geiſtige Reich beſchränkt werden. Dadurch, daß die Kirche dieſe Schranken durchbrach, und zugleich das Kaiſerhaus ſeinen Einfluß in Italien verlor, iſt das Gleichgewicht in der Weltherrſchaft geſtört worden, und alles Unglück des Unfriedens, der Anarchie und Tyrannei über die italieniſchen Staaten eingebrochen.“ „O ſclaviſches Italien“, ruft er Purgat. XI, 76—96 aus, „Herberge des Jammers, Schiff ohne Steuerer in dem großen Sturm,

nicht mehr Herrin der übrigen Provinzen, sondern Bordell. Hier nagt Einer an dem Andern voller Furcht, Keiner freut sich des Friedens. Was helfen Justinian's Gesetze, da der Thron des Regenten leer ist. Ihre Vortrefflichkeit vermehrt nur Italiens Schande, da es doch unter ihnen nicht ruhig leben kann. O Volk, du solltest endlich demüthig werden, und den Kaiser auf seinem Thron sitzen lassen. Wie tückisch ist Italien geworden, seitdem es nicht mehr mit dem Sporn gelenkt wird, und das Volk selbst regiert." Als Beleg hierzu gibt er die wunderschöne, ironische Beschreibung von dem Glück der Stadt Florenz, wo sich viele der Besten aus Verdruß den öffentlichen Geschäften entziehen und der Pöbel als Werkzeug der Raufer an der Spitze steht (Purgat. VI, 127—151).

Als Haupturſache dieser allgemeinen Unordnung erkannte Dante sehr richtig das unsinnige Verhältniß, in welches sich die Kirche, der die Sorge für das geistige Wohl zukam, mit der Welt gesetzt hatte, und die leichtsinnige Art, wie sie ihrer erhabnen Aufgabe Hohn sprach. Dante war mehremal in Rom gewesen. Sein Amt, das ihm überall Zutritt verschaffte, ließ ihn scharfe Blicke in den innern Haushalt der Kirche thun, und mit dem bittersten Unmuth sah er, wie die heilige Anstalt durch die tiefste Sittenlosigkeit geschändet, wie das Werk mehrer großen Päpste durch so unwürdige Nachfolger alles Ansehens und aller Kraft beraubt wurde. Den Anfang zu dieser Gesunkenheit sah er darin, daß die Kirche aus ihren Gränzen heraustrat, und sich mit Vernachlässigung des geistigen Wohls bloß um die weltlichen Händel bekümmerte, nachdem sie das Oberhaupt der weltlichen Monarchie niedergetreten hatte. Darum sagt er Purgat. XVI, 127: „Seit die Kirche Roms zwei Herrschaften vereinigt, versinkt sie in Koth, und besudelt sich und ihre Last"; und weiter oben, Vers 106—117: „Die schlechte Führung ist die Ursache der Schlechtigkeit der Welt; sonst hatte Rom, als es noch die Welt besserte, zwei Sonnen (Papst und Kaiser), welche den Weg Gottes und der Welt erleuchteten; da aber nun beide, Hirtenstab und Schwert, in einer Hand (des Papstes) sind, so müssen beide schlecht mit einander fahren, weil keins das andere fürchtet." Und Vers 94—99: „Es muß ein Gesetz geben, als Zügel der Leidenschaften, und einen Führer (das Haupt der Kirche), welcher zum Wenigsten den Thurm der ewigen Stadt erkennen soll." Als je wichtiger Dante

das echte Wirken der Kirchenhäupter in christlichem Sinn erkennt, desto zürnender spricht er sich über die aus, welche diese heilige Pflicht vernachlässigen. Die Summe seines Unmuths läßt er Petrus unter allgemeinem Schaamerröthen aller Seligen ausrufen, Parad. XXVII, 22: „Der, der sich auf Erden meinen Stuhl angemaßt hat, der vor dem Sohn Gottes ledig ist, hat aus meiner Grabstätte eine Kloake von dem Blut und Gestank gemacht, dessen sich der Abtrünnige freut." Bei diesen Worten bedeckte den Himmel eine Finsterniß wie bei dem Tod Jesu. — Ebenso machte er aber auch den Kaisern Vorwürfe darüber, daß sie nach seiner Ansicht ihre Pflicht versäumten, und die Kirche in ihren Uebergriffen und die kleinen Tyrannen Italiens in ihren Empörungen gewähren ließen. Darum hat er den großen Kaiser Friedrich II., dem er sonst alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, in die Hölle versetzt, weil er gegen jenes System gehandelt und die weltliche Macht gegen die Kirche überschritten habe. Darum tadelt er den Kaiser Rudolph, daß er seinen Römerzug versäumt, er, der die Wunden Italiens hätte heilen können, Purgat. VII, 91, und darum sagt er dem Kaiser Albrecht sein schreckliches Ende als Strafe voraus, dafür, daß er Italien verwildern lassen, und daß er und sein Vater es geduldet, daß des Reiches Garten verwüstet worden. Purgat. VI, 97—105. Deswegen freute er sich so bei der Annäherung Heinrich's VII., der ihm endlich der mit allen Mitteln zur Verwirklichung seiner Idee ausgestattete Mann schien, und er setzte mit großem Eifer alle Mittel zur Vorbereitung zu seinem großen Zweck in Bewegung, wie wir später sehen werden. Dies war das Ideal, das Danten beständig vorschwebte, an das er selbst sein Leben gesetzt hätte, von dem er weder durch den bestechlichen Glanz seiner Würde als Oberhaupt der Republik, noch durch die niederbeugende Widerwärtigkeit der Verbannung abgebracht werden konnte: ein allgemein beglückender Friede der Welt in einem gesetzlich geordneten Weltreich, befestigt und geheiligt durch die Kraft des Christenthums. Wir sehen daher, wie wenig diejenigen Danten zu verstehen vermögen (und das sind die meisten Italiener), welche ihn bald als einen versteckten, bald als einen offnen Gibellinen oder Welfen darstellen, und dem Mann, der an seiner großen Idee bis zum letzten Augenblick seines Lebens festhielt, Mangel an Charakter vorwerfen.

Während nun Dante durch Verarbeitung und Aufklärung dieser Ideale in seinem Innern zu immer größerer Klarheit und Ruhe gelangte, brachte ihn seine öffentliche politische Thätigkeit in Florenz in eine immer bedenklichere Lage; denn der Zustand der Republik ward von Monat zu Monat düsterer, die Kämpfe blutiger, Raub, Mord, Zerstörung der Häuser häufiger, der Parteihaß grausamer. Die Welfen waren seit Langem Herren der Stadt, aber in ihrer Mitte entzündeten sich nun heftige Streitigkeiten zwischen den Parteien der Cerchi und Donati. Die Familie der Cerchi war vor Kurzem aus ihren Besitzungen in dem waldreichen Val di Nievole nach Florenz gekommen (daher nennt Dante ihre Partei selvaggia, Inferno VI, 64). Sie standen durch ihre Reichthümer in der Stadt in großem Ansehen, und durch ihre Freigebigkeit, ihr menschenfreundliches Betragen und ihre Mäßigung bei dem Volk in großer Gunst. Dies erregte aber schon den Neid der Donati, welche ihr uraltes Ansehen durch die neuen Ankömmlinge geschmälert glaubten. Ihr Haupt war Corso Donati, ein Mann von kräftigem Charakter, aber übermüthig, unbändig und tyrannisch, welcher Florenz beherrschen wollte. Er hatte früher Piccarda, seine Schwester, mit Gewalt aus dem Kloster gerissen, um sie einem Edelmann zur Ehe zu geben. Jetzt suchte er die Cerchi als heimliche Verbündete der Aretiner und Pisaner verdächtig zu machen, und seine Partei unter dem Adel durch das Versprechen zu vergrößern, daß er die von Giano della Bella (einem kurz zuvor verbannten Volksbeschützer) zu Gunsten des Volks und zur Bändigung des Adels gemachten Anordnungen abschaffen wolle.

Die offne Feindschaft zwischen den Donati und Cerchi wurde durch eine Erbschaft erweckt, auf welche beide Ansprüche machten (daher sagt der Schlemmer Ciacco von der Partei Corso's, Inferno VI, 74: Superbia, invidia e avarizia sono le tre faville, ch' hanno i cuori accesi), und der Streit begann bei Gelegenheit eines Balles mit Nasenabschneiden und Ermordungen, wobei die Cerchi die ersten Opfer waren. Das Unglück vergrößerte sich, als die florentinischen Welfen sich in die gräuelvollen Händel der Familie der Cancellieri in Pistoja, welche sich in die weiße und schwarze Partei gespalten hatte, als Vermittler mischten, freilich in der Absicht, die welfische Partei in jener Stadt an der Spitze zu erhalten. Die Ruhe der Pistojeser wurde von den

Florentinern theuer bezahlt, denn sie nahmen die Häupter jener schwarzen und weißen Parteien mit sich, und ererbten so den ganzen unheilvollen Streit zu dem ihrigen. Die Weißen reihten sich unter das Haupt der Cerchi, die Schwarzen unter die Donati. Dante, obgleich sich mehr zu den mäßigern Cerchi hinneigend, übernahm gewiß die versöhnende und vermittelnde Rolle, was sich wenigstens aus allen seinen Aeußerungen entnehmen läßt, und war wahrscheinlich auch im Anfang des Jahres 1301 einer der Gesandten, welche zur Beilegung der Streitigkeiten nach Rom gingen. Die Donati, welche schon seit Langem Verbündete des Papstes, also eigentliche Welfen waren, hatten diesen von der Abtrünnigkeit der Cerchi und der Weißen, sowie von der Gefahr, welche von der vergrößerten Macht derselben entspringe, unterrichtet; nun beschlossen sie in einer geheimen Versammlung in der Kirche S. Trinità, Bonifaz VIII. zu bitten, daß er, angeblich um die Ordnung herzustellen, eigentlich aber ihre Partei in den Besitz der Alleinherrschaft zu setzen, den Bruder des Königs von Frankreich, Karl von Valois, an der Spitze eines Heeres nach Florenz schicken möge. Der Papst hatte einstweilen den Kardinal Matteo Acquasparta mit angemessenen Instruktionen gesandt, Juni 1300, welcher zur „Herstellung der Ordnung" nach Kräften die Donati ans Ruder zu bringen und die Cerchi zu unterdrücken bemüht war. Allein obgleich mit großen Ehren aufgenommen, konnte er doch bei der Wachsamkeit des Volks seinen Zweck durchaus nicht erreichen. Ja, als ihm mit einem Pfeil ein Fenster seiner Wohnung eingeschossen wurde, floh er in der Angst über den Arno in das Haus des Messer Tommaso de' Mozzi, und verließ bald Florenz, nachdem er es mit dem Interdict belegt hatte. Jene geheime Versammlung aber erregte bei den Weißen großen Verdacht, sie beschuldigten bei den Prioren die Schwarzen einer Verschwörung gegen die Freiheit und griffen zu den Waffen, was wieder jene als ein Verbrechen gegen den Staat anklagten, und bald erfüllte Kampf und Mordgeschrei alle Straßen von Florenz.

Dies war die bedenkliche Epoche, in welcher Dante, der sich schon vielfach um den Staat verdient gemacht, zu einem der Prioren von Florenz gewählt wurde, welches Amt er vom 15. Juni bis 15. August 1300 verwaltete. Der Zustand, in welchem sich die Stadt befand, machte dieses Amt zu einem wahren Märtyrer-

thum des Gesetzes und der bürgerlichen Ordnung, und mit je mehr Weisheit, Unparteilichkeit und Gerechtigkeit sich Dante dabei benahm, je mehr er nur für Herstellung des Friedens und des gesetzlichen Zustandes arbeitete, desto weniger konnte er es den raub- und herrschgierigen Parteien zu Danke machen. Und wirklich schreibt er auch von diesem Priorat alle Unglücksfälle und alle Verfolgungen her, wie man dies aus einem von Leonardo Bruni aufbewahrten Bruchstück eines seiner Briefe ersehen kann. Jener oben erwähnte Auftritt hatte die Prioren ganz mit Furcht erfüllt, und aller Entschlossenheit und Energie beraubt. Dante allein blieb unerschüttert; er umgab die Prioren mit einer hinreichenden bewaffneten Macht. Nun wurde die Sache untersucht, in beiden Parteien Schuldige gefunden und von beiden Parteien die Häupter verbannt, die Schwarzen, worunter besonders der Hauptstörer Corso Donati, nach Pieve bei Perugia, die Weißen, worunter einige Cerchi, Guido Cavalcanti, der Jugendfreund Dante's, die Adimari u. A., nach Sarzana im jetzigen Genuesischen. Dieser höchst weise Spruch, welcher am besten den Frieden herstellen konnte, wurde auf Dante's Rath gegeben, und daß später die Weißen zurückgerufen wurden, kann ihm gar nicht als Parteilichkeit zur Last gelegt werden, da er zu dieser Zeit nicht mehr Prior war.

Corso Donati und seine verbannten Schwarzen gingen nach Rom, und bewirkten dort durch Vorstellungen, Verläumdungen, Freunde und Bestechungen einen Entschluß des Papstes, welchen Dante so lange für seine unglückliche Vaterstadt gefürchtet, und dem er auch als Prior mit allem Eifer entgegengekämpft hatte. Bonifaz VIII. ernannte Karl von Valois zum Grafen von Romagna, Capitain des Kirchenstaates, Friedensstifter und Reformator der florentinischen Republik, und schickte ihn als solchen mit ansehnlicher bewaffneter Macht nach Florenz. Vor seinem Eintritt in die Stadt verpflichtete sich dieser mit Siegel und Unterschrift, sich keinen Richterspruch anzumaßen, die Ordnung nicht umzustoßen, die Gesetze und Gebräuche der Stadt nicht zu verletzen. So hielt er seinen Einzug am 1. November 1301. Demungeachtet ließ er einige Tage später den Wütherich Corso mit seinem Anhang in die Stadt zurückkommen und erlaubte eine fünftägige Plünderung, Raub und Mord. Die Weißen wurden von allen Aemtern verdrängt, unter lügenhaften Vorwänden verjagt, ermordet, ihre

Häuser verbrannt, und die schändlichste Willkür der Donati war Gesetz in der erschreckten Stadt (Purgat. XX, 70—78).

Dante, welcher Karl von Valois und die Absichten, welche die Feinde der Ordnung mit ihm hatten, wohl kennen mochte, hatte diese Gräuel vorausgesehen und gewußt, was er, der einzige hellsehende und entschlossene Mann, in dieser Unordnung seiner Vaterstadt werth war, und mit schwerem Herzen hatte er sich zu der Gesandtschaft nach Rom hergegeben, welche bei dem Papst den Frieden vermitteln und die Ankunft Karl's von Valois abwehren sollte. (Se io vo, chi resta? Se io resto, chi va?) Allein die Donati mochten dies auch wissen, und es scheint mir sehr wahrscheinlich, daß auf ihre Veranstaltung Dante zum Gesandten erwählt zwei Monate vor Karl's Ankunft von Florenz abreisen mußte, und in Rom zurückgehalten wurde, bis ihre Absicht erreicht war. Denn während seiner Abwesenheit ließen sie ein Gesetz durchgehen, welches den Podestà (damals Messer Cante de' Gabrielli, einen wüthenden Schwarzen) ermächtigte, über die von den frühern Prioren begangenen angeblichen Vergehen zu richten. Durch dieses Gesetz wurde der abwesende Dante mit noch drei andern Bürgern am 27. Januar 1302 in eine Buße von 8000 Lire verurtheilt; wenn sie dieselben nicht in einer gewissen Zeit bezahlten, sollten ihre Güter confiscirt und zerstört werden; aber auch im Zahlungsfall sollten sie auf zwei Jahre von Toskana verbannt sein. Hier folgt die Sentenz, wie sie Arrivabene (Secolo di Dante, p. 655) mittheilt: Condemnationes factae, per nobilem et potentem militem, Dom. Cantem de Gabriellis, Potestatem Florentiae MCCCII. XXVII. Januarii, Dom. Palmerium de Altovitis de Sextu Burghi, Dantem Allagherii de Sextu Sancti Petri majoris, Lippum Bechi de Sextu Ultrarni, Orlandinum Orlandi de Sextu porte Domus. Accusati dalla fama pubblica, e procede ex officio, ut supra de primis, e non viene a particolari, se non che nel priorato contradissono la venuta Domini Caroli, e mette che fecerunt baratterias, et acceperunt quod non licebat per leges, etc., in libras octo millia per uno, et si non solverint fra certo tempo devastentur et mittantur in commune, et si solverint, nihilominus pro bono pacis stent in exilio extra fines Tusciae duobus annis.

Um einem solchen Richterspruch einigen Schein des Rechts zu geben, war Dante des Wuchers und der Bestechlichkeit beschuldigt worden, und die meisten Biographen finden es sehr schwer, jetzt noch zwischen ihm und seinen Richtern zu entscheiden. Ich finde bei dem bekannten Charakter aller betheiligten Personen die Sache sehr leicht, wenn es nicht ein ganz unnützes Unternehmen wäre, bei einem Akt, der nur den Triumph einer raubsüchtigen Partei über eine andere bezeichnen soll, nach dem Recht zu entscheiden. Am 10. März desselben Jahres wurde der Richterspruch mit dem Zusatz bestätigt, daß Dante und seine Genossen lebendig verbrannt werden sollten, wenn sie je in die Gewalt der Florentiner kämen. Das merkwürdige Aktenstück über diese Sentenz ist lange unbekannt geblieben, und erst 1772 von dem bolognesischen Senator Lodovico Savioli in dem Stadtarchiv von Florenz entdeckt worden. Wir geben es hier nach Tiraboschi: Nos Cante de Gabriellibus de Eugubio Potestas civitatis Florentie infrascriptam condemnationis summam damus et proferimus in hunc modum.

Dominum Andream de Gherardinis.
Dominum Lapum Salterelli Judicem.
Dominum Palmerium de Altovitis.
Dominum Donatum Albertum de Sextu Porte Domus.
Lapum Dominici de Sextu Ultrarni.
Lapum Blondum de Sextu Sancti Petri majoris.
Gherardinum Diodati Populi S. Martini Episcopi.
Cursum Domini Alberti Ristori.
Junctam de Biffolis.
Lippam Becchi.
Dantem Allighierii.
Orlanduccium Orlandi.
Ser Simonem Guidalotti de Sextu Ultrarni.
Ser Ghuccium Medicum de Sextu porte Domus.
Guidonem Brunum di Falconeriis de Sextu S. Pietri.

contra quos processimus, et per inquisitionem ex nostro Officio et Curie nostre factam super eo et ex eo quod ad aures nostras et ipsius Curie nostre pervenerit fama publica precedente, quod cum ipsi et eorum quilibet nomine et occasione baracteriarum iniquarum, extorsionum, et illicitorum

lucrorum fuerint condemnati, ut in ipsis condemnationibus docetur apertius, condemnationes easdem ipsi vel eorum aliqui termino assignato non solverint. Qui omnes et singuli per nuntium Comunis Florentie citati et requisiti fuerunt legiptime, ut certo termino jam elapso mandatis nostris parituri venire deberent, et se a premissa inquisitione protinus excusarent. Qui non venientes per Clarum Clarissimi pubblicum Bapnitorem posuisse in Bapnum Comunis Florentie subscriterunt (sic) in quod incurrentes eosdem absentis (sic) contumacia innodavit, ut hec omnia nostre Curie latius acta tenent. Ipsos et ipsorum quemlibet ideo habitos ex ipsorum contumacia pro confessis, secundum jura statutorum et ordinamentorum Communis et populi Civitatis Florentie et ex vigore nostrii arbitrii, et omni modo et jure, quibus melius possumus, ut si quis predictorum ullo tempore in fortiam dicti Communis pervenerit, talis perveniens igne comburatur sic quod moriatur, in hiis scriptis, sententialiter condemnamus. — Lata, pronuntiata et promulgata fuit dicta condemnationis summa per dictum Cantem Potestatem predictum pro tribunali sedentem in Consilio Generali Civitatis Florentie, et lectum per me Bonorum Notarium supradictum sub anno Domini milesimo trecentesimo secundo Indictione XV tempore Domini Bonifatii Pape ottavi die decimo mensis Martii presentibus testibus Ser Masio de Eugubio, Ser Bernardo de Camerino Notariis dicti Domini Potestatis, et pluribus aliis in eodem Consilio existentibus.

Der große Friedensſtifter Karl von Valois zog einen Monat darauf im April von Florenz ab, und ließ die Schwarzen als Herren der Stadt zurück, welche nun fürchterlich darin hauſten. Auch Dante's Wohnung ward ausgeplündert und verbrannt, und ſeine Güter theilten ſeine Feinde unter ſich. Seine Gattin Gemma ſoll unter dem Titel der Mitgift einiges Vermögen gerettet haben, wovon ſie ſich und die Kinder, welche dem Vater noch nicht folgen konnten, erhielt. Dante erfuhr in Siena ſein und ſeiner Vaterſtadt ſchreckliches Schickſal. Eine Menge Verbannte kamen dort zuſammen, Weiße und Gibellinen näherten ſich einander, durch das gemeinſame Unglück und den gemeinſamen Zweck ver-

bunden, und Dante, der nichts sehnlicher wünschte, als eine friedliche Rückkehr in die einige, von allen Parteizwisten befreite Vaterstadt, blieb bei ihnen bis zum Juli 1304, und stand ihnen mit Rath und That, beschwichtigend und immer zum Frieden lenkend bei, mußte freilich auch zuweilen der ungestümen Mehrzahl nachgeben.

Der Charakter der Sanesen gewährte den Verbannten nicht lange Sicherheit, und sie zogen nach Gargonza in Val d'Ambra unweit Arezzo. Dort suchten sie sich zu ordnen, um ihren Operationen mehr Einheit und Wirkung zu geben. Sie erwählten den Grafen Alessandro da Romena zu ihrem Haupt, und gaben ihm zwölf Kriegsräthe zur Seite, unter welchen auch Dante sich befand. Hierauf begaben sich 1303 die Verbannten, wahrscheinlich von trügerischen Hoffnungen angezogen, nach Arezzo, wo eine sehr ansehnliche Partei der gemäßigten Gibellinen unter dem Podestà Uguccione della Faggiuola herrschte, und wo Dante eine innige Freundschaft mit dem gleichfalls vertriebenen Messer Bosone von Gubbio schloß. Doch Uguccione, der ein tüchtiges Parteihaupt und geborner Herrscher, aber auch ein Abenteurer war, der auf jede Art sein Glück zu machen suchte, war von Bonifaz durch die Hoffnung eines Kardinalshutes für seinen Neffen gekirrt worden, und betrug sich nun gegen die Weißen so kalt und zweideutig, daß sie sich nach Forli zu dem Vicar Scarpetta degli Ordelaffi begaben. Hier hoffte Dante eine Zeit lang seinen sehnlichsten Wunsch der Rückkehr nach Florenz in Erfüllung gehen zu sehen. Bonifaz VIII., der sein ganzes Leben in Händeln zugebracht hatte, war auch an einem bösen Handel gestorben, und der treffliche Benedikt XI. ihm gefolgt. Dieser sandte sogleich den Kardinal Niccolò Albertini von Prato als Friedensvermittler nach Florenz. Bei dieser Gelegenheit zeigt sich, daß Dante (vielleicht ganz allein unter den Vertriebenen) immer für eine friedliche Ausgleichung des Parteizwistes war, indem er jenen (von Herrn Prof. Witte aufgefundenen) Brief an den Kardinal schrieb, worin er im Namen aller Verbannten die friedfertigsten Gesinnungen darlegt, und ihre Liebe zum Vaterland und die Sehnsucht zur Rückkehr auf eine rührende Art äußert. Indessen seine Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Das Geschäft des Kardinals war zwar soweit gediehen, daß einige Verbannte zurückgerufen wurden, mit

welchen die Unterhandlung wegen der Rückkehr Aller schon begann. Allein die Schwarzen vereitelten alle seine Bemühungen, und machten ihn durch schändliche Verläumdungen und verfälschte Briefe so verhaßt, daß er im Unmuth die Stadt excommunizirte und am 4. Juni 1304 verließ. Bald darauf starb auch Benedikt XI., wahrscheinlich von den Schwarzen vergiftet, deren Häupter er zur Rechtfertigung nach Rom berufen hatte, und Florenz war wieder den schrecklichsten Greueln preisgegeben.

Jetzt machten aber auch auf die Weißen und Gibellinen Dante's Friedensworte keine Wirkung mehr, und auf des Kardinals Einladung ward allgemein ein Sturm gegen Florenz beschlossen. Sie hatten eine bedeutende Heeresmacht unter den Befehlen des Alessandro da Romena zusammengebracht. Der Sturm war auf den 23. Juli 1304 festgesetzt. Ein junger Florentiner, Baschiera de' Tosinghi, welcher das Vordertreffen befehligte, ließ sich unvorsichtiger Weise durch Briefe von Weißen in Florenz zum Angriff bewegen, ohne die Pisanischen und Pistoischen Hülfstruppen abzuwarten. Der Anfang war ganz glücklich. Sie kamen, ohne Widerstand zu finden, an den Borgo a S. Gallo, überrumpelten die Porta degli Spadari, und drangen bis gegen die Kirche der S. Reparata vor. Auf dem Platz S. Marco stellten sie sich in Schlachtordnung, den Degen in der Hand, aber das Haupt mit Oelzweigen bekränzt, riefen sie: Frieden, Frieden! Aber plötzlich brachte ein Mißverständniß einen panischen Schrecken in ihre Reihen, sie eilten aus der Stadt, brachten das übrige Heer in Furcht und Verwirrung, welches sich sogleich nach allen Seiten hin zerstreute. Daß Dante an diesem Sturm Theil genommen habe, wird von keinem der gleichzeitigen Historiker gesagt. Er mag sich wohl in der Nähe aufgehalten haben, gewiß mit pochendem Herzen, um den Ausgang abzuwarten, und im glücklichen Fall gleich den Frieden zu befestigen.

Hielt sich aber Dante schon lange zu keiner Partei, so mochte er jetzt in der Ansicht noch mehr bestärkt sein, daß, so lange Parteien gegen einander kämpften, niemals in seiner Vaterstadt von Ausgleichung und von Herstellung der Ordnung und der alten Verhältnisse die Rede sein könne. Er sagte sich also nun von allen Parteien los, da ihr Streben mit seiner uneigennützigen Vaterlandsliebe doch nichts gemein hatte, und seine Gedanken

beschäftigten sich von nun an mit einem Erretter, der mit kräftiger Hand und hohem Sinn sein Ideal eines glücklichen Reiches verwirklichen, dem Papst seine Gränze anweisen, und in den Städten und unter den Fürsten einen allgemeinen Frieden befestigen sollte. Daß ihn seine Biographen bis auf die neueste Zeit deswegen eines eifrigen Gibellinismus beschuldigt haben, zeigt Unverstand, und beweist, daß man sich in Italien immer noch nicht über den kleinlichen Parteigeist erheben kann, und, so lange dies der Fall ist, nie den eignen großen Dichter wird verstehen können. [1])

---

1) Dreimal in der Divina Commedia deutet Dante auf diesen Erretter Italiens hin. Zuerst im ersten Gesang des Inferno, und zwar hier auf eine Weise, die einen wirklich und menschlich existirenden Befreier und Hersteller Italiens nicht verkennen läßt. Er sagt darin: Zur Zeit seines Priorats gerieth er in einen finstern Wald (bezeichnet den traurigen Zustand Italiens durch die Gesunkenheit der kaiserlichen und päpstlichen Gewalt), worin ihn der Panther (das von Parteien zerrissene Florenz), der Löwe (Karl von Valois) und ganz besonders die Wölfin (die gierige römische Kirche) ängstigt. Virgil sagt ihm, diese gierige Wölfin würde nicht eher ruhen, als bis der Veltro (Windhund) käme. Dieses Symbol des Windhunds hat viele Auslegungen, und darunter ungereimte, veranlaßt; Manche haben Christum, Andere gar einen Tartarenfürsten darunter verstanden. Die Hauptmeinungen sind auf drei Personen gerichtet: Uguccione della Faggiuola, Kaiser Heinrich VII. und Cane Scaligero. Auf den Erstern kann ich nirgends die geringste Anspielung entdecken, dafür scheint mir aber Alles, sowohl der Name als die übrigen Eigenschaften auf Cane zu passen, besonders nach dem, was später von Dante's erstem Aufenthalt bei Cane gesagt wird, und nach der sehr gegründeten Vermuthung, daß Dante erst bei Maroello Malaspina oder ein Jahr später bei Cane die Fortsetzung seines Gedichts vorgenommen und jenen ersten Gesang des Inferno umgearbeitet habe. Kopisch's Auslegung des Verses 105 scheint mir zu gezwungen und nur aus dessen Ansicht erklärlich, daß in der ganzen Divina Commedia keine Persönlichkeit, sondern nur Allegorie und Symbolik zu finden sei. Dante's kräftige Persönlichkeit, eigenthümliche Ansicht über seine Zeit, Hoffnung und Furcht tritt im Gegentheil in jedem Gesang hervor, und macht uns allein den Dichter und sein Werk so werth. Daß unter dem Veltro weder Gott noch Christus, noch ein Papst gemeint sei, sagen die Verse 106—108: „Er wird das weltliche römische Reich wieder herstellen, und das weltliche Papstthum vernichten." Dasselbe sagt Dante im Purgat. XXX, 34—45: „Das Gefäß, das die Schlange zerbrach, ist nicht mehr; doch wer die Schuld trägt, der wird die göttliche Rache nicht durch eine auf dem Grab des Gemordeten gegessene Suppe abwenden (dies deutet offenbar auf Karl von Anjou, der die kaiserliche Macht

Nach dem verunglückten Plan der Gibellinen auf Florenz folgte Dante dem Grafen Aleſſandro da Romena über Mugello ins Caſentiniſche, und wurde in S. Godenzo von Guido Salvatico gaſtfrei aufgenommen. Er blieb da kurze Zeit, machte mehre Ausflüge und ging von da nach Bologna, das ihm von frühern Zeiten her eine befreundete Stadt war (Mai 1305). Dahin nahm er ſeinen 13jährigen Sohn Pietro mit, den er bisher in Siena hatte erziehen laſſen, und führte ihn in der weltberühmten Univerſität in die juriſtiſchen Studien ein. Ein Interdikt aber, das die Hochſchule von dem Papſt Clemens V. traf, vertrieb nebſt allen Lehrern auch Dante mit ſeinem Sohn nach Padua, 1306. In dieſer neuen Heimath ward Dante bald mit mehren vornehmen Familien bekannt, wie den Scrovigni, Carrara, Macaruffi, Pappafava, und einigen derſelben wurde er auch befreundet. [1]). Ueberhaupt genoß er hier, wie überall, wohin er kam, einer großen Achtung wegen ſeiner Gelehrſamkeit und Rechtlichkeit, und diente bei manchen wichtigen Verhandlungen bald als Zeuge, bald als Procurator. Dies beweiſt der von Pelli in

---

in Italien vernichtete durch einen Mord, und dann nach dem damaligen Aberglauben auf dem Grabe Konradin's eine Suppe aß); doch der Adler (alſo ſehr deutlich das weltliche römiſche Reich) wird nicht ohne Erben bleiben; er gab von ſeinen Federn (Reichthümern) dem Wagen (der Kirche) ab, die davon eine Mißgeburt (geiſtliches und weltliches Reich) und dann eine Beute (der Habgier) wurde. Doch ſeh' ich ihm (dem Adler) eine günſtige Zeit kommen, in welcher ein Kaiſer die Kirche wieder auf ihr eigentliches Reich beſchränken wird." Und daß in der dritten gewöhnlich angeführten Stelle, Parad. XXX, 133, kein Papſt als der Herſteller der göttlichen Ordnung auf Erden gemeint ſei, geht deutlich aus Vers 142—148 hervor. Ueberhaupt findet ſich nirgends ein Beweis, daß Dante viel auf einen Papſt gehofft habe, welcher mit Entäußerung von aller weltlichen Macht nur das geiſtige Wohl beförderte. Es ließ ſich ein ſolcher auch nicht ſo leicht denken, als vielmehr ein kräftiger Herrſcher, der ihm die weltliche Macht entriſſe. Daß aber Dante's Perſönlichkeit und ſein ganzes Leben nach und nach in der Divina Commedia dargeſtellt wird, ließe ſich von mehr als Einer Seite darthun, wenn hier der Ort zu ſolchen Entwicklungen wäre.

1) Einer von der Familie der Scrovigni ſagt Dante im Inferno XVII, 67: „Da du noch lebſt, und es erzählen kannſt, ſo wiſſe, daß mein Nachbar in Padua, Vitaliano del Dante, der jetzt noch lebt, bald auch hier unten mein Nachbar ſein wird, da er ein arger Wucherer iſt."

seinen Memorie angeführte Contract, der am 27. August 1306 im Hause des Messer Pappafava abgeschlossen, und worin Dante, als wohnhaft in dem Quartier S. Lorenzo in Padua, als Zeuge aufgeführt wird. Auch mit den Malaspina, eifrigen Welfen, hatte er schon eine innige Freundschaft geschlossen, und vermittelte in ihrem Namen hier einen Frieden mit dem Bischof von Luni, Antonio Canulla. [1])

Wahrscheinlich bald nach diesem Dienst besuchte er seine Freunde, die Malaspina selbst, in der Lunigiana, wo er nach seinen Umständen äußerst glücklich einige Monate des Jahres 1307 zugebracht haben muß bei Marcello Malaspina. Die Malaspina waren eine alte fürstliche Familie, welche in der Geschichte Italiens mehre berühmte Namen lieferte, daher ihr Dante im Purgatorio VIII, 121 ein sehr schönes Denkmal setzt. Currado Malaspina, der Vater von Dante's Gastfreund Marcello, fragt dort Dante um Nachrichten aus Valdimagra. Dante antwortet ihm: „Ich war nie in Euerm Land, aber wo ist ein Ort in ganz Europa, wohin nicht der Ruf, der Euer Haus ehrt, gedrungen sei; er schallt so weit unter dem Adel und dem Volk, daß auch die, welche noch nie dort waren, davon Kunde haben. Ich schwöre Euch, daß Euer edles Geschlecht nichts verliert von dem Ruhm der Freigebigkeit und der Tapferkeit. Natur und Erziehung hat ihm solch hohen Sinn gegeben, daß es, wie sehr auch das sündige Kirchenhaupt die Welt verdirbt (Bonifaz VIII.), doch seinen rechten Weg geht, und den schlechten verachtet." — Man sieht aus dem letzten Lobspruch, wie gut Dante mit seinen Grundsätzen sich mit dieser welfischen Familie befreunden konnte, welche

1) Die beiden Dokumente, welche Pelli hierüber anführt, lauten: 1) Il magnifico signor Franceschino Marchese Malaspina fece suo procuratore Dante Alighieri di Fiorenza, a ricever e dar pace, da farsi tra il venerabile padre il Signore Antonio vescovo di Luni da una parte, e il signore Franceschino in nome proprio e di Marcello e Corradino fratelli Marchesi Malaspina dell' altra parte; e a promettere che il signor Franceschino detto procurerà la ratifica del Signore Corradino per se e i suoi fratelli. — 2) Nel 1306 addi 6. Ottobre all' ora terza fu fatta la pace tra il venerabile padre signor D. Antonio vescovo per una parte e Franceschino Marchese Malaspina e ancora Marcello Marchese Malaspina, che il detto S. Franceschino procurerà e la ratifica.

ebenso wie er Parteirücksichten der Rechtlichkeit unterordnete. Auch Maroello's Gattin, Alagia, einer Nepotin des Papstes Hadrian V., aus der Familie der Fieschi de' Conti di Lavagna, erwähnt Dante auf ehrenvolle Weise im Purgat. XIX, 142, wo Hadrian zu ihm sagt: „Wenn du mich auf Erden dem Gebete irgend Jemandes empfehlen willst, so habe ich Niemanden als meine Nichte Alagia, die eine vortreffliche Frau ist, wenn sie unsere Familie nicht verderbt hat." Dante widmete diesem Maroello Malaspina das Purgatorio. — Noch wird von seinem Aufenthalt bei Malaspina ein merkwürdiges Ereigniß in Betreff seiner Divina Commedia erzählt, welches bewiese, daß Dante sein großes Gedicht schon vor seinem Exil angefangen habe. Boccaccio behauptet dies von den sieben ersten Gesängen, und versichert es von einem Schwestersohn Dante's, Leone Poggi, gehört zu haben, welcher diese sieben Gesänge in einem Koffer, der beutelustigen Wuth des das Haus Dante's plündernden Volks entzogen, gefunden, und sie dem Dino di Messer Lambertuccio Frescobaldi zu lesen gegeben, welcher sie nach Styl und Tiefe der Gedanken für ein Werk Alighieri's hielt. Dieser habe sie dem Marchese Maroello Malaspina geschickt, um sie Dante zuzustellen, und auf dessen Aufforderung habe Dante sein Werk fortgesetzt. Leonardo Bruno, ein sichererer Biograph, bestätigt dies, und Boccaccio und Benvenuto glauben den Punkt der Fortsetzung deutlich im Anfang des achten Gesanges des Inferno zu finden: l' dico seguitando. [1])

1) Eine Bestätigung dieser Meinung finden wir in der ersten Canzone der Vita Nuova, in den Worten der früher angeführten Stanze: E che dirà nell' Inferno a' mal nati: l' vidi la speranza de beati. Diese Stelle beweist, daß Dante, der sie ungefähr im 25. Jahre schrieb, schon damals wenigstens die Idee der Commedia gefaßt haben muß. Nach seinen früher angeführten Worten verschob er die Fortsetzung, bis er mit allem Eifer die Tiefen der Philosophie und Theologie ergründet haben würde, und dies geschah nach dem Convito (Tratt. II, cap. XIII) 30 Monate nach Beatricens Tod. So wäre der Anfang der sieben ersten Gesänge in das Jahr 1295 zu setzen, und diese müssen wohl vor seiner Wahl zum Prior der Republik Florenz beendigt gewesen sein, da die Jahre 1300 und 1301 die unruhigste und stürmevollste Zeit seines Lebens war. Freilich sagt er schon im ersten Gesang, daß er im Jahr 1300 in jenen Wald gelangt sei, und verkündigt Thatsachen voraus, die erst nach dieser Zeit geschehen sind. Allein es wird

Mit der Verlängerung seines Exils, mit der Bekanntschaft so vieler ausgezeichneter Männer von allen Parteien erweiterte sich Dante's Sinn immer mehr, wurden seine politischen Ansichten immer reifer; er umfaßte nun nicht bloß das Wohl seiner Vaterstadt, er umfaßte nun ganz Italien mit seinen Sorgen und Wünschen, und sah das Glück von Florenz nur in Folge des Glücks des gemeinsamen Vaterlands wieder aufblühen. Seit dem verunglückten Plan der weißen Partei auf Florenz sah er von keiner Seite her Hoffnung zur Erfüllung seiner heißen Wünsche. Jetzt ging in Norditalien eine Veränderung vor, die seine Niedergeschlagenheit von Neuem zur Begeisterung entflammte. In Verona hatte Alberto Scaligero bis zum Jahr 1301 regiert, und die gibellinische Partei scheint sich unter ihm in der Enge befunden zu haben, denn Dante macht im Purgat. VI, 106 dem Kaiser Albrecht Vorwürfe über seine Vernachlässigung und geringe Unterstützung so vieler Familien:

Vieni a veder Montecchi e Cappelletti,
Monaldi e Filippeschi, om senza cura:
Color già tristi, e costor con sospetti.
Vien, crudel, vieni, e vedi la pressura
De tuoi gentili, e cura lor magagne.

Alberto hinterließ drei Söhne: Bartolommeo, Alboino und Canefrancesco. Der letztere war geboren am 9. März, 1291.

Non se ne sono ancor le genti accorte
Per la novella età, che pur nove anni
Son queste rote intorno di lui torte.

Bartolommeo wurde sogleich vom Volk als Herr der Stadt bestätigt. Mit gleicher Gewalt folgte ihm sein Bruder Alboino (März 1304), welcher aber bald gezwungen wurde, Cane zum Mitherrscher anzunehmen. Beide regierten zusammen bis zum

---

von Vielen, gewiß mit Recht behauptet, daß, als er im Jahr 1306 (denn in diesem Jahr kam er erst zum Marchese Malaspina) sich vornahm, sein Werk fortzusetzen, er gewiß den ersten Gesang noch einmal durcharbeitete, sowie er auch im 6. Gesang die Rede jenes Florentiners im dritten Kreis der Hölle veränderte oder verlängerte. Von vielen Commentatoren wird behauptet, daß jene Rede des Ciacco gleichsam eingeschoben sei, als dem Charakter der Person nicht angemessen.

Jahr 1308, wo Cane als alleiniger und absoluter Regent vom Volk anerkannt und ihm als solchem Gehorsam geschworen wurde. Dieser Cane zeichnete sich schon jetzt, ein Jüngling von achtzehn Jahren, durch seltne Eigenschaften des Geistes und Herzens aus, und zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Er war also ein Mann für Dante's Plan. Daher läßt sich dieser von seinem Vorfahren Cacciaguida im Parad. XVII, 76 verkündigen: „Deine erste Zuflucht wird Can Grande sein, den der Einfluß seines Gestirns schon zu großen Thaten entflammt. Schon in seiner Jugend wird sein hoher Sinn weit glänzen, seine Freigebigkeit, Großmuth und Thätigkeit, so daß selbst seine Feinde ihn loben werden." So ging also Dante im Jahr 1308 nach Verona zu Can Grande degli Scaligeri della Scala, ward von dem jungen Helden wie ein Vater aufgenommen, und empfing von ihm allen Schutz, alle Liebe und Unterstützung. Von da an machte er Verona fast bis zu seinem Lebensende zum bleibenden Wohnsitz oder doch zum Mittelpunkt, zu welchem er nach allen seinen Ausflügen immer wieder zurückkehrte. [1])

Can Grande's Hof war einer der glänzendsten in der Lombardei. Er versammelte bei sich alle ausgezeichneten Personen, welche ein ungünstiges Geschick zwang, entfernt von ihrem Vaterland zu leben. Ebenso gehörte aber auch zum Glanz des Hofes eine Schaar von Troubadours, Sängern und Spaßmachern. Einer der ausgezeichnetern Gäste war der Historiker Sagacio Muzio Gazzata von Reggio, welcher die ganze Lebensweise unter den an diesem Hof Aufgenommenen beschrieben hat. In dem Palast waren ihnen besondere Zimmer angewiesen, und angemessene Symbole verzierten jede einzelne Wohnung: der Triumph die der Krieger, der Musenhain die der Dichter, Merkur die der Künstler, das Paradies die der Priester, alle aber die unbeständige Fortuna.

---

1) Also die Verse Paradiso XVII, 70—72 sind nicht gerade wörtlich zu nehmen. Er nennt wahrscheinlich die übrigen Aufenthalte in Arezzo, Gubbio, der Lunigiana ꝛc. keine Zuflucht, weil er von da aus immer noch für seine demnächstige Rückkehr nach Florenz unmittelbar arbeitete und hoffte, und immer in Toskana blieb, dann aber für immer in die Lombardei wegzog, mit ganz andern Absichten und Planen, und gleichsam ein neues geistiges Leben anfing.

Mit gleicher Großmuth empfing und behandelte Cane an seinem Hof auch seine ausgezeichnetern Kriegsgefangenen, wie Giacomo von Carrara, Vanne Scornazano, Albertino Mussato und viele Andere. Alle hatten ihre Bedienung und ihren Tisch. Daß an einem so lustigen Hofe bei der überschäumenden Jugend des kräftigen Gastherrn unter den Troubadours und Spaßmachern mancher Scherz vorfiel, gegen den die ernste Miene des mit ganz andern Dingen beschäftigten Dichters abstach, und daß dies manche neckende Stichreden und Vergleichungen erweckte, ist natürlich. So wird die bekannte Anekdote erzählt, daß, als ein Giullaro einst die ganze Gesellschaft besonders unterhalten und heiter gestimmt hatte, Can im Scherz den Dichter fragte, warum doch dieser Spaßmacher Allen besser gefalle als er, worauf Dante nur erwiederte: Gleich und Gleich gesellt sich gern. Eine andere noch beißendere Antwort hat Arrivabene (Secolo di Dante, p. 771) aufbewahrt. Indessen Dante verstand den Scherz, konnte selbst sehr heiter sein, und wenn ihm die brausende Jugend lästig war, so hatte er alle Erlaubniß, sich zurückzuziehen und seinen ernsten Betrachtungen nachzuhängen. Außerdem merkte er wohl, wie jene Scherze gemeint waren, aus der auszeichnenden Hochachtung, womit ihm im Uebrigen an diesem Hof begegnet wurde, wie er auch im Parad. XVII, 73 anmerkt:

Ch' avrà in te si benigno riguardo,
Che del fare e del chieder tra voi due
Fia prima quel, che tra gli altri è più tardo,

und Nichts störte bis ans Ende das schöne Verhältniß zwischen dem großen Dichter und dem großen Fürsten. Hier fand jener endlich Muße, neben manchen Diensten, die er seinem Gönner erwies, an seinem großen Werke fortzuarbeiten, das er von nun an unter allen Stürmen seines Lebens nicht mehr aus der Hand legte. Man glaubt auch, daß er 1310 seinen Sohn Pietro zu sich nach Verona habe kommen lassen, um dort seine Studien zu leiten. Von dieser Stadt aus machte er wahrscheinlich manche Streifzüge ins Gebirg, und benutzte die großartigen Naturscenen zu herrlichen Gemälden in seinem Gedichte. So steht im Inferno XX, 61—93 eine genaue Beschreibung des Guardasees, des Pennins, des Val di Monica, der trentinischen Alpen, des Mincio

und der Gegend von Mantua; auch wird Inferno XII, 4 der Bergsturz in der Gegend von Roveredo angeführt.

Dante, der über seine Zeit und ihre Mängel und Heilmittel in sich selbst so klar war, der von seinem hohen Standpunkt aus Alles so planvoll beurtheilte und beobachtete, und dem Zufall so wenig überlassen wollte, mag hier auch nicht zufällig nach Verona gegangen sein, sondern besondere Absichten gehabt haben, und dies macht es mir wahrscheinlich, daß er gerade im Jahr 1308 zu Can Grande gegangen sei. Bis zu Heinrich's VII. Tode war Dante von dem Plan begeistert, Italien die frühere würdevolle Stellung wieder einnehmen und durch ein richtiges, gegenseitiges Verhältniß der römischen Kaiser und der Kirche das Glück des Friedens genießen zu sehen. Zur Verwirklichung dieses Planes spähte er nach ausgezeichneten Männern umher, die nicht von den Vorurtheilen seiner Zeit befangen, und welche fähig waren, seine Begeisterung zu verstehen und mit ihm zu theilen. So war es nicht bloße Freundschaft, die ihn zu Malaspina gehen ließ, dessen vortreffliche Gesinnung er bei jener Unterhandlung mit dem Bischof von Luni in Padua hatte kennen lernen; so war es nicht Zufall oder gar schon Freundschaft mit dem ihm persönlich noch unbekannten Cane Scaligero, die ihn Malaspina wieder verlassen und nach Verona gehen ließ, sondern beide Male die Hoffnung, ein taugliches Werkzeug zur Verwirklichung seines großartigen Planes zu finden. Von Cane hatte er schon in Padua viel Ruhmwürdiges gehört, auf ihn also seine Aufmerksamkeit gerichtet. Ein glückliches Geschick fügte es, daß Cane durch den Willen des Volkes sehr bald an die Spitze der Regierung und zu großer Macht gelangte. Er war noch jung, seine Seele bildsam, für alles Große empfänglich, er war also ein würdiger Schüler für den großen politischen Meister. Zu ihm ging folglich Dante, sobald er von seinem Regierungsantritt gehört hatte. Seine Lehren fielen auf einen guten Boden, Can erhob sich bald über das Parteiunwesen, Verbannte aller Farben fanden bei ihm Zuflucht, und bald begeisterte er sich für die weltliche Ordnung in Italien durch einen würdigen Kaiser. Während die Familie der Scala vorher streng welfisch gewesen war, wurde Can bald Vicar des Kaisers in Oberitalien.

Bald darauf brachte eine andere Begebenheit alle Pulse

unseres Dichters in die freudigste Bewegung. Er hatte sich schon früher über Rudolph von Habsburg's und Albrecht's Vernachlässigung der Kaiserkrone betrübt. Jetzt war aber ein König erwählt, Heinrich VII., welcher den Willen hatte, das Kaiserthum in seinem alten Glanze wieder herzustellen, und welcher nach seinen vorzüglichen Eigenschaften und seinem über alle Parteien erhabnen Sinn ganz geeignet war, Italien die Ordnung und den Frieden wiederzugeben. Es läßt sich denken, wie freudig Dante die Nachricht von seinem Römerzug begrüßte, die so ganz seinen sehnlichsten Wünschen entsprach. Heinrich VII. lud die Italiener nach Lausanne zur Huldigung, und Dante soll sich dahin begeben haben. Wenn dieser Bericht wahr ist, so machte sich dort Dante dem Kaiser gewiß als der ausgezeichnetste Italiener gleich bemerklich, und gewann dessen Vertrauen bald in hohem Grad. Er mag ihm selbst manchen guten Wink gegeben, manche Verabredung getroffen haben; man kann dies wenigstens aus seinem spätern Brief an Heinrich entnehmen.

Jetzt, nachdem Dante den Kaiser und die Absicht seiner Sendung ganz erkannt hatte, schrieb er jene berühmte Epistel „an alle Könige Italiens, an die Senatoren von Rom, die Herzöge, Marchese, Grafen und alle Völker", die einen Commentar zu Heinrich's Römerzuge und eine Vorbereitung zu dem heilbringenden Unternehmen mit einer Einladung, sich demselben anzuschließen, enthalten sollte. Sie enthält zugleich mit den übrigen das durchdachteste, geläutertste politische Glaubensbekenntniß des größten italienischen Politikers. „Seht", ruft er unter Anderm seinem Volk darin zu, „die günstige Zeit, in welcher die Zeichen des Trostes und Friedens aufgehen! Wir werden die erwartete Freude sehen, die wir lange in der Wüste geblieben, da nun die Friedenssonne sich erhebt, und die Gerechtigkeit, die an der Gränze des trägen Rückschrittes ohne Licht war, beim Erscheinen des Glanzes sogleich wieder grünen wird. Die, welche hungern und dürsten, werden in dem Licht ihrer Strahlen gesättigt werden, und die, welche die Ungerechtigkeit lieben, werden von dem Angesicht der Leuchtenden verwirrt werden. — Freue dich nun, Italien, das Mitleiden verdient, du wirst bald von der ganzen Welt, selbst von den Sarazenen, beneidet werden; denn dein Verlobter, der die Freude des Jahrhunderts und der Ruhm deines Volkes ist, der

gottesfürchtige Heinrich, berühmter Mehrer und Kaiser, eilt zu deiner Hochzeit. Er wird dich aus den Banden der Bösen befreien, und die Ruchlosen mit dem Schwerte vertilgen. Aber er wird allen Denen verzeihen, die seine Barmherzigkeit anrufen. Nachkommen der Longobarden, legt eure Grausamkeit ab, damit, wenn der hohe Adler mit Blitzesschnelle herniedersteigt, er nicht seine Jungen verstoßen, und das Nest von jungen Raben besetzt finde. Bereitet also eure Gemüther zur Unterwürfigkeit, und bedenkt, daß, wer der Obrigkeit widerstrebt, der göttlichen Ordnung zuwiderhandelt. Aber ihr Unterdrückten, die ihr traurig seid, erhebet eure Seele, denn euer Heil nahet. Seid demüthig und leget euren Haß ab, damit der Thau der himmlischen Gnade auf ein fruchtbares Feld niederfalle, und die Früchte des wahren Friedens bringe. Verzeihet nun, die ihr mit mir Beleidigung erduldet habt, damit der göttliche Hirte euch für seine wahre Heerde erkenne, von welchem aus sich die Macht St. Peter's und Cäsar's theilt. Wenn euch nicht alte Schuld blendet, so könnt ihr sehen, wie beiderlei Macht auf gleiche Weise vertheilt ist. Wachet also, gehet eurem König entgegen, Bewohner Italiens, und erhaltet ihm nicht nur euern Gehorsam, sondern als Freie erhaltet ihm auch das Reich. Aber habt auch Ehrfurcht vor seinem Ansehen. Ihr trinkt aus seinen Quellen, ihr schifft auf seinen Meeren, ihr übersteigt seine Alpen, ihr erfreut euch aller öffentlichen Dinge, und besitzt euer Privateigenthum nur durch das Band seiner Gesetze. Denn gehört dies Alles nicht Gott, und erhellt es nicht aus vielen Wundern, daß Gott den römischen Fürsten auserwählt habe? und bekennt nicht die Kirche, daß er mit den Worten Christi bestätigt worden ist? — Und Er, der durch die Offenbarung des Geistes Mensch wurde, theilte die Erde in zwei Reiche, und gab Alles sich und Cäsarn, und verordnete, daß beiden gegeben würde, was ihnen gebührt. Aber wenn eure Hartnäckigkeit die Wahrheit noch nicht erkennt, und weitern Beweis verlangt, so prüfet die Worte Christi, als er gebunden war. Denn als Pilatus ihm sein Reich entgegensetzte, so bestätigte Christus, daß Cäsar's Reich höher sei. Darum öffnet eure geistigen Augen, da Gott euch Heinrich zu eurem König gegeben hat. Denn er ist's, welchen Petrus, Gottes Statthalter, uns zu ehren mahnt."

Heinrich VII. machte indessen in Norditalien anfangs schnelle

Fortschritte. Sein vortrefflicher Charakter versöhnte alle Parteien, er durchzog die meisten Städte der Lombardei, und alle Verbannte derselben, Welfen wie Gibellinen, wurden zurückgerufen; auch andere Städte Mittelitaliens wußte er sich durch Vicare und Unterhändler zu gewinnen. Nur das hartnäckige Florenz zeigte sich als wüthender Feind aller Ordnung. Es stand als Haupt einer unversöhnlichen Partei gegen den Kaiser auf, und suchte durch alle Mittel auch andere Städte, die schon versöhnt waren, wieder von Recht und Gesetz abzubringen. Wohl kannte Dante „diese giftige Viper, dieses räudige Schaaf", welches ganz Italien anzustecken drohte. Er hielt sich damals in Toskana auf, und versuchte durch einen eindringlichen Brief wenigstens den Bessern in seiner Vaterstadt die Augen über ihre Verirrung zu öffnen und zum Verlassen ihrer einseitigen Stellung in dem großen Bund der Religion und des Friedens zu bewegen. Der Brief ist der Hauptsache nach abermals eine Auseinandersetzung seines großen Themas, daß Friede und Glück der Staaten nur in einem großen Weltreich festgestellt werden können, wo die Kirche das geistige, der Kaiser das weltliche Wohl vertrete.

Um seine Ideen noch weiter auszuführen und mehr zu verbreiten, zugleich dem Kaiser die Herzen zu eröffnen und den Weg „durch den finstern Wald" (Inferno I) zu bahnen, schrieb Dante in demselben Jahr seinen Tractatum de Monarchia, wovon früher die Rede war.[1]) Unterdessen hatte Heinrich VII., erfüllt

1) Dieses Buch hatte nach Boccaccio's Erzählung ein sonderbares Schicksal: „Es wurde mehre Jahre nach dem Tode des Verfassers von dem Kardinal Beltrame del Poggetto, Legaten des Papstes Johann XXII., verdammt. Die Ursache dieses Verfahrens war, daß Ludwig von Baiern, welcher von den deutschen Kurfürsten zum römischen König gewählt, wider Willen des Papstes Johann zu seiner Krönung nach Rom kam, einen Minoriten, Namens Pietro della Cornara, zum Papst wählte und viele Kardinäle und Bischöfe einsetzte, und von seinem Papst sich krönen ließ. Als darauf bei manchen Fällen Zweifel über seine Autorität entstanden, machte er und seine Partei Gebrauch von jenem zufällig aufgefundenen Buche zur Rechtfertigung und zum Beweis der Gültigkeit seiner Würde. Dadurch wurde das Werk, das vorher kaum gekannt war, plötzlich berühmt. Bald darauf aber kehrte Ludwig nach Deutschland zurück, und seine Partei, besonders die Kleriker, wurden verjagt und zerstreut. Der genannte Kardinal bekam das

von seinem Versöhnungswerke, sich zu lange in der Lombardei aufgehalten, und den gegen ihn gerichteten Bund an seinen Enden bekämpft, anstatt gleich auf den Mittelpunkt, Florenz, loszugehen. Er ließ dadurch den Florentinern Zeit, sich zu verstärken und den Bund immer mehr zu befestigen, während er sich selbst mit der Bekämpfung der immer von Neuem von ihm abfallenden Städte schwächte. Dante kannte seine Italiener besser, und sah mit Schmerzen den Verlust einer kostbaren Zeit, der das Mißlingen des ganzen Unternehmens zur Folge haben konnte. Er schrieb also an den Kaiser am 16. April 1311 den herrlichen Brief, worin er ihn dringend bittet, seine Kräfte gleich gegen Florenz zu wenden, welches allein ihm die vielen Feinde in Italien erregte. Auch Clemens V., eine elende Creatur Philipp's des Schönen, welcher Heinrich's Königswahl selbst betrieben hatte, bereitete ihm nun alle möglichen Schwierigkeiten,[1]) begünstigte den Bund gegen ihn, und gab diesem den König von Neapel zum Haupt, der denn auch in ganz Mittelitalien alle Gibellinen verfolgte und verjagte. Indessen mochte Heinrich VII., nach der Erfahrung früherer Römerzüge, leider seine Ursachen haben, sich Oberitaliens wegen des Rückzugs zu versichern. Darüber ging fast das ganze Jahr 1311 verloren, die Florentiner wurden immer trotziger, und Dante's Verbannung wurde am 6. September 1311 durch Baldo di Aguglione bestätigt. Von König Robert vertrieben, ging hierauf Dante zum Kaiser nach Genua. Dieser bahnte sich

---

Buch in seine Gewalt, und verdammte es öffentlich, als ketzerische Dinge enthaltend, zum Feuer; dasselbe hätte er gern an den Gebeinen des Verfassers zu ewigem Schimpf und Vertilgung seines Andenkens gethan, wenn ihn nicht davon ein tapferer florentinischer Edelmann, Pino della Tosa, welcher zu jener Zeit in Bologna war, wo die ganze Verhandlung vor sich ging, und ein Ostagio da Polenta abgehalten hätten, und diese beiden nicht mächtig genug gewesen wären, um den Kardinal aus Rücksichten zur Mäßigung zu nothigen."

1) Dante sagt von ihm Inferno XIX, 82:

Che dopo lui verrà, di più laid' opra,
Di ver ponente un pastor senza legge,
Tal che convien, che lui e me ricuopra.
Nuovo Jason sarà, di cui se legge
Ne' Maccabei: e come a quel fu molle
Suo rè, così fi' a lui, chi Francia regge.

gegen die feindlichen Truppen am 6. März 1312 einen Weg nach Pisa, und kam unter beständigen Gefechten und Gefahren am 7. Mai nach Rom, wo er jede Straße gegen Robert von Neapel erobern und sich sogar in der Laterankirche krönen lassen mußte. Der Tumult der Einwohner und die feindliche Stellung Robert's nöthigte ihn aber, Rom bald zu verlassen, und so zog er endlich gegen Florenz, das sich aber unterdessen vollständig gerüstet, und viele Städte in seinen Bund gezogen hatte. Nach einer langen und vergeblichen Belagerung mußte er sich im October 1312 nach Pisa zurückziehen. Dort war er von allen verbannten Gibellinen Toskanas umgeben, und Dante war der erste unter seinen Rathgebern. Er schloß eine Allianz mit dem von Robert gleichfalls bedrängten König Friedrich von Sicilien, welcher zu der genuesischen Flotte noch 50 sicilische Galeeren stoßen ließ, und den Krieg in Neapel mit Glück eröffnete. Heinrich erklärte nun Florenz und den König Robert in die Acht, und brach gegen letzteren auf. Allein plötzlich raffte ihn eine kurze Krankheit (man vermuthet eine Vergiftung) weg, und er starb am 24. August 1313 in dem Castell Buonconvento unweit Siena. Dies war der einzige Mann gewesen, welcher Dante nicht nur verstand, sondern auch sein hohes Ideal zu verwirklichen vermochte. Ueber alle Parteien erhaben, hatte er alle Eigenschaften zu einem ausgezeichneten Regenten und den edelsten Willen zur Versöhnung. Schon auf dem Joch der Alpen im Angesicht Italiens hatte er zu Gott um glückliche Vollendung seines Friedenswerkes gebetet, bei Freund und Feind wußte er sich bald hohe Achtung für seine gewinnende Persönlichkeit und den Eifer in seiner würdigen Aufgabe zu verschaffen, nur Florenz und der Papst sträubten sich in unversöhnlicher Wuth, je nach ihrem Charakter, jenes offen, dieser versteckt. Parad. XVII, 82. **Ma pria che 'l Guasco l' alto Arrigo inganni.** Seinen edlen Geist, seine vortreffliche Wirksamkeit bestätigt uns Dante durch die ehrenvolle Stelle, die er ihm im Paradies anweist, und in den Worten, wodurch er über Heinrich und Italien richtet. Dante ist, wenn man einmal sein System kennt, der zuverlässigste Geschichtschreiber seiner Zeit. [1])

1) Parad. XXX, 133: „Auf jenem Thron, auf welchem dein Blick der Krone wegen gerichtet ist, wird der hohe Kaiser Heinrich sitzen, der Ita-

Es läßt sich denken, welchen Schrecken dieser Unglücksfall unserm Dante verursacht habe. Gleichsam sein zweites Ich, der praktische Theil seines Lebens war vernichtet. Er befand sich zu Pisa, wo sich die Gibellinen sehr niedergeschlagen einfanden, um so schnell als möglich einen andern Führer zu suchen. Friedrich von Sicilien kam selbst nach Pisa, um die ganze Lage der Bundesgenossen zu untersuchen. Dante soll nach Boccaccio's Aussage (Geneal. Deor. libr. XIV, cap. 12) mit diesem König, der auch Dichter und Troubadour war, eine genaue Freundschaft geknüpft haben. Friedrich fand indessen bei der Schwäche der Partei seine Stellung als ihr Feldherr zu bedenklich, verweilte nicht lange in Pisa, sondern kehrte mit seinen Schiffen nach Sicilien zurück. Eine glückliche Wahl fiel endlich auf den trefflichen Feldherrn Uguccione della Faggiuola, welcher zwei Jahre die Sache der Gibellinen mächtig hob. Dante aber scheint um diese Zeit wieder nach Verona gegangen zu sein, und da er seinen Gönner in einen Krieg gegen die welfischen Paduaner verwickelt sah, so scheint mir dies der Zeitpunkt zu sein, wo er nach Paris ging. Filippo Villani und Boccaccio erwähnen dieser Reise nach Paris, und der Letztere sagte nach, daß Dante an dieser berühmten Universität öffentlich über mehre theologische Fragen disputirt habe. Jedenfalls mag er, nach den tiefsinnigen Ansichten, die er in der Divina Commedia darlegt, als einer der gelehrtesten Theologen seiner Zeit dort viel Aufsehen gemacht haben. Er soll da auch den Logiker Sigieri (Seguier) gekannt haben, dessen er Parad. X, 136 erwähnt.

Unterdessen war 1314 der Papst Clemens V. in Avignon gestorben, welcher der Welt viel Aergerniß gegeben, und Dante's heiligen Eifer mehr als einmal erregt hatte. Wichtig war es, den heiligen Stuhl einmal wieder würdig zu besetzen, der Stadt Rom ihr altes Recht der Residenz wiederzugeben, und das geistige Weltreich in seiner Reinheit und heiligen Würde wieder herzustellen. Dante fühlte das Wichtige des Augenblicks, und noch im Schmerz über seine durch Heinrich's Tod so schrecklich zer-

lien wieder aufzurichten kommen wird, ehe es bereit ist. Die blinde Habsucht, die euch verzaubert, machte euch gleich dem Kind, das vor Hunger stirbt, und doch die Amme wegstößt."

störte Hoffnung schrieb er an die uneinigen Kardinäle einen Brief voll Trauer über das verlassene Rom und die verlassene Christenheit, und voll dringender Ermahnungen, einen römischen Papst in Rom zu erwählen, der ein echt christliches Haupt der Kirche sei und Italien wieder das Glück des Friedens und des Ruhmes genießen lasse. Allein Dante stand allein mit seinen Ansichten, wieder wurde ein französischer Papst, Johann XXII., in Avignon gewählt, 1316, und wieder aus dem ihm wegen seines abscheulichen Wuchers verhaßten Gascogne, welcher den päpstlichen Stuhl noch mehr als sein Vorgänger schändete. Zugleich stritten sich in Deutschland zwei Gegenkaiser um das Reich, und von Florenz aus, das zerrissener als je war, wurde unter dem Vicar König Robert's, Rainiero di Zaccaria d'Orvieto, Dante's Verbannungsurtheil abermals bestätigt (October 1315).

So blieb seine einzige Hoffnung Verona und der hochstrebende Can Grande, bei welchem er immer der gleichen Freundschaft genoß, und ruhig leben konnte, wenn ihn nicht der Unmuth über das Fehlschlagen so großer Hoffnungen und der Gram über sein thörichtes und zerrissenes Vaterland, das sich Glück und Ruhm immer mehr verscherzte, viele Tage verbittert hätte. Bei diesem zweiten Aufenthalt in Verona war Dante mit Uguccione della Faggiuola befreundet, welcher nach einigen glänzenden Waffenthaten gegen die Welfen einer Empörung in Pisa weichen mußte, und als Oberfeldherr in Can's Dienste getreten war (ihm widmete Dante den ersten Theil seiner Divina Commedia); ferner mit dem trefflichen ebenfalls verbannten Guido da Castello von Reggio, welcher, wahrscheinlich wegen seiner altrömischen Tugenden, überall unter dem Namen des „einfachen Lombarden" bekannt war, worüber ihm Dante ein schönes Zeugniß gibt, Purgator. XVI, 125.

E Guido da Castel, che me' si noma
Francescamente il semplice Lombardo.

Er und Dante genossen vor den übrigen Gästen oft die Auszeichnung, an Can's eigne Tafel gezogen zu werden. Doch wurde Scaligero als kaiserlicher Vicar bald in langwierige Kriege verwickelt, so daß Dante, der für seine Arbeit einen ruhigen Aufenthalt suchte, und weniger mehr an der politischen Gestaltung seines Vaterlandes Theil nahm, öfter den Wohnort veränderte, obgleich

er Verona noch nicht für immer verließ. Im Jahr 1316 finden wir ihn daher bei dem Herrn von Trevigi, Gherardo da Camino. Dieser vortreffliche Mann genoß wegen seiner Tugenden eines ausgezeichneten Rufes. Er wird schon sehr ehrenvoll erwähnt im Convito p. 235, [1]) dann führt ihn Dante als einen der drei Männer von alter Tugend an, die seinem verwilderten Jahrhundert ein Vorwurf seien. Purgat. XVI, 121:

Ben v' en tre vecchi ancora, in cui rampogna
L' antica età la nuova, e par lor tardo,
Che Dio a miglior vita li ripogna,
Currado da Palazzo, e 'l buon Gherardo.

und Vers 133:

Ma qual Gherardo è quel, che tu per saggio
Dì, ch' è rimaso della gente spenta
In rimproverio dal secol selvaggio?
O tuo parlar minganna, o e' mi tenta,
Rispose a me, che parlandomi Tosco,
Par che del buon Gherardo nulla senta.
Per altro soprannome i' nol conosco,
S' io nol togliessi da sua figlia Gaja.

Diese Tochter Gaja glänzte ebenso in den weiblichen Tugenden, wie ihr Vater in den männlichen, so daß sie ihm sogar, wie es hier heißt, von ihrem Ruf mittheilen konnte.

Aber die Unruhe ließ Dante nicht lange bei diesen trefflichen Menschen, und er soll das Jahr 1317 in Udine zugebracht haben. Unterdessen ward Florenz nach Entfernung äußerer Feinde auch im Innern etwas ruhiger. Dies benutzten Dante's Freunde in Florenz, ihm Begnadigung und Rückkehr auszuwirken, was ihm auch unter der Bedingung zugestanden wurde, daß er die Geldstrafe zahlte, und dann in der Kirche öffentlich Buße thäte. Sie schrieben sogleich an Dante, um ihn zur Annahme dieser Bedingungen und zur Rückkehr zu bewegen. Allein Dante verwarf

1) Pognamo che Gherardo da Camino fosse stato nepote del più vile villano che mai bevesse del Siele o del Cagnano: e la obblivione ancora non fosse del suo avolo venuta; chi sarà oso di dire, che Gherardo da Camino fosse vile uomo? e chi non parlerà meco dicendo, quello essere stato nobile? Certo nullo, quanto vuole, sia presuntuoso; ch' egli fu, e fia sempre la sua memoria.

ſchlechterdings dieſe Vorſchläge in einem Brief, der ihm die größte Ehre macht: „Aus Eurem Brief, den ich mit ſchuldiger Ehrfurcht und Liebe empfing, habe ich mit dankbarem Gemüth und ſorgfältiger Ueberlegung erſehen, wie ſehr Euch meine Rückkehr ins Vaterland am Herzen liegt; ich bin Euch dafür um ſo inniger verbunden, je ſeltner es den Verbannten begegnet, Freunde zu haben. Ich beantworte ſofort den Inhalt deſſelben, und bitte Euch inſtändig, wenn meine Antwort nicht nach dem Sinn mancher Engherzigen iſt, daß Ihr ſie mit Eurer Weisheit und Eurem Urtheil prüfet. Das iſt es alſo, was durch die Briefe Eures und meines Neffen und vieler andern Freunde in Hinſicht auf die jüngſt in Florenz gegebene Verordnung wegen der Losſprechung der Verbannten mitgetheilt wird: daß, wenn ich eine gewiſſe Geldſumme bezahlen und die Schande der öffentlichen Buße erleiden wollte, ich freigeſprochen werden und zurückkehren könnte. Dabei ſind aber zwei Dinge lächerlich und übel erwägt, mein Vater; ich ſage übel erwägt für die, welche ſie ausdrückten, denn Euer Brief iſt zarter und vorſichtiger abgefaßt, und enthält nichts davon. Das iſt alſo die ruhmwürdige Art, in welcher Dante Alighieri in ſein Vaterland zurückgerufen wird, nach den Leiden eines faſt fünfzehnjährigen Exils? Das iſt die Belohnung für ſeine Allen bekannte Unſchuld? Das der Lohn für ſeine Arbeit und ſeinen Schweiß in den Studien? Fern ſei von einem mit der Philoſophie vertrauten Mann die ſchamloſe Demuth eines irdiſchen Herzens, daß er wie ein gewiſſer Cioli und andere Schandbare, ſich gleichſam gefeſſelt zur öffentlichen Buße wegwerfe. Fern ſei es von einem Mann, der Gerechtigkeit predigt, daß er, der Beleidigung erduldete, ſeinen Beleidigern, als wohlverdient, ſein Geld auszahle. Dies iſt nicht der Weg, ins Vaterland zurückzukehren, mein Vater. Wenn Ihr oder Andere einen andern findet, der Dante's Ruhm und Ehre nicht ſchände, ſo werde ich ihn mit nicht langſamen Schritten betreten. Wenn ich nach Florenz nicht auf dem Weg der Ehre kommen kann, ſo werde ich nie hinkommen. Wie? kann ich nicht der Sonne und der Geſtirne Spiegel überall ſchauen? kann ich nicht die herrlichſten Wahrheiten überall unter dem Himmel erforſchen, ohne daß ich ruhmlos, ja beſchimpft nach Florenz zu meinem Volk zurückkehre? Auch ſo wird es mir nicht an Brod fehlen!“

Unterdessen entbrannte der Krieg heftiger in der Lombardei, und vertrieb unsern Verbannten aus dem Thal des Po, worauf er eine Zeit lang ohne bleibenden Aufenthalt bald da bald dort verweilte. Sehr schön und wahr beschreibt er die traurige Lage eines solchen Umherirrens Parad. XVII, 46: „Wie einst Hippolit Athen verlassen mußte, so mußt du Florenz verlassen; dies ist dort der Wille, und wird dort ausgesonnen und ausgeführt, wo Christus alle Tage verschachert wird (in Rom unter Bonifaz). Die Schuld wird wie gewöhnlich auf den beleidigten Theil geworfen, aber die Rache wird für die Wahrheit, welche sie ertheilt, zeugen. Du wirst Alles, was du am meisten liebst, verlassen, und dies ist der erste Pfeil, welchen das Geschütz deiner Verbannung abschießt. Du wirst erfahren, wie gesalzen das fremde Brot ist, und welch ein harter Gang das Auf- und Absteigen fremder Treppen. Und was dir noch mehr die Schultern drücken wird, das wird die schlechte Gesellschaft sein, mit der du in dieses Thal fällst, die ganz undankbar und unsinnig sich gegen dich betragen wird; doch bald darauf werden sie erröthen, nicht du, und dir wird es Ehre sein, für dich Partei gemacht zu haben." — Dante blieb einige Zeit in Gubbio bei Bosone de' Raffaelli, mit welchem er in Arezzo Freundschaft geschlossen hatte. Noch größerer Sammlung zu seinem Gedicht bedürftig, ging er 1318 nach dem Kamaldulenser Kloster zu Fonte Avellana, in einer einsamen und rauhen Gebirgsgegend Umbriens, zwanzig Miglien von Gubbio, wo er von dem Prior Moncone gastfreundlich aufgenommen wurde, und einige Monate in ungestörter Ruhe fortarbeitete. Noch jetzt werden dort die Zellen, welche er bewohnte, nach seinem Namen benannt, und sein Andenken bewahrt eine marmorne Büste mit einer Inschrift. Dort nahm er wahrscheinlich die lebendige Beschreibung jener Gegend, Parad. XXI, 106:

Tra duo liti d' Italia surgon sassi,
E non molto distanti alla tua patria,
Tanto che i tuoni assai suonan più bassi:
E fanno un gibbo, che si chiama Catria,
Disotto al quale è consecrato un ermo,
Che suol esser disposto a sola latria.

Dann verlebte er das Jahr 1319 in Friuli und im Castello di Tolmino bei dem Patriarchen von Aquileja Pagano del Torre.

Das Castell liegt in majestätischer Felsengegend, in deren schauerlicher Einsamkeit Dante oft in seinen Betrachtungen und erhabenen Phantasien sich verlor. Die Bewohner der Umgegend zeigen noch immer mit Ehrfurcht die „Grotte des Dante" und den einsamen Felsblock, worauf er an seinem Gedicht arbeitete.

Gegen Ende des Jahres 1319 war er zum letzten Male in Verona. Da er aber seinen Gönner vielfach kriegerisch beschäftigt und von den Paduanern sehr in die Enge getrieben sah, so folgte er gerne der freundschaftlichen Einladung, welche ihm von Guido Novello de' Polentani, Herrn von Ravenna, zukam. Man glaubt, daß die herrliche Episode, Inferno V, 73, von der Francesca von Rimini, einer Verwandten von Guido, diesem eine besondere Neigung zu dem Dichter eingeflößt habe. Doch dem sei wie ihm wolle, der hochherzige Gastfreund war Kenner in den schönen Künsten, und wußte besonders Dante's hervorragendes Genie zu würdigen. Er bot ihm also ein ruhiges und bequemes Leben bei sich an, und um Dante ganz zufrieden zu stellen, fügte es sich, daß auch sein Sohn Pietro eine Richterstelle in Ravenna erhalten konnte. Dort wurde denn auch der dritte Gesang der Commedia, das Paradies, beendigt, und Dante konnte es keinem Würdigern widmen, als seinem edeln Freund, vielleicht Schüler in der höhern Politik, dem Cane Scaligero. Der äußerst schöne und zartsinnige Brief, der das Werk begleitete, ist zum Glück noch vorhanden, um die vielen Ungereimtheiten zu widerlegen, welche immer noch die Italiener über Ungnade und kaltes Verhältniß zwischen beiden Männern faseln. [1] „Dein weitverbreiteter Ruhm", sagt er ihm darin, „macht auf Verschiedene so verschiedenen Eindruck, daß er die Einen zu seliger Hoffnung emporträgt, die Andern in vernichtenden Schrecken stürzt. Da mir Dein Lob durch den Ruf der Menschen vergrößert schien, so kam ich nach Verona, um mit eignen Augen zu forschen. Ich sah und genoß Deinen hohen Sinn und Deine Wohlthaten, und wenn ich früher die Lobsprüche übertrieben glaubte, so sah ich sie jetzt von der Wirklichkeit überboten. — So ward ich Dein Freund, und verehre

1) Die Italiener haben überhaupt noch nicht das Erforderniß begriffen, das Giov. Villani, libr. IX, cap. 135 zur rechten Würdigung der Dante'schen Briefe aufstellt, daß man sie recht verstehen müsse.

und ſuche mir dieſe Freundſchaft zu erhalten als mein koſtbarſtes Gut. Und kann nicht Freundſchaft beſtehen unter verſchiedenen Ständen? Können nicht Fürſten Freundſchaft hegen zu dunkel geborenen, aber durch Genie hellſtrahlenden Männern (das fortuna obscuros, honestate praeclaros gibt einen ſehr ſchönen Gegenſatz)? Das unwiſſende Volk fällt darüber ſeine Urtheile ohne Discretion; wir aber, denen gegeben iſt, das Beſſere in uns zu kennen, ſollen nicht der Spur der Heerde folgen, ſondern ſind ſogar gehalten, ihren Irrthümern zu begegnen. Ich habe oft unter dem Meinigen umhergeſehen, was ich Dir als Erwiederung für Deine Wohlthaten geben könne, und habe kein angemeſſeneres Geſchenk gefunden, als den erhabenſten Geſang der Commedia, welcher mit dem Titel: „Paradies" geziert iſt, und mit gegenwärtigem Brief widme ich ihn Dir, biete Dir ihn an, und empfehle ihn Dir."

In den letzten Jahren beſchäftigte ſich Dante noch mit einer gereimten Ueberſetzung der ſieben Bußpſalmen und dem Credo in Terze Rime. Das Letztere ſoll er beſonders geſchrieben haben, um ſich von dem Gerücht der Ketzerei, das gegen ihn ausgeſprengt worden, zu befreien. Dieſer üble Ruf, den er ſich durch ſeinen Tractatum de Monarchia ſehr verſchlimmert hatte, hing ihm noch von den letzten Jahren ſeines Aufenthaltes in Florenz an, von einer Begebenheit, die er ſelbſt Inferno XIX, 17—20 erzählt, da er einen beim Spiel in das Taufbecken gefallenen Knaben dadurch rettete, daß er die ſteinerne Einfaſſung zerbrach. In dieſe letzte Zeit gehört denn noch eine Art Briefwechſel zwiſchen Dante und dem Dichter Giovanni da Virgilio in Bologna, in Form von lateiniſchen Eclogen, worin dieſer unter Anderm Dante auffordert, die gemeine Volksſprache aufzugeben, um in der edlern lateiniſchen Sprache hiſtoriſche Gegenſtände zu beſingen, und dafür in Bologna ſich den Lorbeerkranz zu holen. Dante gibt in ſeiner Antwort die noch angenehmere Hoffnung zu erkennen, daß ihm ſein Paradies die Thore ſeiner Vaterſtadt öffnen, und er dort den Lorbeer erhalten möchte. Eclog. I, 48—50: „Angenehm und ruhmvoll wäre es mir fürwahr, mein Haupt in Bologna mit dem Lorbeer bekränzt zu ſehen; doch noch lieber würde ich den Blumenkranz am Arno verdienen, und dies wird geſchehen, wenn mein Paradies der Welt ſo bekannt ſein wird, wie die andern

Gesänge." Diese Hoffnung und der Wunsch der Rückkehr nach Florenz beseelte den Dichter mit gleicher Stärke durch alle Perioden seiner Verbannungszeit. So ruft er auch in einem der letzten Gesänge des Paradieses aus, XXV, 1:

Se mai continga che 'l poema sacro,
Al qua ha posto mano e cielo e terra,
Sì che m' ha fatto per più anni macro,
Vinca la crudeltà, che fuor mi serra
Del bel ovile, ov' io dormì agnello
Nimico a' lupi, che gli danno guerra;
Con altra voce omai, con altro vello
Ritornero poetà, ed in sul fonte
Del mio battesmo prenderò 'l cappello.

Sowie Dante's ganze Lebensaufgabe die Vermittlung des Friedens und Menschenglücks war, so überraschte ihn auch der Tod in Ausübung dieses Geschäfts. Er ging 1321 als Friedensgesandter Guido's da Polenta nach Venedig. Dort wurde er aber gar nicht vorgelassen, auch sonst unwürdig behandelt. Er mußte während der Hitze der Hundstage durch die Maremmen von Comacchi zurückreisen, und legte dort den Grund zu einer heftigen Krankheit, welche der Unmuth über die fehlgeschlagene Sendung sehr verschlimmert haben mag. So starb er zu Ravenna am 14. September 1321 in seinem sechsundfünfzigsten Jahre in den Armen seiner Söhne Pietro und Jacopo, seiner Tochter Beatrice und seines Freundes Guido. Der Letztere ehrte die sterblichen Reste des großen verkannten Mannes auf eine würdige Weise. Er veranstaltete ihm ein feierliches Leichenbegängniß, wobei er selbst den von den ersten Bürgern von Ravenna getragenen Sarg begleitete, und hielt nachher dem Dichter zu Ehren, nach damaliger Sitte, eine Lobrede vor der in seinem Palast versammelten Gesellschaft. Er bereitete ihm sodann in der Klosterkirche der Minoriten, wo Dante beigesetzt war, ein Denkmal vor, zu welchem viele Dichter der Romagna Grabschriften schickten; er hatte auch unter der Menge schon die von Giov. da Virgilio ausgewählt, [1])

1) Sie lautet:

Theologus Dantes nullius dogmatis expers
Quod foveat claro philosophia sinu.

als Verrath und Empörung ihn selbst aus dem ruhigen Besitz seiner Herrschaft ins Exil trieb. Erst im Jahr 1483 ließ der Venetianische Statthalter von Ravenna, der Kardinal Bernardo Bembo, Oheim des Dichters und Gelehrten Pietro Bembo, von dem berühmten Bildhauer Pietro Lombardi in derselben Kirche ein schönes Grabmal setzen. Rechts von der Kapelle, in welcher die Asche des Dichters ruht, wurden unter das Bild einer Madonna von Marmor die Verse gesetzt:

Exigua tumuli, Dantes, hic forte jacebas
Squallenti nulli cognite pene situ;
At nunc marmoreo subnixus conderis arcu,
Omnibus et cultu splendidiore nites.
Nimirum Bembus musis incensus etruscis
Hoc tibi, quem in primis hae coluere dedit.
Anno salutis MCCCCLXXXIII. VI. Kal. Jan.
Bernardus Bembus aere suo posuit.

Auf das Grab kam aber die Inschrift:

Jure monarchiae, superos, phlegetonta lacusque
Lustrando cecini voluerunt fata quousque:
Sed quia pars cessit melioribus hospita castris,
Auctoremque suum petiit felicior astris,
Hic claudor Dantes patriis extorris ab oris,
Quem genuit parvi Florentia mater amoris.

Ueber das Grab ward das Bild Dante's in Basrelief gesetzt, halbe Figur, die Stirn mit Lorbeer gekrönt, in lesender Stellung, über welchem in der Mitte einer Guirlande die Worte: Virtuti

---

Gloria Musarum vulgo clarissimus auctor
Hic jacet et fama pulsat utrumque polum.
Qui loca defunctis graduum regnumque gemellum
Distribuit laicis rhetoricisque modis
Pascua Pieriis demum resonabat avenis
Atropos heu letum livida rupit opus
Huic ingrata tulit tristem Florentia fatum
Exilium vati patria cruda suo.
Quem pia Guidonis gremio Ravenna Novello
Gaudet honorati continuisse ducis
Mille trecentenis ter septem numerus annis
Ad sua Septembris idibus astra redit.

et Honori. Im Jahr 1780 ließ ihm endlich der Kardinal Valenti Gonzaga, päpstlicher Legat in Ravenna, ein prachtvolles und des großen Mannes würdiges Denkmal errichten.

Die Florentiner kamen 1429 auf den sonderbaren Einfall, Ansprüche auf Dante's Asche zu machen und dieselbe zu wiederholten Malen von Ravenna zu fordern. Mit Recht wurde ihr unstatthaftes Begehren jedesmal abgewiesen, selbst als sie später den Papst Leo X. zum Vermittler in dieser Sache machten, und ein kostbares Monument bestellt hatten (wahrscheinlich für das Geld, für welches sie Dante's Söhne die geraubten Güter des eignen Vaters abscheulicher Weise wieder verkauft hatten.)

Dante hatte von seiner Gattin Gemma sechs Kinder: Pietro, Jacopo, Beatrice, Gabriello, Aligero und Eliseo, wovon aber nur die drei ersten ihn überlebten. Unter ihnen wurde besonders Pietro berühmt. Er begleitete seinen Vater ins Exil, wurde, wie schon erwähnt, in Siena erzogen, studirte darauf die Rechtswissenschaft in Bologna, Padua und Verona, und erhielt bald eine Richterstelle in Ravenna und dann unter Can Grande in Verona. Er starb 1364, und wurde in der Kirche S. Michele vor der Stadt begraben. Auch er war Dichter, und es befinden sich in mehren Codices der florentinischen Bibliotheken Gedichte von ihm zerstreut; aber die lateinische Erklärung einiger der dunkelsten Stellen der Divina Commedia soll nicht von ihm sein. Auch auf den zweiten Sohn, Jacopo, der später nach Florenz überzog, ging das Dichtertalent des Vaters über. Am bekanntesten von ihm ist ein Compendium der Divina Commedia in Terzetti. [1]). Die Tochter Beatrice nahm den Schleier in dem Kloster S. Steffano dell' Uliva in Ravenna. Die Republik Florenz gab ihr 1350 einige Subsidien, wie Pelli glaubt, um die Verdienste des Vaters zu ehren. [2]) Pietro's Gattin gebar ihm

1) Das Manuscript befindet sich in der Bibliotheca Laurentiana in Florenz, und gedruckt in der seltnen Ausgabe der Divina Commedia von Vindelin da Spira in Venedig, 1477.

2) In einem Einnahme- und Ausgabebuch von 1350, welches unter Anderm in der Cancelleria de' Capitani dell' Ord. di S. Michele sich befindet, liest man pag. 30 folgende Ausgabe vom September 1350 verzeichnet: A. M. Giov. di Boccaccio *fiorini dieci d'oro*, perchè gli desse

fünf Kinder: Bernardo, welcher Notar in Verona wurde, Dante, Richter ebendaſelbſt, und drei Töchter, Allegeria, Gemma und Lucia, welche als Nonnen in demſelben Kloſter ſtarben, wo ihr Vater begraben war. Dante's II. Sohn war Lionardo, welcher ſpäter nach Florenz kam, und mit des Dichters Biographen, Leonardo Bruni, befreundet war. Deſſen Sohn war Pietro, welchem Mario Filelfo ſeine Biographie Dante's widmete, und der Enkel deſſelben, Pietro III., war der letzte männliche Nachkomme Dante's, deſſen Geſchlecht 1549 in der an den Grafen Marcantonio Sarego vermählten Tochter des Letztern, Ginevra, ausſtarb.

Ein ſo außerordentlicher Mann wie Dante, in einem Jahrhundert wie das vierzehnte, und unter einem Volk wie die Italiener, die vielleicht am wenigſten im Stande ſind, bei großen Fragen aus einem gewiſſen einſeitigen Standpunkt herauszutreten, mußte natürlich eine gar verſchiedenartige Beurtheilung erleiden, und noch immer können ſich die Italiener in ſeinen Charakter nicht finden. Sie quälen ſich ab, durch tauſend Citate und ſcharfſinnige Beweiſe die widerſprechendſten Dinge in Einklang zu bringen, die ein unbefangner Blick in die Werke und Thaten des großen Dichters ſogleich als falſch erweiſt. Wir wollen verſuchen, Einiges über dieſen ſeltnen Charakter hier nachzutragen, beſonders da auch dies zu beſſerm Verſtändniß ſeines Werks beitragen kann. Nach Boccaccio war Dante von mittlerer Statur, und ging im Alter etwas gebogen, aber immer mit ernſtem und gemeſſenem Schritt. Sein Geſicht war lang, von bräunlicher Farbe, mit einer Adlernaſe und großen Augen geziert; aber das große Kinn machte die Unterlippe etwas vorſtehend; Bart und Haare waren ſchwarz und kraus. Sein Anblick war der eines melancholiſchen und nachdenklichen Mannes. In den öffentlichen und häuslichen Sitten war Dante außerordentlich geſetzt und geordnet, mehr als irgend Einer höflich und zuvorkommend; in Speiſe und Trank ſehr mäßig, und nahm ſie ſtets in der regelmäßigen Zeit. Auch war er ein großer Feind der Unmäßigen (wie dies im Inferno zu ſehen). Niemand unterzog ſich mehr

a Suora Beatrice, figliuola che fu di Dante Alleghieri, Monaca nel Monistero di Steſſano dell' Uliva di Ravenna.

Nachtwachen für seine Studien und die öffentlichen Geschäfte, so daß seine Familie sich oft Sorge darüber machte.

Dante war von melancholischer Naturart (die ihm nicht erst durch seine äußern Schicksale beigebracht worden war, wie ein neuer deutscher Biograph glaubt), wie dies viele Notizen seiner Zeitgenossen und die allgemeine Färbung seiner Werke zu erkennen geben. Es war dieses Sehnen nach dem Höhern, zugleich dieses ernste Eindringen in die Tiefe des Lebens an die Gränze des Geister- und Naturreichs, wozu jene Naturart seine Seele trieb und befähigte, und sie mußte tief in seinem Wesen begründet sein, nicht aber nach und nach durch Unmuth sich erzeugt haben. Es ist davon schon im III. Abschnitt, §. 10 besonders in Bezug auf Dante die Rede gewesen, und die Analogie gezeigt worden, welche ihm diese Verfassung mit den antiken Künstlern gibt. Dieses fortwährende Beschäftigen mit den großen Problemen der Menschheit, dieses Brüten des Geistes über den höhern Offenbarungen machte ihn natürlich mit der gewöhnlichen Menschenmenge nicht sehr umgänglich, wie überhaupt tiefsinnige Menschen mit ihrer Sehnsucht nach dem Höhern nie recht der Erde zu gehören scheinen. Boccaccio sagt, daß Dante bei Andern wenig sprach, und selten ungefragt, dann aber tiefsinnige und dem Gegenstand angemessene Antworten gab; doch wußte er auch bei gewissen Fällen mit großer Beredsamkeit zu sprechen. Am liebsten war er einsam, und versenkte sich dann in seine Betrachtungen; und wenn er gerade einem Lieblingsgedanken nachhing, so geschah es oft, wenn er unter Leuten war, daß er auf keine Frage Antwort, auf keine Rede Bescheid gab, bis er mit seiner Betrachtung im Reinen war. Dies geschah ihm oft bei Tische oder bei Spaziergängen mit Freunden. Was daher Giov. Villani von Dante sagt, daß er wegen seiner großen Gelehrsamkeit gegen Laien verschlossen war, eine gewisse stolze Zurückhaltung beobachtete und sich mit Andern nicht wohl zu jenen leichten, unbedeutenden Gesprächen, zu jenem gefälligen Eingehen in ihre kleinen wichtigen Verhältnisse herablassen konnte, und überhaupt die Eigenschaften nicht besaß, die sonst große Männer populär machen, ist möglich und zum großen Theil denkbar; nur daß Villani dies andern Ursachen beimaß und ihn deswegen falsch beurtheilte.

Diese Gemüthsverfassung beförderte dagegen sehr seine Studien,

wobei ihm eine merkwürdige Faſſungsgabe und ein treues Gedächtniß zu Hülfe kamen, ſowie eine ungemeine Geiſteskraft, die ſich durch keine Zerſtreung, keinen Lärmen von dem einmal gefaßten Gegenſtand abwenden ließ. Dies beweiſt unter Anderm die Scene, welche von ſeinem Aufenthalt in Siena erzählt wird. Er fand dort in dem Laden eines Apothekers ein Buch, das er lange vergeblich geſucht hatte, machte ſich daher ſogleich, auf eine vor dem Laden ſtehende Bank geſtützt, darüber her, und las ſo aufmerkſam, daß er von Mittag bis zum Abend auf demſelben Platz unbeweglich blieb, und von dem Lärm und der Bewegung eines vorübereilenden Feſtzuges nicht das Geringſte gewahr wurde.

Ueber ſeine Vaterlandsliebe hat Perticari ein ganzes Buch geſchrieben (Difesa di Dante und Amor patrio di Dante). Es iſt nicht der erſte Rettungsverſuch, den man für den politiſchen Ruf des Dichters gemacht hat, und ein ſchlimmes Zeichen, daß dergleichen immer in Italien nothwendig iſt, und man ſich ſeine Geſinnung in dieſer Hinſicht nicht erklären kann. Die ganze Erklärung ſeines Betragens gegen ſein Vaterland liegt in den Worten in der Ueberſchrift ſeines Briefes an Cane Scaligero: Florentinus natione non moribus. Die ungeheuchelte Vaterlandsliebe ſpricht ſich in allen Thaten und Schriften Dante's aus, aber er unterſcheidet darin immer ſehr genau ſeine Unzufriedenheit mit dem Haushalt in Florenz (wie er auch in dem erwähnten Brief an Scaligero ſchreibt: „Deine Wohlthaten ſäumten nicht, einen Verbannten, wie ich bin, zu ſuchen, der nicht die florentiniſchen Sitten, wohl aber ſein Vaterland heftig liebt") und wünſcht in ſeiner Vaterſtadt die alten einfachen Sitten zurückkehren zu ſehen, wovon er ein langes und anziehendes Gemälde entwirft. Parad. XV, 99—133). Ganz im Gegenſatz zu dieſer ſchönen Zeit ruft er im Purgat. XXIV, 79 aus:

Però, che 'l luogo, ù fui a viver posto,
Di giorno in giorno più di ben si spolpa,
E a trista ruina par disposto.

und im Convito: „O mein unglückliches Vaterland, welche Liebe zu dir drängt mich, ſo oft ich etwas leſe oder ſchreibe, das ſich auf Regierung bezieht!" wozu beſonders noch die Stelle in demſelben Werk gehört: „O hätte es dem Regierer des Weltalls gefallen, daß die Urſache meiner Entſchuldigung nie beſtanden

hätte. Dann würden weder Andere gegen mich gefehlt, noch ich ungerechte Strafe erduldet haben, die Strafe der Verbannung und Armuth. Da es den Bürgern der schönen Stadt Florenz gefiel, mich aus ihrem Schooß zu werfen, in dem ich geboren und bis zur Höhe meines Lebens ernährt worden bin, und in dem ich von ganzem Herzen meine ermüdete Seele auszuruhen, und die mir gegebene Zeit zu beendigen wünsche: so bin ich fast durch alle Länder, wo unsere Sprache ertönt, als Pilger und fast Bettler gezogen, und habe gegen meinen Willen die Wunde des Schicksals gezeigt, die ungerechter Weise oft dem Verwundeten zugeschrieben wird."

Dante hatte eine ungemein kräftige Persönlichkeit, wie sie allen großen Reformatoren ihrer Zeit eigen war. Weder Unglück noch Hoffnung zu bessern Lebensverhältnissen konnte ihn von Dem abbringen, was ihm so hoher Geist als seine Lebensaufgabe gesetzt hatte. Viele kleine Seelen unter seinen Nachfolgern legen ihm das Selbstgefühl, das ihm seine Ueberlegenheit und das Bewußtsein seiner würdigen Verfolgung eines erhabnen Zieles gab, immer noch als gemeinen Stolz und Hochmuth aus, indem sie gedankenlos Das nachschreiben, was unverständige Feinde unter seinen Zeitgenossen von ihm ausgebreitet haben. Und Feinde mag sich Dante allerdings durch seine schonungslose Wahrheitsliebe, seinen Haß gegen alle Schmeichelei und Gemeinheit und seine strenge Kritik der Sitten zugezogen haben. Wie wenig er in seinem Handeln, im politischen Leben von Nebenrücksichten, Neigungen, selbst von den dringenden Gefühlen der Dankbarkeit sich leiten und abwenden ließ, ist in seiner Biographie mehrmals gezeigt worden, und daß er die Wahrheitsliebe für eine der heiligsten Pflichten hielt, ließe sich aus hundert Stellen seiner Divina Commedia beweisen. Sagt er doch selbst im Convito ausdrücklich: „Wenn zwei der Freunde sind, und einer derselben ist die Wahrheit, so muß der Wahrheit beigestimmt werden." Und so auch im Parad. XVII, 118:

E s' io al vero son timido amico,
Temo di perder viver tra coloro,
Che questo tempo chiameranno antico.

Höchst albern ist aber die ziemlich allgemeine Meinung, daß er sich wegen dieser Wahrheitsliebe, worin sich zuweilen eine durch

Unglück erzeugte Bitterkeit gemischt hätte, an den Höfen nicht zu benehmen gewußt, dadurch bald die Gunst der Fürsten verloren habe, und bei Cane della Scala wegen seiner beißenden Kritiken bald in Ungnade gefallen sei. Es ist allgemein bekannt und erwiesen, daß Dante bei Kaisern, Königen, Fürsten und Grafen nicht nur Zutritt, bei manchen sogar einen längern Aufenthalt hatte, sondern auch in großer Achtung und in einem vertrautern Verhältniß stand, als dies sonst bei so verschiednen Ständen der Fall zu sein pflegt. Dieser verschiedne Aufenthalt führt uns auf eine andere höchst unverständige Beschuldigung, worüber seine Richter übrigens bis auf den heutigen Tag noch nicht einig sind. Die Einen nennen ihn nämlich einen Welfen, die Andern einen wüthenden Gibellinen, die Dritten einen wankelmüthigen Ueberläufer. Daß er während seines Priorats unter den schwierigsten Verhältnissen den unparteiischesten Richterspruch gefällt, daß in seinem großen Gedicht weder von Welfen noch von Gibellinen, sondern allein von Tugend und Laster die Rede ist, daß er in seinen zürnenden Ausrufungen gegen Florenz weder Welfen noch Gibellinen nennt, sondern nur die ruchlosen Ruhestörer, welche allein das Ideal seines Friedensreiches zerstörten, daß er Heinrich's VII. Rathgeber war, welcher in allen Städten alle Parteien versöhnte: das Alles hat man übersehen; welche Anzeichen von Parteisucht man in seinen Thaten und Schriften entdeckt habe, ist bei alle dem vielen Geschrei darüber doch sehr unklar. Von seinen politischen Ansichten ist schon die Rede gewesen; es erhellt aus ihnen, daß Dante keiner Partei angehören konnte, ja das Ende aller Parteiunterschiede sehnlich wünschen mußte. Und daß ihn, der die kaiserliche Würde und Macht für das Glück der Welt wiederhergestellt, die Kirche ihrer unbefugten weltlichen Gewalt beraubt und in ihre volle geistige Wirksamkeit wieder eingesetzt sehen wollte, doch die eifrigsten, aber freilich auch zugleich achtbarsten Welfen hochschätzten, das hätte jenen, die überall Gibellinenspuck sehen wollten, doch die Augen öffnen können, wenn sie nur erst ihr eignes Vorurtheil mit mehr Mißtrauen zu betrachten anfangen wollten. Seine Unparteilichkeit ging so weit, daß er selbst diejenigen Welfen, die ihm die härtesten Kränkungen angethan, ihn seiner Güter beraubt, des Lebens und der Ehre verlustig erklärt hatten, nicht anders erwähnt, als überhaupt die

Feinde des gemeinsamen Vaterlands und des Friedens. Bei der Anführung des Todes des wüthenden Corso Donati lesen wir nicht die geringste Schadenfreude, nicht die geringste Zufriedenheit mit dem Gericht der Vorsehung, wie sie wohl mancher Gibelline gefühlt haben mag; sein Feind Cante Gabrielli, unter dessen Vorsitz er zum Feuertod verurtheilt worden war, ist nirgends erwähnt; dagegen wird die Würde des Papstes Bonifaz VIII., desselben, der seine Vaterstadt Florenz dem schändlichen Karl von Valois preisgegeben, und der ihn selbst in Rom zurückbehalten und verrathen hatte, eifrig gegen die Gewaltthat Philipp's des Schönen vertheidigt, und Friedrich II., den er so hoch ehrte, büßt in der Hölle seine Angriffe auf die Kirche. Wie ein solcher Mann bei einer Menge anderer sprechender Beweise der Parteisucht beschuldigt werden konnte, bleibt immer unbegreiflich. Boccaccio war wohl der einzige unter Dante's Nachfolgern, der den Dichter in seiner ganzen Größe, sowohl als Mensch, als auch als Staatsbürger und als größtes Genie Italiens erkannt hat. Sehr wohlthuend unter den vielen Verfolgungen, Verläumdungen und blödsinnigen Urtheilen, die man in fast allen Biographien und Geschichten jener Zeit zu lesen hat, wirken die Seiten, womit Boccaccio, nach Erwähnung von Dante's Tod, sich angelegen sein läßt, dessen Ehre mit kräftigen, äußerst würdigen Worten zu wahren, den Florentinern ihre unsinnige Verfolgung und Wuth vorzuwerfen, und sie ermahnt, wenigstens den Todten, der allein, wie Homer, Virgil, Ovid, seinem Vaterland Ruhm verleihen könne, zu ehren, und wenigstens seiner Asche in ihrer Stadt eine Zuflucht zu gewähren.

Solche Eigenschaften brachte Dante in die Schule der Welt mit, welche nun den großartigen Charakter durch harte Prüfungen stählte und läuterte. Er genoß nämlich dieselbe glückliche Welterziehung, wie die alten griechischen und römischen Schriftsteller, die Erziehung, welche in dem mannigfaltigsten Dienst eines republikanischen Vaterlands gewonnen wird. Er ward in seiner Jugend schon in den Conflikt der Parteien hineingerissen, und kämpfte mit aller Schwärmerei des Jünglings für das ergriffene Panner. Dieselbe Wuth der Parteien gab ihm aber in spätern Jahren die bewundernswürdige politische Reife und die erhabne Ansicht eines großen und glücklichen Reiches, für welche er von

nun an bis an sein Ende lebte und handelte, welche er in seinen Gesandtschaften, seinem Priorat zu verwirklichen strebte, für welche er in seinem Exil noch alle edlen Männer zu begeistern suchte. Sein Staatsdienst und seine Verbannung hatte ihn durch ganz Italien und selbst in andere Länder in alle mögliche Verfassungen und Regierungsformen geführt, er studirte den Menschen im Leben, er beobachtete ihn unverziert und unverlarvt in den heißen Schlachten der Leidenschaften, er lebte in republikanischen Krisen, wo sich die erhabensten Tugenden neben den schimpflichsten Fehlern frei und selbständig entfalten, und mit der Frische des Lebens, mit der sie sich ihm darboten, zeichnete er sie nieder. Daher die ungemeine Wärme seiner Farben, die lebendige Anschauung, die uns für die geschichtlichen Helden seines Gedichts so begeistert, die herrlichen Episoden von Farinata degli Uberti, von Pier delle Vigne, von Cavalcanti, Casella, Ugolino u. A. Welches Jahrhundert war aber auch geeigneter, in einem Dante'schen Geist ein echt tragisches Gemälde abzuspiegeln, als jenes, welches er vorübereilen sah, ein Jahrhundert voll Bewegung, Bildung und Untergang; Untergang der alten kaiserlichen Macht, der päpstlichen Würde, so vieler glänzender Fürstenhäuser und kräftig trotzender Republiken; daneben und selbst auf den Trümmern derselben das Emporstreben der Wissenschaft und Kunst, die aufgehende Freiheit des Geistes, das Geltendmachen der Idee. Von beiden Mächten, dem Leben und der Doktrin, war Dante gleich stark angezogen, aber das erstere bewahrte seine begeisterte Muse, daß wir nicht ein längst unbrauchbares und vergessenes scholastisches System in Reimen erhalten haben. Das große lebendige Epos seines Jahrhunderts gab ihm die Idee seines Weltgerichts, sein Jahrhundert wird uns darin in seinen hervorragendsten Geistern vorgeführt; was außer ihm liegt, ist meistens todt, und wird uns nur als Schatten flüchtig genannt. Aber in ewig bezaubernder Frische glänzt seine Zeit und sein Leben vor unserer Anschauung; die epische Darstellung desselben ist's allein, die seinem Gedicht den unsterblichen Werth sichert. Die vergängliche Doktrin aber, worin er selbst mit seiner Zeit befangen war, ließ die epischen Elemente, die so reichlich an manchen Stellen sichtbar sind, nicht in der ganzen Freiheit hervorbrechen und sich entfalten. Sie ist es nicht, welche die göttliche Comödie als das vorzüglichste Produkt der

italienischen Muse erscheinen läßt. Die Wissenschaft geht über die Geschlechter der Menschen hin, und alle Anstalten zu dem großen Bau, alle Gerüste von Systemen, Hülfsmitteln und Theorien gehören nur ihrer Zeit, und werden alt und grau. Es ist im Gegentheil Dante's Gedicht, welches dieser unglücklichen Scholastik in Italien fast das Schicksal von Aurorens Gatten bereitet hat, so daß hier im 19. Jahrhundert die Idee noch Eingang finden konnte, daß die Philosophie aus Dante's Zeit noch immer genüge.

Die Divina Commedia.

Zu rechtem Verständniß dieses wunderbaren Gedichts ist es vor Allem nöthig, sich stets den Satz zu vergegenwärtigen, daß Dante von seinen reifern Jahren an sein ganzes Leben hindurch von der Idee begeistert war, das alte ehrwürdige Römerreich in einer höhern Potenz und in der Art wieder erstehen zu sehen, daß der römische Kaiser in unumschränkter Macht über allen Fürsten der Erde stände, und durch weise Erhaltung des Friedens das weltliche Glück aller Völker gründete und überwachte, während die Kirche, durch Entziehung ihrer unnatürlichen weltlichen Macht von allen Flecken, welche dadurch entstanden, gereinigt und auf ihr eigentliches geistiges Reich beschränkt würde. Dafür sollte ihr aber auch mit Recht nach ihrem heiligen Amt die oberste Würde zustehen. Dies war gleichsam das Motto zu seinem irdischen Wirken, und daher der Glanzpunkt seines innern Lebens die Zeit der Unternehmung Heinrich's VII., welche ihn noch einmal mit allen seinen glühendsten Hoffnungen mitten in das Leben hineinzog und zu einer großartigen Thätigkeit entflammte, wovon uns seine Briefe ein schwaches Licht geben. Nach dieser Zeit ruhten seine Lebenshoffnungen, er schloß wie ein vom höhern Schicksal Besiegter Frieden mit der Welt, sein Leben wurde dem Geistigen mehr zugewandt, seine Seele verschloß sich mehr in seinem Innern, er nahm weniger Theil mehr an den Welthändeln, und wenn er vorher mit aller seiner Beredsamkeit Heinrich VII. zur Einnahme von Florenz antrieb, damit er von der gebändigten Widersacherin

aus der Welt den Frieden gäbe, so wollte er in den letzten Jahren seines Lebens in ganz anderer Weise in seine Geburtsstadt einziehen, und nur von dem Dichterruhm bekränzt, seine Tage dort beschließen. Diese sehr verschiedene Stimmung, welche die unglückliche Wendung der Weltbegebenheiten bei Heinrich's Tod durch Umstoßung seiner idealischen Hoffnungen in ihm hervorbrachte, läßt sich auch in seinem Gedicht bemerken. In der ersten Hälfte desselben läßt sich deutlich wahrnehmen, wie der Dichter so ganz und mit voller Kraft der Seele in der Gegenwart steht, seinen vollen Theil an der Geschichte seiner Zeit nimmt, in einer nahen Zukunft die Erfüllung seiner Wünsche und Ideale sieht, und daraus die hinreißende Kraft und Natürlichkeit seiner Gemälde nimmt, wozu ihm die Hoffnung den Pinsel führte. Das Gleiche läßt sich nicht von der letzten Hälfte des Gedichts sagen. Man sieht an den verschiedenen Gesängen mehr oder weniger, daß das politische Ideal des Dichters zertrümmert, seine Hoffnung zerstört ist. Er wendet sich mehr von der Welt ab, dem Geistigen, der Wissenschaft zu: die Gegenwart gibt ihm keine Wärme mehr, da ihm die Zukunft nur trübe erscheint. Daher bemerken wir seine besondere Vorliebe, womit er die Vergangenheit seiner Vaterstadt schildert, die Wehmuth, so oft er ihres gegenwärtigen Zustandes erwähnt, und das öftere Zurückkehren zu seiner eignen, kräftigen, von der Liebe gehobenen Jugendzeit. Wenn er daher in der ersten Hälfte plastisch und objectiv ist, so wird er in der letztern subjectiv und lyrisch.

In gleicher Weise hat aber auch das ganze Gedicht zwei nebeneinander wirkende Elemente, welche wir das geistige und weltliche nennen möchten. Das erstere gab ihm den Plan zu dem ganzen Gedicht, und ist das Resultat aller geistigen Empfängnisse und Verarbeitungen über Gottes Verhältniß zum Menschen seit den christlichen, arabischen, lateinischen und griechischen philosophischen Schulen. Dieses Element nimmt in den letzten Theilen des Gedichts mehr überhand, wo der Dichter sich von dem Irdischen abwendet, und um so mehr, je mehr er in die Höhen des Paradieses gelangt. In diesem Element ist er aber ganz in seiner Zeit gefesselt, die unabänderlichen Dogmen der Kirche erlauben seiner Phantasie nicht den geringsten Spielraum; die einzige poetische Form, die er hier anwenden kann, ist die Allegorie, gerade

dieſelbe kalte und unfruchtbare Form, welche die Dichter ſeiner Zeit, ſo oft ſie ſich aus der Sphäre der Troubadours entfernten, zum Lobe der Religion oder von ſcholaſtiſchen Schlüſſen begeiſtert, allgemein anwendeten. Sobald die Religion Gegenſtand der Poeſie wurde, konnte ſie ſich in keinen andern Kreiſen als den chriſtlichen bewegen, und höchſtens die arabiſchen und heidniſchen Elemente mit hereinziehen, welche in den erlaubten philoſophiſchen Syſtemen auch ſo reichlich wucherten. Sobald dieſe aber aus der dramatiſchen und plaſtiſchen Religion der Alten herausgeriſſen waren, und dem Chriſtenthum als Gewand dienen ſollten, verloren ſie ihre lebendige Kraft, da im Chriſtenthum nur die Muſik und Lyrik vorwaltet, und konnten hier nur noch als Allegorie und Symbol wirken. Die griechiſche Religion war auch ganz ſymboliſch, aber nur die Philoſophen ſahen die Symbole als ſolche an, ſie waren aber dafür auch keine Dichter. Sobald die Symbolik aber allgemeinern Eingang fand, nach der Zeit der Blüthe der Philoſophie, war die lebendige Kraft der Religion und Poeſie verſchwunden, und ſelbſt ſchon die Tragödiendichter in der ſchönſten Epoche der griechiſchen Poeſie begeiſterten ſich an Stoffen des grauſten Alterthums.

So gibt auch das Chriſtenthum, welches alle unſere Vorſtellungen und Anſichten vergeiſtigt, keine poetiſchen Elemente ab, außer in ſeinem negativen Theile, von dem Abfall, der Sünde, Strafe, Hölle. Denn die Abgefallenen, die Sünder allein treten als ſelbſtändige Perſonen vor unſere Anſchauung, in ihrem Trotz und Frevel liegt wenigſtens Handlung und Leben, die ſich poetiſch auffaſſen laſſen, die Vorſtellung der Strafe bringt das moraliſche und äſthetiſche Gleichgewicht hervor, und hier kann auch nur die Vorſtellung der Ewigkeit der Strafe eine poetiſche Auffaſſung des Weltgerichts zulaſſen. Hingegen bei den Belohnungen des Paradieſes hört alle Selbſtändigkeit auf; denn die Menſchen werden hier nicht mehr menſchlich, ſondern rein geiſtig belohnt, dadurch, daß ihr Geiſt in höhere Regionen verzückt, zu höhern Einſichten und reiner Seligkeit erhoben wird. Hier geht alſo die Perſon unter in der allgemeinen Weltſeele, alle Handlung hört auf, nicht das leiſeſte Widerſtreben iſt denkbar, nur ein dankbares Empfangen, ein ſeliges Hingeben, ein Auflöſen in der allgemeinen Harmonie. Hier iſt die Klippe der chriſtlichen Vorſtellung, an welcher

alle Poesie scheitert, und sowie die Darstellung der Hölle durch den ungeheuren Abstand der einander entgegenkämpfenden Personen der großartigste Gegenstand der Dichtung, weit großartiger als der Homerische Kampf der Menschen gegen Götter und jede andere Vorstellung der Alten ist, so bleibt jede Darstellung eines christlichen Paradieses, als des Ortes der Vergeltung und Belohnung, für die Poesie eine unerreichbare Aufgabe. Selbst die plastischen Griechen wußten den Stoff nicht zu behandeln, und ließen ihre seligen Schatten im Elysium das Erdenleben fortsetzen. Die Araber haben noch die poetischeste Vorstellung des Paradieses, die sich aber auch am weitesten von der christlichen Idee entfernt. Denn das Christenthum verwirft in seiner Theorie der Belohnung jede sinnliche Idee, verweist nur auf die reinste Harmonie des Geistes mit seinem Urgeist, und je reiner es aufgefaßt wird, desto mehr schwindet alle poetische Anschauung. Während daher auch alle Religionssysteme der Griechen, Römer, Hebräer, Araber ꝛc. voll der glühendsten Poesie sind, zeigt unser neues Testament höchstens Parabeln und Allegorien. Um nur einige Anschauung in seinem Paradies zu erwecken, war Dante genöthigt, die erhabne Wissenschaft der Astronomie für seine Scenerie zu Hülfe zu nehmen, die aber in seinem Gedicht auch nur allegorisch wirkt.

Dagegen ist der erste Theil der Divina Commedia, wo Dante seine Phantasie ungehemmt kann walten lassen, über alle Beschreibung erhaben. Hier hören wir nicht die Zeit des Dichters, sondern den Dichter selbst, der, über alle Verhältnisse erhaben, die ganze Macht seines Genius vor unsern erstaunten Blicken entfaltet. In dem Inferno ist Alles Kraft und Leben; die Personen, die darin vorkommen, sind ihretwegen da, nicht um eines systematischen Beispiels willen, und um ihretwillen scheint jedesmal das ganze Gedicht geschrieben zu sein. Hier befand sich der Dichter auf historischem Boden, der ihm den lebendigen Stoff in mannigfaltiger Fülle darbot. Hier gibt die gelehrte Theologie nur zuweilen den Faden an, und bleibt wenigstens im Hintergrund, das frische Leben aber tritt hervor, und zeigt uns die Hauptpersonen scharf gezeichnet und selbständig, voller Charakter und Handlung.

Man hat oft hin und her gerathen, woher Dante den Stoff zu seinem Gedicht genommen habe. Er nahm ihn eben aus den Ideen, von welchen seine ganze Zeit erfüllt war. Es gibt kein

Volk, das sich nicht um den Zustand nach dem Tod bekümmert hätte, und je ausgebildeter der Rechtszustand ist, desto ausgebildeter sind auch die Vorstellungen von Lohn und Strafen der andern Welt. Bei dem neu erwachten Studium der Philosophie und der Entwicklung der scholastischen Theologie ward das Interesse an diesen Fragen in hohem Grade rege, denn wir finden aus jenen Jahrhunderten eine Menge poetischer Darstellungen der Hölle, des Fegefeuers und Paradieses, welche Kopisch in seiner trefflichen Bearbeitung der göttlichen Comödie nebeneinandergestellt hat. Dort findet sich auch nachgewiesen, wie viel Dante aus jenen frühern Werken entlehnt und benutzt habe. Jedenfalls machte er's damit wie die Griechen mit ihren ägyptischen und asiatischen Ueberlieferungen, und so wurden selbst die dichterischen Gedanken, die er fast wörtlich aus den Provenzalen und seinen italienischen Vorgängern entlehnte, ganz Dantisch. Warum Dante sein Gedicht Comödie genannt habe (so heißt es Inferno XVI, 128 und XXI, 2), hat ebenfalls manchen Streit veranlaßt, bis man endlich den Grund bei Dante selbst in seiner Vulg. Locut. gefunden, wie schon früher angegeben ist (man vergleiche seinen Brief an Cane della Scala, §. 9).

Wir haben uns nun vorerst mit den zwei ersten Gesängen des Inferno kurz zu beschäftigen, welche dem ganzen Gedicht als Einleitung dienen. Es hat leider dem Dichter gefallen, sie ganz allegorisch zu halten, so daß fast jeder Satz darin eine Menge Auslegungen gestattet. Freilich hat er damit auch bewirkt, daß alle Leser, sowohl Mystiker als Historiker, jeder nach seiner Art und Auslegung, dadurch befriedigt werden. Die Schwierigkeit wird vermehrt durch die unzweifelhafte mehrmalige Umarbeitung, wodurch sie durch Zusätze, Veränderungen ꝛc. gleichsam zwei oder mehre Gesichter erhalten haben. (Man erinnere sich an Boccaccio's Erzählung von den wiedergefundenen sechs ersten Gesängen.)

Dante verirrte sich im Frühling des Jahres 1300 in einem dunkeln Wald. Ich glaube, daß dieser die eigne innere Zerrissenheit, den Trübsinn, die Unzufriedenheit des Dichters mit seinem unglücklichen Schicksal und dem Mißverhältniß der Welt zu seinem Ideal bedeuten solle. Seine wahre Lebensbahn als Staatsmann war ihm durch die Umtriebe einer Partei abgeschnitten (la diritta via era smarrita). Die Erinnerung an diesen Zustand

des Unmuths in der ersten Zeit seines Unglücks erfüllt ihn noch mit Furcht und Grausen (V. 4—7). Er weiß nicht mehr, wie er in diesen Zustand des entnervenden, aller Thatkraft beraubenden (pien di sonno) Zustand des Trübsinns kam, nachdem das Unglück ihn betroffen hatte. Das innere Leiden verwirrte ihm die Sinne, daß er den Weg der Weisheit verlor. So ging er lange in diesem umnachteten Thal (alles Trübe, Unglück ꝛc. versetzt Dante in finstre Thäler: Freudiges, Hoffnung, Stärke gibt er durch das Bild besonnter Hügel und mächtiger Felsen), als ihm plötzlich ein Licht aufging, und ihn mit Hoffnung und Muth erfüllte, seinen Geist aus der Trübsal zu entreißen und mit höhern Dingen zu beschäftigen. Dies drückt er aus in dem Bild V. 13—18. Das Jammerthal bedeutet seine gedrückte Seele, der Hügel, dessen Gipfel in dem Aufgang der Sonne glänzt, den innern Trost, die Erhebung des Geistes über die äußern Widerwärtigkeiten und den Entschluß zur Beschäftigung mit erhabnen Gegenständen; dazu nur konnte ihn auch der Dichter Virgil einladen. Der Entschluß tauchte plötzlich auf, das Todtenreich zu beschreiben. Dieser mag ihm gekommen sein durch die Erinnerung an seine früh entschlafene Beatrice und durch das Studium des Virgil's; und nachdem er ganz mit sich darüber im Reinen war, wunderte er sich selbst über diesen Entschluß (V. 25—27).

Indessen an der Ausführung, d. h. an dem Aufsteigen zum besonnten Hügel (V. 28—31), hinderte ihn immer die Theilnahme an den Schicksalen seines Vaterlandes, besonders aber drei Dinge: die Stadt Florenz, Karl von Valois und der Papst, die unter den Bildern eines Panthers, eines Löwen und einer Wölfin dargestellt sind. Der Panther (Florenz) wollte ihm gar nicht vor dem Gesicht, den Gedanken, weichen, so daß er oft im Sinn hatte, umzukehren und sich wieder den Unruhen und Staatsgeschäften hinzugeben (V. 36). Doch die Reize der frisch erwachten Frühlingsnatur, das fröhliche äußere Ansehen, der Wohlstand von Florenz (di quella fera la gaietta pelle, V. 42) ließen ihn wieder Hoffnung und Muth fassen, sich über die Trübsal zu erheben. Aber der Löwe und die Wölfin (Karl von Valois und der Papst), welche mit Heißhunger Italien zu verschlingen drohten, brachten ihn wieder um seinen Muth, und drängten ihn in den finstersten Theil des Thales zurück (V. 44—60). Da gab ihm endlich das

Studium Virgil's, der lange Zeit in Italien vernachlässigt war (chi per lungo silenzio parea fioco), den Frieden, die Erhebung des Geistes über das beengende Ungemach wieder. Virgil fragt ihn selbst in der ersten Begegnung, warum er immer zu solchem Mißmuth zurückkehre, und nicht den Entschluß und Muth fasse, der der Anfang jeder Freude sei (V. 76—78). Er wird nun Dante's Führer durch Hölle und Fegfeuer, d. h. Dante nimmt sich die Aeneide zum Muster in Beidem; für die Begeisterung aber, die zur Beschreibung des Paradieses nothwendig war, konnte Virgil nicht ausreichen, wie überhaupt keiner der plastischen Alten. Dazu wandte sich Dante allein an die christliche Gefühlszeit, und nahm hauptsächlich die schönste Blüthe des Christenthums, die reine himmlische Liebe, zur Führerin.

Also wird der kurze Sinn des ganzen ersten Gesanges sein: Die Unruhen, welche die verschiedenen Parteien, der Papst und Karl von Valois in seinem Vaterland anrichteten und auch Dante's unglückliches Exil brachten diesen in einen Zustand des Trübsinns, in welchem der Geist zu nichts fähig ist. Nachdem er lange in demselben hingezogen und seinen Unmuth verzehrt, erwachte in ihm endlich der Entschluß, sein Leben, das ganz dem Staate gewidmet war, nun den Wissenschaften und der Poesie zu weihen, und indem er sich immer vertrauter mit Virgil machte, kehrte die Ruhe in sein Gemüth zurück. Damit tauchten alle herrliche Bilder seiner Jugend und besonders die glühende Liebe zu Beatricen wieder in seiner Seele auf, die Erinnerung steigerte sein Gefühl bis zur Schwärmerei, und entzündete den schaffenden Genius. So entstand sein Werk, das er also zum Theil Virgilu verdankt, daher er mit solcher Dankbarkeit und Ehrerbietigkeit zu ihm spricht.

Im zweiten Gesang wird nochmals bestätigt, daß die Liebe zu Beatricen und die Erinnerung an die glückliche Jugendzeit Danten zum Besingen des erhabensten Gegenstandes, des Weltgerichts, begeistert habe, und daß er die Kraft und den Muth dazu von der göttlichen Gnade erhalten. Einer göttlichen Eingebung schreibt er es auch zu, daß er in der Jugend eine solche Vorliebe für Virgil erhalten, und daß ihn besonders Aeneas' Gang durch die Reiche der Unterwelt so betroffen, der den von christlichen Ansichten erfüllten Dichter auf die Idee seines Weltgerichts

gebracht habe. Dies ist angedeutet durch die Allegorie von der Sendung Virgil's, V. 43—126. In diesem Gesang spricht Dante auch deutlich aus, daß das, was ihn sein ganzes Leben lang durchdrungen, die Verwirklichung und Herstellung des römischen Weltreichs in weltlicher und geistiger Hinsicht, auch der Zweck dieses Gedichts sein solle. Denn er führt ausdrücklich seine zwei Vorgänger in der unter- und überirdischen Reise an, Aeneas und den Apostel Paulus. Der Erstere, bei dem er sich am längsten verweilt, stieg in die Unterwelt, um, dort durch die Prophezeiung seines Vaters Anchises belehrt und ermuthigt, das römische Reich zu gründen, und Paulus stieg in den Himmel, um dort Stärkung für den Glauben und die Gründung des geistigen Reiches zu empfangen (V. 13—27).

Dies wäre die einfache historische Auslegung dieser Gesänge. Nun erfordern sie aber auch eine mystische Deutung, welche sich erst im Verlauf des ganzen Gedichts etwas aus ihrer Dunkelheit erhebt. Die in der Comödie vorkommenden lebendigen Personen sind zugleich auch Figuren, welche eine höhere Idee zur Anschauung bringen sollen, und spielen daher fortwährend bald die eine, bald die andere Rolle, bald beide zugleich. Beatrice ist nicht nur Dante's Geliebte, sondern stellt, da sie den schwärmerischen Freund nach ihrem Tod in die höchsten Regionen des göttlichen Gefühls und Betrachtens erhoben und begeistert hat, auch die göttliche Lehre, die Theologie, vor. Virgil aber, außerdem, daß er der alte römische und heidnische Dichter und Dante's poetisches Vorbild ist, hat sich noch zu einer für unsere Ansicht höchst fremdartigen und unpassenden Rolle hergeben müssen, und repräsentirt die höchste Potenz menschlicher Einsicht und Wissenschaft, die Philosophie. Dante selbst ist nicht nur der lebendig betrachtende Dichter, sondern stellt auch oft den Typus der ganzen Menschheit mit ihren Schwächen und ihren erhabenen Trieben zum Göttlichen dar, und seine Wanderung selbst ist die Pilgerschaft des Menschengeschlechts seit Adam durch die Fehler und Sünden der Zeitlichkeit zu Gott. Bei diesem Geschäft vereinigen sich Beide, Virgil und Beatrice, Philosophie und Theologie, zum Schutz und Heil des Menschen, und leiten ihn durch die Strafen der Hölle, die Angst des Gewissens und Nichtigkeit falscher Lehre, und durch die Reue und Buße des Fegefeuers zur wahren Einsicht und Freiheit, zum

Frieden und zur Seligkeit in der Vereinigung mit Gott. So erhalten auch die im Gedicht auftretenden Thiere und alle Nebenpersonen eine zweite mystische Bedeutung, die sich im Verlauf des Gedichts entwickelt. Uebrigens haben alle jene mystischen Allegorien das Schicksal, daß durch ihre Dunkelheit der ganze Reiz der lebendigen Anschauung verloren geht, abgesehen davon, daß durch die nothwendig oft gezwungene und vielfache Bedeutung derselben Widersprüche entstehen, welche der poetischen Wahrheit und Harmonie schaden.

Ich habe mich bemüht, diese Einleitung auf die einfachste und mit den Worten der Gesänge am wenigsten im Widerspruch stehende Art zu erklären. Wem diese Auseinandersetzung zu einfach scheint, und wer tiefer in die Symbolik und Mystik dieses wunderbaren Gebäudes eindringen will, der wird in Kopisch's werthvollen Anmerkungen und Abhandlungen am Ende seiner Uebersetzung der Divina Commedia vollkommen befriedigt werden, worauf ich auch für die übrigen Gesänge ein= für allemal hinweise, obgleich ich gestehe, daß mich seine anagogische Deutung über Vieles nicht aufgeklärt hat, sondern mir die Mystik, die in demselben zur Mystik kommt, manches Dunkle noch schwärzer zu machen scheint. Für unsern Zweck ist bloß die poetische Seite wichtig, und wir schreiten nun zur Analyse des Gedichts.

Die Hölle befindet sich, nach Dante's und der allgemeinen Ansicht, in der Mitte der Erde unter den drei Welttheilen der östlichen Halbkugel, Europa, Asien und Afrika, in welchen Jerusalem als gerade in der Mitte liegend vorgestellt ist, so daß der Berg Zion und der unterste Punkt der Hölle gerade entgegengesetzt sind. Ihre Gestalt ist die eines umgestürzten Kegels oder eines Kraters, oben von der Weite der Halbkugel, während sich nach unten gegen den Mittelpunkt der Erde die Kreise immer mehr verengen, so daß der tiefste Theil nur einen engen Eissumpf bildet, worin der ärgste Feind Gottes, der ungeheure Lucifer steckt. In jedem dieser sich vermindernden Kreise büßen andere Sünder, nach der Klassification, die sogleich folgen wird, die leichtern oben in dem weiten Gebiete, und je schwerer der Frevel, desto tiefer und enger stecken die Sünder, denn sie werden mit ihrer eignen Sünde gestraft, d. h. sie setzen die Sünde zu ihrer eignen Qual in der Hölle fort, und der ihrem innern Sinn oder

ihrem Gewissen stets gegenwärtige Gegenstand ihres Frevels nährt und vergrößert ihre Verzweiflung. Je vollkommner ein Wesen ist, desto heller sieht es das Gute und Vollkommene ein, desto brennender fühlt es den Schmerz über seine Mängel, Fehler, Sünden (Inferno VI, 106). Als Lucifer, früher der erste und schönste Engel nach seiner vermessenen Empörung gegen Gott und seinem Erheben über dessen Weisheit und Allmacht auf die Erde geschleudert wurde, floh diese entsetzt auseinander, und ließ in ihrer Mitte den ungeheuern Raum der Hölle, sowie sie auf der andern Seite durch das Meer hindurchfahrend den Berg des Fegfeuers bildete; die Hölle aber ward aus Gerechtigkeit von der Allmacht, Weisheit und Liebe Gottes gebildet (Inferno III, 4). Vor ihr ist ein dunkler Kreis, der Aufenthalt derjenigen, die ohne Schande und ohne Ruhm gelebt, an welchen weder Himmel noch Hölle Theil haben, mit ihnen sind zugleich die Faulen und Feigen, welche weder Gott noch seinen Feinden gefallen, und die Engel, welche bei Lucifers Empörung weder auf seiner noch auf Gottes Seite waren. Ihre Strafe ist also hier ihre fortgesetzte ewige Nichtigkeit und Vergessenheit, ein Schwanken zwischen Streben und Vernichtung, und selbst Dante mit seinem Begleiter eilt vorüber, ohne sie weiter zu bemerken. Ferner ist außer der Hölle noch ein Vorhof, wo sich die ungetauften Kinder und tugendhaften Heiden aufhalten. Hier ist also noch keine Strafe, sondern nur ein unerfülltes Sehnen, und die berühmten Heiden, Dichter, Weltweisen ꝛc., welche in einem abgesonderten, den Uebrigen unnahbaren Orte verweilen, genießen selbst noch die ewige Freude ihres Ruhmes. Alle Seelen der Sünder aber bringt mit unwiderstehlicher Gewalt die Gerechtigkeit oder das drückende Bewußtsein ihrer Schuld vor den Richterstuhl des Minos, von wo sie nach vollbrachtem Bekenntniß sogleich an den Ort ihrer Strafe hinabsinken.

Dreierlei Art sind nach Aristoteles' Ethik die bösen Neigungen, die vom Himmel entfernen (Inferno XI, 79), die Unenthaltsamkeit oder Sinnlichkeit, die Gewaltthätigkeit oder Verthierung und die Bosheit oder Schlechtigkeit des Geistes. Nach diesem System ist auch die Hölle in drei große Abtheilungen getrennt, deren jede durch einen besondern Höllenfluß eingeschlossen und durch verschiedene Elemente besonders charakterisirt ist. Die oberste Ab-

theilung ist von dem traurigen Acheron umgränzt, und durch ein trübes Dunkel, Sturmwind, Regen und Schnee bezeichnet. Hier büßen in drei verschiedenen Kreisen die leichtern Sünder, welche sich durch Sinnlichkeit und Kleben am Irdischen zum Abfall von Gott haben bewegen lassen, die Sünder in der sinnlichen Liebe, die Schlemmer und die Geizigen mit den Verschwendern. Die Erstern, die wollüstige Semiramis an der Spitze, fahren noch immer in dem ewigen Sturm der sinnlichen Begierden dahin, und der Gegenstand ihrer Sünde quält ihr Gewissen; die Schlemmer durch den gefräßigen Cerberus charakterisirt, stecken in dem Schlamm ihres Erdenlebens, den ein kalter Hagel, Schnee und Platzregen immer zäh erhält; die Geldsünder, durch Plutus vorgestellt, stoßen in ihrem kreisförmigen Umherjagen beständig gegeneinander, und werfen sich gegenseitig ihr Festhalten und Verschwenden vor. Den Uebergang zu der folgenden Abtheilung, und noch ausgeschlossen von der eigentlichen Stadt des Satans, bilden die Zornigen und die Grämlichen, welche sich durch träge Verstimmung das Leben verbitterten und die Tugend verabsäumten. Gegenseitig sich zerreißend, leiden sie nun, von dem zornigen Flegias angeführt, durch ihre immerwährende Heftigkeit in dem heißen Sumpfe des Styx, der die zweite Abtheilung, die eigentliche Stadt des Lucifer umgränzt. Wenn in den obern Räumen mehr die leichtern Sünden gebüßt werden, die aus der Schwäche der sinnlichen Natur hervorgehen, so sind nun hier die Strafen für die eigentlichen Verbrechen des Geistes, die aus freier Willensthätigkeit entspringen, wie dies gleich am Eingang zu Lucifers Stadt die Schaaren der abtrünnigen, empörten Engel anzeigen. Abgesondert von den Folgenden und ausgeschlossen vom Aristotelischen System liegen die Ketzer, und büßen ihre Zweifel an den Lehren der Kirche in offenen glühenden Särgen, welche sich nach dem jüngsten Gericht auf ewig schließen.

Das Ziel jeder Bosheit ist Unrecht; ihre Mittel entweder Gewalt oder Trug. Trug ist aber schlechter als Gewalt, darum wird sie tiefer und schwerer bestraft (Inferno XI, 22). So zerfällt diese große Abtheilung in zwei Klassen, die der Gewaltthätigen und der Betrüger. Die Erstern haben sich mehr der Entmenschung, Verthierung hingegeben; die Letztern aber der eigent-

lichen Bosheit. Wenn in der ersten Abtheilung eine trübe Finsterniß mit Hagel, Schnee und Sturm die irdisch gesinnten Sünder plagte, so herrscht nun bei den cholerischen Gewaltthätigen eine verzehrende Gluth über dürrem Sande, ausgedörrtem Reisig oder kochendem Blute. Sie theilen sich aber zunächst ein 1) in Gewaltthätige gegen den Nächsten, die Räuber, Mörder und Verwüster, durch den thierischen und grausamen Minotaurus vorgestellt; sie zerfleischen sich nun in dem heißen Blut, das sie auf der Erde vergossen. 2) Die Gewaltthätigen gegen sich selbst, die Selbstmörder und Spieler, bilden, ihrer irdischen Hülle auf ewig beraubt, einen Wald von wilden Dornen, wo die Harpyen nisten. 3) Die Gewaltthätigen gegen Gott, die Gotteslästerer, Sodomiten und Wucherer; sie leiden durch den verzehrenden Feuerregen, die Lästerer quälen sich durch ihren fortwährenden Trotz, die Sodomiten fliehen vor dem reinen Feuer und die Wucherer halten krampfhaft, die Gluth abwehrend, ihren leeren Sack. — Zur Aufnahme der eigentlich Schlechten und Boshaften senkt sich nun der Höllenkrater jäher und kesselförmig hinab, und umfaßt in zehn Kreisen alle Arten von Betrügern: 1) die Kuppler und Verführer; ihre Strafe ist das Schauen der Verzweiflung der Verführten. 2) Die Schmeichler sitzen in dem Koth, den sie in ihrer irdischen Niedrigkeit so gelobt haben. 3) Die Simonisten stecken kopflings in dem Boden, während ihre Beine von der Flamme verzehrt werden; der Nachfolgende drückt immer den Frühern tiefer hinab. 4) Die Zauberer wandern mühsam mit nach hinten gedrehtem Oberleib, so daß ihnen die Vorausssicht der Zukunft ganz benommen ist. 5) Die Bestechlichen stecken in einem zähen Pechsee, und werden von Dämonen mit Haken grausam hin und her gezogen. 6) Die Heuchler schleichen in schweren, außen goldnen, inwendig aber bleiernen Kutten. 7) Die Diebe, von dem diebischen Riesen Cacus vorgestellt, stehlen einander ihr letztes Eigenthum, ihr Gestalt. 8) Die bösen Rathgeber sind in die Flammen, von denen sie verzehrt werden, gehüllt und unsichtbar, sowie sie auf Erden in den schlimmen Thaten, die sie durch ihren bösen Rath Andere verrichten ließen, unsichtbar selbst wirkten. 9) Die Erreger der Zwietracht, Unruhestifter und Sektirer gehen mit zertheilten Leibern und getrennten Gliedern. 10) Die Ver-

fälſcher, ſowohl der Metalle als der Rede und Perſon, die Lügner und Verläumder, werden, da ſie außer dem Rechte ſind, von wahnſinnigen Dämonen nach Zufall und Griff herumgezerrt.

Im tiefſten Brunnen der Hölle ſtecken nun, von Rieſen, die ſich ehmals gegen die Gottheit aufgelehnt, umgeben, die ärgſten Sünder, die Verräther. Hier iſt das Gebiet des Cocytus, der langſam herabfließend in einem eiſigen Sumpf ſich ſammelt. Am weiteſten von dem göttlichen Licht und der wohlthuenden Wärme ſeiner Liebe entfernt, iſt der ganze Keſſel von einer ſchrecklichen Kälte erſtarrt. Die hier Geſtraften theilen ſich ein in Verräther an Verwandten, welche in dem erſten Kreiſe, genannt Caina (von Kain, dem erſten Brudermörder) büßen, in Vaterlandsverräther in dem Kreis Antenora, in Freundesverräther in dem Kreis Ptolemäa; alle ſind in dem Eisſumpf vergraben und nagen einander in wüthendem Grimm. In dem tiefſten Mittelpunkt ſteht endlich das Haupt der Böſen, der ungeheure Lucifer, der die Hauptarten der Sünden, die Sinnlichkeit, Gewaltthätigkeit und Verrätherei in ſeinen drei Geſichtern vereinigt darſtellt. Das eine dieſer Geſichter iſt daher dunkel, wie die erſte Abtheilung der Hölle, das andere gluthroth und das dritte blaß und eiskalt. In ſeinen drei Rachen werden die ärgſten Sünder, die Verräther Gottes und ſeiner ewigen Weltordnung, zernagt, in dem mittlern Judas, der Verräther des Gottesſohns, in dem andern Brutus und Caſſius, die in Cäſar's Perſon das römiſche Weltreich verriethen; ſo daß hier wieder die Grundidee des Ganzen, von dem doppelten heiligen Reich, dem geiſtigen und weltlichen, deutlich hervortritt.

Der Berg des Fegfeuers iſt der Gegenfüßler der Hölle. Er iſt in mehre Abhänge oder Kreiſe getheilt, die, je weiter nach oben, deſto weniger ſteil werden, und ſich oben in eine ſchöne Ebne endigen, ſo daß das Steigen immer weniger beſchwerlich wird, „und wenn der Steigende erſt das Gefühl hat, wie in einem den Fluß hinabgleitenden Kahne", ſo iſt das Geſchäft der Buße vollendet. Denn je weiter Einer in dem Ablegen ſündhafter Gewohnheiten vorwärts ſchreitet, deſto leichter wird ihm der Pfad der Tugend. In demſelben Sinne ſind die Kreiſe der Hölle, je weiter nach unten, deſto tiefer zu ſchauen. Wie die Hölle hat auch das Purgatorium ſeinen Vorhof, von welchem

aber noch diejenigen ausgeschlossen sind, welche im Kirchenbann starben. In dem Vorhof dagegen verweilen die Saumseligen, die gewaltsam Gestorbnen, die kurz vor dem Tode bereuten, und diejenigen, welche über den Sorgen um ihre weltliche Macht das Wohl ihrer Seele versäumten. An der Thür aber des Aufweges zum Reinigungsort sitzt der Engel des Paradieses mit flammendem Schwerte und zwei ihm von Petrus verliehenen Schlüsseln, einem silbernen und einem goldnen. — Alle Sünden, die hier abgewaschen werden können, haben ihren Grund in der Liebe (Purgat. XVII); der Mensch liebt 1) den Schaden des Nächsten, wie die Stolzen, die Neidischen und die Zornigen; 2) er liebt zu lässig, wie die Unthätigen; 3) er liebt zu sehr die irdischen Güter, wie die Geizigen, die Schlemmer und die Wollüstigen. Dieser Eintheilung nach hat der Berg der Läuterung sieben Abhänge, nach welchen man durch das Fegfeuer in das irdische Paradies gelangt, wo der Baum der Erkenntniß steht.

Das himmlische Paradies, in welches die Seelen durch die Feuerregion gelangen, ist in den Planetenhimmel, den Fixsternhimmel, den Krystallhimmel und das Empyreum eingetheilt. Der unterste oder Planetenhimmel ist zum Theil denjenigen Seelen bestimmt, welche in ihrem Erdenleben der Sorge für das Irdische zu sehr zugewandt waren, sich aber doch durch hinlängliche Buße die Seligkeit erworben hatten. So befinden sich auf dem Mond die Seelen der Nonnen, welche ihr Gelübde nicht ganz erfüllt hatten; auf dem Merkur diejenigen, welche mit Versäumung des Himmelreichs ihr Leben in irdischen, aber doch ruhmwürdigen Thaten zugebracht hatten; auf der Venus die der Liebe Ergebenen; auf der Sonne die großen Theologen und Ausleger des göttlichen Wortes; auf dem Mars die Helden, welche sich für Ausbreitung und Befestigung des Glaubens geopfert hatten; auf dem Jupiter die gerechten und weisen Fürsten, und auf dem Saturn die heiligen Einsiedler. In dem zweiten, dem Fixsternhimmel, beseligt das Gefühl der Menschen- und Bruderliebe, in dem Krystallhimmel aber weht allein Gottesliebe und Weisheit, und im Empyreum thront die Dreieinigkeit, umgeben von allen Engeln und Heiligen.

Dies ist in einfacher Uebersicht das Skelett des ganzen Gedichts, wozu die Doktrin hier mehr dort weniger ihren unabänder-

lichen Stoff gegeben hat. Sehen wir nun, was der erhabene Genius des Dichters aus dem reichen Schatz seiner Phantasie dazu gegeben.

Dritter Gesang.

Gleich im Anfange des dritten Gesanges des Inferno überrascht uns die erhabene Inschrift über der Pforte der Hölle:

Per me si va nella città dolente:
Per me si va nell' eterno dolore:
Per me si va per la perduta gente.
Giustizia mosse il mio alto fattore:
Fecemi la divina potestate,
La somma sapienza, e 'l primo amore.
Dinanzi a me non fur cose create,
Se non eterne, ed io eterno duro:
Lasciate ogni speranza voi ch' entrate.

Auf Virgil's Zureden wird Dante's Furcht vor diesen schrecklichen Worten gemindert, und er tritt in den ersten Kreis ein, wo ihn aber gleich wieder die gräßliche Finsterniß des ungeheuern Raumes, durch welche betäubendes Wehklagen, Seufzer, Wuthgeschrei in allen Sprachen herübertönt, in die ängstlichste Stimmung versetzt. Virgil belehrt ihn, dies sei der Aufenthalt der traurigen Seelen, welche auf der Erde ohne Schande und ohne Lob gelebt. Zugleich mit ihnen befinden sich die Engel, welche bei Lucifers Empörung weder auf dessen noch auf Gottes Seite waren. Der Himmel hat sie verstoßen und die Hölle will sie nicht; dies die Ursache ihrer Qual und ihres Wuthgeschreis. Sie haben keine Hoffnung auf den geistigen Tod, und doch ist ihr Zustand so erbärmlich, daß sie jedes andere Loos, selbst in der Hölle beneiden. Sowie ihr Andenken in der Welt verloschen ist, so hat sie sowohl das ewige Erbarmen als die strafende Gerechtigkeit verstoßen. Selbst Dante soll von ihnen nicht reden, nur schauen und vorübergehen. Nach dieser meisterhaften Schilderung jener Seelen und ihres geistigen Zustandes folgt eine ebenso poetische ihrer materiellen Strafe. Hinter der vom Sturm dahingerissenen Fahne der Feigheit rannte eine unzählige Schar nackter Seelen, welche von umschwärmenden Mücken und Wespen (Symbol des Kleinlichen,

Schlechten, Gemeinen) unaufhörlich gestochen wurden; das Blut rann mit ihren Thränen gemischt bis zu ihren Füßen, wo es von ekelhaften Würmern aufgesogen ward. — Bald darauf am Ufer des traurigen Acheron angekommen, hören die beiden Dichter, wie die Scharen der verdammten Seelen von dem greisen Charon, der von Virgil über ihr Erscheinen beschwichtigt wird, mit Verzweiflung erregenden Worten angefahren werden, die ihre Wirkung nicht verfehlen; vor Schrecken erbleicht und zähneklappernd fluchen die Geächteten Gott und ihren Eltern, dem ganzen Menschengeschlecht und dem Ort und der Stunde ihrer Geburt. Sie rücken sich sträubend näher zusammen; doch mit ernsten Winken und Ruderschlägen treibt sie Charon in seinen morschen Kahn, und ehe sie drüben landen, harrt diesseits schon wieder eine neue Schar. Virgil erklärt Dante Charons Verlegenheit bei seiner Erscheinung, da sonst nie eine gute Seele über den Fluß übersetze. Seine Rede wird durch ein mächtiges Getöse und Krachen unterbrochen, die Erde erbebt und schleudert einen Sturmwind aus, in welchem dunkelrothes Licht blitzt. Dante verliert die Besinnung und fällt hin, wie ein Mann, welchen Schlaf packt. — In diesem Zustand war er schon auf Erden in jenen Wald gerathen, und in demselben tritt er auch in das Purgatorium und in das irdische Paradies ein. Will er vielleicht das Wirken der höhern Macht andeuten, die ihn unbewußt antreibt, die erhabenen Gegenstände zu besingen? Zu bemerken ist auch, daß ihn der Schlaf nicht mehr überfällt, seitdem er im irdischen Paradies seine Beatrice gefunden hat.

Vierter Gesang.

Ein furchtbares, donnerähnliches Getöse weckt Dante am Rand der Hölle auf; es ist das in dem weitern Kreis vervielfachte Weh- und Wuthgeschrei, das aus allen tiefern Abgründen zusammen heraufdringt. Selbst Virgil erblasset vor Mitleid. Sie treten nun in den Vorhof der Hölle, wo die Luft nur von leisen Seufzern bewegt wird. Hier leiden die Seelen der Kinder und aller Nichtchristen, welche durch den Mangel der Taufe von dem Paradies ausgeschlossen sind, und ihre Qual ist eine hoffnungslose Sehnsucht. Virgil bestätigt seinem Schüler an Ort und

Stelle die Höllenfahrt Christi, bei welcher er die jüdischen Erzväter, Adam und Abel, Abraham, Isaak und Jacob nebst Rahel, Moses, den König David mit vielen Andern erlöst und sie der Seligkeit theilhaftig gemacht habe. Bald gewahrt Dante einen hell schimmernden Platz, und erfährt, daß in dieser Stelle des Vorhofs den berühmten Nichtchristen vergönnt sei, in der Glorie ihres Ruhms fortzuleben und sich derselben zu erfreuen. Die vier ersten Dichter, Homer, Horaz, Ovid und Lucan grüßen ehrend Virgil, und nehmen Dante als den sechsten in ihren Kreis auf.[1]) Ihr Aufenthalt ist ein immer begrünter Hügel, durch einen allen gemeinern Seelen unüberschreitbaren Bach von dem finstern Theil der Hölle abgeschieden, und von sieben hohen Mauern (den sieben Cardinaltugenden in Aristoteles' Ethik) eingeschlossen. Hier lagerten die alten Heroen und Weltweisen, in stillem Ernst und mit düsterm Angesicht. Unter den Helden nennt Dante besonders die, welche mit der Gründung des römischen Reichs in einiger Beziehung stehen, besonders Cäsarn, den ersten Kaiser. Hoch über den Andern geehrt (wahrscheinlich wegen seines Einflusses auf die scholastische Theologie, und somit das geistige Weltreich) sitzt Aristoteles, der Meister der Gelehrten, und um ihn geschart die übrigen Philosophen außer Epikur, der tiefer in der Hölle vorkommt. — Wir sehen an diesem Gesang, wie Dante Alles behandelt, was außer seiner Zeit liegt. Es hat für ihn kein lebendiges Interesse, und so fehlt auch das Lebendige, Plastische und Dramatische in seiner Darstellung. Die alten Helden und Weisen werden uns nur hergezählt, und sind ohne Handlung und Charakteristik, bloße Schatten.

Fünfter Gesang.

Dante steigt in den zweiten Kreis, wo sich ihm das richtende Gewissen in der Person des Minos darstellt. Diese antike, würdig-

1) Zur Erklärung diene es hier ein- für allemal, daß wir uns in keine Widerlegung oder Rüge von Dante's Ansichten über das Alterthum und dessen Poesie einlassen, sowenig als wir über die vorhergehende Blasphemie etwas sagten, wonach die Heiden, die von der Taufe nichts wissen konnten, dafür in der Hölle gestraft werden. Diese Ansichten gehören nicht Dante, sondern seiner Zeit, zum Theil auch noch der unsrigen. Uns aber kommt es nur zu, zu zeigen, was Dante aus dem Stoff, über den er nun einmal gebieten konnte, von welcher Güte er auch gewesen sei, gemacht hat.

ernste Gottheit hat durch die christliche Idee des Gewissens, der sie sich zum Symbol hat hergeben müssen, unstreitig verloren. Der alte Minos steht den Sündern schrecklich da, und grinzt die Zähne (soll an das Nagen des Bewußtseins erinnern); er hat einen langen Schweif, womit er eine Anzahl Ringe um seinen Leib bildet, je nach der Ordnung des Kreises, in welchen die Seele sinken soll (allegorisirt das Umstricken der Seele durch die sündhaften Begierden). Sehr lebendig ist aber sein Richteramt beschrieben:

Dico che quando l' anima mal nata
Li vien dinanzi, tutta si confessa:
E quel conoscitor delle peccata
Vede qual luogo d' Inferno è da essa. —
Sempre dinanzi a lui ne stanno molte
Vanno a vicenda ciascuna al giudizio:
Dicono e odono, e poi son giù volte.

wo besonders der letzte Vers die Schnelligkeit des ganzen Aktes trefflich nachahmt. Minos ruft Danten (wie das Gewissen jedem Menschen beim Beginn einer sündhaften Neigung) die ernsten Worte zu, er möge sich wohl vorsehen, wohin ihn sein Weg führe, und sich durch den weiten und leichten Eingang nicht täuschen lassen. Er wird aber, wie vorher Charon, durch die Worte Virgil's beruhigt, daß die Wanderung Gottes Wille sei. Die Dichter befinden sich im Kreise der „fleischlichen Sünder, welche die Vernunft dem Triebe unterwarfen." Der Höllensturm zerschlägt und reißt sie im Wirbel herum, und unter dem Geschrei und Geheul der Gepeinigten schlagen Lästerungen der göttlichen Tugend an das Gewölbe des Abgrunds.

Così quel fiato gli spiriti mali
Di quà, di là, giù, di sù gli mena.

Den Reigen beginnt Semiramis, die Meisterin in der Zügellosigkeit, che libito fe' licito in sua legge. Ihr zunächst folgen noch drei Weiber als erste im Zug, Dido, Cleopatra und Helena, und hierauf eine Menge Helden, unter welchen Achilles, Paris und Tristan genannt sind. Zwei Seelen, die des Paolo Malatesta und der Francesca von Rimini, welche in dem Schwarm der ehebrecherischen Dido schweben, ziehen Dante's Aufmerksamkeit besonders auf sich, und er ruft sie auf Virgil's Geheiß mit liebe-

vollen Worten, ihm Rede zu ſtehen. Innig gerührt von ſeinem Zuruf ſchweben ſie ſanft wie Tauben herbei, danken ihm für ſeinen Antheil, um deswillen ſie für ſeinen Frieden beten würden, wenn der Herr der Welt noch ihr Freund wäre. Die ſchöne Franceſca erzählt ihm hierauf, daß heftige Liebe zu dem blühenden Schwager ſie ſo ergriffen, daß ſie ihre eheliche Pflicht gegen ihren mißgeſtalteten boshaften Gemahl verletzte.

Amor ch' a null' amato amar perdona,
Mi prese del costui piacer si forte,
Che, come vedi, ancor non m' abbandona.

Ihr Gemahl überraſchte Beide und ermordete ſie zugleich, wofür er tiefer unten in dem Kreis des Brudermörders Kain büßt. Bei der Anklage der Liebe iſt Dante betroffen; er gedenkt ſeiner eignen vielfachen Neigungen, wodurch er Beatricen untreu geworden. Beſchämt ſenkt er das Haupt und verſinkt in Nachdenken, und auf Virgil's Frage, worüber er ſinne, bricht er in den Seufzer aus, der uns errathen läßt, welche lange und ſchnelle Gedankenfolge in Hinſicht ſowohl auf ſich als auf jenes Paar in dem Augenblick ſein Herz beſtürmte:

O lasso,
Quanti dolci pensier, quanto disio
Menò costoro al doloroso passo!

Dante will von dem Paar noch wiſſen, welche Umſtände jene ſüße doch ihnen verderbliche Liebe erweckt haben, und nun gibt ihm die reizende Sünderin die berühmte Erzählung, welche durch ihre rührende Naivetät, ihre ergreifende dichteriſche Wahrheit, ihre unübertreffliche Plaſtik jeden Leſer im höchſten Grade erwärmen muß:

Noi leggiavamo un giorno per diletto,
Di Lancilotto, come amor lo strinse:
Soli eravamo, e senza alcun sospetto,
Per più fiate gli occhi ci sospinse
Quella lettura, e scolorocci 'l viso;
Ma solo un punto fu quel, che ci vinse.
Quando leggemmo il disiato riso
Esser baciato da cotanto amante;
Questi, che mai da me non fia diviso,

La bocca mi baciò tutto tremante:
Galeotto fu il libro, e chi lo scrisse:
Quel giorno più non vi leggemmo avante.

Kein Wort weiter über diese einfach erhabene Schilderung, jedes würde den heiligen Eindruck verwischen.

Sechster Gesang.

Das Mitleiden über die Pein der beiden Liebenden, die sich noch im Tode so treu anhingen, hatte dem Dichter ganz die Besinnung geraubt. Als er aus seiner Zerstreuung wieder zu sich kam, sah er sich im dritten Kreise, wo die Schlemmer ihr unsauberes Leben abbüßen. Ein ewiger Hagel, schmuziger Regen und Schnee macht die Erde zu stinkendem Schlamm. In diesem sind die Sünder versenkt, und wehren sich heulend gegen die Fluth, und wenden den Leib, um die eine Seite gegen die andere zu schützen. Ihr Symbol ist Cerberus, mit drei Rachen, rothen Augen, schwarzem und besudeltem Bart und dickem Bauch, ein echter Schlemmer; er packt die Geister, zerrt und zerreißt sie. Virgil beruhigt ihn mit einigen Händen voll Schlamm, der mit den Sünderseelen Einen Teig ausmacht, über welchen Dante auch später wegschreitet. Sehr schön ist die Schilderung, wie dem Höllenhund während des wüthenden Bellens sich der Rachen mit Speise füllt, und er bei dem Kauen immer leiser bellt, in dem Maß, als der zähe Schlamm den Tönen mehr den Ausgang wehrt. Die Dichter treffen auf eine Seele, die sich aus dem Schlamm erhebt, und sich ihnen als Ciacco, ehemals angesehenen Richter und beliebten Gesellschafter in Florenz, zu erkennen gibt. Auf Dante's Befragen über das nächste Schicksal seiner Vaterstadt erzählt Ciacco, daß nach kurzen Siegen der weißen Partei die schwarze für immer oben bleiben werde unter dem Schutz des Papstes, welcher in der Nähe laure. Diese Prophezeiung scheint mir zu beweisen, daß dieser sechste Gesang in einigen Theilen ebenfalls eine spätere Umarbeitung erfahren habe, indem Dante zu der Zeit, als er wahrscheinlich die sieben ersten Gesänge schrieb, vor seinem Exil, diese Worte noch nicht dem Ciacco in den Mund legen konnte. Die Umänderung muß aber sehr bald geschehen sein, zu einer Zeit, wo der Streit der Par-

teien und die Einwirkung des Papstes sich noch nicht als ein vollendetes Faktum ganz übersehen ließen, da die Vorausverkündigung gegen die sonstige Gewohnheit Dante's in sehr allgemeinen und unbestimmten Ausdrücken gehalten ist. Nachdem Ciacco Danten noch gesagt, daß er einige geachtete Staatsmänner, nach denen er fragte, tiefer unten in der Hölle antreffen werde, will er ihm nichts weiter sagen. Seine Augen verdrehen sich zum Schielen, er stiert Dante an, neigt dann das Haupt, und versinkt mit den Uebrigen in den Schlamm. Virgil sagt zu Dante: „Der erhebt sich nicht mehr, bis einst vor dem Schall der himmlischen Posaune, wenn der schreckliche Richter kommen wird. Dann wird Jeder sein trauriges Grab wieder finden, sein Fleisch und seine Gestalt annehmen und hören, was ins Ewige forttönt. Welche schöne Schilderung von dem Versinken des Sünders in das Nichts, und welcher erhabene Nachruf Virgil's! Auf Dante's Frage, ob nach dem jüngsten Gericht die Strafen ab- oder zunehmen, verweist ihn jener auf Aristoteles' Lehre, nach welcher ein Wesen je vollkommner, desto deutlicher das Rechte und die Qual seiner Mangelhaftigkeit fühle. Unter solchen Gesprächen über die Ewigkeit gelangten sie zum vierten Kreise.

Siebenter Gesang.

Plutus, der Gott des Reichthums (der hier in Wolfsgestalt, in Bezug auf die Wölfin des ersten Gesanges, die habsüchtige Kirche, dargestellt ist), ruft Lucifers Macht an gegen das Vordringen der Dichter. Aber Virgil erinnert ihn an seine Ohnmacht und an den heiligen Michael, welcher den übermüthigen Lucifer in den Abgrund gestürzt habe, auf welche Worte Plutus ohnmächtig in sich zusammenstürzt. Hier büßen die Geizigen und Verschwender, in zwei große Scharen abgetheilt, die sich jede in Kreise herumbewegen. Mit schrecklichem Geheul wälzen sie große Lasten mit aller Anstrengung der Lunge. Die beiden Kreise berühren sich bei ihrer Umdrehung an einem Punkt, und hier gerathen jedesmal Geiz und Verschwendung in einen argen Conflikt. Wüthend schreien die Verschwender den Andern zu: Perchè tieni? und die Geizigen: Perchè burli? Die beiden Schreier wenden sich dann zu ihrem Kreis, um, ihre Last umwälzend, bald wieder

an demſelben Punkt ihre wüthenden Vorwürfe gegen einander zu ſchleudern. Sehr ſinnreich ſind die beiden Laſter hier zuſammengebracht, um ſich gegenſeitig zum vorwerfen Gewiſſen zu dienen. Dante erblickt unter ihnen viele Tonſurirte, und Virgil belehrt ihn, daß ſie Geiſtliche, meiſt Kardinäle und Päpſte ſind, in cui usa avarizia il suo soperchio, bedeutet aber jenem, daß er ſich irre, wenn er einige zu erkennen glaube, da ſie ihr Laſter des Geizes bis zur Unkenntlichkeit beſchmuzt habe. Sie treiben ihren Kreislauf und Zank ſo fort bis zum jüngſten Tag; dann werden die Geizigen mit geſchloſſenen Fäuſten, die Verſchwender mit dünnen Haaren auferſtehen. Hierauf gibt Virgil eine herrliche Apologie der Fortuna, welche Dante des Unglücks ſo vieler Menſchen anklagt. „Der Schöpfer des Weltalls ſchuf die Himmel, und gab jedem einen eignen Lenker, damit der Glanz ſich auf gleiche Art über alle verbreite; ebenſo ſetzte er dem irdiſchen Glanz eine Lenkerin, welche von Geſchlecht zu Geſchlecht die eiteln Güter verändere, unverwehrt von menſchlichem Verſtand. Sie herrſcht flüchtig eilend in ihrem Reiche, wie die andern Götter in dem ihren, und ihr Richterſpruch iſt verborgen, wie die Schlange in dem dem Gras. Doch wenn ihr Menſchen die rechte Einſicht habt, ſo ſeid ihr niemals mit ihr im Streit. Darum wird ihr ſo oft mit Unrecht Tadel und Schimpf zugeworfen. Doch ſie hört nicht darauf, und rollt ihre Kugel in ſeliger Freude mit den andern Engeln." — Die Wanderer folgen nun einem kochenden und überſchäumenden Duell voll trüben Waſſers, und gelangen durch eine finſtere Kluft an den heißen Sumpf Styx, worin die Zornigen büßen, nackte Seelen, die ſich nicht nur mit den Fäuſten, ſondern ſelbſt mit Haupt, Leib und Füßen ſchlugen, und mit den Zähnen in Stücke zerriſſen. Tief unten im Schlamm ſtecken die Grämlichen, die ſich das Leben durch Unzufriedenheit verderben und ſich dadurch zu allem Tüchtigen ungeſchickt gemacht hatten. Von ihren Seufzern ſprudelt der Schlamm, und ſie gurgeln ihren unverſtändlichen Klaggeſang, weil ſie vor Schmuz das ganze Wort nicht aus dem Munde bringen können. Die Dichter beſchreiben einen weiten Bogen um den Sumpf, und gelangen an den Fuß eines Thurmes.

Achter Gesang.

Schon vorher bemerkt Dante zwei Flämmchen, als Zeichen zweier zu erwartender Seelen, und ein drittes als Antwort auf das Zeichen. Schnell wie ein Pfeil lenkt der zornige Phlegias seinen Kahn herüber und freut sich hämisch der Beute, doch Virgil vernichtet ihn durch die Versicherung, daß er sie nicht länger als zur Ueberfahrt haben werde. Sie steigen ein, doch erst durch Dante scheint der Kahn beladen, und durchschneidet tiefer als sonst. Sie sind noch nicht weit gefahren, als der zornige Filippo Argenti, ein Florentiner, sich gegen sie erhebt. Dante gibt ihm seinen Abscheu gegen sein Laster zu erkennen, worauf Argenti voll Zorn Hand an das Schiff legen will. Doch Virgil stößt ihn zurück, und umarmt seinen Schüler wegen des heiligen Eifers; er erklärt ihm, daß hier Manche im Sumpfe liegen, die man auf Erden für große Könige hielt. Die andern Zornigen fallen nun über Argenti her, und zerreißen ihn in Fetzen, und der Florentiner kehrt in seinem Grimm die Zähne gegen sich selbst. — Ein furchtbares Wehgeschrei verkündigt den Dichtern die Nähe der Stadt Lucifers, sie sehen die rothglühenden Mauern und die tiefen Gräben. Es ist eine schöne Idee Dante's, die durch das ganze Gedicht geht, daß das Feuer der göttlichen Liebe in der Hölle weder leuchtet noch wärmt, sondern den Gottfeinden, die sich der Liebe verschließen, ohne ihr doch entfliehen zu können, nur zu verzehrender Qual wird, dasselbe Feuer, das im Purgatorium zur Sehnsucht erhebt, und im Paradies die höchste Seligkeit verleiht. Ueber dem Thore der Stadt sitzen trotzig die abgefallenen Engel und wehren den Eingang; zuletzt wollen sie Virgil allein haben, Danten aber zu seinem großen Schrecken seinen Weg zurückschicken. Dieser klammert sich an Virgil und beschwört ihn, ihn nicht zu verlassen, wird aber von ihm durch Hinweisung auf den himmlischen Schutz bekräftigt. Virgil spricht mit den bösen Engeln geheim, und Dante sieht diese plötzlich ins Innere zurücklaufen und die Pforte verschließen, seinen Führer aber betreten und nachsinnend zurückkehren. Er sagt ihm, die Verwegenheit sei nicht neu, schon einmal haben sich die Engel Christi Höllenfahrt am obern Höllenthor widersetzt, wo aber der Mächtige Schloß und

Riegel zertrümmert habe; auch jetzt werde bald ein himmlischer Bote kommen, und ihnen den Weg öffnen. Meisterhaft ist hier der Trotz der gefallnen Engel selbst noch in der Hölle geschildert.

Neunter Gesang.

Virgil verbirgt vor dem erschreckten Dante seine Verlegenheit, und horcht, mit sich selbst redend, aufmerksam durch das Dunkel und den dicken Nebel. Dante fragt ihn mißtrauend, ob schon einer der Nichtchristen aus dem obersten Kreise in diese tiefern Regionen der Hölle herabgestiegen sei. Virgil sagt ihm, es geschehe freilich selten, doch sei er selbst, von der grausamen Zauberin Erichtho beschworen, einmal in dem tiefsten Kreis des Judas gewesen, um eine Seele dort wegzuholen; er sei daher des Weges ganz kundig, und könne ihn über jede Gefahr beruhigen. Dante hört kaum mehr auf seine Worte, denn auf dem glühenden Thurme sieht er plötzlich drei mit grünen Hydern umkleidete Höllenfurien mit ihren Schlangenhaaren sich erheben, bei seinem Anblick sich die Brust vor Wuth zerschlagen, und mit lautem Geheul die Meduſa anrufen, daß sie den Fremdling versteinern solle. Dante drängt sich vor Entsetzen an seinen Führer; dieser befiehlt ihm, schnell das Gesicht wegzukehren, und bedeckt ihn selbst noch mit seinen Händen. — Die ganze Scene hat einen tiefen Sinn, worauf Dante selbst aufmerksam macht. Die Höllenfurien wollen, ihr Reich zu mehren, Dante zum Ihrigen haben, und rufen daher die schreckliche Meduſa, welche die Sünde vorstellt, daß sie ihn erst ganz vernichte, wogegen er sich, wie gegen jede Sünde, nur durch das ernsteste und schnellste Abkehren sichert. — Nun erscheint der vom Himmel gesandte Bote, dessen triumphirender Schritt durch die Hölle in einem prachtvollen Gleichniß geschildert wird. Trocknen Fußes wandelt er über den heißen Sumpf, weht sich mit der linken oft die schwüle Luft weg, und scheint bloß von der bangen Umgebung ermüdet. Virgil winkt seinem Begleiter, sich still vor ihm zu verneigen. Ein Schlag seiner Ruthe öffnet das Thor, den gefallnen Engeln wird das Nichtige ihres ohnmächtigen Trotzes gegen den Willen des Allmächtigen vorgehalten, und der Engel verschwindet wieder auf der schmuzigen Straße, ohne mit den Dichtern ein Wort zu reden, da er ohne weitere

eigne Theilnahme nur Gottes Willen zu erfüllen hatte. Sicher gehen die Beiden nun in die offne Stadt ein, und Dante gewahrt ein unermeßliches Feld voll glühender Gräber zwischen ewigen Flammen; ihre Deckel waren offen, und aus ihnen ertönten schreckliche Klagen. Dante erfährt, daß hier die Ketzer, Unsterblichkeitsläugner und Sektirer jeder Art, Gleich bei Gleich, in mehr oder minder glühenden Särgen büßen.

Zehnter Gesang.

Die Beiden gehen zwischen den Mauern und den Gräbern; Virgil sagt, auf dieser Seite büße Epikur und alle seine Nachfolger, die das ewige Leben geläugnet haben; wenn sie mit ihren Leibern am jüngsten Tag zurückkommen, kehren sie wieder in ihre Särge ein, die dann auf ewig zugeschlossen werden. Dante's Wunsch, eine von den Seelen zu sehen, wird erfüllet. Farinata, ein stolzer florentinischer Gibelline, trefflicher Feldherr und berühmter Sieger der Welfen in der mörderischen Schlacht am Arbia, erhebt sich aus dem Grabe und bittet Dante, zu verweilen. Dante erschrickt über der stolzen Haltung des Kriegers, der noch in der Hölle über die Qualen zu siegen scheint. Aber Virgil treibt ihn mit Hand und Wort zwischen den Särgen hin zu jenem. Farinata erfährt, wer Dante sei, findet in ihm einen Feind seiner Partei und sagt ihm mit Genugthuung, daß er die Welfen zweimal aus Florenz verjagt habe. Dante schlägt ihn aber mit der Entgegnung nieder, daß die Welfen, wenn zweimal verjagt, auch zweimal wiedergekehrt seien, welche Kunst die Andern nicht gelernt hätten. Während dieses Gespräches erhebt sich eine andere Seele bis zum Kinn aus demselben Sarge, die des Cavalcante Cavalcanti. Er schaut aufmerksam suchend umher, und fragt dann Dante: „Wenn du durch die Kraft deines hohen Geistes hier wandeln kannst, wo ist mein Sohn, und warum ist er nicht hier?" (Sein Sohn Guido war auch ein gefeierter Dichter.) Dante erklärt dem Gottesläugner, daß er nicht durch eigne, sondern durch Gottes Macht und Schutz hier sei, und mit Virgil, den Cavalcanti's Sohn verachtet hatte. Aus dem Wort „hatte" glaubt Jener folgern zu müssen, daß sein Sohn todt sei, was dem Läugner des ewigen Lebens schrecklich war. Mit Angst verlangt

er Aufklärung darüber, und da Dante mit der Antwort zögert, sinkt Jener auf ewig in sein Grab zurück. Farinata hat unterdessen mit stolzer Miene und Haltung, ohne den geringsten Antheil an dem Andern und dem Gespräch, dagestanden. „Wenn", führt er jetzt die abgebrochene Rede fort, „meine Partei jene Kunst nicht erlernt hat, so quält mich das mehr als dieser glühende Sarg. Doch nach nicht fünfzig Monden wirst du selbst wissen, wie schwer die Kunst der Rückkehr sei. Doch sage, warum ist das florentiner Volk so grausam gegen meine Partei?" Dante erklärt ihm, daß der Zorn über das Blutbad am Arbia immer noch den Haß gegen die Gibellinen ernähre; worauf Farinata: „Deß war ich nicht allein die Schuld, und mit gutem Grund führt' ich die Meinen zum Siege. Wohl aber war ich allein, als nach der Schlacht Jeder die Vernichtung von Florenz aussprach, und ich die Stadt mit offnem Visir beschützte." Dante bittet ihn noch, die Zweifel über seine prophetische Kunst aufzuklären, und Farinata sagt ihm, daß die hier eingeschlossenen Geister die ferne Zukunft zu schauen vermögen, für die nahe aber und die Gegenwart völlig blind sind, und daß ihnen am jüngsten Gericht durch das Schließen der Särge auch jene Kunst entzogen wird. Dante bittet ihn hierauf, seinem Gefährten Cavalcanti zu sagen, daß dessen Sohn noch am Leben sei, und erfährt noch von ihm, daß hier viele tausend Seelen, mit ihnen der Kaiser Friedrich II., eingeschlossen seien. Gedankenvoll über Farinata's Weissagung kehrt Dante zu Virgil zurück, welcher ihn von den irdischen Sorgen ablenkt und auf die himmlische Beatrice verweist, die ihm seinen Lebenspfad anweisen werde. — Der ganze Gesang ist von hoher dramatischer Wirkung und durch die Verschiedenheit der treffend gezeichneten Charaktere, der Interessen und Sorgen jedes Einzelnen von ungemeiner Lebendigkeit. Welcher Contrast schon zwischen den beiden Läugnern des ewigen Lebens, welche beide noch mit irdischen Sorgen gequält sind, dem stolzen Sieger Farinata, welchem das Schicksal seines Vaterlandes und seiner Partei am Herzen liegt, und dem weichern Cavalcanti, welcher den Tod, und (nach seiner Ansicht) die gänzliche Vernichtung des geliebten Sohnes fürchtet. Dann wieder die verschiedne Haltung der beiden Dichter; Dante's, der noch sehr empfänglich für irdische Sorgen hier und da Belehrung sucht und oft Angst erndtet, der überall

das echt Menschliche, Schwäche und Hoheit, Stolz und Furcht, vor Allem Wißbegierde zeigt; und des weisen Lehrers Virgil, der jede Beziehung zum Höhern, Himmlischen nachweist, und als Abgesandter einer höhern Macht, als Vollstrecker eines höhern Willens sich theilnahmlos zeigt.

Elfter Gesang.

Die Dichter gehen nach einem Thal zu, aus welchem ihnen ein unerträglicher Geruch entgegenweht. Ehe sie noch dessen Grund bemerken, gelangen sie zu einem großen, einsam stehenden Sarg, worauf die Inschrift zu lesen: „Ich bewache den Papst Anastasius, welchen Photinus vom rechten Weg abzog." Dieser Papst hatte, nach der damaligen Meinung, von Photinus dazu bewogen, vor dem ganzen Consistorium falsche ketzerische Lehren behauptet und durchzusetzen gesucht, war aber während des Disputirens schrecklich gestorben. Sowie er als ketzerischer Papst im Leben isolirt stand, so erwartet er nun auch hier, ein schreckliches Beispiel zur Warnung, einsam den jüngsten Tag. Er liegt tiefer als die übrigen Ketzer, da er als Haupt der Kirche mehr Schuld hat, und zwischen dem Kreis der Ketzer und dem der Gewaltthätigen, weil er seine Macht als Papst dazu gebrauchen wollte, seine Irrthümer mit Gewalt einzuführen. Alle diese Beziehungen sind hier sehr sinnreich vereinigt, und durch die große Inschrift auf dem Sargdeckel sehr bedeutend hervorgehoben, daß auch ein Papst irren könne, und dann desto verantwortlicher sei. — Um sich nach und nach an den scheußlichen Geruch zu gewöhnen, gehen die Dichter langsam, und Virgil erklärt seinem Gefährten die ganze Einrichtung der Hölle und die Klassifikation der Sünder, wie wir sie in der allgemeinen Uebersicht gegeben haben.

Zwölfter Gesang.

Steinig und klüftig ist der steile Abhang, an welchem die Dichter nun herabsteigen müssen. Er wird bewacht von dem Symbol der Gewaltthätigen und Entmenschten, dem greulichen Minotaurus. Bei ihrem Anblick beißt er sich selbst vor innerm

Zorn. Aber Virgil erinnert ihn an Theseus, der schon als Heide die Macht gehabt habe, ihn zu tödten, und das Unthier krümmt sich, und tobt und wirft sich dahin und dorthin in ohnmächtiger Wuth. Diesen Augenblick benutzen die Wanderer, unbemerkt den Abhang hinabzusteigen, der von Schutt und zertrümmertem Gestein bedeckt ist, das unter Dante's Schritten wankt. Virgil gibt ihm die schöne Erklärung, daß diese Zertrümmerung bei Christi Tod geschehen sei (den er als unbekannt nicht nennt, sondern nur als Erlöser der Erzväter aus seinem eignen Kreise bezeichnet). Damals erbebte die ganze Hölle so gewaltig, daß er glaubte, das ganze Weltall empfände die Liebe, durch welche, wie sein Gefährte in der Vorhölle, Empedokles, meinte, die ganze Welt schon mehrmals in Chaos verwandelt ward. In demselben Augenblick fiel dieses alte Felsstück und andere, welche verschiedene Sünder von einander scheiden, in Trümmer. — Wie sinnreich und erhaben ist die Anführung dieser Wirkung der göttlichen Liebe und ihres Opfers für die Menschheit gerade an diesem Platz, zwischen den Sündern, welche Gott ganz läugneten, und denen, welche die göttliche Liebe durch ihre Gewaltthätigkeit und Entmenschung verläugneten. Je mehr man in die Tiefe dieses Gedichts eindringt, und die unendlich vielen erhabenen Beziehungen und Zusammenstellungen entdeckt, desto mehr muß man den Geist bewundern, der dies Alles in so wunderschöner poetischer Ordnung zusammenfaßte. — Sie sind an dem kochenden Blutstrom angelangt, in welchem die Gewaltthätigen gegen ihre Nebenmenschen büßen. Höher oder tiefer stecken die Sünder, je nach der Schwere ihres Frevels, in dem von ihnen vergossenen nun siedenden Blut; Tausende von mordlustigen Centauren rennen um den Graben, und schießen ihre Pfeile auf jeden Sünder, der mehr als ihm gebührt, aus dem Blute auftauchen will. Drei der Centauren sprengen auf die herabkletternden Dichter zu, fragen nach ihrem Begehr, und drohen zu schießen. Virgil verweist sie mit der Antwort an Chiron, den er Danten von Ferne zeigt, das Haupt auf die Brust gesenkt (er bedeutet in dieser Stellung die Reue, die nach jeder raschen Gewaltthat folgt). Der alte Chiron streicht sich mit dem Pfeil den langen Bart von dem Mund, und bedeutet den Andern, daß Dante lebendig sei, da die Steine unter seinem Tritte sich bewegen, und daß er daher nicht von ungefähr könne gekommen

ſein. Virgil beſtätigt ihm ihre Sendung unter höherm Schutz, und bittet ihn um einen Führer (wahrſcheinlich weil er als Heide ſich in dem durch Chriſti Tod zertrümmerten Geklüft nicht mehr zurecht finden konnte), welcher Dante über den Strom trage, da er als Geiſt nicht über die Luft wallen könne. Neſſus geleitet ſie nun hart am Rande des Blutſtromes vorbei, und zeigt ihnen die bis zur Augenbraue verſenkten Tyrannen, worunter ſie Alexander, Dioniſius von Sicilien, den ſchrecklichen Azzolino von Romano erkennen. Weiter unten ſehen ſie unter den bis an die Gurgel eingeſenkten Mördern den einſamen Guido von Montfort, welcher, um die Ermordung ſeines Vaters zu rächen, den König Heinrich III. von England in der Kirche erſtochen hatte. Immer ſeichter wird der Strom, ſo daß die Seelen immer weiter hervorragen, bis zuletzt kaum die Füße von dem Blut bedeckt ſind. Neſſus ſagt Dante, daß auf der andern Seite die Tiefe des Stroms in demſelben Maße zunehme, wo dann die ſchwerern Blutvergießer gepeinigt würden. Dante hebt unter dieſen wieder mit Beziehung auf ſeine Idee von dem heiligen Römiſchen Reich zuerſt drei hervor, Attila, Pyrrhus und Sextus Pompejus, welche das weltliche Rom beunruhigten, und dann zwei, Riniero von Corneto und Riniero Pazzo, welche die Kirche, den Papſt und die römiſchen Prälaten in Schrecken ſetzten.

Dreizehnter Geſang.

Neſſus verläßt die Dichter am Saum eines Dickichts ohne Pfad, ohne Blätter und Früchte, die kahlen Stämme tragen nur knotige, verdrehte Zweige und giftige Dornen. Die ſcheußlichen, Unglück verkündenden Harpyen niſten darin, und ſtimmen eine ewige Wehklage an. Dante iſt im Kreiſe der Gewaltthätigen gegen ſich ſelbſt. Er hört durch den öden winterlichen Wald viele jammernde Stimmen, ohne doch eine Seele zu ſehen, und bleibt daher verwundert ſtehen. Virgil heißt ihn an einem Dornſtrauch einen Zweig abbrechen, und ſogleich ſchreit aus dem Stamm eine Stimme: „Warum verletzeſt du mich?“ Der Stamm wird von Blute braun und ſchreit wieder: „Warum zerreißeſt du mich? Haſt du kein Mitleiden? Wir waren Menſchen, und ſind nun Dornſtämme geworden. Wären wir Schlangenſeelen geweſen,

du würdeſt wohl mitleidiger ſein." Und wie bei einem grünen Holz, das am einen Ende brennend, am andern ſtöhnt und ziſcht von der Luft, die herausgeht, ſo ſprudeln aus der Wunde Blut und Worte hervor, ſo daß Dante erſchreckt den abgebrochnen Zweig fallen läßt. Von Virgil beſänftigt und befragt, wer ſie ſei, ſpricht nun die in den Stamm eingeſchloſſene Seele (der Kanzler Pier delle Vigne) die prachtvollen Verſe, welche ſich in der Ueberſetzung kaum geben laſſen:

I' son colui che tenni ambo le chiavi
Del cuor di Federigo, e che le vuolsi
Serrando e disserando, si soavi,
Che dal segreto suo quasi ogni uom tolsi.
Fede portai al glorioso uffizio
Tanto, ch' io ne perde' lo sonno e i polsi.
La meretrice, che mai dall' ospizio
Di Cesare non torse gli ochi putti,
Morte comune, e delle corti vizio,
Infiammò contra me gli animi tutti,
E gli infiammati infiammar si Augusto,
Che i lieti onor tornaro in tristi lutti.
L' animo mio, per disdegnoso gusto,
Credendo col morir fuggir disdegno,
Ingiusto fece me contra ma giusto.
Per le nuove radici d' esto legno
Vi giuro, che giammai non ruppi fede
Al mio signor, che fu d' onor sì degno:
E se di voi alcun nel mondo riede,
Conforti la memoria mia, che giace
Ancor del colpo, che 'nvidia le diede.

Pier erklärt den Andern darauf das Schickſal der Selbſtmörder. Von Minos werden ihre Seelen zu dieſem Wald geſandt, und ohne Wahl und Ordnung, nur durch Zufall fallen ſie hier oder da nieder, und keimen als wilde Pflanzen auf, welchen die gräßlichen Harpyen die Blätter rauben und aus den Wunden ewige Klagen locken. Wie die andern Seelen gehen auch dieſe am jüngſten Tage nach ihren Leibern, aber nicht um ſich damit wieder zu bekleiden, ſondern ſie hierher zu ſchleppen, und auf ewig an den traurigen Dornen aufzuhängen. — Hierauf ſieht Dante zwei

Seelen, von einer Menge Hunde verfolgt und schon halb zerrissen, in verzweifelter Flucht durch das dornige Dickicht stürzen und rechts und links von ihrem Durchbruch die Zweige krachen und niederfallen. Die eine Seele macht einen Strauch zum Schlupfwinkel, wird aber von den Hunden zerrissen und die einzelnen Glieder umhergeschleppt. Die Seele des schützenden Strauches, ein Florentiner, bittet die hinzugetretenen Dichter jammernd, die ihr bei der Metzelei abgerissenen Zweige um seinen Stamm zu sammeln, was Dante dem Landsmann gerne thut.

Vierzehnter Gesang.

Am Ausgang des Dickichts gelangen die Dichter auf eine unabsehliche dürre Sandwüste, auf welche ein beständiger Feuerregen herniederfällt Hier leiden in verschiedner Weise die drei Arten von Gewaltthätigen gegen Gott, die Gotteslästerer, die Sodomiten und die Wucherer. Die Gotteslästerer liegen auf dem glühenden Boden, wehren sich trotzig mit den Händen die sengenden Feuerflocken von der Haut, und ihr ohnmächtiger Trotz ist ihre Qual und Strafe, wie aus der Unterredung Virgil's mit Kapaneus, eines der sieben Könige von Theben, klar wird. Virgil erklärt im Weitergehen seinem Freunde die Entstehung der Höllenflüsse, welche ihre Quelle in den Thränen eines auf Kreta stehenden, aus Gold, Silber, Kupfer, Eisen und Thon geformten Alten (bedeutet die Verschlechterung des Zeitalters) haben, und alle ein und derselbe Thränenstrom, nur mit verschiednen Namen sind.

Fünfzehnter Gesang.

Der Damm des Höllenflusses geleitet die Dichter an den Büßort der Sodomiten. Die Sünder laufen, sich schämend vor dem Lichtregen; wer anhält, liegt dann hundert Jahre ohne Bewegung, während das Feuer ihn sengt. So sagt Danten sein Lehrer Brunetto, der ihn verwundert erkennt und ihn fragt, wie er vor seinem Tode hier herabgekommen. Dante sagt, er habe sich oben in einem Wald verirrt (diese Worte an Brunetto gerichtet, sind in Bezug dessen Tesoretto, eine ähnliche Vision, gesagt,

wo auch der Dichter sich in einen Wald verirrt, und dann in die Unterwelt hinabsteigt. Es soll also heißen: ich bin auf dieselbe Art wie du früher herabgekommen, indem ich dir in dem Walde nachfolgte). Brunetto merkt aus diesen Worten, daß Dante an einem ähnlichen Gedicht arbeite, und da er als sein Lehrer schon früh den hohen Sinn des Schülers erkannt hatte, gibt er ihm nun die schöne Weissagung:

Se tu segui tua stella,
Non puoi fallire a glorioso porto:
Se ben m'accorsi in la vita novella.
E s' i' non fossi sì per tempo morto
Veggendo 'l cielo a te così benigno,
Dato t' avrei all' opera conforto.

Er macht darauf eine trübe Schilderung der Sitten in Florenz, dem er lange als Sekretär der Republik vorgestanden, und ermahnt Dante, sich von diesen Sitten zu reinigen. Dante drückt seinem Lehrer begeistert seine unvergängliche Dankbarkeit für dessen väterliche Mühe und Erziehung aus, und wie beständig seine Zunge das Lob desselben verkünden solle. Auch für die Verkündigung seines Schicksals dankt er ihm und sagt, er werde es, sofern nur sein Gewissen ruhig sei, mit Ruhe erwarten. Brunetto nennt ihm noch einige seiner Bußgefährten, welche lauter Priester und berühmte Gelehrte waren, empfiehlt ihm sein Werk Tesoro, und trennt sich von ihm in raschem Laufe.

Sechszehnter Gesang.

Das Brausen des hinabstürzenden Höllenstromes verkündet einen neuen Kreis, den der Wucherer. Doch vorher begegnet Dante drei Seelen, welche mit verschlungnen Armen in dem Feuerregen laufen, und Dante, den sie für ihren Landsmann erkannt, still zu stehen ersuchen. Es war Aldobrandi, Rusticucci, nach welchen Dante schon (Ges. 6) den Ciacco gefragt hatte, und Guidoguerra, alle drei berühmte Staatsmänner, daher Virgil seinem Freunde eine ehrerbietige Eile empfiehlt. Rusticucci fragt Dante, ob in Florenz noch die alte gute Sitte und Tapferkeit herrsche. Dante ruft aus: „Die neu angesiedelten Familien, die plötzlichen Reichthümer, o Florenz, haben Stolz und Uebermuth

in dir erzeugt, den du schon jetzt beweinen mußt." Die drei florentiner Politiker bestätigen seinen Ausruf, und trennen sich von ihm. — Die Dichter gelangen an den furchtbar brausenden Fall des Höllenstroms, der als Strom der sündigen Leidenschaften ihre geistigen Ohren übertäubt. Dante war mit einem Strick gegürtet, womit er einst den Panther, das Symbol des irdischen Vergnügens, fangen wollte. Virgil heißt ihn dieses letzte Zeichen des Trugs ablegen, um ganz des Anschauens der Wahrheit theilhaftig zu werden. Er thut es, Virgil wirft den ganzen Knäuel in den Höllenstrom, und nun ist Dante, frei von allen Verstrickungen, fähig, die Wahrheit von der Heuchelei, den Gedanken und Sinn von der That, das glatte Gesicht von der schlechten Gesinnung zu unterscheiden, was ihm nun gleich bei der Gestalt, die sich seinen Augen darbietet, zu Statten kommt.

Siebzehnter Gesang.

Diese Figur, die den ganzen Kreis der Betrüger vorstellt, ist der im Alterthum berühmte schändliche Verräther Gerion, der hier meisterhaft benutzt und noch meisterhafter geschildert ist. „Da sieh das die Welt verpestende Thier mit seinem spitzen Schwanz, das durch Berge, Mauern und Schilde dringt." Es hat die Miene eines ehrlichen Mannes und glatte Haut oben, aber nach unten geht es in eine Schlange aus, und das Ende des Schwanzes ist eine spitze Gabel mit Skorpionengift. Der Oberleib ist mit verstrickten Knoten und Schilden bedeckt. Aeußerlich gefällig wie jeder Arglistige kommt er sogleich auf Virgil's Wink herbei, versteckt aber sorgfältig den Skorpionenschwanz, und läßt nur den glatten Leib und das ehrliche Gesicht sehen. Während Virgil wegen des Uebersetzens über den Strom mit ihm unterhandelt, betrachtet Dante die Strafe der Wucherer auf dem letzten Vorsprung des siebenten Kreises. Sie liegen zusammengekauert auf dem heißen Sande, und wehren mit Händen und Füßen dem Feuerregen. Jedem hängt vom Halse eine Geldtasche, worauf sein Wappen gemalt ist. An diesem erkennt Dante einige florentinische und paduanische Edelleute, kehrt aber nach kurzer Unterredung zu Virgil zurück. Dieser ist schon auf Gerion's Rücken gestiegen, mit Angst und Beben folgt ihm Dante, und sein Führer

umſchlingt ihn feſthaltend und ſtellt ſich ſchützend zwiſchen ihn und die gefährliche Schweifſpitze. Kreiſend ſenkt ſich das Unthier mit der ungewohnten Laſt durch den dunklen Abgrund, ſetzt die Dichter unten ab, und ſchießt wie ein Pfeil zurück, voll Wuth, daß ihm wegen Virgil's kein Betrug gelungen ſei.

Achtzehnter Geſang.

Dante hat bei dem Niederlaſſen auf Gerion's Rücken eine Ueberſicht über den tiefſten Abgrund der Hölle erhalten, den er nun Malebolge nennt. Der tiefe ungeheure Brunnen iſt in zehn Kreiſe eingetheilt, die aber durch die hohe Einfaſſung eher Gräben zu nennen ſind, und, je tiefer, mit immer kleinerm Durchmeſſer an der äußerſten Wand der Hölle wie Feſtungsgräben hinlaufen. Ueber dieſe verſchiednen Abgründe laufen Brücken herab, die von mächtigen Felſen gebildet ſind. Dieſer ganze Raum nimmt die verſchiednen Scharen der Betrüger auf, und ganz in der Tiefe unter ihnen die Verräther um Lucifer geſchart. Die Dichter kommen in den erſten jener Kreiſe an, wo die Kuppler und Verführer, ſich einander entgegenrennend, von gehörnten Dämonen grauſam gegeißelt werden. Um das Gedränge dieſer Betrüger zu bezeichnen, nimmt der Dichter, nicht ohne Bedeutung, zum Gleichniß das Gedränge in Rom in den Tagen des großen Jubiläums, 1300. Dante faßt mit den Augen einen der Kuppler feſt und erkennt ihn; der Sünder ſchämt ſich und will ſein Antlitz verbergen, aber Dante nennt ſeinen Namen Caccianimico. Da geſteht denn jener, daß er die ſchöne Ghiſola, ſeine Schweſter, überredet habe, den Lüſten des ſchändlichen Marcheſe Obizzo von Eſte zu dienen, und daß mit ihm noch viele Bologneſer hier wären, welche die Habgier zu dem Laſter der Kuppelei getrieben. Dante ſteigt nun mit Virgil auf die Brücke, und ſieht unter ſich noch die Verführer von den Dämonen vorbeitreiben; an ihrer Spitze Jaſon von königlichem Anſehen, der die jugendliche Hypſipyle und die ſchreckliche Medea betrogen. — Der zweite Kreis erſcheint nun vor ihren Blicken, der ſo tief iſt, daß ſie nur von der Brücke aus hinunterſehen können. Die Ränder ſind mit Schimmel überzogen, da wo ſich die abſcheulich ſtinkende Ausdünſtung verdichtet und anſetzt. Schon von ferne hören ſie Weh-

klagen und Huſten und Sprudeln, und ſehen nun, daß die Sünder ganz in dem unausſtehlichen Koth ſtecken, der den Abtritten entfließt. Es ſind die Schmeichler, die nun von allen den Gemeinheiten leiden, die ſie früher beſtändig nur gelobt haben. Dante erkennt Aleſſio Interminei von Lucca, der ſich, darüber erzürnt, ſeinen hohlen Schädel zerſchlägt, und Virgil zeigt ihm die Buhlerin Thais.

Neunzehnter Geſang.

Dieſen Geſang, welcher von der Strafe der Simonie handelt, fängt Dante, durch die Schwere des Frevels an heiligen Gütern empört, mit einem leidenſchaftlichen Ausruf an:

O Simon mago, o miseri seguaci,
Che le cose di Dio, che di bontate
Deono essere spose, voi rapaci
Per oro e per argento adulterate;
Or convien che per voi suoni la tromba
Perocchè nella terza bolgia state. —
O somma sapienza, quant' è l' arte,
Che mostri in cielo, in terra e nel mal mondo,
E quanto giusto tua virtù comparte!

Der Graben war von unermeßlich hohen gelbſchwarzen Felſen eingeſchloſſen; in dieſem und dem Grunde eine Menge runde Gruben, in welche die Sünder kopfunter bis an die Waden eingeſenkt waren. Die Fußſohlen aber wurden von Flammen verzehrt, und die Qual derſelben merkte man an dem krampfhaften Zappeln. Dante kann von der Höhe Nichts unterſcheiden, daher trägt ihn Virgil links an der Felswand hinab zu einem Paar Beine, die ihn ſchon oben wegen ihrer ſchmerzvollen Bewegung feſſelten. Er fragt die Seele um ihren Namen und die Urſache ihrer Pein, dieſe aber, der Papſt Nikolaus III., welcher ſeinen Nachfolger in der Grube ſchon angekommen wähnte, ſchrie ihn an: „Biſt du ſchon da, Bonifazius, biſt du ſchon da? Die Schrift belog mich alſo um einige Jahre. Biſt du all das Gute ſchon ſatt, um welches du dich nicht ſcheuteſt, die Kirche durch Betrug zu gewinnen und dann zu ſchänden?“ Dante weiß erſt nicht, was er auf dieſe unerwartete Anrede antworten ſoll, benimmt ihm aber

zuletzt auf Virgil's Anrathen den Irrthum über seine Person. Nikolaus sagt ihm, daß er Papst war, und seine Nepoten mit unermeßlichen Reichthümern überhäuft hatte, weswegen er in dieser Grube büße, daß unter ihm seine Vorgänger in der Simonie liegen, und daß er ebenfalls hinabgedrückt wird, sobald Bonifaz ankommt, sowie dieser von Clemens V. hinuntergepreßt werde. Beim Anhören so vieler Schändlichkeiten, wodurch die päpstliche Würde, die er über Alles ehrt, so schamlos entweiht wird, geräth Dante in einen heiligen Eifer und bricht wie ein zürnender Gott in die flammenden, beredten Vorwürfe aus, die zu jener Zeit eine ungemein lebendige Wirkung müssen gethan haben:

Deh or mi dì, quanto tesoro volle
Nostro Signore in prima da San Pietro,
Ch' ei ponesse le chiavi in sua balia?
Certo non chiese se non: Viemmi dietro.
Nè Pier, nè gli altri chiesero a Mattia
Oro or argento, quando fu sortito
Nel luogo, che perdì l' anima ria. —
E se non fosse, ch' ancor lo mi victa
La riverenza delle somme chiavi,
Che tu tenesti nella vita lieta,
I' userei parole ancor più gravi;
Chè la vostra avarizia il mondo attrista,
Calcando i buoni e sollevando i pravi. —
Fatto v' avete Dìo d' oro e d' argento,
E che altro è da voi all' idolatre,
Se non ch' egli uno, e voi n' orate cento?
Ahi Constantin, di quanto mal fu matre
Non la tua conversion, ma quella dote,
Che da te prese il primo ricco patre!

Welche Beredsamkeit! wie fließen die Verse, so daß man sieht, in welchem Eifer, mit welcher Wärme der Dichter sie geschrieben hat. Man sieht aber auch aus dieser und vielen ähnlichen Stellen, sowie aus dem Brief Dante's an die Kardinäle, wessen die Zeit voll war, wie sehnlich die bessern Italiener eine Kirchenverbesserung wünschten, und daß schon damals hier gesäet wurde, was zwei Jahrhunderte später in Deutschland zur Reife kommen sollte. — Dante gibt seinen Vorwürfen noch mehr Nachdruck dadurch,

daß er Virgil's Vergnügen an denselben schildert, der ihn mit beiden Armen umfängt und auf die Brücke des vierten Kreises zurückträgt, während Nikolaus, entweder vor Wuth oder von seinem Gewissen betroffen, mit beiden Füßen gräßlich zappelt.

Zwanzigster Gesang.

In der folgenden tiefen Grube, die von Thränen ganz benetzt ist, sieht Dante eine Schar Seelen im langsamen Schritt der Litaneien still weinend herbeiziehen. Es sind die Seher und Wahrsager, die hier ihr frevelhaftes Eindringen in den Geist der Weltordnung büßen. Sie selbst haben nun in schmerzlicher Gewissensunruhe sich aller Voraussicht beraubt, und den Kopf ganz nach hinten verdreht, so daß ihnen die Schulter nun zur Brust wird, und ihre heißen Thränen über das Gesäß hinabrinnen. Dante wird bei dem Anblik vom Mitleiden bewältigt, und lehnt sich weinend an eine hervorragende Klippe der Felswand. Virgil wirft ihm das Sündhafte einer solchen Theilnahme an einem der Gerechtigkeit Gottes Verfallenen vor und zeigt ihm den Amphiaraus, der gegen sein besseres Wissen gegen Theben kämpfte, dort von der Erde verschlungen ward, und fort und fort abwärts stürzte, bis er vor dem schrecklichen Richter Minos (hier dem strafenden Gewissen) ankam; dann den Seher Tiresias, den etruriſchen Zeichendeuter Aruns, und Tiresias' Tochter Manto, wo Virgil von der Erinnerung an seine Vaterstadt Mantua lieblich berührt, deren Entstehung ausführlich beschreibt. Er zeigt ihm darauf noch mehre Zauberer und Zauberinnen aus verschiednen Ländern und treibt dann zum Weitergehen, da der Vollmond schon hinter Cadix sinke.

Einundzwanzigster Gesang.

Die folgende Grube, welche Dante von der hohen Brücke aus betrachtet, ist wunderbar dunkel, denn sie bestraft einen Frevel, der im Finstern schleicht, die Bestechlichkeit der Amtleute. Ein wunderschönes Gleichniß voller Leben, von den großen Schiffswerften Venedigs genommen, bringt die zähe, siedende Pechmasse vor die Anschauung, welche die Grube füllt und die steilen Wände

überklebt. Dieſes Pech wird nicht von materiellem Feuer entzündet, das in Dante's Hölle überhaupt nicht exiſtirt, ſondern per divina arte, durch das Licht der göttlichen Erkenntniß, daſſelbe, welches in dem erwachenden Gewiſſen der Sünder die brennende Qual, ſowie bei den Bereuenden im Purgatorium die mächtige Sehnſucht, und bei den Frommen die hohe Seligkeit hervorbringt. Sowie dieſes brennende Zürnen der ewigen Gerechtigkeit im Kreiſe der offnen Gewaltthätigen auch offen und ſichtbar auf ſie herabfiel, wirkt es hier, wo es die heimlich ſchleichende Sünde trifft, auch heimlich und unſichtbar im Innern, und Dante erkennt es nur an dem Aufwallen, Schwellen und Verdicken des Pechs. Welche wunderbare Anordnung, welcher hohe Sinn in dem ganzen Werke! Wie iſt hier Alles von wichtiger Bedeutung, und wie tief durchdacht iſt der ganze Plan! Schmuziges Pech erfüllt die Grube, weil ſie die Gemeinen aufnimmt, die auf Erden ihre Hände nicht rein erhalten und um Sündenſold ihre Seele verkauft haben. Ebenſo heimlich und verſteckt, als die Sünden oben begangen wurden, lauern ſie nun unter der Brücke in Geſtalt von ſchwarzen Teufeln auf die Seelen, welche von andern Teufeln herabgeſtürzt werden, und drücken ſie mit Haken in die unreine Maſſe. Dante ſieht einen der ſchwarzen geflügelten Dämonen einen Rathsherrn aus Lucca auf ſeinem ſtacheligen Rücken neben ſich auf die Brücke tragen und vom Rand herabſtürzen, und hört ihn eilfertig den Andern zurufen, daß er noch mehr aus jener beſtechlichen Stadt zu holen habe. Der Rathsherr ſinkt unter, arbeitet ſich, über und über bethеert, wieder herauf, wird aber von den unter der Brücke hervorſchießenden Dämonen unter ſchrecklichem Hohngeſchrei mit Haken hinuntergeſtoßen, „Coverto convien che qui balli, Si che, se puoi, nascosamente accaffi.“ Virgil heißt ſeinen Gefährten ſich hinter der Brücke verbergen, bis er mit den Dämonen geredet habe, und geht an den Rand vor. Sie wollen ihn alle mit ihren Haken anfallen, werden aber von ihrem Uebermuth durch ſeine Verſicherung geheilt, daß er durch göttlichen Willen hier ſei. Hier kommt das Wort divino vor, was in frühern Kreiſen gewöhnlich umgangen iſt, und was beſonders an dem Thor der Stadt Lucifers bei den abgefallnen Geiſtern der zürnende Engel abſichtlich nicht ausſpricht. Hierauf wird auch Dante herbeigerufen, der unter ſchrecklicher Angſt

kommt, da die unbändige Rotte auf ihn losfährt, und von Zerreißen spricht, bis sie durch des ersten Dämons Worte zur Ruhe verwiesen wird. Dieser, Malacoda genannt, sagt nun Virgil betrügerischer Weise, daß die nächste Brücke zu einer Stunde, die nach seiner Umschreibung den Tod Christi bezeichnet, zertrümmert worden sei, und bietet ihm mehre seiner Untergebenen zu Führern auf einem andern Wege an. Virgil nimmt sie an, trotz Dante's Angst vor dem verdächtigen Gesindel, dessen echt dämonische Ungezogenheit und Unbändigkeit in diesem und dem folgenden Gesang sehr treffend und lebendig geschildert ist. Gleich bei ihrem Abgang richten sie einen grellen Pfiff durch die Zähne gegen ihren Führer, der ihnen gar mit einem Pfiff durch eine andere Oeffnung antwortet.

Zweiundzwanzigster Gesang.

Dante geht neben Virgil im Geleite des schändlichen Gesindels am Rand der Grube hin. Er ruft aus: „O schreckliche Gesellschaft!" tröstet sich aber mit dem Sprichwort: In der Kirche mit den Heiligen, in der Schenke mit den Säufern. Mit dramatischer Lebendigkeit wird nun das ganze Leben in diesem Sünderkreis und unter der gemeinen Rotte geschildert. Der ganze Gesang gibt eine Reihe von meisterhaften Gemälden, worin mit treffenden Zügen abwechselnd die Bosheit und der Hohn der Höllengeister und die feige, gemeine Verschmitztheit der gestraften Sünder durch ihre eignen Handlungen sich vor unsere Anschauung stellt. Dies ist in Hinsicht auf die dichterische Kunst unstreitig einer der vorzüglichsten Gesänge der Comödie. Bei dem Nahen der Dämonen tauchen die Sünder, die sich einen Augenblick Ruhe gegönnt hatten, mit Blitzesschnelle unter das Pech, um nicht von den furchtbaren Haken getroffen zu werden. Einer derselben verweilt zu lange, und sogleich hat ihn auch der Dämon Graffiacane (alle haben hier ihre bezeichnenden Namen) mit dem Haken an den zusammengepichten Haaren gepackt, und hält ihn in die Höhe. Alle schreien dem Rubicante zu, ihm die Klauen in den Rücken einzuschlagen. Auf Virgil's Befragen gibt sich der Geängstigte als den bestechlichen Diener des Königs Thibaut II. von Navarra zu erkennen. In dem Augenblick, wo er

ſeine Sünde nennt, reißt ihm einer der Dämonen (das Gewiſſen) mit dem Fangzahn die Haut auf. Aber der Oberſte der Teufel entreißt ihn der Gewalt der übrigen, und hält ihn mit der Gabel feſt, damit er Virgil noch mehr bekenne. Der Navarreſe will eben einige Italiener nennen, die mit ihm verſunken ſind, als Libicocco, dem die Unthätigkeit zu lange dauert, ihm mit dem Haken ein Stück Fleiſch aus dem Arme reißt, ein anderer naht ſich ſeinem Beine, ſie werden aber alle durch des Anführers zornigen Blick zurückgedrängt. Der Gemarterte erzählte nun, nicht ohne Unterbrechung durch die Furcht der Mißhandlung, von zwei Sardiniern, und verſpricht, durch einen verabredeten Pfiff ſieben Tusker und Lombarden hervorzulocken, wenn die Dämonen ſich etwas zurückziehen wollen. Cagnazzo aber merkt die Argliſt und warnt die andern. Der Navarreſe, echt würdig mit Teufeln umzugehen, führt ſie alle hinters Licht und beſiegt ſie, indem er ſie bei ihrer Leidenſchaft anpackt. Er ſagt mit unſchuldiger Miene, daß er jenen ſieben Genoſſen, indem er ſie herauflockt, nur habe ſchaden wollen. Dies leuchtet ein; Alichino läßt die andern zurücktreten und droht Jenem, ihn bis über das Pech zu verfolgen, wenn er entſpringe. Während die andern aber nach dem Ufer zurückgehen, erhaſcht er den guten Augenblick, ſpringt in das Pech hinunter und verſchwindet. Von der Argliſt ſind ſelbſt die Teufel betreten. Alichino ſtürzt ihm nach, kann ihn aber nicht mehr erreichen, und ſchwingt ſich wieder in die Höhe. Nun wird er, als Urheber des Streiches, von dem wüthenden Calcabrina angegriffen, Beide verwickeln ſich im Kampfe mit ihren Klauen, und Beide ſtürzen in das ſiedende Pech, wo die Hitze dem Streit ein Ende macht. Jeder will ſich aus der ſengenden Gluth retten, aber die Flügel ſind verpicht. Der erſchreckte Anführer ſendet eiligſt vier Dämonen hinab, um die Halbgeſottenen mit ihren Haken herauszuretten. In dieſer Verwirrung verlaſſen ſie die Dichter. —

Dreiundzwanzigſter Geſang.

Stillſchweigend gehen die Dichter hintereinander. Dante fürchtet die Rache der Dämonen, die ſeinetwegen jenen Schaden und Schmerz gelitten hatten. Er äußert ſeine Gedanken Virgil, welcher dieſelbe Furcht hegt. Kaum haben ſie über einen Ausweg

gesonnen, als sie die Rotte mit ausgespannten Flügeln ihnen nacheilen sehen. Virgil faßt seinen Gefährten mit beiden Armen, hält ihn fest sich auf die Brust, legt sich selbst auf den Rücken, und schießt so den schrägen Abhang hinunter in den nächsten Graben. So sind sie vor der Rache der in dem Augenblick auf der Höhe erscheinenden Teufel gesichert, da diese über ihren Pechpfuhl hinaus keine Macht besitzen. Dante ist in dem Kreis der Heuchler, welche übermalt und weinend äußerst langsam daherschleichen, sie sind mit Kutten bekleidet, außen von blendendem Gold, innen aber von gewichtigem Blei. Dante's toskanischer Dialekt, als er zu Virgil spricht, macht einen der Sünder aufmerksam, und dieser gibt sich ihm als Fra Catalano aus Florenz zu erkennen, welcher zum Podestà gewählt, unter dem Schein der Rechtschaffenheit dort grausamen Zwist unter den Parteien erregt hat. Dante's Schelтworte gegen ihn erstickt eine neue Erscheinung. Kaiphas liegt gekreuzigt am Boden, und dient den Andern als Pfad (so daß er, als der größte Sünder in der Heuchelei das Gewicht aller übrigen auf sich fühlen muß), dafür, daß er den Pharisäern gerathen, Christum für das Volk zu kreuzigen. Die gleiche Strafe leiden alle andern Mitglieder des jüdischen Rathes. Virgil erstaunt wegen der Strafe, da er nichts von Christo weiß, und fragt nach einem Ausgang, auf welchem er nicht jenen Dämonen in die Hände falle. Er wird auf einen großen Felsen gewiesen, zu dem er über die Trümmer aufsteigen soll, und erfährt dabei, daß jener Teufel ihn trügerisch berichtet habe.

Vierundzwanzigster Gesang.

Virgil ist von dem Betrug der Teufel verdrießlich, heitert sich aber bald auf; in Dante's Seele bringt der Anblick seines Lehrers auch beide Stimmungen hervor, wie er in einem lieblichen Gleichniß veranschaulicht. Er steigt hierauf, von Virgil unterstützt, mit vieler Mühe über die Trümmer und den Fels auf die Brücke des folgenden Grabens. Hier hört er tief unten eine zornige Stimme, versteht aber den Sinn der Worte nicht, kann auch mit aller Anstrengung der Augen in dem Dunkel keine Person erkennen. Er steigt daher mit Virgil in den Graben hinab und bemerkt, daß er ganz mit Schlangen aller Art und Gestalt angefüllt

iſt, mit Thieren, die im Finſtern ſchleichen, denn es iſt der Straf-ort für die Diebe. Angſtvoll rennen dieſe über das Gewirre hin, und werden von den giftigen Thieren geſtochen, gebiſſen und in dem Gewinde verſtrickt. Einer derſelben wird von einer Schlange am Hals durchbohrt und verbrennt in demſelben Augenblick zu Aſche, um gleich darauf wieder zu erſtehen und aufs Neue von ſeiner eignen Schande vernichtet zu werden. Er nennt ſich ohne Hehl als den Raubmörder Vanni Fucci, ſchämt ſich aber des Kirchendiebſtahls, um welchen er hier leidet, und um Dante alle vermeinte Schadenfreude über ſeinen Anblick zu verleiden, ver-kündigt er ihm das Unglück der Weißen in Florenz.

Fünfundzwanzigſter Geſang.

Da der Kirchenräuber mit ſeiner Weiſſagung zu Ende iſt, fängt er wieder an, Gott zu läſtern, wird aber von ſeinen eignen Sünden, den Schlangen, die ſich ihm um Hals und Arme kne-belnd winden, zum Verſtummen gebracht, und flieht hinweg. Ihn ſuchend rennt der von Herkules ermordete Heerdendieb Cacus daher, der als Mörder zu den übrigen Centauren, aber als Dieb, als welcher er auch unter der Keule geſtorben, hierher gehört, und mit Recht dem Mörder und Dieb Fucci nachjagt. Er iſt ganz mit Schlangen bedeckt, und trägt auf ſeinem Rücken den Drachen, welcher jeden Umkehrenden oder Verweilenden mit ſeinem glühen-den Hauch verſengt. Darauf kommen drei Seelen; eine ver-wandelt ſich in einen Drachen, fällt plötzlich die andere an, und klammert ſich mit Zähnen, Krallen und Schweif ſo feſt an ſie, daß beide Geſtalten zuſammenfließen in eine ſcheußliche Ungeſtalt, welche langſam hinwandelt. Der dritte der Gefährten wird von einer kleinen ſchwarzen Schlange geſtochen; beide blicken ſich an, der Geſtochene ſteht gähnend wie im Fieber, aus der Stichwunde dringt Dampf, wie aus dem Rachen der Schlange, beider Dampf vermengt ſich, und plötzlich vertauſchen beide, ſich immer anſtierend, ihre Geſtalten. Die neue Schlange kriecht ziſchend weg, und die neue Menſchengeſtalt läſtert ihr nach vollbrachtem Diebſtahl nach. So iſt die Beſchäftigung der Seelen hier noch immer Diebſtahl, und ſie rauben ſich, da kein anderes Beſitzthum da iſt, gegenſeitig die Geſtalt.

Sechsundzwanzigster Gesang.

Die fünf Diebe, die im vorigen Gesang erwähnt sind, waren Florentiner, daher Dante mit Bitterkeit der Verderbniß seiner Vaterstadt gedenkt. „Freue dich, o Florenz, deiner Größe, daß du nicht nur über Land und Meer die Flügel schlägst, sondern auch in der Hölle dein Name sich verbreitet; ich fand hier fünf deiner Bürger als so arge Diebe, daß ich mich deß schäme, und auch du in großen Ehren nicht steigst." Er steigt nun mit Virgil auf die Brücke des achten Kreises, wo diejenigen gestraft werden, welche das Licht ihres höhern Verstandes dazu gebrauchten, Andere durch bösen Rath zu bethören. Dieses Licht, welches ihnen einst Gott vor andern Sterblichen verliehen, und das sie mißbraucht, quält nun ihr Bewußtsein in Gestalt von Flammen. Es ist dasselbe Licht, welches die Seligen zu Gott erhebt, in welchem auch einst Elias auf dem feurigen Wagen gen Himmel fuhr. Und da jene Sünder ihr geistiges Licht gleichsam dem Reich Gottes entzogen und dem Dienst der Hölle zugewendet, also entwendet hatten, so entwendet nun auch die Flamme ihre Gestalt, **E ogni fiamma un peccatore invola**, so daß Dante hier keine Gestalten, sondern nur Flammen sieht, die, wie die Leuchtkäfer um Johanni, im Finstern umherschwärmen. Sehr sinnreich werden daher den übrigen Sündern die zwei vorangestellt, welche den Diebstahl an dem Bildniß der Göttin der Weisheit, dem Palladium zu Troja, verübt haben, nämlich Ulysses und Diomedes, durch deren, besonders des Erstern, Ränke und böse Rathschläge die Väter des heiligen römischen Reichs, die Trojaner, am meisten litten. Denn Ulysses hatte durch List den Achilles nach Troja entführt, und das verderbliche Roß erfunden. Derselbe gesteht Virgil auf sein Begehren (er zischt und prasselt die Worte nur als Flammen heraus), daß er seine Hauptsünde begangen, als er an den Säulen (bei Gibraltar), welche der göttliche Herkules jeder menschlichen Kraft als Gränze gesetzt, seinen Gefährten das Weiterfahren als eine tugendhafte Handlung, wodurch sie sich über die gemeinen Menschen erhöben, vorgestellt habe. Sie seien nun frevelhaft fünf Monate auf dem Meere weiter gefahren, und haben schon jauchzend den Berg des

Purgatoriums (auf der südlichen Halbkugel) gesehen; da habe plötzlich ein von dort ausgehender Sturm das Schiff versenkt.

Siebenundzwanzigster Gesang.

Die Sünde der Entwendung des göttlichen Lichtes, die nun auf den Sünder selbst als quälende Flamme zurückfällt, führt den Dichter in diesem wunderbar geordneten Werke auf das Gleichniß von dem eisernen Stier des Phalaris, welcher dem Erfinder und üblen Rathgeber selbst zur Qual wurde. In derselben Weise wie Perillus brüllt nun vor Schmerz in der herbeiwallenden Flamme Guido von Montefeltro, und fragt nach dem politischen Zustand in der Romagna. Dante gibt ihm kurz ein trauriges Bild von den dortigen Regierungen und der Uneinigkeit der Städte, wobei er, was seine italienischen Biographen sich merken könnten, besonders Einen tadelnd hervorhebt, der „Winter und Sommer die Partei wechsele". Guido glaubt zu einer Seele zu reden, die niemals zur Oberwelt zurückkehre, und gesteht ihm, er sei in seiner Jugend der listigste und ränkevollste Mensch gewesen, habe aber später seine Sünden in einer Franziskanerkutte bereut, und schon gehofft, selig zu werden, als ihn der Fürst der neuen Pharisäer, Bonifaz VIII., wieder zum Verbrecher gemacht habe. Dieser fragte ihn um Rath, um Penestrino zu Boden zu werfen, und versprach ihm, auf sein Schwanken vor dem Verbrechen, kraft seiner päpstlichen Gewalt Absolution. Da gab ihm Guido den schändlichen Rath: Viel zu versprechen, und Nichts zu halten. Bei seinem Tod wollte ihn der heilige Franziskus abholen, aber der oberste der schwarzen Cherubinen, welchen als vormals strahlendsten Engeln die Grube der Lichtentwender übergeben war, widersetzte sich und verlangte die Seele als seine Beute, der er schon lange auflauere. Vor Minos geschleppt, sah Guido, wie dieser sich achtmal mit seinem Schweif umgürtete, und hörte die Worte: der ist schuldig des entwendeten Feuers.

Achtundzwanzigster Gesang.

In der neunten Grube leiden die, welche Zwiespalt unter den Menschen erregten, die Aufhetzer und Sektirer. Sowie sie auf

Erden nichts einig und ganz ließen, so ist auch hier auf mannigfaltige Art die Ganzheit und Einigkeit ihrer Gestalt zerstört. In der Mitte der Kreisbahn, welche sie durchwandern müssen, steht ein Dämon (ihr Gewissen), der sie mit dem Schwert verschiedentlich spaltet, und bis sie ihren Kreis durchwandert haben, sind die Wunden wieder geschlossen, um von Neuem zerhauen zu werden. Zuerst erscheinen die religiösen Sektirer, voran Mahomed, welcher den ganzen Leib bis zum Kinn herauf gespalten hat; bei ihm geht Ali, vom Kinn aufwärts gespalten, weil er in der mahomedanischen Religion wieder Spaltungen erregte. Sie erwarten den Sektirer Fra Dolcin, der sich zum Papst aufwerfen wollte. Dann erscheinen die politischen und moralischen Unruhestifter: Pier von Medicina hat die Gurgel durchstochen, die Nase verstümmelt und ein Ohr abgehauen; dem wildberedten Curio, welcher Cäsarn zum Beginn des Bürgerkrieges antrieb, ist die Zunge ausgeschnitten; der Florentiner Mosca erhebt die Arme ohne Hände, und klagt sich an, daß er die Unruhen in Florenz erregt habe, worauf Dante seinen Schmerz noch vermehrt durch die Worte: „und den Untergang deines Stammes herbeigeführt." Endlich kommt der Troubadour Bertram von Bornio; er hält sein abgeschnittnes Haupt hoch in die Höhe und sagt, daß er diese Strafe der Trennung seines Hirns von dessen Ursprung, dem Rückenmark, mit Recht erleide, weil er einst den Sohn von seinem Vater (König Heinrich II. von England) getrennt habe. — Welche Mannigfaltigkeit der Strafen, und wie bedeutungsvoll sind sie vertheilt!

Neunundzwanzigster Gesang.

Dante steht noch, und betrachtet suchend die Vorübergehenden; Virgil treibt ihn zum Weitergehen und sagt ihm, daß, wenn er etwa die Schatten zu zählen Lust habe, er wissen solle, daß dieser Umkreis (einer der kleinsten) zweiundzwanzig Miglien betrage. Dante sagt ihm, er suche seinen Oheim Geri del Bello, einen Unruhestifter, welcher von einem Gekränkten erstochen worden. Virgil bedeutet ihm, dieser sei schon vorüber und habe Dante mit dem Finger gedroht, was Dante mit dem gewaltsamen und noch ungerächten Tod seines Verwandten erklärt. In dem zehnten Graben erblickt Dante die Strafe der Verfälscher, vorerst der

Metalle. Ein gräßlicher Geruch verkündet ſchon zum Theil die Pein in dieſer dunkeln Grube (dunkel, weil die Falſchmünzer ihr Werk auch im Dunkeln treiben), worin alle mögliche Seuchen der Krankenhäuſer von Valdichiana, den Maremmen und Sardiniens zwiſchen dem Juli und September vereinigt ſchienen. Dante ſteigt hinunter und ſieht die Sünder in jammervoller Haltung theils aufeinander hocken, theils langſam umherkriechen, alle mit Ausſatz behaftet und ſich ewig kratzend. Virgil fragt in Dante's Namen zwei mit dem Rücken aneinander Gelehnte, ob Italiener in dem Graben ſeien, und thut zur Belohnung für ihre Auskunft den Wunſch, daß ihre Nägel zu ihrer Arbeit des Kratzens in Ewigkeit ausreichen mögen. Sie geben ſich beide ſelbſt als Italiener aus, welche in Siena Alchymie getrieben, und laſſen ihren Zorn gegen jene Stadt aus.

Dreißigſter Geſang.

Die Verfälſcher der Perſon und der Rede, die alles Recht aus den Augen ließen und ſchändlich verletzten, ſind nun auch in einem rechtloſen Zuſtand und in der Gewalt zweier wahnſinniger Geiſter, welche ſie nach Zufall und Griff im Vorbeirennen herumzerren. Der eine derſelben iſt Gian Schicchi, der bleich und entſetzlichen Anſehens an den einen der mit Dante ſprechenden Ausſätzigen herrannte, ihm die Zähne in die Gurgel einhackte, und ihn im Forteilen auf dem ſteinigen Boden hinſchleifte, daß er ſich den Bauch aufſchund. Dante fragt den Zurückgebliebenen nach dem andern der wüthenden Geiſter, und erfährt, daß es Myrrha von Paphos ſei, welche einſt aus unnatürlicher Liebe zu ihrem eignen Vater Nachts die Geſtalt einer Fremden angenommen habe. Schicchi aber hatte in Florenz die Geſtalt des ermordeten Buoſo Donati angenommen, um in deſſen Namen ein Teſtament zu Gunſten ſeines Neffen zu machen. Weiter ſieht Dante einen Waſſerſüchtigen, Meiſter Adam, am Boden liegen, der ſeinen elenden Zuſtand und noch mehr das Nagen ſeines Gewiſſens beklagt, daß er, von den Herren von Romena verleitet, Geld verfälſcht habe; die Erinnerung an ſeinen vormaligen Reichthum und das Wohlleben im Caſentiniſchen ſchönen Thal vermehrt ſeine Pein ſo ſehr, daß er ohne ſeine Krankheit gerne in dem Graben

umherwandelte, seine Verführer aufzusuchen. Dante fragt nach zwei andern Seelen, welche in Fieberhitze dampfend liegen, und erfährt, daß sie, die schon seit Jahrhunderten so liegen, die verläumderische Frau Potiphars und der lügenhafte Sinon seien, der die Trojaner durch seine Fälschung ins Unglück gestürzt habe. Sinon ist erboßt, sich auf diese Weise bezeichnen zu hören, und schlägt den Meister Adam auf den Bauch, erhält aber von diesem einen Faustschlag ins Gesicht. Hierauf entspinnt sich ein trefflich ausgeführter Zank, worin sich beide gegenseitig ihre Sünden vorwerfen. Dante hört aufmerksam zu und wird deswegen von Virgil hart ausgescholten.

Einunddreißigster Gesang.

An der Gränze des zehnten Grabens, wo Dante sich nach dem tiefsten Höllenschlunde wendet, umhüllt ihn eine verdächtige Dämmerung; der donnerähnliche Schall eines Hornes erschreckt sein Ohr, mächtiger als der Schall von des sterbenden Roland Horn in den Pyrenäen. Er glaubt, in dem ungewissen Schein eine Reihe hoher Thürme vor sich zu sehen, hört aber von Virgil, daß es Riesen sind. Diese Riesen, meist fabelhafte Wesen der Alten, symbolisiren hier wie dort die Menschen, welche sich durch Verrath und Gewalt an der Gottheit versündigt haben. Sie ragen daher mit dem Haupte bis an die Region der Gewaltthätigen, zunächst der Fälscher der Person, denn sie wollten im Gefühl ihrer Macht Gott selbst auf der Erde vorstellen; aber dadurch fielen sie gänzlich von Gott ab, und entfernten sich in dem Maße von ihm, als sie sich an seine Stelle setzen wollten. Sie sind also des Frevels des untersten Höllengeistes, des abgesagten Feindes Gottes, Lucifers, schuldig, und stecken daher mit der untern Hälfte des Leibes in dessen eiskalter Region. Riesen stehen übrigens hier sehr gut dem Frevel des Verraths vor, der auch an Macht ein schrecklicher Riese ist. Dante sieht zuerst den Nimrod, der sich schon vorher durch das Horn kundgegeben. So wie er zu Babylon durch seinen frevelhaften Thurmbau die Sprachen verwirrt hat, so kennt er selbst nun keine Sprache mehr, und ruft den Dichtern unverständliche Laute entgegen. Virgil erklärt Dante, jener klage sich selbst mit diesen Tönen

seines Verbrechens an, räth aber dem Nimrod, sich lieber an sein Horn zu halten und mit diesem seine Wuth auszutoben. Weiter kommen sie zu Ephialtes, der einst die Berge aufeinander thürmte, um den Himmel zu stürmen; er steht nun mit einer mächtigen Kette an beiden Armen gefesselt und schüttelt sich vor Wuth, daß es durch den ganzen Kreis bebt. Dante betrachtet das Ungeheuer mit einer gemischten Empfindung von Furcht und Sicherheit, da er die schreckliche Wirkung der Macht und doch die Ketten sieht. Er verlangt noch Briareus zu sehen; dieser steht aber zu weit abwärts, und Virgil führt ihn zu dem ungefesselten Antäus, den er bittet, sie den Abgrund hinabzusetzen. Antäus faßt mit seinen gewaltigen Fingern den Virgil, der wieder Danten mit den Armen umklammert, und so werden sie durch die Luft sanft in den untersten Kessel gesenkt.

Zweiunddreißigster Gesang.

Dante steht nun am Anfang des tiefsten Theils der Hölle, wo die Verräther, die boshaften, die eigentlich schlechten Seelen sich aufhalten. In den obern Kreisen hatten die Sünder doch immer noch mehr oder weniger Entschuldigung in der allgemeinen Schwäche der Natur, in Sinnlichkeit, Leidenschaftlichkeit; hier aber wird der Frevel gestraft, der den Menschen eigentlich zum Teufel macht, der boshafte Verrath, der die Alles beseelende Liebe, die in dem ganzen Weltall Naturgesetz ist, ganz von sich ausgeschlossen hat. Daher herrscht hier unten die furchtbarste, abstoßendste Kälte und das tiefste Dunkel, worin nur der Haß herrscht. Als Lucifer sich Gott entgegenstellte, trat er aus der Natur heraus, und in dem Bemühen, sich selbst zum Mittelpunkt eines eignen Reiches aufzustellen, verschloß er sich im Haß in seinen engen Egoismus. Daher war für ihn nur noch Platz in dem engsten Punkt, in dem Mittelpunkt der Welt. Um ihn herum, in den engsten Kreisen, sitzen die engherzigen Verräther, die von der Liebe am wenigsten wissen, während die Hölle nach oben immer weitere Kreise bildet, je mehr die leichtern Sünder noch von der allgemeinen Liebe in sich aufgenommen hatten. Diese Kreise werden in den Himmeln, dem Aufenthalt der Seligen, stufenweise erweitert, bis endlich in den obersten und weitesten die Gottheit als das

ganze Weltall umfassend dargestellt ist. Daher ist der Mittelpunkt der Hölle, zugleich der Mittelpunkt der Welt, am entferntesten von Gott; könnte ein Schritt weiter geschehen, so wäre das absolute Nichts, daher ist hier Alles Verneinung und Mangel, Haß, Kälte, Finsterniß und Enge, wie in dem Herzen des boshaften Egoisten. Der Höllenstrom, der bisher theils brausend, theils finster und trüb die obern Kreise umflossen hat, verliert hier Regung und Leben, stellt sich, und wird zum Eissumpf, der immer neue Kälte von den eingefrornen, wärme- und liebloſen Sündern erhält; in diesen aber erzeugt sich die Kälte in steigenden Graden dadurch, daß beständig ihre eigne Bosheit oder der Gegenstand ihres Hasses vor ihr Bewußtsein tritt. Dieser Höllensumpf heißt hier unten Cocytus, und ist in vier Abtheilungen getheilt, die Kaina, worin die Verräther von Brüdern und Verwandten, die Antenora (von dem Trojaner Antenor genannt), wo die Vaterlandsverräther, die Ptolemäa, wo die Verräther der Gastfreunde, und endlich die Giudecca (von Judas genannt), wo die Verräther an Wohlthätern und an Gott eingefroren sind. — Dante betritt zuerst das Eis der Kaina, aus welchem die Sünder noch so weit hervorragen, als sich die Schamröthe zeigt, also bis an den Hals eingesenkt sind. Ihr zähneklappernder Mund beweist die Kälte, und ihr gesenktes Auge ihre Traurigkeit. Dante sieht zwei Sünder so nahe aneinander gezwängt, daß ihre Haare sich vermengen. Er fragt sie, wer sie seien. Sie biegen ihre Hälse in die Höhe und wollen reden, aber ihre Bosheit preßt ihnen Thränen aus den Augen, welche bis zu den Lippen herabrinnen, und da als Eisklumpen den Mund gänzlich schließen, so daß sie ihren gegenseitigen Haß nur halb durch Zusammenschlagen der Köpfe ausdrücken können. Ein anderer Sünder, der durch den Frost beide Ohren verloren, sagt ihm, immer die Augen zu Boden gerichtet (dies ist bemerkenswerth, daß in diesem untersten Kreis die von Gott ganz abgewandten Verräther ihre Blicke nach ihrem Mittelpunkt, Lucifer, wenden), daß sie Zwillingsbrüder degli Alberti seien, und nennt ihm noch mehre Andere, welche Dante mit vor Frost hündisch verzerrten Gesichtern sieht. Er geht hierauf nach der zweiten Abtheilung, wo die Vaterlandsverräther eingefroren sind. Hier stößt er Einen mit dem Fuß an die Wange, der ihn darüber zornig ausschilt. Dante will wissen, wer er ist, der Andere

verweigert trotzig die Auskunft, ſelbſt dann noch, als Dante ihn beim Kopf faßt und alle Haare auszureißen droht. Ein anderer Verräther verräth endlich ſeinen Namen, wofür dieſer nun aus Zorn jenen und noch viele Andere angibt. Dante kommt von jenen weggehend an zwei Sünder, welche zuſammen in eine Grube gefroren ſind, ein Kopf unter dem andern. Der obere hackt wüthend ſeine Zähne in den hintern Schädel des zweiten, und ſaugt ihm das Hirn an dem Genick aus. Dante fragt ihn um die Urſache dieſes viehiſchen Haſſes gegen jenen, und verſpricht ihm dafür, ſeine Sache, wenn ſie gerecht wäre, auf der Oberwelt zu vertheidigen.

Dreiunddreißigſter Geſang.

Die nun folgenden fünfundſiebzig Verſe ſind ein Meiſterſtück der plaſtiſchen Kunſt, und gehören zu dem Schönſten, was die neuere Poeſie hervorgebracht hat. Sie enthalten das furchtbare Gemälde von dem Hungertod Ugolino's und ſeiner Söhne und Enkel. „Er erhob den Mund von dem gräßlichen Mahle, wiſchte ihn an den Haaren des benagten Hauptes ab, und begann: Du willſt, daß ich meinen verzweifelten Schmerz erneue, der mir das Herz zuſammenpreßt; ich thue es, damit du den Verräther noch in der Oberwelt beſchimpfeſt. Ich weiß nicht, wer du biſt, noch wie du herabgekommen, doch Florentiner ſcheinſt du zu ſein nach deiner Sprache. So wiſſe, ich war Graf Ugolino, und dieſer hier der Erzbiſchof Ruggieri. Daß ich, ihm trauend, durch ſeine Argliſt gefangen und dann ermordet worden, weißt du; aber wie grauſam mein Tod war, ſollſt du jetzt erfahren. Das enge Loch in jenem Thurm, der von mir Hungerthurm heißt, hatte mir durch ſeinen Spalt ſchon mehre vorübergehende Monate gezeigt, als ich in den unglücklichen Traum fiel, der mir den Schleier von meinem Ende wegzog. Ich ſah jenen am Piſaner Berg den Wolf mit ſeinen Jungen jagen, mit magern und gierigen Hunden, die Gualandi, Sismondi und Lanfranchi führten. Bald war der Wolf mit ſeinen Jungen ermüdet, und ich ſah ihre Leiber von ſcharfen Zähnen aufreißen. Ich wachte auf, es war noch dämmerig, und hörte meine Kinder, die bei mir im Thurm waren, im Schlaf weinen und Brot verlangen. Was ich dabei

nach meinem Traum ahnete, hart bist du, wenn es dich nicht zu Thränen jammert. Wir waren auf, und die Stunde kam, wo uns Speise gereicht wurde, und Jeder hatte einen unglücklichen Traum gehabt, und harrte zweifelnd. Da hört' ich den untern Ausgang am schrecklichen Thurm verschließen, und blickte stumm meinen Söhnen ins Antlitz. Ich weinte nicht, denn ich war innerlich versteinert. Jene weinten, und mein Anselmuccio sprach: du schaust so, Vater, was hast du? Und ich weinte nicht und antwortete nicht den ganzen Tag und die ganze Nacht, bis wieder die neue Sonne emporstieg. Als nun ein dünner Strahl in unser schmerzliches Gefängniß gesandt war, und ich in den vier Gesichtern meinen eignen Anblik gewahrte, biß ich mich vor Schmerz in beide Hände. Und jene, meinend, ich thät's aus Hunger, erhoben sich plötzlich und sagten: Vater, weniger schmerzt es uns, wenn du uns verzehrst; du hast uns mit dem elenden Fleisch bekleidet, und du nimmst es uns. Um sie nicht trauriger zu machen, zeigt' ich Ruhe, und wir blieben alle stumm diesen Tag und den folgenden. Ach! harte Erde, warum hast du dich nicht geöffnet? Als wir dann zum vierten Tag gekommen, warf sich Gaddo ausgestreckt zu meinen Füßen, und sprach: mein Vater, warum hilfst du mir nicht? und starb. Und so sah ich die drei Andern hinfallen, Einen nach dem Andern zwischen dem fünften und sechsten Tag. Und ich selbst, schon erblindet, tastete mich zu Jedem hin, und rief sie drei Tage, da sie schon todt waren. Dann überwand der Hunger meinen Schmerz." — Dante bricht nach dieser Erzählung in Verwünschungen gegen das harte Pisa aus, und geht in die dritte Abtheilung, die Ptolemäa, wo die Verräther gegen ihre Gastfreunde gestraft werden. Die Kälte wird immer rauher. Die Sünder sind rückwärts gebeugt. Ihre Thränen bilden Eiszapfen vor den Augen, welche nach Innen sich vergrößernd die ganze Augenhöhle füllen und in den Schädel reichen. Dante spürt verwundert in dieser todten Eisregion etwas Wind; Virgil verweist ihn auf den untersten Kreis, wo sich die Ursache offenbaren soll. Einer der Gequälten bittet ihn, die Eisklumpen von seinen Augen zu brechen, damit er den herzbeengenden Schmerz einmal ausweinen könne, ehe die Augen wieder frieren. Auf Dante's Versprechen, zu willfahren (was er aber nachher nicht hält), sagt ihm jener, wer er sei, sowie

auch sein eingefrorner Nachbar, und daß die Seele dieser Verräther sogleich nach der That in die Hölle fahre, während der Leib bis zum Tod von einem Dämon regiert werde.

Vierunddreißigster Gesang.

Dante fühlt nun deutlicher und stärker den Wind, und flüchtet sich daher hinter Virgil. Sie wandern nun im letzten und tiefsten Raume über die Eisfläche hin, worin die Sünder ganz eingefroren und gleichsam von Haß versteinert sind. Sie scheinen in dem Eis regungslos, todt und starr, wie Splitter in dem Glas; einige liegen, andere stehen, theils auf dem Kopf, theils auf den Füßen, noch andere haben wie Bogen das Gesicht zu den Füßen gedreht. Plötzlich zieht Virgil seinen Freund zu sich hervor, und sagt ihm: „Hier siehe Lucifer, und nun waffne dich mit Muth!" Dante blickt auf, und bleibt von dem schrecklichen Gesicht in einem Zustand zwischen Tod und Leben. Lucifer ragt mit halber Brust aus dem Eis in solcher Größe, daß jene Riesen nur die Länge seiner Arme haben. Er hat drei Gesichter, welche die drei großen Abtheilungen seiner Hölle vorstellen; das linke Gesicht war dunkel (bedeutet die niedern sinnlichen Erdentriebe, welche im obersten Höllentheil bestraft wurden), das vordere war blutroth (wie die Abtheilung der cholerischen Gewaltthätigen, und das rechte Gesicht war bleich und kalt, wie das erstorbene Herz der Gott ganz abgewandten Verräther. Unter jedem der Gesichter bewegen sich zwei ungeheure Fledermausflügel (von welchen der Wind rührt, den Dante weiter oben schon fühlte); mit ihnen sucht sich Lucifer zu befreien, kerkert sich aber (welche schöne Idee!) gerade dadurch immer mehr ein, indem der von ihnen ausgehende Wind so schneidend kalt ist, daß der von oben herabrinnende Höllenstrom immer höher um seinen Leib gefriert, und so sein Kerker durch ihn selbst immer fester wird. Der von Gott Abtrünnige, der alle göttliche Mittel zu seiner Rettung verschmäht, kann sich durch eigne Macht nie erheben, und sinkt im Gegentheil in solchen Versuchen immer tiefer. Aus den sechs Augen Lucifers rinnen auf seine Kinne Thränen und blutiger Geifer. In jedem seiner Rachen steckt ein Sünder, im mittlern steckt Judas Ischariot mit dem Kopf nach Innen, welcher vielmehr zernagt als zerbissen wird, so daß sein

Rückgrad ihm oft von der Haut ganz entblößt ist (Dante nannte früher, bei den Sektirern den Rückgrad den Ursprung und Vater des Gehirns, daher mag hier die Strafe, die besonders diesen Theil trifft, in Beziehung auf den Verräther seines göttlichen und väterlichen Wohlthäters angeführt sein). In den andern Rachen hängen, den Kopf nach außen, in dem schwarzen Brutus und in dem bleichen Cassius, welche sich gegen die göttliche Ordnung durch ihr frevelhaftes Bestreben, die Gründung des heiligen römischen Reiches zu hindern, empört hatten. — Nachdem sie Alles geschaut haben, hängt sich Dante auf Virgil's Rath an dessen Hals, und dieser klettert mit seiner Last an der haarigen Seite Lucifers herab. An der Stelle des Schenkelgelenkes, also in der Mitte der ganzen ungeheuren Gestalt sind sie in dem Mittelpunkt der Erde und der Welt angekommen, und Virgil dreht sich nun mit Mühe und Angst um, daß nun da das Haupt war, wo vorher die Füße, und sich mit den Händen an den Haaren der Beine fortziehend, ruft er Dante mit Keuchen zu, sich ja fest zu halten (die Umkehr von dem Bösen ist schwierig). Sie sind nun unter der südlichen Halbkugel, und nachdem sie sich etwas erholt, wandern sie längs einer von oben herabkommenden Bahn in einer engen Kluft, rings um sich her einen weiten, finstern, todten Raum hinauf, und begrüßen bald durch eine Oeffnung das Licht des Himmels.

Fegfeuer.

Erster Gesang.

Dante ist entzückt, sich wieder unter dem schönen Blau zu finden, worein sich der Himmel in seiner untersten Sphäre kleidet. Er befindet sich auf der südlichen Halbkugel; er wendet sein Auge nach Morgen, und sieht den schönen Stern der Liebe, der mit seinen Strahlen das Himmelszeichen der Fische verschleiert, auf seiner jetzigen Bahn voranleuchtend. Er wendet sich rechts gegen Süden und sieht da einen Stern schimmern, dessen sich der Himmel freut (die vier Kardinaltugenden, Weisheit, Gerechtigkeit,

Stärke und Mäßigkeit), während das nördliche Geſtirn der Erde, der Wagen, an jenem Horizont verſchwunden iſt. Während ſich Dante gegen Norden kehrt, ſieht er einen ehrwürdigen Greis vor ſich gehen, deſſen Antlitz von dem Glanz der vier Tugendſterne leuchtet. Es iſt Cato von Utica, welcher nach ſeiner letzten That hier den freien Entſchluß zur Tugend und Freiheit des Geiſtes ſymboliſirt. Dieſer ſcheint mir in ſeiner Stellung die einzige ungehörige Perſon in der ganzen Comödie zu ſein, und ich wundre mich, daß der Dichter nicht Einen unter den vielen chriſtlichen Heroen gefunden hat, welcher jenes tugendhafte Beſtreben deutlicher vorſtellen konnte. In der Hölle, dem Strafort für das irdiſche Verſinken, ſind die altmythiſchen Figuren nicht ſtörend, ſondern geben durch ihren ſtreng und genau ausgebildeten Charakter, wie die Thiere in den Fabeln, welche durch ihr einmal bekanntes Gepräge eine Menge Vorſtellungen zuſammen verſinnlichen, dem Ganzen eine ungemeine Lebendigkeit und Anſchaulichkeit. Aber in dem Fegfeuer macht ein Heide als eine der Hauptperſonen, als der Aufſeher und Treiber aller chriſtlichen Seelen, eine üble Figur, und gerade Cato ſcheint mir um ſo unpaſſender, als er der Gründung des heiligen römiſchen Kaiſerthums, einer der Grundideen des ganzen Gedichts, geradezu entgegen und von derſelben Geſinnung beſeelt war, wie Brutus, der die Ermordung des Freiheits- und Vaterlandsfeindes in Lucifers Rachen büßt. Cato wundert ſich, zwei Seelen aus der Hölle hervorſteigen zu ſehen, bis er erfährt, daß die ganze Wanderung auf himmliſches Geheiß unternommen ſei. Er befiehlt hierauf Virgil, ſeinen Gefährten von allen Flecken der Hölle am Meeresgeſtade zu waſchen, und mit reinen, nachgiebigen Binſen (andere, widerſtrebende und ſpröde Pflanzen gibt es hier nicht) zu gürten, dann aber nach der Leitung der Sonne den leichteſten Aufweg zu ſuchen.

Zweiter Geſang.

Durch eine ſchöne Beſchreibung macht Dante bemerklich, daß die Morgenröthe dem Tag weicht, als er noch mit Virgil forſchend am Meeresufer ſteht. Da ſieht er aus der Ferne ein rothſchimmerndes Licht über das Meer her nahen, welches immer ſtrahlender und größer wird, und er erkennt zuletzt einen Engel, der in

einem Kahn über hundert Seelen reuig Verstorbener bloß durch die Schwingungen seines Flügels an den Reinigungsort überführt. Dante wirft sich vor ihm nieder, und senkt die Augen, da er den Glanz nicht ertragen kann. Der Engel macht über die Seelen das Zeichen des Kreuzes, und verläßt sie wieder. Die angekommene Schaar fragt Virgil um den Weg nach dem Berge, dieser aber sagt ihnen, daß er und Dante eben erst auf schrecklichen Pfaden angekommen und des Weges ganz unkundig seien. Alle umringen hierauf Dante, da sie an seinem Athem voll Erstaunen merken, daß er noch lebe. Besonders eine Seele tritt hervor, voll Begierde, ihn zu umarmen; Dante will dreimal dasselbe thun, und dreimal sinken seine Arme durch den Schatten auf die Brust zurück. Er erkennt endlich mit Freuden seinen Freund, den Sänger Casella, und bittet ihn, wenn ihm noch Erinnerung und Vermögen verliehen sei, seine (Dante's) Seele mit einem holden Gesang aus der Jugendzeit zu erquicken. Der gefällige Sänger beginnt nun eine von Dante's Canzonen mit so lieblicher Stimme, daß alle Seelen bezaubert zuhören, und das Aufsteigen vergessen. Daher erscheint Cato wieder, und treibt sie mit Vorwürfen an.

Dritter Gesang.

Die zwei Freunde finden sich wieder allein auf ihrer Wanderung. Dante glaubt plötzlich, als er im Sonnenschein nur seinen eignen Schatten sieht, er sei von Virgil verlassen, für welches Mißtrauen ihm dieser Vorwürfe macht, und ihm erklärt, daß die Seelen so durchsichtig seien, wie die Sphären der Himmel. Unter mancherlei Gesprächen über die Mangelhaftigkeit der menschlichen Erkenntniß und die Nothwendigkeit der Geburt Christi gelangen sie zum Fuße des Berges, der sich in unersteiglicher Jähe vor ihnen aufthürmt. Während sie einen Pfad suchen, sieht Dante eine Schaar Seelen langsam herbeikommen. Virgil fragt sie nach dem Wege, und erklärt ihnen auf ihre Verwunderung über Dante's Schatten, daß dieser noch lebe, aber auf göttliches Geheiß den Berg besteige. Eine der Seelen gibt sich Dante als König Manfred von Sicilien zu erkennen, sagt ihm, daß er schwere Sünden begangen, aber doch reuig gestorben sei, und daher hier unter den

Seelen weile, auf welchen der Kirchenbann laſte, und bittet ihn, dies ſeiner Tochter Conſtanze zu ſagen, damit ſie für ihn bete.

Vierter Geſang.

Der Weg iſt endlich gefunden, und die Dichter ſteigen, müſſen aber auf Händen und Füßen an dem ſteilen Riß durch den geſprungenen Felſen hinaufklettern, Virgil voran, und hinter ihm Dante, welchem die Sehnſucht und Hoffnung Flügel leiht. Als ſie am erſten Rand des Abgrunds ankommen, fragt Dante: „Welchen Weg nehmen wir nun?“ Virgil ruft ihm zu: „Gleite nur keinen Schritt hinab (das heißt, hüte dich vor dem erſten Rückſchritt auf dem Weg der Beſſerung), ſondern klettere immer hinter mir hinauf, bis ein Kundiger erſcheint.“ So klimmen ſie mit größter Mühe hinan bis zu einem vorſpringenden Felſen, wo ſie ausruhen, und Dante mit Erſtaunen die Sonne im Norden ſieht. Auf ſein Befragen, wie weit ſie noch zu ſteigen hätten, da er den Gipfel nicht erſchauen könne, ſagt ihm Virgil, er wiſſe nur ſo viel gewiß, daß, je höher man ſteige, deſto weniger Mühe der Weg mache (d. h. je weiter man in der Beſſerung fortſchreite, deſto leichter ſei ſie), und wenn Dante erſt beim Gehen ein Gefühl habe, wie wenn er in einem Schiff den Fluß abwärts führe, ſo ſei des Steigens Ziel erreicht. Eine Stimme in der Nähe unterbrach ihn: „Dies wird vielleicht noch lange Zeit haben.“ Die Dichter wenden ſich nach dem Schall um, und erblicken eine Schaar Seelen hinter einem Felſen nachläſſig hingelehnt. Dante erkennt Belacqua, und erfährt von ihm, daß dieſe Seelen auf Erden aus Trägheit bis zu ihrem Tod mit der Reue gezögert haben, und daher hier auf den Einlaß zu dem Reinigungsorte ſo lange Jahre warten, als ſie gelebt haben. Die Dichter ſind von dieſen Worten betroffen, und Virgil treibt um ſo mehr zur Eile.

Fünfter Geſang.

Dante ſieht ſich im Gehen noch einmal nach jenen Seelen um, welche wegen ſeines Körpers flüſternd mit Fingern auf ihn zeigen; Virgil tadelt ihn wegen dieſer Zerſtreuung auf dem Weg der Beſſerung, und Dante folgt ihm übergoſſen mit der Farbe,

die den Menſchen manchmal der Verzeihung werth macht. — In dieſen erſten Geſängen ſchildert Dante an ſich öfters ſolche Zuſtände der läſſigen Zerſtreuung, der Schwierigkeit des Aufkletterns, des öftern Ausruhens und Umherſchauens, um die Langſamkeit der Beſſerung zu bezeichnen, die erſt ſpäter durch Gewohnheit leichter wird. — Eine Schaar Seelen, die das Miſerere ſingen, begegnen ihnen. Der Geſang verwandelt ſich aber in ein Ach der Verwunderung, als ſie Dante's Körper und den von ihm geworfenen Schatten ſehen. Da ſie erfahren, daß er wirklich noch lebe, ſo bitten ſie ihn, bei ſeiner Rückkehr auf Erden ihre Verwandte zu Gebeten zu bewegen, da ſie gewaltſam Umgebrachte ſeien, die erſt in der Todesſtunde ſich reuig zu Gott gewendet. Unter Andern naht ſich ihm Buonconte, Sohn des Grafen Guido von Montefeltro, und beklagt ſich, daß weder ſeine Gemahlin noch Andere für ſeine Erlöſung beten. Auf Dante's Frage, welche Gewalt ihn denn nach der Schlacht bei Campaldino ſo entrückt habe, daß man nie mehr die Stätte ſeines Grabes finden könne, gibt Buonconte eine ungemein ſchöne, lebendige Schilderung ſeines Todes, worin ſich die hohe, poetiſche Kunſt Dante's nach einiger Ebbe wieder hoch und voll fluthend zeigt. „Am Fuß des Caſentino gelangte ich zu Fuße fliehend mit durchbohrter Kehle und den Boden mit meinem Blute färbend an die Stelle, wo der Arhiano in den Arno mündet. Da verlor ich Geſicht und Wort, und endigte im Namen Maria's, und fiel hin, und nur mein Fleiſch blieb dort. Du aber ſag' es den Lebendigen wieder: Der Engel Gottes nahm mich mit. Da ſchrie der Geiſt der Hölle zu ihm: O du vom Himmel, warum beraubſt du mich Dieſes? Du trägſt ſein ewig Theil hinweg für eine Thräne, die ihn mir entwendet; ich aber richte dann über den andern Theil. Und als der Tag geſchwunden war, erfüllte der Böſe das Thal von Pratomagno mit dichtem, feuchtem Nebel und hing ihn an das hohe Bergjoch, daß er in der Kälte zu Waſſer ſich verdichtete und als ſtrömender Regen die Schluchten tränkte. Der ſtolz aufgeſchwollene Arhiano fand meinen Leichnam an ſeiner Mündung, ſpülte ihn in den Arno und wuſch das Kreuz ab, das ich im Verſcheiden auf meine Bruſt gemacht. Dann wälzte er mich von Ufer zu Ufer und deckte mich mit ſeinem Schlamm zu.

Sechster Gesang.

Noch viele Seelen umdrängen Danten und bitten ihn um Gebet für ihre Seelen. Als er endlich allein ist, fragt er Virgil, wie es sich zusammenreime, daß in der Aeneis gesagt sei, Gebet der Menschen könne die Beschlüsse der Gottheit nicht abwenden, und doch nun diese Seelen eine solche Macht des Gebets hoffen. Virgil gibt ihm die scholastische Erklärung, daß die göttliche Liebe nun dies Alles ausgleiche, damals aber das Gebet als heidnisch keine Kraft gehabt habe, räth aber Danten, diese Zweifel aufzusparen, bis ihm Beatrice die Auskunft geben könne, die er auf dem Gipfel des Berges treffen werde. Die Erwähnung dieses Namens erfüllt Danten mit neuem Eifer im Fortschreiten. Sie begegnen der einsamen Seele des Dichters Sordello, welcher Virgil, da er sich als Mantuaner und Landsmann zu erkennen gibt, mit größter Freude und Herzlichkeit umarmt. Dante wird bei diesem schönen Zug der Vaterlandsliebe und Einigkeit gerührt, er gedenkt seines zerrissenen Vaterlandes, und bricht in den energischen, echtrömischen Vorwurf aus, in welchem wieder seine Grundidee eines weltlichen und geistlichen römischen Reichs hervorblickt: „O sclavisches Italien, Herberge der Leidenschaft, Schiff ohne Steuerer in dem großen Sturme, nicht mehr Herrscherin über besiegte Reiche, sondern Haus der Unzucht! Sieh jene Beiden, die, durch die Kluft der Zeit einander ganz fremd, sich bei dem süßen Ton des Vaterlandes umarmen. Dagegen wie zwieträchtig sind deine Bewohner. Einer nagt am Andern, selbst von denen, welche dieselbe Mauer zusammenknüpft. Such' an allen deinen Küsten, such' in deinem Innern, ob ein Theil von dir sich des Friedens erfreut. Was hilft Justinian's Zügel, da der Sattel leer ist; er vermehrt nur die Schande. O Volk, du solltest wieder demüthig werden und Cäsarn auf seinem Thron sitzen lassen, wenn du Gottes Gebot recht verstehst. Sieh, wie falsch dieses Thier geworden ist, seitdem es die Sporen nicht mehr fühlt, weil das gemeine Volk die Zügel ergriffen hat." Hierauf tadelt er die Kaiser Rudolph und Albrecht, die den schönsten Theil ihres Reiches vernachlässigt haben, und wendet sich mit der bittersten Ironie gegen seine vom Pöbel durchwühlte Vaterstadt, in Vor-

würfen und Schilderungen, die in ihrer poetischen Fassung zu schön und lebendig sind, als daß wir sie durch Prosa verderben sollten:

Fiorenza mia, ben puoi esser contenta
Di questa digression, che non ti tocca,
Mercè del popol tuo, che sì argomenta.
Molti han giustizia in cuor, ma tardi scocca,
Per non venir sanza consiglio all' arco:
Ma 'l popol tuo l' ha in sommo della bocca.
Molti rifiutan lo comune incarco:
Ma 'l popol tuo sollecito risponde
Senza chiamare, e grida: I' mi sobbarco.
Or ti fa lieta, che tu hai ben onde,
Tu ricca, tu con pace, tu con senno:
S' i' dico ver, l' effetto nol nasconde.
Atene e Lacedemona, che fenno
L' antiche leggi, e furon sì civili,
Fecero al viver bene un picciol cenno
Verso di te, che fai tanto sottili
Provvedimenti, ch' a mezzo Novembre
Non giunge quel, che tu d' Ottobre fili.
Quante volte del tempo, che rimembre,
Legge, moneta, e uficio, e costume
Ha' tu mutato, e rinnovato membre?
E se ben ti ricorda, e vedi lume,
Vedrai te simigliante a quella 'nferma,
Che non può trovar posa in su le piume,
Ma con dar volta suo dolore scherma.

Siebenter Gesang.

Virgil sagt nun Sordello auch seinen Namen, worauf dieser ihm seine tiefe Ehrerbietung und Bewunderung zu erkennen gibt, und sich auf Virgil's Frage nach dem nächsten Wege zum Begleiter innerhalb seines ganzen Kreises anbietet. Doch sagt er ihnen, der Tag sei schon am Verscheiden, und im Dunkel dürfe Niemand aufsteigen; nur in demselben Kreis umhergehen oder hinabsinken stehe den Seelen frei; er wolle sie daher für die Nacht

an einen schönen Aufenthalt führen. Sie gelangen also zu einem Thal hinter einem Vorsprung, welches durch die Frische des Grases, den ungemeinen Glanz der Blumenpracht und die bezaubernden Düfte alle irdische Herrlichkeit weit hinter sich läßt. Auf den Blumen sind die Schatten von Fürsten gelagert, die das Reich Gottes über ihrem eignen versäumt hatten. Noch jetzt drückt sie die sorgliche Erinnerung an das Irdische. Sordello nennt und bezeichnet sie den Dichtern einzeln.

Achter Gesang.

Dieser Gesang beginnt mit einer schönen und eigenthümlichen Schilderung des Abends. „Es war die Stunde, welche den Schiffern das Heimweh erreget und das Herz erweichet, an dem ersten Tag, wo sie ihren lieben Freunden Lebewohl gesagt; die Stunde, die den Pilger am ersten Tag seiner Wanderung mit Sehnsucht erfüllt, wenn er die ferne Glocke hört, die dem sterbenden Lichte weint.“ Die gelagerten Seelen singen mit Andacht ihre Abendhymne, worin sie Gott um Schutz vor der Versuchung bitten. Bald darauf schweben auch zwei Engel mit feurigen abgestumpften Schwertern, grünen Flügeln und Gewändern hernieder, und stellen sich an beiden Rändern des Thales auf. Sordello erklärt den Dichtern, daß diese Engel vom Schooß Maria's kämen, und zum Schutz des Thales gegen die bald erscheinende Schlange gesandt wären. Alle gehen nun in das Thal hinab, und Dante bespricht sich mit dem Richter Nino. Er erblickt ferner drei am Südpol aufgegangene Sterne, Glaube, Liebe und Hoffnung, welche den Himmel ganz erleuchten. Als es völlig Nacht ist, schleicht die Schlange der Versuchung durch die Blumen, arglistig in das Thal herab; zugleich aber schweben beide Engel gerüstet gegen sie heran, und schon von dem Schlag ihrer Flügel entflieht das Thier wieder. Nun ergreift Currado Malaspina den Augenblick, sich Dante zu nähern, und fragt ihn um Nachrichten aus Valdimagra. Dante sagt ihm, daß er nie in jener Gegend war, daß aber der Ruhm der Rechtlichkeit, Tapferkeit und Freigebigkeit dieses Fürstenhauses alle Länder erfülle. Zum Dank verkündet ihm Currado, daß einst sein Sohn Marcello an ihm selbst diesem guten Ruf Ehre machen werde. Die mancherlei schönen Allego-

rien in diesem Gesang, die in sinnigem Zusammenhang mit dem Ganzen stehen, sind leicht zu erklären.

Neunter Gesang.

Dante sieht den Mond in dem kalten Skorpion aufgehen, und legt sich zum Schlummer zu den übrigen Seelen hin. Aber in der Morgenstunde, wo unser Geist, freier vom Fleische und von irdischen Gedanken, in göttlichen Visionen umherschweift, sieht er einen goldgefiederten Adler mit ausgebreiteten Flügeln in der Luft schweben, nach Beute spähend, dort wo auch einst Ganymedes zum Anschauen göttlicher Herrlichkeit entrückt wurde. Plötzlich schießt der Adler herab und nimmt Dante mit sich hinauf in die Region des ewigen Lichts. Der ungewohnte Glanz durchschauert ihn so, daß er erwacht. Er sieht sich mit Schrecken an einem andern Ort, allein mit Virgil, und es ist heller Tag. Sein Freund beruhigt ihn mit der Erklärung, daß in der Dämmerung die heilige Lucia erschienen sei, und ihn, um seinen Weg zu erleichtern, bis vor die Pforte des Reinigungsortes getragen habe, indem Virgil ihrer Spur nachfolgte. Dante sieht nun auch an der Stelle des frühern Risses im Felsen die Pforte über drei Stufen von verschiedner Farbe, und an der obersten Stufe auf diamantnem Fels einen Engel sitzen von so leuchtendem Antlitz und mit so flammendem Schwert, daß Dante ihn nicht betrachten kann. Der Engel läßt die Beiden erst auf Virgil's Versicherung herankommen, daß ihre Wanderung von Gott beschlossen sei. Dante wird nun von von seinem Freund auf die drei Stufen geführt. Die erste ist von weißem Marmor und glatt wie ein Spiegel; Dante wie Jeder, der hier zur Buße kommt, erblickt darin genau sein Inneres. Die zweite Stufe ist ein dunkles, rauhes und nach allen Seiten zerrissenes Gestein, das jeder Seele den nach der Erkenntniß ihrer Sündhaftigkeit erfolgenden Zustand der Vernichtung, innern Entzweiung und Hülflosigkeit vorspiegelt. Die dritte endlich ist von Porphyr und von leuchtendem Roth, wie Blut, das eben aus der Ader spritzt; sie mag wohl die Scham vor dem sündhaften Zustand und den eifrigen Willen aus demselben herauszutreten (nach Andern die Selbstgeißelung der Reuigen) bedeuten. Dante gibt sich drei Schläge auf die Brust, wirft sich

vor dem Engel nieder, und fleht um Oeffnung. Dieſer zeichnet ihm mit ſeinem Schwerte ſieben P (die ſieben Sünden) auf die Stirn und ſagt ihm, von dieſen ſolle er ſich nun innerhalb reinigen. Darauf nimmt er aus ſeinem aſchfarbnen Gewande (er iſt an der Pforte der Buße) zwei Schlüſſel hervor, dreht zuerſt mit dem ſilbernen, dann mit dem goldnen das Schloß um, und ſpricht dann zu jenen: „Wenn einer dieſer Schlüſſel ſich nicht dreht, ſo iſt der Weg verſchloſſen. Viel koſtbarer iſt der goldne, allein der ſilberne iſt der Hauptſchlüſſel, der nur mit viel Kunſt und Verſtand den Knoten löſt. (Der letztere iſt wohl der Schlüſſel unſerer menſchlichen Einſicht und ſorgfältigen Prüfung bei dem Vorſatz der Beſſerung, nach welchem dann der goldne, der Schlüſſel des göttlichen Beiſtandes und der Gnade die Pforte der Buße völlig öffnet.) Petrus gab mir beide und befahl mir, eher zu viel zu öffnen als zu verſchließen, wenn nur die Sünder Reue und Demuth zeigen. Doch hütet euch, innerhalb zurückzuſehen, denn euer Eingang wäre dann umſonſt geweſen." — Die heiligen ehernen Thüren öffnen ſich, und dröhnen mächtig. Dante's entzücktes Ohr glaubt in dem Schall Te Deum laudamus zu hören, welche Hymne ja eben auch bei des heiligen Auguſtinus Eingang in den Schooß des Chriſtenthums geſungen wurde.

Zehnter Geſang.

Die Dichter nahen ſich nun dem Kreiſe, wo die Seelen ſich vom Stolz reinigen. Der Weg geht krumm, bald dahin, bald dorthin lenkend, alſo gerade umgekehrt als der Gang der Stolzen auf Erden iſt, und da dieſe gewöhnlich den Kopf in der Höhe tragen, ſo warnt Virgil vor Anſtoßen der Füße, und räth ein demüthiges Senken der Augen. Müde gelangen ſie auf die Fläche des erſten Kreiſes, der an einer weißen Marmorwand um den Berg umläuft. Die Wand iſt mit Bildern bedeckt, welche an Demuth erinnern. An ihr hinwandelnd betrachten ſie die Verkündigung der Jungfrau Maria, des Muſters der Demuth; den König David vor der Bundeslade, den milden Kaiſer Trajan, der der armen Wittwe Gerechtigkeit verſchaffte (wieder lauter Bilder, woraus Dante's Grundidee des geiſtigen und weltlichen Reiches

hervorleuchtet). Virgil deutet auf eine Schaar Stolzer, welche unter schweren Steinen zur Erde gebeugt, langsam daherschleichen.

Elfter Gesang.

Die Schaar der stolzen Seelen betet das Vaterunser, richten aber die Bitte um Bewahrung vor Versuchung nicht gegen sich, als welche derselben nicht bedürfen, sondern gegen die schwachen Sünder auf der Erde. Virgil fragt die Seelen nach dem leichtesten Aufgang, da Dante noch mit der irdischen schweren Hülle umgeben sei. Einer ladet ihn ein, mit ihnen hinzugehen, und gibt sich als den Toskaner Grafen Omberto von Santafiore zu erkennen, welcher unter seinem schweren Stein die Buße des Ahnenstolzes vorstellt. Darauf erkennt Dante seinen den Künstlerstolz abbüßenden Jugendfreund, den Miniaturmaler Oderisi von Gubbio, welcher nun im Abscheu vor seinem Fehler eine erhabne Schilderung von der Vergänglichkeit des Ruhmes macht. Er nennt hierauf noch den kriegerstolzen Ghibellinen Salvani, welchem eine einzige demüthige Handlung schon jetzt die Pforte des Purgatoriums geöffnet habe.

Zwölfter Gesang.

Dante geht, seiner eignen Schwäche eingedenk, gebeugt neben Oderisi, bis Virgil ihn zum Weitereilen antreibt, und macht ihn auf die Abbildungen gedemüthigten und gestürzten Stolzes aufmerksam, welche den ganzen Pfad bedecken, wie des Lucifer, des Briareus, des Nimrod, der Niobe, des Saul, der Arachne, des Roboam, der Eriphyle, des Sanherib, Cyrus und Holofernes, in welchen alle Arten von Stolz, Hochmuth, Eitelkeit und übermüthiges Vermessen gegen Gott vorgestellt ist. Hierauf stört ihn Virgil in seinen Betrachtungen durch die Ermahnung, eiliger zu gehen, um Ehrfurcht zu zeigen, da der Engel herannahe, um sie hinauf zu geleiten. Dieser kommt in weißem Gewand und im Gesicht leuchtend wie der Morgenstern, öffnet liebreich die Arme und die Flügel, und ladet sie ein, die Stufen emporzusteigen. Doch vorerst schlägt er ihm mit seinen Flügeln die Stirn, und wischt ihm eines der sieben **P** (die Sünde des Stolzes) ab, worauf

Dante eine freudige Erleichterung und Luſt im Steigen fühlt, und Virgil erklärt dem Staunenden, daß dieſe ſelige Empfindung bei jeder Stufe zunehmen werde. Beim Wenden um die Treppe hören ſie mit himmliſchen Stimmen Beati pauperes spiritu ſingen.

Dreizehnter Geſang.

Der zweite Umkreis des Berges iſt nun ſchon viel kleiner. Weder auf dem dunkeln Wege noch an der Seitenwand ſind Bilder zu erblicken. Die Dichter ſind unter der Leitung der himmliſchen Sonnenſtrahlen eine Strecke gewandelt, als ſie drei verſchiedene Stimmen hören, zuerſt die Worte Maria's bei der Hochzeit zu Kanaan: Vinum non habent, welche an die Gaſtfreundlichkeit erinnern ſollten; dann den Namen Oreſtes, welcher zur Freundesliebe, und die Worte Chriſti: Liebet eure Feinde, welche zur chriſtlichen Liebe ermahnten. Dante erfährt von Virgil, daß in dieſem Umkreis der Neid abgebüßt werde, und daß jene Stimmen den Sündern das Beiſpiel entgegengeſetzter Tugenden vorhalten, ihnen durch dieſe Strafe ihren Fehler recht deutlich vorhalten und ſie zur Beſſerung antreiben, wie im Kreiſe der Stolzen die Bilder der Demuth. Dante kommt nun, indem Virgil am Rande des Abgrundes geht, zunächſt zu den Neidiſchen, deren Anblick ihm Thränen entlockt. Sie ſitzen alle im Büßerkleid, und Einer unterſtützt den Andern mit der Schulter. Da ſie ſelbſt im Leben Niemandem Etwas gönnten, ſo iſt ihnen auch das größte Heil der ſich Läuternden, das himmliſche Licht, nicht gegönnt, und ihre Augen ſind durch einen Eiſendraht geſchloſſen (das Eiſen iſt in dieſem Gedicht immer mit der Idee des Böſen zuſammengeſtellt, wie im Inferno die Mauern von Lucifers Stadt von Eiſen ſind); daher rinnen ihnen häufige Thränen der Reue über die Wangen. Auf Dante's Frage, ob auch Bürger von Latium hier wären, antwortet eine der Seelen, daß ſie jetzt Alle Bürger deſſelben wahren Reiches ſeien, ſie ſelbſt aber Sapia, einſt aus Siena, ſei, welche ſich, aus ihrem Vaterlande verbannt, über die Niederlage ihrer Landsleute neidiſch gefreut habe. Dante ſagt ihr, er werde einſt hier wenig leiden, fürchte eher, in dem untern Kreiſe der Stolzen büßen zu müſſen.

Vierzehnter Gesang.

Zwei Seelen befragen Dante, wer er sei. Er sagt ihnen, daß sein Name noch so wenig bekannt, daß ihnen damit nicht gedient sei, daß er aber von dem Fluß herkomme, der auf dem Falterona entspringt. Die Andern geben ihm recht, daß er den Fluß nicht nennen will, an dessen Ufer so ruchloses Volk wohne, la maladetta e sventurata fossa, und verbreiten sich nun mit Trauer und Abscheu über die gesunkenen Sitten so vieler ehemals edeln Geschlechter in Florenz und der Romagna. Als die Dichter wieder einsam weiter gehen, hören sie wie im vorigen Gesang himmlische Stimmen. Sowie diese dort die Vorstellungen der dem Neid entgegengesetzten Tugenden erweckten, so sollen sie nun von dem Laster abschrecken: denn es sind die Stimmen des neidischen Brudermörders Kain und der versteinerten Aglauros.

Fünfzehnter Gesang.

Ein Engel, dessen helle Strahlen Dante noch ertragen kann, begegnet den Dichtern gegen Abend, und ladet sie zu dem schon leichtern Aufgang zu dem folgenden Kreis ein. Im Steigen erklärt Virgil seinem Freunde einige Worte der Seele, mit welcher er im vorigen Gesang gesprochen, nämlich daß es ein Gut gebe, das durch Vertheilung unter Viele nicht abnehme, sondern im Gegentheil immer reicher werde, und das sei die himmlische Liebe. Sie sind im dritten Kreis, wo die Zornigen büßen. Dante's Geist wird zum Schauen dreier himmlischen Gesichte verzückt. Er sieht zuerst Maria, welche nach langem, ängstlichem Suchen ihren zwölfjährigen Jesus in dem Tempel findet und sanftmüthig zu ihm sagt: „Mein Sohn, warum hast du uns das gethan; mit Schmerzen haben ich und dein Vater dich gesucht!" Dann sieht er die Sanftmuth des Pisistratus, als seine Gattin ihn zur Rache auffordert, und endlich den heiligen Stephanus, der mit himmlischer Sanftmuth Verzeihung für seine Peiniger vom Himmel erfleht. (Diese Aufforderungen zur Tugend werden in den verschiednen Kreisen, je nach ihrer Höhe, immer geistiger; in dem untern waren es materielle, in das Gestein des Pfades eingegra-

bene Bilder der Demuth, in dem folgenden laute Stimmen vom Himmel, und nun ſind es innere geiſtige Anſchauungen.) Virgil warnt ihn vor dem Verſunkenbleiben in dieſen Anſchauungen, und ſagt ihm, dieſelben ſollen die Seele nur zu größerm Eifer antreiben, dahin zu gelangen, von wo ſie ihr geſendet würden. — Sie ſehen nun einen finſtern Rauch vor ſich, in welchen ſie eingehen müſſen.

Sechzehnter Geſang.

Dieſer Rauch iſt dunkler als die Nacht und ſelbſt als die Hölle. Dante folgt hier wie an vielen Stellen den altteſtamentlichen Symbolen, worin der Zorn Gottes immer als finſterer Rauch dargeſtellt iſt, wie auf dem Sinai und an andern Orten. Der Rauch bedeutet hier nicht ſowohl den Zorn Gottes, als vielmehr die Folge dieſer Sünde, welche die Sünder hier in ihrer ganzen Häßlichkeit erblicken. Deswegen ſind alle in ihm Weilenden mit Blindheit befangen, denn der Zorn macht blind, und auch der betrachtende Dichter, der übrigens auch von manchem Zorn ſich zu reinigen hatte, findet dieſen Rauch dunkler als die Hölle, weil er hier des gebüßten Fehlers ſich theilhaftig fühlt, in der Hölle aber den dort geſtraften Freveln fremd und alſo der Blick ſeines freien Bewußtſeins nicht getrübt war. Nicht der Zorn Gottes, wie Kopiſch meint, ſcheint mir im Purgatorium auf den reuigen Seelen zu laſten, ſondern ihr eignes Bewußtſein, das ihnen nun ſelbſt ihre eigne Sünde verhaßt macht, ſowie ſie durch dieſelbe auf Erden andern Menſchen verhaßt waren. Dieſes Bewußtſein laſtete ſchon wie ein harter Fels auf den harten Stolzen, und beugte ſie zur Demuth herab, es verſchloß den Neidiſchen mit eiſernem Draht den Anblick des lieblichen Himmels, und trieb ſie zur Menſchenliebe an, und nun umgibt es in der Geſtalt des finſtern Rauches die Zornigen mit der Blindheit, in die ſie ſich ſelbſt durch ihren Fehler geſtürzt haben. Nur das lebendig wirkende Bewußtſein von der Häßlichkeit ihres Fehlers kann ja in den Büßenden den Wunſch der Beſſerung, des Herausgehens aus dieſem Zuſtand erzeugen, während der auf ihnen laſtende und ſie am Fortſchreiten zum Beſſern hindernde Zorn Gottes, außerdem daß dieſe Idee gar zu hebräiſch iſt, auch mit den dem ganzen Gedicht

zu Grund liegenden Principien nicht verträglich ist. Wenn Marco weiter unten nicht aus dem Rauch herauszugehen wagt, so ist es sein eignes Bewußtsein, das ihn noch nicht für würdig und reif erklärt, nicht aber der Zorn Gottes, welcher ja auch sonst mit der fortschreitenden Besserung der Seelen immer geringer werden müßte. — Dante, der sich in diesem Aufenthalt der blendenden Leidenschaftlichkeit fest an seinen ruhigen Führer anschließt, hört, wie die Seelen durch den beständigen Gedanken an das sanftmüthige Lamm Gottes und durch eifriges Gebet zu demselben in ihren guten Vorsätzen sich bestärken. Die Seele des Venetianers Marco bietet sich ihnen zum Geleiter an, und sagt ihnen, er habe in seinem Leben immer nach dem Rechten getrachtet, was die Welt schon lange nicht mehr thue. Da fallen Dante seine frühern gelehrten Zweifel ein, und er bittet Marco um Aufklärung über die Verderbtheit der Menschen, deren einige den Himmel, andere die Welt anklagen. Marco erklärt ihm diese Erscheinung aus der Freiheit des menschlichen Geistes, welcher zu Führern die Einsicht, das Rechte und Unrechte zu unterscheiden und die Liebe zu Gott erhalten habe, aber durch die Sinnlichkeit und den falschen Trieb sich verleiten lasse, und so aus der göttlichen Freiheit in die Knechtschaft der Sünde versinke. Er macht hierauf von seiner Theorie die Anwendung auf das geistige und weltliche römische Reich, in welchem die Schlechtigkeit der Führer durch ihr Beispiel die Welt verderbt haben, und der Eifer, worein Dante hier wie immer sein Lieblingsthema versetzt, gibt seinen Versen einen erhabenen, poetischen Schwung.

Siebzehnter Gesang.

Als die Dichter aus dem finstern Rauche heraustreten, hat Dante, der noch von den Gedanken an die Uebel des Zorns erfüllt ist, einige innere Anschauungen von schrecklichen Folgen dieses Fehlers. Er sieht die Rache der Philomele an Itys, die Strafe des wilden Haman, den sein eigner Zorn ins Unglück stürzte, und Lavinia, die sich in der Leidenschaft selbst tödtete. Sie treffen auf einen andern Engel, der ihnen den Aufgang zeigt, und Dante ein neues P mit seinen Flügeln von der Stirne wischt. Es wird Nacht, und Dante fühlt die Schwäche seiner mensch-

lichen Natur. Während sie daher ausruhen, erklärt ihm Virgil, daß in diesem Kreis diejenigen sich läutern, welche in den Werken der Tugend zu säumig und träge waren. Er gibt ihm hierauf das ganze System, wonach der Reinigungsort eingetheilt ist. Von Liebe, natürlicher wie geistiger, ist das ganze All mit seinen Geschöpfen erfüllt. Die Liebe ist also der Grund der Tugend wie des Lasters. In letzterer Hinsicht aber ist sie dreifach: 1) entweder liebt der Mensch den Schaden des Nächsten, wie aus Stolz, um sich selbst zu erheben, aus Neid, um das Glück Anderer zu genießen, und aus Zorn, um sich am Andern zu rächen. 2) Der Mensch liebt zu wenig und unthätig, wie die Lässigen. Alle diese Arten von verirrter Liebe werden in den schon betretenen Kreisen bereut; weiter aber die dritte Art, die unmäßige Liebe zu den irdischen Gütern von den Geizigen, den Schlemmern und den Wollüstigen.

Achtzehnter Gesang.

Virgil fährt in seinen Erklärungen über die Liebe, als den Grund alles Guten und Bösen, fort und sagt, daß der Geist ursprünglich zur Liebe geschaffen, dieselbe Allem zuwende, was ihm Neigung einflöße. Dante wendet ihm ein, daß bei diesem Naturzwang keine Zurechnung stattfinden könne, die Seele möge nun Gutes oder Böses lieben. Virgil aber weist ihn auf die Vernunft zur Erkenntniß des Ursprünglichen und auf die Freiheit in der Wahl des Guten und Bösen, vertröstet übrigens Dante auf Beatricen, die ihn hierüber als himmlischer Glaube besser aufklären könne als sein Verstand. Es ist unterdessen Mitternacht geworden; der abnehmende Mond erhebt sich glühend über der Erde. Dante's übermannende Schläfrigkeit (die ihn an dem Ort der Säumenden passend überfällt) wird plötzlich unterbrochen durch eine Schaar Seelen, welche die Reue über ihre Versäumniß selbst bei Nacht nicht ruhen läßt, und welche im Eifer über die Ebne hinlaufen, sich zur Besserung antreibend. Zwei Seelen rannten voraus und riefen weinend: „Maria lief eilig über das Gebirge" (um Christum, den Gründer des Himmelreiches, nach Aegypten zu retten) und: „Cäsar verwundete Massilia und eilte nach Spanien" (hier erscheint wieder die Grundidee des doppelten Reiches),

worauf Alle riefen: „Schnell, schnell, keine Zeit verlieren durch lässige Liebe.“ Virgil fragt eine der Seelen um den Weg; diese aber sagt ihm im Laufen, er solle ihnen nur folgen. Den Zug schließen zwei Seelen, welche nach der Gewohnheit der andern Kreise zur wirksamern Abschreckung von der Trägheit zwei Beispiele von Strafen anführen, nämlich die Israeliten, welche aus Lässigkeit in der Wüste starben und ihren Nachfolgern den Jordan ließen, und die Trojaner, welche aus Trägheit in Sicilien geblieben, dort ruhmlos endeten, und Aeneas allein das römische Reich gründen ließen. Von all dem Gesehenen versinkt Dante in sinnendes Träumen, und endlich in Schlummer.

Neunzehnter Gesang.

Zur Zeit der Morgenträume, da die Erde und der kalte Mond am stärksten wirkt, und die Wärme der himmlischen Sonne ganz verschwindet, sieht der schlummernde Dante eine Frau, krüppelhaft, verstümmelt, von gelber Farbe, schielend und stammelnd, kurz mit allen Gebrechen. Sie bedeutet ihm die irdische Welt mit ihrem Trug und ihrer Häßlichkeit im Vergleich mit der himmlischen. Dadurch, daß sich Dante der Betrachtung des Bildes hingibt, wird es immer schöner, und je begieriger er hinschaut, desto mehr gewinnt das Weib an Reizen und Lockungen, und zuletzt beginnt sie mit so lieblicher Stimme zu singen, daß Dante fast der Versuchung unterlegen wäre. Da kommt eine heilige Frau vom Himmel herab, und ruft Virgil laut an, und fragt ihn, wer dieses Weib sei; Virgil hängt mit seinen Blicken fest an ihr. Die Heilige zerreißt nun des Weibes trügerisches Gewand, und zeigt es Dante in seiner wahren, nichtigen Gestalt. Von dem übeln Dunst, der von der vorher Lockenden nun aufsteigt, erwacht Dante und sieht, daß die himmlische Sonne, die alle Wahrheit entdeckt und beleuchtet, schon aufgegangen ist. Unter ihrem wohlthätigen Lichte wandern die Beiden aufwärts. Ein Engel ladet sie zum Aufgang ein, und sagt ihnen den Vers: „Selig sind, die da Leid tragen.“ Dante spricht mit Virgil von seinem Traumbild, und dieser sagt ihm: das Weib sei die alte Zauberin, die sinnliche Welt, gewesen, über deren Lockungen in den obern Kreisen (der Sinnlichen) geweint werde; und ein be-

harrliches Aufsehen und Festhalten an der himmlischen Schönheit könne dagegen bewahren. Sie sind in den fünften Kreis, den der Geizigen, gelangt. Die Seelen liegen weinend am Boden mit herabgewendetem Gesicht, und seufzen: „Meine Seele klebte am Niedrigen.“ Virgil fragt eine derselben nach dem Weg, und sie sagt ihm mit Doppelsinn: „Wenn ihr die rechte Straße finden wollt, so sei eure Rechte stets nach außen.“ Dante erkennt den Papst Adrian V., der ihm nun weiter erklärt, die Buße der Geizigen sei die schwerste, und sie müßten hier liegen, so lange bis Gottes Gerechtigkeit erfüllt sei. Dante will sich ehrfurchtsvoll vor dem Papste neigen, dieser wehrt es ihm aber mit der Erklärung, daß hier oben Alle gleich seien. Er bittet ihn noch, seine Buße nicht weiter aufzuhalten, und bei der Rückkehr auf Erden des Papstes Nichte Alagia zu Gebeten für seine Seele zu vermögen.

Zwanzigster Gesang.

Dante geht ungern weiter mit seinem Führer längs der Mauer hin, während die Büßenden am Rande liegen. Das Gespräch mit einem geizigen Papste erinnert ihn mit Bitterkeit an die Habsucht der Kirche, und er ruft aus: „Verflucht seist du, alte Wölfin, die du mehr Beute als alle andern Thiere hast, mit deinem endlos tiefen Hunger! O Himmel, unter dessen nie ruhendem Kreislauf sich Alles ändert, wann wird Der erscheinen, vor dem diese weichet?“ Während sie langsam weiter gehen, hören sie wieder, wie die Seelen an Bilder tugendhafter Dürftigkeit aus der Geschichte des göttlichen und weltlichen Reiches erinnern. Zuerst an Maria's Armuth, als sie Christum in einem Stalle gebar, dann an Fabricius' Armuth, der seine Tugend gegen die Lockungen großer Reichthümer bewahrte, und an den heiligen Nikolaus, der seine Schätze zur Rettung der Tugend hingab. Eine der Seelen gibt sich als Hugo Capet zu erkennen, nennt sich die Wurzel der schlechten Pflanze, welche das ganze Christenland verfinstert, und macht eine Schilderung von der Habgier und den Gewaltthaten seiner Nachkommen, nachdem sie die Provence genommen. Besonders erwähnt er Karl von Anjou, der den letzten Hohenstaufen ermordet, den andern Karl (von Valois), der Florenz verrathen und dafür Schande und Sünde geerntet, und den dritten Karl (von Sicilien) der für schweres Geld seine Toch-

ter verkauft habe; dann ereifert er sich über Philipp den Schönen, welcher den Papst Bonifaz in Anagni beschimpfte und die Kirchengüter an sich riß, und ruft die göttliche Rache auf Alle herab. Er erklärte ihm noch, daß während des Tages die Seelen sich durch Erinnerung an die Tugend der Demuth und Uneigennützigkeit zur Buße ermuntern, je nach ihrem Eifer bald laut, bald leise. Bei Nacht aber würden zur Abschreckung die Strafen der entgegengesetzten Laster der Habsucht und des Geizes erwähnt, wie Pygmalion, den die Geldgier zum Schwagermord reizte, das Elend des gierigen Midas, des thörichten Achan, das Ende der eidbrüchigen Saphira und ihres Mannes; der ganze Berg ruft dann die Schande des Brudermörders Polymnestor und des reichen Crassus. — Während sie weiter gehen, fühlt Dante den ganzen Berg von gewaltigem Beben erzittern, daß ihn ein heiliger Schauer erfüllte, und alle Seelen ringsher riefen: „Ehre sei Gott in der Höhe!" Dante stand in Ehrfurcht still, bis das Beben vorüber war, und ging dann, voll Begierde, den Grund desselben zu erfahren, eilig weiter.

Einundzwanzigster Gesang.

Die Wißbegierde quält Danten noch, als hinter den Wandernden, wie einst der auferstandene Christus hinter den Aposteln, eine Seele herging und sie mit den Worten anredete: „Meine Brüder, Gott geb' euch Frieden!" Virgil wünscht ihr glückliche Einkehr in die Versammlung der Seligen, von welcher er ausgeschlossen sei, und fragt sie, woher das Beben des Berges und der Ruf aller Seelen bis hinab gekommen sei. Die Seele sagt ihnen, daß der Berg jedesmal erbebe, und jener Gesang ertöne, so oft eine Seele ihre Buße überstanden und reif für die Seligkeit des Himmels sei, und sie es, sobald das Gewissen ganz gereinigt und frei erstehe; sie selbst habe sich über fünfhundert Jahre hier geläutert, und in dem Augenblick ihren Willen frei zum Aufschweben gefühlt. Auf Virgil's Verlangen nennt sie sich den römischen Dichter Statius, durch seine Gedichte, nicht aber noch durch seinen Glauben berühmt. Er spricht entzückt von der Aeneide, nach welcher er sich gebildet und durch die er seinen Ruhm erlangt habe, und sagt, er hielte gern noch ein Jahr Buße aus, wenn er dafür zur

Zeit Virgil's gelebt habe. Virgil winkt Danten, ihn nicht zu verrathen, doch dieser kann nicht umhin, zu lächeln. Da Statius verwundert nach dem Grund dieses Lächelns fragt, muß endlich Virgil erlauben, seinen Namen zu nennen. Statius will ehrfurchtsvoll seines Lehrers Füße umfassen, doch dieser hindert es mit den Worten, daß er jetzt nur Schatten mit den andern Schatten sei.

Zweiundzwanzigster Gesang.

Ein Engel ladet sie zum Aufgang in den sechsten Kreis ein, und wischt Danten wieder ein P (eine Sünde) von der Stirne. Dante hört die Seelen singen: „Selig, die hungert nach der Gerechtigkeit", und folgt leichter als in den andern Kreisen den beiden im Gespräch forteilenden Dichtern. Virgil wundert sich, seinen Schüler bei seiner großen Weisheit im Kreis der Geizigen gefunden zu haben, worauf ihm dieser sagt, nicht Geiz, sondern im Gegentheil Verschwendung habe er hier abgebüßt, welche, wie in der Hölle, mit dem Geiz in demselben Kreise bestraft werde; Virgil habe ihm selbst durch eine Stelle der Aeneide den Abscheu vor diesem Laster noch zu rechter Zeit vor seinem Tod geweckt, sonst würde er wohl in der traurigen Hölle bestraft sein. Virgil fragt ihn darauf, er sei wohl erst spät zum christlichen Glauben gelangt, wenigstens erst, nachdem er seine heidnischen Gedichte gesungen. Da sagt ihm Statius, schon früh habe ihn sogar eine andere Stelle der Aeneide zum Christenthum geführt, aber aus Furcht habe er seinen neuen Glauben verheimlicht, weswegen er über vier Jahrhunderte in dem Kreis der Säumigen büßen mußte. Er fragt hierauf nach den übrigen alten Dichtern, und erhält die Auskunft, daß sie in der Vorhölle zugleich mit den Weisen und Helden um Homer gelagert sind. Alle Drei wenden sich nun immer rechts um den Berg herum (die Uebung in der Besserung wird ihnen schon Gewohnheit), die zwei Römer zusammen und Dante hinter ihnen, ihren Gesprächen lauschend. Plötzlich sehen sie einen Baum mit herrlichen Aepfeln vor sich, unersteiglich, denn die Aeste breiten sich je höher, je weiter aus. Der Baum steht am Eingang in den Kreis der Schlemmer, daher ruft eine Stimme aus den Zweigen: „Dieser Speise sollt ihr mangeln,

und Maria wollte einst durch ihre Bitte bei der Hochzeit zu Kanaan nicht die Schlemmer begünstigen." Dann erinnert sie an die Genügsamkeit der alten Römerinnen und Daniel's, sowie des goldnen Zeitalters und Johannes des Täufers.

Dreiundzwanzigster Gesang.

Dante wird aus seiner sinnenden Betrachtung des Baumes durch Virgil's Ermahnung geweckt, und geht hinter den Weisen fort. Er hört einen Psalm singen, und bald darauf eine Schaar Seelen vorbeiziehen, die den Fehler der Schlemmerei abbüßen. Sie gehen bleich mit hohlen Augen und eingefallener Haut, wie Verhungerte. In einer derselben erkennt Dante seinen Freund Forese Donati, welcher ihm erklärt, daß dieses Zehren von ihrer ewigen Sehnsucht nach den himmlischen Früchten des Baumes herrühre, und nach jedem Umlauf um den Kreis führe sie ihre Sehnsucht wieder nach dem Baume zurück. Dante wundert sich, seinen Freund schon so weit in der Buße anzutreffen. Forese sagt ihm, er verdanke diese schnelle Beförderung den frommen Gebeten seiner Gattin, diese seien Gott um so angenehmer, je seltner die züchtigen Frauen in Florenz, die sogar durch geistliche Beschlüsse zu sittsamer Kleidung angehalten werden müßten. Die Strafe dafür werde sie aber auch ehestens treffen. Auf sein Begehren macht ihn Dante nun mit seinem und seiner Begleiter Namen bekannt.

Vierundzwanzigster Gesang.

Dante, immerfort im Gespräch mit Forese begriffen, geht mit ihm den andern Dichtern nach, und wird von den abgezehrten Seelen als lebend angestaunt. Er fragt seinen Freund nach dessen Schwester Picarda, und ob etwa noch andere bekannte merkwürdige Seelen sich hier befänden. Forese sagt ihm, seine Schwester freue sich schon ihrer Seligkeit im Himmel, und nennt ihm darauf den Dichter Buonagiunta von Lucca, den Papst Martin IV., und viele Andere. Dante richtet besonders seine Aufmerksamkeit auf Buonagiunta. Er hört ihn etwas leise murmeln, und versteht den Namen Gentucca; daher bittet er ihn um deutlichere

Erklärung. Dieser sagt ihm also, in Lucca sei ein Mädchen, welches Danten die so geschmähte Stadt angenehm machen werde. Er fragt ihn hierauf, ob er den Dichter sehe, der so herrliche Gedichte gesungen habe, worauf ihm Dante erwiedert, er singe nur, wenn ihn die Liebe begeistere, und was diese ihm eingebe. Buonagiunta kann sich nun erklären, warum er und Jacopo da Lentino und Fra Guittone d'Arezzo so weit hinter Dante zurückgeblieben sind, weil sie eben die Wahrheit der Empfindung umsonst durch erkünstelten Styl zu ersetzen versucht hatten; und er geht gleichsam befriedigt mit den übrigen Schaaren davon. Forese fragt Danten noch, wann er ihn wieder sehen werde, und dieser sagt, er wünsche es sehnlichst früher, als es wohl geschehen werde, denn seine Vaterstadt, die ihm so sehr am Herzen liege, neige sich zum Untergang. Sein Freund verkündet ihm noch den schrecklichen Tod des Haupturhebers alles Uebels in Florenz, des Corso Donati, und eilt dann zu den andern Seelen. — Darauf sieht Dante einen andern Baum mit herrlichen Früchten, und daruner eine große Schaar Seelen, die sehnlich flehend die Hände emporreckten. Aber eine Stimme in den Zweigen ruft ihnen zu, nicht zu nahen; dieser Baum sei ein Sprößling von dem andern mit verbotener Frucht im Paradies, von welchem Eva naschte. Auch die Dichter gehen schnell weiter, an der Felswand vorbei, und hören noch im Gehen, wie jene Stimme alle Seelen durch Erinnerung an einige Strafen zu großer Gierde von der Sünde des Schlundes abschreckt, wie durch die Erwähnung der Centauren, die von Theseus erschlagen worden, und der durch Trunk feig gewordenen Hebräer, welche Gideon verließ. Alle Drei gehen in Betrachtungen versunken weiter, als plötzlich ein Engel sie anruft und sie zum Aufgang einladet. Er leuchtet so stark, daß der geblendete Dante nur nach dem Gehör weiter gehen kann, zugleich fühlt er des Engels Flügel wie liebliche Mailuft an seine Stirn schlagen, und ihm das sechste P von der Stirn wischen, während eine Hymne gesungen wird.

Fünfundzwanzigster Gesang.

Zwei Stunden des Nachmittags sind schon vorüber, daher steigen die Dichter eifrig den Weg zum siebenten Kreis auf. Das

im vorigen Kreis Gesehene bewegt Dante zu der Frage, wie die Seelen im Fegfeuer ohne den sich nährenden Leib abzehren könnten. Statius gibt ihm eine lange, sehr wenig poetische Erklärung von der Entstehung des Leibes im Leben, und eines gewissen Schattenleibes, den sich die bildende Kraft der Seele nach dem Tode erzeuge, und dieser sei es, welcher abzehre. — Sie waren nun in den letzten Kreis gelangt, wo die Wollust abgebüßt wird. Die ganze Felswand glüht in der Flamme der göttlichen Liebe, der äußere Rand des Weges aber weht den Sturm der sinnlichen Liebe herauf, und drängt die Flamme zurück, so daß zwischen beiden Symbolen der Liebe ein schmaler Weg nahe am Rand herging, auf welchem die Dichter wandeln müssen. Dante fürchtet hier das Feuer und da das Hinunterstürzen, und Virgil selbst ermahnt ihn zu steter Aufmerksamkeit, da man in diesem Kreis leicht fehlen könne. Dante fühlt die Wahrheit dieses Satzes, so oft er die Augen der göttlichen Flamme ab- und den büßenden Seelen zuwendet. Diese Seelen singen in dem Feuer eine Hymne, bei deren Schluß sie abwechselnd durch kurze Sätze an Beispiele besonderer Keuschheit erinnern, wie Mariä Verkündigung, das Gericht der Diana über die Nymphe Calliſto.

Sechsundzwanzigster Gesang.

Dante wird oft von Virgil erinnert, sich vor Fehltritten in diesem Kreis zu hüten. Seine rechte Schulter wird von der Sonne beschienen, und sein Schatten, der auf die Flamme der göttlichen Liebe fiel, machte diese noch glühender scheinen. Dieser Schatten macht die in der Flamme wandelnden Seelen aufmerksam auf Dante, sie nahen sich, soviel sie können, ohne aus der Flamme herauszutreten, staunen den Dichter an, und bitten ihn um Erklärung dieses Wunders. Er ist eben im Begriff zu ihnen zu reden, als eine andere Schaar Seelen sich mit jenen begegnet. Sie küssen sich alle gegenseitig, und begrüßen sich freudig mit dem Freundesgruße, nach dem Weg zur Seligkeit fragend und sich in dem Wandel bestärkend. Daher rufen sie sich zur Warnung einander Beispiele unnatürlicher Wollust zu, durch die Worte Sodom und Pasiphae. Nachdem sie sich getrennt haben, nahen die ersten Seelen wieder Danten, und dieser sagt ihnen, daß er seine irdische

Hülle noch mit trage, sammt ihrem heißen Blute (welches er bedeutsam gerade in diesem Kreis anführt), und daß er durch göttliche Gnade durch die drei Reiche walle. Nun beschwört er sie aber, ihm zu sagen, wer sie und die andern Schaaren seien. Da sagt ihm eine der Seelen, nachdem sie ihn glücklich gepriesen, daß er hier noch gutes Beispiel und Lehre zu einem bessern Lebenswandel mitnehmen könne,[1]) daß jene Schaar die Sünde abbüße, deren Cäsar beschuldigt worden sei, sie selbst aber der hermaphroditischen Sünde schuldig seien, also jene unnatürlicher, diese unmäßiger Wollust. Daher rufen sie sich zu gegenseitiger Beschämung die oben erwähnten Namen entgegen. Sie könne übrigens nicht alle nennen, die hier büßen, sie selbst aber sei Guido Guinicelli. Dante erschrickt, den Vater der fröhlichen Liebesreime hier zu sehen, und geht lange Zeit, ihn nachdenklich betrachtend, neben ihm her. Auf Guido's Befragen, warum er solche mitleidige Liebe zu ihm zeige, sagt er, es sei seiner herrlichen Verse wegen, die in allen Zeiten werth gehalten werden. Da zeigt Guido auf einen andern Schatten, den Provenzalen Arnaldo, und sagt, der sei noch ein besserer Dichter gewesen, trotz Allem, was die Menge dagegen sage, die ihm Andere vorziehe. Dann bittet er Danten noch, wenn er in dem Himmel angekommen sei, um ein Gebet zu seiner Erlösung, und verschwindet in der Flamme, wie ein Fisch im Wasser. Arnaldo nähert sich nun Danten, sagt ihm, daß er bald Erlösung hoffe, und bittet ihn ebenfalls um ein Gebet.

Siebenundzwanzigster Gesang.

Die Sonne geht gerade über Jerusalem, dem Orte, wo Christus den Erlösungstod gelitten hat, auf; der Ganges glüht in der Mittagshitze, der Ebro (anderswo Cadix) ruht in Mitternacht, und auf dem Läuterungsberge entweicht der irdische Tag (dies sind die vier Punkte, welche nach der Symbolik in diesem Gedicht den

---

1) Dante gibt in diesem Kreise der sinnlichen Liebe so viele Beziehungen auf sich zu verstehen, daß mir Boccaccio's Beschuldigung nicht so ganz und gar verfehlt zu sein scheint, wie wohl Manchen, die an Danten gar keine Fehler entdecken wollen. Nur muß man sie cum grano salis betrachten. (Siehe Kopisch's Dante, S. 463.)

Erdkreis in vier gleiche Theile theilen), als die drei Dichter am Ende des letzten Kreises ankommen. Ein Engel steht am Rande des sinnlichen Sturmes und ruft ihnen entgegen: „Selig sind, die reines Herzens sind! Hier kann Niemand weiter gehen, heilige Seelen, es sei denn, daß das Feuer ihn naget. So gehet ein, und seid nicht taub gegen den jenseitigen Gesang." Dante besteht hier den schwersten Kampf in seiner ganzen Wanderung, den Kampf zwischen seiner sinnlichen und geistigen Natur. In der Furcht, das Feuer werde ihn leiblich verzehren, wirft er sich auf die gefaltenen Hände und starrt in die Gluth. Virgil ermuthigt ihn, und sagt ihm, daß in der Flamme wohl Qual, aber nicht Tod sei, selbst wenn er tausend Jahre darin bliebe, daß er selbst seinen Freund jetzt in der Nähe Gottes viel weniger verlassen werde, als in der Hölle, auf dem Rücken des wilden Geryon. Um ihn ganz sicher zu machen, hält er das Ende seines Gewandes in die Flamme, und siehe, es brennt nicht. Dennoch ist Dante's sinnliche Natur noch nicht besiegt, und hält seinen Geist in Feigheit zurück. Da sagt endlich Virgil: „So sieh hier die Mauer, die dich von Beatrice trennt!" Bei Erwähnung dieses Namens, der himmlischen Liebe, ist Dante's Entschluß plötzlich gefaßt und lebendig. Virgil geht lächelnd voran und Statius hinter Dante. Die Gluth der Flamme ist so stark, daß er sich in flüssiges Glas stürzen möchte, sich zu erfrischen. Virgil ermuntert ihn fortwährend durch die Erinnerung an Beatrice, und von jenseits leitet sie eine singende Stimme. Als sie endlich heraustreten, hören sie einen Engel, dessen strahlenden Glanz Dante nicht ertragen kann, sich zurufen: „Kommt, Ihr Gesegneten meines Vaters! der Abend senkt sich tiefer, eilet hinaufzusteigen." Sie gehen noch wenige Stufen in dem Spalt des Felsens hinan, und als die Sonne gesunken ist, wählen sie sich Jeder eine Stufe zum Lager, Dante in der Mitte von den beiden Andern gehütet. Er sieht hier die Sterne größer und strahlender als auf der Erde, und sinkt über seinen Betrachtungen in einen Schlummer, und zwar „in einen Schlummer, der vorahnend schon das empfängt, was später sich ereignen soll." Denn im Traume sieht er den Stern der Liebe aufgehen, und unter seinen Strahlen wandelt ein schönes Weib, Blumen pflückend, auf einer Aue, und sagt singend: Sie sei Lea und ihre Schwester sei Rahel, beide haben

einen Spiegel, worin sie sich schauen, aber ihre Schwester freue sich der Betrachtung, und sie der guten Werke, womit sie sich wie mit Blumen schmücke. Die Seligkeit des Paradieses, die in Betrachtung Gottes und der guten Werke besteht, ist hiermit angedeutet. — Die neue Sonne geht auf, Dante erwacht, und findet die beiden Dichter schon aufgestanden. Virgil begeistert ihn zur größten Eile durch die Versicherung, daß der süße Apfel, welchen die Sorge der Menschen durch so viele Zweige suche, heute seine Wünsche ganz befriedigen werde. Und da sie die letzte Stufe erstiegen hatten, richtet der treue Führer sein Auge auf seinen Freund, und sagt ihm: „Du hast nun das zeitliche und das ewige Feuer geschaut und bist hingekommen, wo ich durch mich, durch meinen Verstand und meine Kunst, mich nicht mehr weiter finden kann. Nimm nun deinen eignen Willen zum Führer, denn du hast alle Mühe und alle Bestrickung überstanden. Sieh die Sonne, die auf deiner Stirne widerscheinet, sieh diese Kräuter und Blumen, die diese Erde aus sich selbst hervorbringt. Du kannst auf ihnen ruhen oder wandeln, während die schönen Augen nahen, die mich zu dir gesandt haben. Erwarte nicht mehr mein Reden noch Winken; frei, recht und heil ist dein Urtheil, folge ihm, und thue nichts außer seinem Sinn; so geb' ich dir die Krone und Weihe über dich selbst." — Dieser Gesang enthält wohl die schönste und sinnvollste Allegorie in dem ganzen Purgatorium.

Achtundzwanzigster Gesang.

Dante verläßt den Rand des Berges, voll Begierde, den göttlichen, dichten und lebendigen Hain des Paradieses zu schauen, welcher den Augen das ungewohnte Licht milderte. Eine liebliche Luft umweht seine Stirn, und bewegt sanft die Wipfel der Bäume nach der Seite ihres Schattens, aus dem Laube derselben ertönt Gesang von zahllosen Vögeln. Als er auf dem duftenden Boden so weit fortgeschritten ist, daß er nicht mehr sehen kann, woher er kam, erblickt er vor sich einen Bach, der nach der linken Seite abfließt, von reinem aber dunkelm Wasser, den weder Sonne noch Mond jemals bescheint. Er spähet jenseits des Baches umher, und sieht plötzlich ein einsames Weib, das singend eine Blume

nach der andern pflückt. Dante wird von unendlicher Sehnsucht zu dem Weib, welches immer mehr Reize entfaltet, hingerissen, und vergleicht den hemmenden Bach mit dem Hellespont, der den Leander von seiner Geliebten trennte. Auf seine Bitte kommt die Frau näher, immer Blumen pflückend, und nun erfährt Dante, daß hier die Verwirklichung seines ahnenden Traumes sei, die Einsicht in das paradiesische Leben, welches in Betrachtung Gottes und Freude an guten Werken bestehe. Er erfährt ferner, daß Gott dieses Paradies für den Menschen geschaffen habe, dieser aber durch seine Schuld desselben verlustig geworden sei. Alle Blumen (die guten Werke) sprossen hier ohne Samen; die bewegte Luft habe ihren Grund in der freien Bewegung der Himmelsräume, und streue die paradiesischen Blumen auch über die Erde aus; der Bach aber entströme aus ewigem, unversiegbarem Quell, und nehme nie ab; er fließe nach zwei Seiten ab, links heiße er Lethe, und benehme die Erinnerung an alle Sünden, rechts aber Eunoe, und belebe das Gedächtniß aller guten Thaten. Von beiden müsse man trinken, um der Seligkeit zu genießen. Denn dies sei der Ort des goldnen Zeitalters auf dem Parnaß, von welchem die alten Dichter sangen, und dies der wahre Nektar. — Bei Erwähnung der alten Dichter blickt Dante seine Begleiter an, und sieht, daß sie die letzten Worte mit Lächeln angehört haben.

Neunundzwanzigster Gesang.

Lea singt noch: „Selig sind, deren Sünden bedeckt sind!" und geht langsam den Bach hinauf nach der Quelle zu, Dante folgt ebenso langsam ihren Schritten auf der andern Seite desselben. Bald wendet sich ihr Weg, so daß sie gegen Morgen gehen, und die Frau am jenseitigen Ufer sagt zu Dante: „Mein Bruder, nun sieh, und höre!" Und ein plötzliches Leuchten erfüllt den ganzen Wald, und eine süße Melodie durchzieht die strahlende Luft. Diese erglüht immer mehr, und Dante glaubt in der Entfernung sieben schimmernde Bäume zu sehen, entdeckt aber, als sie näher rücken, daß es sieben goldne Leuchter sind, welche in der katholischen Symbolik die sieben Gnadengaben des heiligen Geistes bedeuten: Weisheit, Verstand, Rath, Stärke, Wissenschaft, Gott-

seligkeit und Gottesfurcht. In der Höhe vernimmt er das Hosianna, und die Leuchter glänzen heller, als der irdische Mond. Dante wendet sich voll Erstaunen zu Virgil, dieser aber, wie er am Ende des vorigen Gesanges gesagt hat, weiß nur das zu erklären, wozu menschlicher Verstand hinreicht, und kann diese göttlichen Dinge nur bewundern. Jenes schöne Weib macht Dante nun auch aufmerksam auf das, was hinter den Leuchtern ist, und er sieht vierundzwanzig Herren paarweise den Leuchtern als ihren Führern folgen, sie waren in das reinste Weiß gekleidet und mit Lilien gekrönt (sie bedeuten nach der alten Eintheilung die vierundzwanzig Bücher des alten Testaments). Die Entzückung treibt ihn erst näher zu gehen, aber er sieht seine linke (fehlerhaft menschliche) Seite im Bach abgespiegelt, und das dadurch erweckte Bewußtsein läßt ihn nur still schauen. Näher ziehen die Leuchter, und bilden hinter sich in der Luft sieben Streifen von Regenbogen (die sieben Sakramente der katholischen Kirche), wovon die äußersten zehn Schritte von einander entfernt waren (die zehn Gebote). Auf diese Erscheinung folgen die vier Thiere des Ezechiel und der Offenbarung Johannis (die vier Evangelien), mit grünen Zweigen, jedes mit sechs von scharfsehenden Augen bedeckten Flügeln. In ihrer Mitte wird der Siegeswagen (die Kirche) von einem Greifen (Christo) gezogen, der seine beiden Flügel durch den mittlern Streif des Regenbogens ins Unendliche ausspannte. Soweit er Vogel ist (himmlischer Natur) ist er reines Gold, das übrige Irdische ist roth und weiß (bedeutet die Reinheit und das für die Menschheit vergossene Blut). Zur Rechten des Wagens folgen im Kreise tanzend drei Frauen, eine weiß, eine glühend roth und die dritte grün, Glaube, Liebe und Hoffnung, bald führt der Glaube, bald die Liebe den Reigen an, die Hoffnung folgt der einen und der andern. Zur Linken aber tanzen die vier Kardinaltugenden. Hinter dem Wagen folgen Lucas und Paulus mit dem Schwerte, dann vier andere Apostel, und zuletzt Johannes, einem Schlummernden ähnlich, und in seine Offenbarung versenkt. Als der Wagen Dante gegenüber ist, hält der ganze Zug unter Donnergetöse still.

Dreißigster Gesang.

Die Vierundzwanzig des alten Testaments wenden sich zum Wagen (der Kirche), und wiederholen den Ruf Salomo's: „Komm vom Libanon herab, meine Braut!" Auf diesen Ruf erstehen hundert Engel, und singen: „Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn!" und werfen Blumen aus der Höhe. Mitten in der Blumenwolke erscheint ein Weib, mit Oelzweigen über dem weißen Schleier bekränzt, und unter dem grünen Mantel mit der Liebe Roth gekleidet. Dante erkennt, trotz der langen Trennung, an dem mächtigen Wallen seines Blutes und der begeisterten Liebe, die ihn durchschauert, in dem Weibe seine geliebte Beatrice, und will sich eben zu Virgil wenden, sein überströmendes Gefühl zu erleichtern, als — dieser verschwunden ist. Da er über diesen Verlust tief trauert, verweist ihm dies Beatrice, und sagt ihm, er habe vorerst über ganz andere Dinge zu weinen. Nun macht sie ihm strenge Vorwürfe, daß er so lange angestanden habe, sie auf dem Berge zu suchen. Dante senkt die Augen, sie richten sich auf den Bach, der ihm sein sündiges Bild abspiegelt, daher er sie beschämt, aber ohne Thränen wegwendet. Als aber die Engel einen Psalm gegen den Kleimuth singen, da wird sein Herz von Reue bezwungen, er weint bitterlich, und läßt geduldig die Vorwürfe ergehen, die ihm Beatrice über seine Vergeßlichkeit und Untreue macht.

Einunddreißigster Gesang.

Beatrice nimmt Danten eine vollständige Beichte ab, ehe sie ihn zum Genuß des Lethe zuläßt. Dante sieht sie ihre Augen beständig auf Christum (den der Greif vor dem Wagen der Kirche vorstellt) gerichtet, und wird dadurch so von Reue und Schmerz überwältigt, daß er zu Boden sinkt. Als er zu sich kommt, sieht er das Weib, das bei seiner Ankunft Blumen pflückte (also die Thätigkeit zum Guten, da sonst die Reue nichts werth ist), über sich; sie sagt zu ihm: „Fasse mich!" taucht ihn bis an's Kinn in den Lethe, und geht, ihn nachziehend, leicht über das Wasser hin. Am andern Ufer des Paradieses taucht sie ihn unter, und über-

gibt ihn dann den vier Frauen, welche die vier Tugenden darstellen. Diese umarmen ihn und sagen ihm, hier im Paradies seien sie Nymphen, am Himmel aber Sterne. Sie führen ihn nun zu Beatricen, die neben dem Greife (Christo) steht, und in deren Augen er, gestärkt durch die drei andern Frauen, Glaube, Liebe und Hoffnung, die zwei Naturen des Greifen, die göttliche und die menschliche, abgespiegelt erkennt. Er ist von dieser geistigen Anschauung ganz entzückt, noch mehr aber, als Beatrice, durch die Bitten der drei christlichen Frauen bewogen, den Mund öffnet, und ihn die göttliche Lehre erkennen läßt.

Zweiunddreißigster Gesang.

Die vier Frauen, welche die Tugenden bedeuten, wenden Dante's starr auf Beatricen gerichteten Blick von dieser wieder ab und dem Zuge zu, der sich nach einer kurzen Schwenkung wieder nach Morgen in Bewegung setzt. Dante folgt mit Statius auf der rechten Seite des Wagens (der Kirche) durch den von Eva's Schuld her unbewohnten Hain. Der Greif (Christus) naht sich dem ganz entblätterten Baum der Erkenntniß, bewahrt hier seine menschliche Natur vor der Versuchung, von dem Baum zu kosten, und bindet den Wagen an den Baum. Dieser erhält sogleich Leben, und schmückt sich mit neuen Blättern und blutfarbigen Blüthen (Blut Christi) und im ganzen Umkreis ertönt eine Hymne, die Dante noch nicht verstehen kann, daher er in Schlummer versinkt. Als er erwacht, ist Alles verschwunden, nur Beatrice (die göttliche Lehre) sitzt als Hüterin neben dem Wagen der Kirche am heiligen Baume. Diese sagt ihm, er werde nicht lange im irdischen Paradies bleiben, solle aber zum Heil der Welt, die übel lebet, das aufschreiben, was er nun sehen werde. Und er sieht die ganze Geschichte der Kirche, zuerst ihre Verfolgungen durch die Römer, dann ihre Verunreinigungen durch die Ketzereien, dann die Schenkungen Constantin's. Auf diese Schenkungen bemächtigt sich der verführerische Drache des Paradieses der Kirche, und die Geschenke wuchern fort, und verwandeln sie in ein Ungeheuer, in einen heidnischen Kirchenstaat. Statt der göttlichen Lehre sitzt nun ein freches Weib auf dem Wagen und buhlt mit einem Riesen, der sie zuletzt sammt dem Wagen davonzerrt.

Dreiunddreißigster Gesang.

Die sieben Frauen der christlichen Tugenden beweinen die tiefe Gesunkenheit der Kirche, auch Beatrice zeigt tiefen Schmerz, aber bald spricht sie die Sicherheit aus, daß sie in Kurzem wieder in der Kirche regieren werde. Dieselbe sei zwar jetzt in der Gewalt des Bösen, aber das römische Kaiserthum, durch dessen Beraubung sie so schlimm geworden sei, werde nicht immer ohne Erben bleiben, denn schon sehe sie günstige Sterne eine Zeit herbeiführen, in welcher ein von Gott gesandter Führer den Riesen und das schlechte Weib tödten werde. (Wie diese Prophezeiung auf einen Papst zu deuten sei, der aus freien Stücken alle Schenkungen und die ganze weltliche Macht von sich würfe, kann ich nicht einsehen. Dante hat auch offenbar zur Zeit, als er diesen Gesang schrieb, nicht auf einen solchen gehofft, wohl aber auf den Kaiser Heinrich VII., der den Papst mit Gewalt auf seine Gränzen zurückführen sollte. Dieser würde, wie er auch schon den Anfang gemacht hatte, den Riesen [die furchtbaren Parteikämpfe] vernichten; denn mit den Parteien war vorher die Kirche als buhlend sehr richtig bezeichnet worden). Weiter sagt Beatrice, wer den Baum der Erkenntniß beraube oder beschädige, der beleidige Gott durch Lästerung, und warum der Baum, je weiter gen Himmel, sich immer weiter ausbreite, das hätte er aus den Folgen als Zeichen der göttlichen Gerechtigkeit erkennen können, wenn nicht die Eitelkeit der Welt ihn umdunkelte; er solle sich's aber bildlich merken, und den Menschen verkünden. Ihre Rede stehe über seiner Fassungskraft, damit er die Schwachheit der menschlichen Einsicht gegenüber der göttlichen Weisheit erkenne, und wenn Dante sich seiner Entfernung von Beatricen (der göttlichen Lehre) nicht mehr entsinnen könne, so solle er bedenken, daß das Wasser des Lethe die Erinnerung an alle bösen Thaten benimmt. Hierauf werden Dante und Statius zu der andern Quelle, der Eunoe, geführt, und fühlen sich von dem heiligen Trank wie neugeboren und bereit zum Aufflug zu dem himmlischen Paradies.

Paradies.

Erster bis dritter Gesang.

Wir können uns in der Auseinandersetzung dieses letzten Theils kürzer fassen, weil er weniger ein rein poetisches Interesse darbietet und dem Dichter leider gefallen hat, die höchsten Wahrheiten und Meinungen, zu welchen die Theologie damals gelangt war, entweder durch Visionen zu allegorisiren oder gar ganz kahl und im trocknen Lehrton dem Verstand vorzulegen. — Von den sieben Tugenden und der Erinnerung an seine guten Werke begeistert, und durch den Trank aus dem Lethe von allen irdischen Schwächen befreit, wird Dante nun mit Beatrice von der lebendigsten Sehnsucht zur göttlichen Liebe emporgehoben, indem beide mit festen Blicken zu der eben im Mittag stehenden Sonne schauen. So durchfliegen sie den rings strahlenden Aether und kommen in der Sphäre des Mondes an. Er fragt nach der Ursache der dunkeln Flecken des Mondes, und erhält von seiner Führerin das ganze System von der Emanation des göttlichen Geistes, der sich stufenartig über alle Sphären verbreite, und nach ihrer gemischten Natur und Empfänglichkeit mehr oder weniger rein von ihnen empfangen werde, indem immer die höhere Sphäre der niedern das Empfangene mittheile; den Mond aber (welcher die menschliche Erkenntnißkraft und Philosophie darstellt) habe der göttliche Geist nicht in ganz vollkommenem Licht wollen leuchten lassen. Zugleich läßt sich Beatrice angelegen sein, den Dichter beständig mit seiner irdischen Logik in die Enge zu treiben und ihm die Unzulänglichkeit derselben in Hinsicht auf die Erkenntniß des Göttlichen zu beweisen. In dem Mond befinden sich die Seelen derer, welche durch physische oder philosophische Gewalt verführt, ihr Nonnengelübde nicht ganz erfüllt hatten, obgleich sie nun, unwandelbar Gottes Willen getreu, selig sind. Dante erkennt unter ihnen Piccarda, Forese Donati's Schwester, und die Kaiserin Constanza.

Vierter bis siebenter Gesang.

Durch zwei Gesänge hindurch zieht sich eine trockne Belehrung, womit Beatrice einige Zweifel Dante's löst: 1) daß die Seelen alle auf gleiche Art vom Himmel umfaßt würden, und jene Nonnen nur symbolisch Danten auf dem Mond erschienen seien, weil er als sinnlicher Mensch sonst nicht habe erkennen können, daß sie eines niedern Grades von Seligkeit genießen. 2) Dante halte irriger Weise ihre geringere Seligkeit für ungerecht, da diese Nonnen nicht ganz ohne Schuld seien, sondern bis in den Tod der Gewalt hätten trotzen und Treue zeigen sollen, wie der heilige Laurentius und Mucius Scävola. Hieraus entsteht ein neuer Zweifel Dante's: „ob man für ein unerfülltes Gelübde durch andere Güter Genüge leisten könne", welchen Beatrice dahin beantwortet, daß bei einem Gelübde zwei Dinge in Betracht kommen: der Vertrag mit Gott, von welchem die Kirche nie entbinden könne, und der Gegenstand des Vertrags, dessen Umtausch die Kirche erlauben könne, wenn der Ersatz mehr Werth habe. Das Klostergelübde sei aber, da man darin die Willensfreiheit opfere, das Höchste und dafür kein Ersatz. Thörichte Gelübde aber solle der Mensch weder thun noch sich dazu rathen lassen noch sie halten. Dante unterdrückt einige neue Zweifel, da sie gerade im Merkur angelangt sind, wo diejenigen einer höhern Seligkeit genießen, welche auf Erden ihren ganzen Eifer auf das Wohl der Menschen richteten und es durch gute Werke beförderten, dabei aber erst spät an den Himmel dachten. Eine der strahlenden Seelen gibt sich als den Gesetzgeber Justinian zu erkennen, und spricht nun von der Herrlichkeit des römischen Reichs und der göttlichen Gründung desselben, und wie es Gott zweimal zum Werkzeug seiner Rache gebraucht habe, einmal zur Strafe aller sündigen Menschen durch die Kreuzigung Christi, und dann zur Vertilgung der Juden als Strafe für diese Kreuzigung. Dieses Gespräch erweckt Danten wieder neue Zweifel über die Vereinbarung beider Strafen mit Gottes Gerechtigkeit, welche ihm Beatrice (für ein Symbol der göttlichen Lehre mit etwas zu scholastischer Beschränktheit) erklärt: durch Adam sei die Sünde in die Menschheit gekommen, und durch die Kreuzigung von Christi menschlicher Natur gerächt worden.

Dieſe Kreuzigung war alſo in Anſehung Gottes höchſt gerecht, von den Juden begangen aber das höchſte Unrecht, und dieſes Unrecht wurde durch die Zerſtörung Jeruſalems beſtraft (alſo das Werkzeug, womit eine nothwendige und gerechte That erfüllt werden mußte, fiel der Rache anheim).

Achter und neunter Geſang.

Unter dieſen Geſprächen iſt Dante in dem Planeten Venus angekommen, wo die Seelen derjenigen ſich aufhalten, welche früher der irdiſchen Liebe ſehr zugethan waren. Dort erkennt er ſeinen Freund Karl Martell, König von Ungarn, welcher ſich über die Regierung und den Zuſtand in Sicilien mißbilligend ausſpricht, beſonders aber über den Geiz ſeines Bruders Robert, der ſeinem ſo freigebigen Vater Schande mache. Dante geräth wieder in die Theorie, und fragt, wie von guten Vätern böſe Kinder entſtehen können. Karl Martell's Antwort beweiſt hier wieder, wie ſehr die Wiſſenſchaft einem Gedicht ſchadet, wenn ſie Gegenſtand deſſelben wird; denn es muß alsdann mit ihrem damaligen Standpunkt veralten. Er ſagt, alle Söhne würden den Vätern durch alle Generationen gleich ſein, wenn nicht der Schöpfer durch den Einfluß der Geſtirne bei der Geburt, durch die Launen der Fortuna ꝛc. für eine gewiſſe Mannigfaltigkeit ſorgte, die zur Bildung des Staates nothwendig ſei. Doch entſtehe viel Böſes dadurch, daß die Menſchen bei der Wahl des Berufs nicht auf die Grundanlagen achteten, daß man Krieger zu Prieſtern und Prieſter zu Königen mache. Unter Anderm ſpricht Dante noch mit dem Dichter Folco von Marſeille, welcher ſich über die Habgier und den ſchlechten Geiſt der Kirche ausläßt, und auf ein baldiges Ende dieſes Zuſtands hindeutet.

Zehnter bis dreizehnter Geſang.

Durch einen Geſang auf die weiſe Ordnung der Sonnenbahn verkündet Dante ſeine Ankunft auf der Sonne, wo er die Dinge nicht mehr nach den Farben, ſondern nach ihrer Lichtkraft unterſcheidet. Hier findet er die ganze Geſellſchaft der heiligen Theologen, deren Repräſentant ihm Thomas von Aquino iſt.

Nachdem ihm die vorzüglichſten bekannt gemacht worden, beginnen alle einen harmoniſchen Geſang zum Lobe Gottes, zum Zeichen, daß ſie nun alle einig ſind. Der heilige Thomas ſetzt ihm hierauf im ganzen elften Geſang auseinander, wie Gott zum zweiten Mal die Menſchheit gerettet habe — durch die Franziskaner und Dominikaner, und findet mit ſcholaſtiſchem Scharfſinn eine Menge Beziehungen zwiſchen den Stiftern dieſer Orden und Chriſtus. Er ſagt aber hierauf, die Orden haben ſich durch Habgier von der Heiligkeit ihrer Stifter entfernt, was nun einen Wechſelgeſang unter den Theologen zum Lobe St. Franziskus und Dominikus und zum Tadel ihrer Nachfolger hervorruft. Thomas ſetzt hierauf Dante noch auseinander, daß Salomo zwar nicht der weiſeſte Menſch, aber der weiſeſte König war, und warnt ihn durch lebendige Beiſpiele vor aller Unweisheit und Ketzerei.

Vierzehnter bis achtzehnter Geſang.

Auf dem folgenden Planeten des Mars befinden ſich die Seelen, welche ſich durch rühmliche Kämpfe für den Glauben Ruhm erworben haben. Daher ſieht Dante ein großes ſtrahlendes Crucifix, und um daſſelbe die Schaaren der Seelen, welche in den Kreuzzügen gefochten. Eine der Seelen gibt ſich, mit Entzücken, ihren Stamm in Dante ſo geehrt zu ſehen, als ſeinen Stammvater Cacciaguida zu erkennen, gibt eine herrliche Schilderung von den frühern einfachen und edeln Sitten der Florentiner, und in kurzen Zügen ſeine Lebensbeſchreibung. Dante will noch weiter ſeine frühern Ahnen erforſchen, aber Cacciaguida verweiſt ihm dies, kommt hierauf noch einmal auf das frühere Leben der Florentiner zurück, und wie mit Vergrößerung der Stadt und Erweiterung der Macht auch die wachſende Habgier, die ſchlechten Sitten, Neid und Zwietracht der Parteien alles Unglück über Florenz gebracht hätten. Hierauf ſagt er Dante ſein eignes Unglück voraus, ſeine Verſtoßung aus der undankbaren Vaterſtadt, den traurigen Zuſtand ſeines Exils, ſeine Zuflucht bei Can della Scala, welcher der Welt als ein Erretter erſcheinen werde, und die Beſtrafung derer, welche Dante beraubt und verſtoßen hatten. Dante ſolle ſich übrigens nicht ſcheuen, alle Wahrheiten, die er in Hölle, Fegefeuer und Paradies vernommen, der Welt zu verkünden; denn

Allen können sie höchst nützlich sein. Sein Ahnherr nennt ihm nun noch mehre der Kämpfer für den Glauben, wie Josua, Maccabäus, Karl den Großen, Roland, Gottfried von Bouillon, und vereinigt sich mit ihnen zum Lobgesang. — Die ganze schöne Episode erinnert an die herrlichen des Inferno, doch mit viel matterm Lichte, da die Lebendigkeit der Gegenwart fehlt, welche jene zu dramatischen Scenen gesteigert hatte.

Achtzehnter bis zwanzigster Gesang.

Dante wird von Beatricen auf den Planeten Jupiter geführt, das Gestirn und den Aufenthalt der in Gerechtigkeit seligen Könige und Kaiser. Hier ist der Ort, wo Dante für seine Grundidee von einem Weltreich, die er überall so hell durchschimmern läßt, ein eignes Symbol aufstellt, und hier wird es auch klar, daß Dante immer einen weltlichen Retter und Ordner des Reichs wie der Kirche im Sinne hatte und hoffte. Die Seelen der Fürsten und Könige bilden, in einer gewissen Ordnung umherschwebend, Schriftzüge, die nach und nach den Vers aus dem Buch der Weisheit darstellen: Diligite justitiam, qui judicatis terram. Sobald das letzte m gebildet ist, reihen sich alle Geister so, daß das Bild eines strahlenden Adlers entsteht, des Vogels des römischen Kaisers, unter dessen Aegide also sich Alle als vereinigt symbolisch darstellen. Dante bittet, das Zeichen des Kaiserthums mit Bewunderung betrachtend, den Herrn der Könige und Kaiser, er möge der Unordnung und schlechten Wirthschaft der Kirche ein Ende machen. Das Gestirn, welches Dante gerade zu dieser Bitte bewegt, das Zeichen des Adlers und die Worte der Bitte selbst deuten, meine ich, klar genug an, welchen Retter Dante hier verstehe (Gesang XVIII, V. 115—136). — Die Seelen aller Fürsten und Könige vereinen nun ihre Stimme in der des kaiserlichen Vogels, und sagen Dante, daß sie wegen ihrer Gerechtigkeit hier selig seien. In dem Gestirn der Gerechtigkeit befällt den Dichter ein Zweifel, wie es nämlich mit Gottes Gerechtigkeit sich vertrage, daß die frommen und gerechten Heiden von der Seligkeit ausgeschlossen seien, was nun freilich wieder bloß eine Frage einer einseitigen Dogmatik sein kann. Der Adler kann auch darüber keine Auskunft geben, sondern spricht von der Unergründlich-

keit des göttlichen Rathschlusses, und daß der menschliche Geist in die ewige Gerechtigkeit nur so weit dringen könne, als das Auge in das Meer; doch sagt er, mancher Getaufte würde am jüngsten Tage Christus weit ferner stehen, als Viele, die nichts von ihm gewußt hätten. Er nennt ihm hierauf eine Reihe ungerechter Könige, deren Thaten einst in dem großen Buch des Gerichts aufgezeichnet stehen werden; und dann mehre gerechte, worunter sogar zwei Heiden, der Kaiser Trajan und der in der Aeneide erwähnte Trojaner Ripheus. Der Erstere verdankte seine Aufnahme in den Himmel dem heißen Gebete des heiligen Gregor, und Ripheus starb wegen seines gerechten Lebens durch göttliche Gnadenwahl als Christ, obgleich ungetauft.

Einundzwanzigster bis dreiundzwanzigster Gesang.

In dem Saturn setzen die Heiligen ihre Seligkeit fort, welche sie schon auf Erden in der Betrachtung Gottes, in der Selbstbeschauung und der Entsagung von allen weltlichen Freuden gesucht hatten, die Einsiedler und Mönche. Daher ist hier die Leiter Jakobs aufgestellt, welche die betrachtende Sehnsucht zum Himmel leitet; auf ihr schweben die Seelen der verschiednen Mönchsorden auf und ab, enthalten sich aber des Gesanges, weil der noch irdische Dante von dem Entzücken vernichtet werden würde. Der heilige Peter Damiano gesellt sich zu ihm, spricht von seinem einfach glückseligen Leben, das er auf Erden in Betrachtung und Genügsamkeit geführt, und nimmt davon Gelegenheit, sich mit Eifer über das weltliche Leben der jetzigen Geistlichen auszulassen; in diesen Eifer stimmen alle übrigen allmälig herbeigekommenen Seelen ein, und ihr zorniges Schelten über die Sittenverderbniß artet in einen solchen Lärm aus, daß Dante nichts mehr versteht und von dem Donner ganz betäubt wird. Auch der heilige Benedikt gibt sich Dante zu erkennen, sagt ihm, oben im Himmel, wo Alles unbeschränkt sei, könne er ihn von Angesicht sehen, und ermahnt ihn, das Weltliche ebenfalls zu verlassen und auf jener Leiter gen Himmel zu steigen. Auch er läßt sich über die Habgier und Verderbniß der Kirche aus, gibt aber die Hoffnung, daß die Welt noch ohne Wunder gerettet werden könne. — Schnell gelangt nun Dante aus der Sphäre der Planeten in den Fixstern-

himmel, und zunächſt in das Geſtirn der Zwillinge, das er, als bei ſeiner Geburt leuchtend, freudig begrüßt. Nun zum erſten Mal, nachdem er genugſam im Guten befeſtigt iſt, darf er zurückſchauen, damit er die Welt unter ſeinen Füßen ſehe und mit beſeligtem Herzen in den Kreis der triumphirenden Schaar eintrete. Er ſieht die ſieben Planeten auf ihrer Bahn rollen, erkennt das ſchlechte Anſehen und die Nichtigkeit der Erde, und erklärt die für die Trefflichen, welche das Irdiſche für gering halten und an Höheres denken. — Nun macht ihn Beatrice aufmerſam auf den Triumphzug der echten Nachfolger Chriſti. Er ſieht in der Höhe über einer zahlloſen Menge Lichter den durch die ganze Welt, auf Erden, in Himmel und Hölle ſtrahlenden Chriſtus. Beatrice zeigt ihm nun die Flamme Maria's, welche wie eine Roſe ſtrahlt, und die Flammen der Apoſtel und Nachfolger Chriſti als Lilien. Der Engel Gabriel ſchwebt herab, und bildet, im Kreiſe fliegend, mit ſeinem Licht eine Krone um Maria's Haupt, und ſie entſchwebt unter allgemeinem Lobgeſang mit Chriſtus in den höhern Himmel.

Vierundzwanzigſter bis ſiebenundzwanzigſter Geſang.

Hierauf kommen auf Beatricens Bitten die drei Jünger, welche bei Chriſti Verklärung zugegen waren, Petrus, Jacobus und Johannes, und prüfen Dante in dem wahren Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe. Dante beſteht wohl, und ſeine Antworten werden durch Lobgeſänge gefeiert. Nachdem ſein chriſtlicher Glaube durch dieſe Prüfung befeſtigt iſt, wird ſeine geiſtige Anſchauung ſtärker und freier, und ſieht nun den erſten menſchlichen Sünder, den Adam, vor ſich, welcher ihm ſagt, daß nicht das Eſſen von dem Baum der Erkenntniß der Grund ſeiner Strafe geweſen ſei, ſondern das Uebertreten ſeiner Schranke. Dafür habe er viertauſend dreihundert und zwei Jahre in der Vorhölle geſchmachtet, ſei aber nur ſieben Stunden im irdiſchen Paradies geweſen. Noch ſagt er ihm, die wie alles Irdiſche wandelbare Sprache der Menſchen ſei ſchon längſt vor dem großen Thurmbau verändert und getheilt geweſen. — Das ganze Paradies vereinigt ſich nun zu einem Gloria dem Vater, dem Sohn und heiligen Geiſt. Nachdem dieſes beendigt iſt, ſpricht Petrus ſeinen höchſten

Zorn über die Schlechtigkeit seines Nachfolgers auf Erden in kurzen, nachdrücklichen Worten aus, bei denen der ganze Himmel sich mit Roth überzieht, und alle Seligen und selbst Beatrice vor Scham erröthen. In gemäßigterer Rede fährt nun Petrus fort, die Habgier der römischen Geistlichkeit zu schildern, und sagt ein baldiges Ende dieser Unordnungen voraus, indem Gott der Kirche einen Retter senden werde, sowie er einst das weltliche Rom durch Scipio gerettet habe. Nach diesen Worten schwebt er, zugleich mit allen übrigen Flammen der Heiligen in die höhere Himmelssphäre empor. Dante betrachtet noch einmal den Theil der Erde, der ihm durch das Fortrücken des Zwillingsgestirns gerade sichtbar ist, und folgt dann sehnsüchtig Beatricen in den Kristallhimmel, der von Gottes Licht und Liebe umfaßt und bewegt wird. Dieser gibt allen andern Sphären Bewegung und Maß, und selbst untheilbar bestimmt er die Zeit. An diese Belehrungen knüpft Beatrice ihre Klagen über die Verderbtheit der Menschen, welche ohne einen rechten Führer wären, spricht aber ebenfalls ihre Hoffnung auf einen baldigen Erretter aus.

Achtundzwanzigster und neunundzwanzigster Gesang.

Dante erblickt über sich einen schon in Beatricens Auge abgespiegelten Lichtpunkt, so hell strahlend, daß sein Auge geblendet wird, und um ihn neun Lichtkreise, welche immer stärker leuchten, je näher sie ihm sind. Von diesem Punkt, belehrt ihn Beatrice, hange der Himmel und die ganze Natur ab. Wenn ihm die untern irdischen Kreise um den Mittelpunkt der Erde in umgekehrter Ordnung dünkten, so daß sie, je weiter vom Mittelpunkt weg, desto vollkommner wären, so müsse er nicht die Erscheinung, sondern die innere Kraft betrachten, welche nach dem weitern Kreise immer mehr wachse, und er werde dieselbe Harmonie auch in diesen finden. Die drei ersten Kreise um den göttlichen Lichtpunkt enthalten die Seraphim, die Cherubim und die Throne des göttlichen Antlitzes; ihre Seligkeit besteht im Schauen des ewigen Geistes, aus welchem die Liebe folgt. In den drei folgenden Kreisen sind die Herrschaften, Tugenden und Mächte, in den drei äußersten aber die Fürstenthümer, Erzengel und Engel. Alle

Kreise sind von dem Mittelpunkt, von Gott angezogen, und ziehen in gleichem Maße die folgenden hinauf. So sah sie der heilige Dionysius, und der heilige Gregor, der von dieser Ordnung abgewichen war, belächelte später im Himmel seinen Irrthum. Nun gibt Beatrice die Geschichte von der Erschaffung der Welt nach der Offenbarung, von der Empörung Lucifers und seinem Sturz, von der Natur der Engel; sie widerlegt und tadelt bei dieser Gelegenheit die falschen Meinungen und Irrthümer der Theologen, welche die Christenheit irre führen, und sie aus Stolz und Habsucht mit Fabeln betrügen; besonders rügt sie die mönchische Erfindung des Ablasses, die Urheberin vieler Bosheit und Schlechtigkeit in der Welt. Dann richtet sie Dante's Aufmerksamkeit auf die unendliche und unbegreifliche Menge von Engeln, welche als Ebenbilder Gottes alle der höchsten Seligkeit theilhaftig sind, auf die Erhabenheit und unermeßliche Größe Gottes, da seine Seligkeit in jedem dieser Engel abgespiegelt ist.

Dreißigster bis dreiunddreißigster Gesang.

Dante ist nun in dem letzten Himmelskreis angekommen, der nur reines geistiges Licht voll Liebe und Wonne ist. Vor dem überwältigenden Strahlen der Gottheit erbleichten dem Auge des Dichters die übrigen Lichter der Seligen; aber seine Sehkraft reichte nicht aus bei dem übermächtigen Leuchten. Und er sieht vor sich einen hellen Lichtstrom (den Strom des göttlichen Lebens), dessen Ufer von herrlichen Blumen überstet waren; und aus ihm sprühten lebendige Funken in die Blüthen, und dann wie berauscht von den Düften sprangen sie wieder in den Strom zurück. Dante's Durst, diese Erscheinung zu begreifen, kann nicht anders gestillt werden, als daß er aus dem Strom trinkt. Sobald dies geschehen ist, sieht er Alles in dem wahren Lichte, den ganzen Hof Gottes und die Gottesstadt. Der Strom fließt nicht mehr lang, sondern breitet sich kreisförmig in unendlichem Umfang aus, und in ihm spiegeln sich ringsher in tausend und tausend Sitzreihen die Seligen, welche darum geschaart sind, wie die Blätter der Rose. Beatrice zieht Dante in die Mitte dieser Rose, von welcher aus er, mit göttlicher Kraft gestärkt, Alles in Höhe und Weite, Nähe und Ferne überschauen kann, und sagt ihm, dies

sei die Gottesstadt, und er möge nun bemerken, wie reich, wie erfüllt von Seligen sie sei, so daß nur noch Wenige erwartet werden. Sie zeigt ihm hierauf einen leeren Sitz mit einer Krone und sagt ihm, dieser sei für den Kaiser Heinrich VII. bestimmt, der nach Italien kommt, es zu heilen, ehe es reif ist. — Zwischen Gott und den Schaaren der Seligen schweben die Engel ab und zu, und theilen die Seligkeit, die sie oben gewannen, der ganzen Rose mit. Doch verhindert ihr Auf- und Niederschweben nicht das Licht noch das Schauen, denn dem göttlichen Leuchten kann Nichts widerstehen. Indem Dante bewundernd schaut, ist an Beatricens Statt der heilige Bernhard neben ihn getreten, und er sieht jene (die göttliche Lehre) auf ihrem Sitz in ihrer wahren Herrlichkeit. Der heilige Bernhard wendet seinen Blick nun nach der Himmelskönigin Maria, welche an der höchsten Stelle sitzt, und von da Alle überstrahlet und von ihrem seligen Licht mittheilt durch die auf- und niederschwebenden Engel. Durch Jenes Belehrung erkennt nun Dante auch die Ordnung, nach welcher die Seligen um Maria gereiht sind. Zu ihren Füßen sitzt zunächst Eva, und auf den dritten Sitzen Rahel, die Gott Betrachtende, und Beatrice, die Lehrende. Unter ihnen in absteigender Reihe Sarah, Rebecca, Judith und Ruth und viele Hebräerinnen, welche eine Scheidemauer zwischen den Stufenreihen bilden, so daß auf der einen Seite die Seligen sitzen, welche auf den künftigen Heiland gehofft, auf der andern die, welche an den gekommenen geglaubt haben. In den untersten Sitzen ordnen sich die Seelen unschuldig gestorbner Kinder, denen nach Gottes unerforschlicher Gnade das Paradies durch den Glauben der Eltern zu Theil wird. Oben aber zur Linken Maria's sitzt Adam, zur Rechten Petrus, die zwei ersten Gläubigen an den künftigen und erschienenen Heiland; an sie reihen sich Moses mit den Propheten des alten Bundes und Johannes mit denen des neuen, deren letztere Sitze noch nicht alle erfüllt sind. Nun muß Dante das Antlitz der Maria schauen, um sich für das Schauen Christi vorzubereiten. Ihre Wonne ist unbeschreiblich, der Engel entfaltet vor ihr seine Flügel, singt den englischen Gruß der Verkündigung, den das ganze Paradies wiederholt. Bernhardus sagt hierauf Dante, er solle seine Seele zur Heiligkeit und Gottergebenheit stimmen, und ihm mit Inbrunst nachbeten, damit er das Höchste schauen könne.

Er bittet nun Maria um Kraft und Gnade für den sterblichen Dichter, daß er zur höchsten Anschauung gelange. Beatrice und alle Heilige bitten mit, und das Gebet wird erhört. Indem Dante die inbrünstig in das Licht schauende Beatrice anblickt, wird auch sein Geist so gestärkt, daß er immer klarer in das heilige Licht schauen kann. Er glaubt das ganze Weltall durch die Liebe in diesem Lichtpunkt vereinigt zu sehen, doch schon während des Erzählens und Ueberdenkens benimmt ihm das höchste Entzücken die Erinnerung. Er sieht die Dreieinigkeit in drei Kreisen von verschiedenen Farben vorgebildet, indem der letzte Kreis, des heiligen Geistes, sein Feuer von den beiden andern, Vater und Sohn, erhält; in dem zweiten Kreis, des Sohnes, erkennt er menschliche Gestalt, über deren Bedeutung ihm durch die göttliche Gnade Aufklärung zukommt. Von nun an senkt er seinen Willen ganz in den göttlichen, und gibt sich der ewigen, das Weltall bewegenden Liebe hin.

Dies ist im Allgemeinen der Inhalt der **Divina Commedia**; alle einzelne Schönheiten, deren das erhabene Gedicht so unendlich reich ist, hier hervorzuheben, würde zu weit führen. Nur einige Worte seien über den Kunstwerth desselben erlaubt. In dieser Hinsicht findet sich aber ein bedeutender Unterschied zwischen dem **Inferno** und den beiden andern Gesängen. Wenn das erstere in seinen einzelnen Theilen an die echte begeisterte Blüthenzeit der griechischen Poesie erinnert, so möchten uns die beiden andern, besonders das **Purgatorio** mehr an die alexandrinischen Dichter gemahnen. Alle Beziehungen und poetische und allegorische Verzierungen sind allerdings sehr scharfsinnig für die Idee jedes Gesanges zusammengesucht, aber eben doch nur von Außen zusammengesucht, während im ersten Theil Idee und poetische Form gleich vollendet und lebendig wie Minerva aus des Dichters Haupt entspringt. Was aber diesem den Werth gibt, was ihn als dichterisches Kunstwerk allein groß und bewundernswerth macht, ist gerade nur das, was Dante allein angehört, die epischen, lyri-

schen, dramatischen Elemente, welche auch gerade im Inferno am meisten und schönsten hervorleuchten. Welchen begeisternden Einfluß mußte daher der erste Theil auf die Zeitgenossen machen, welche in den großen Zügen sich selbst, ihre Freunde und Feinde erkannten; sie sahen die Strafen derer, von welchen sie unterdrückt waren und gelitten hatten; sie sahen lebendig vor Augen die stolze Haltung ihrer Lieblingshelden, die Seligkeit der Heiligen und Frommen, deren Lehren ihnen noch gleich Orakelsprüchen galten, deren Lebenswandel ihnen noch in frischem Andenken war. Und wie lebendig sind sie geschildert, wie charakteristisch ist ihr Reden und Handeln in der Unterwelt. Um die Täuschung zu vermehren, nehmen die Hauptpersonen mitten in ihrer Qual und Buße den feurigsten Antheil an der lebendigen Gegenwart ihres Vaterlandes, rügen die politischen und moralischen Gebrechen ihrer Zeit, und prophezeien Dinge, deren Eintreffen eben noch die ganze Nation erfüllte. Es ist allerdings auch zu bemerken, daß in diesem großen Unternehmen das Inferno der einzige Ort war, wo die heilige Schrift und die Schriften der Heiligen der Poesie einige Freiheit gelassen haben. Ueber die drei Reiche der Todten, die physischen Strafen der Sünder als Spiegel ihrer geistigen Sünden erlaubte die Kirche keine Zweifel noch Aenderungen. Aber die großartige Abtheilung der Seelen, das Verhältniß und die Vertheilung der Strafen war das Werk des Dichters, die historischen Elemente thaten dem Gegenstand und der Tendenz des Gedichts keinen Eintrag, sie machten im Gegentheil die Gerechtigkeit der Strafen anschaulicher, und diese ihm frei zugestandenen historischen Elemente hat der Dichter mit unnachahmlicher Kunst benutzt, um die Empfindung der Schrecklichkeit der Strafen durch die Schilderung der Großartigkeit des Charakters, das Gräßliche durch das Erhabene, das Unangenehme durch das Liebliche zu mildern. Hier ist er groß, hier ist er unerreichbar. Aus den angeführten Ursachen kann aber auch nur das Inferno der einzige Ort sein, wo der Betheiligte aus der todten, unfaßlichen Betrachtung in die Handlung hineingezogen wird. Denn hier ist allein Handlung, und selbst die allegorische Tendenz des ganzen Gedichts erlaubt hier allein Handlung. Hier herrscht das rein Menschliche mit seinen Leidenschaften, über welches sich der Dichter nicht setzen kann, während er in der Gesellschaft der Heiligen, Engel, in der

Sphäre des Göttlichen, von dem Gefühl seines untergeordneten Werthes niedergedrückt, nur fremd, erwartend, leidend erscheint. Daher gibt er im Inferno durch die lebendige, mannigfaltige, stets erneuerte Handlung der vielen vorkommenden Personen, in welche er selbst mit verwickelt wird, ein ungemeines, immer waches Interesse. Schon das Unheimliche der Wanderung durch den finstern Ort der Strafen und Wehklagen, durch die boshafte, alles Rechtsgefühls ledige Gesellschaft der Dämonen, die in jedem tiefern Kreise an teuflischer Sinnesart zunehmen, spannt unsere Erwartung bei jedem Eintritt auf den noch zweifelhaften glücklichen Ausgang. Der Held findet oft Widerstand, leidet selbst Gefahr, und theilt uns wenigstens seine Angst davor mit. Ganz unübertrefflich in dieser Hinsicht ist die Schilderung des Kreises der Bestechlichen (Inferno, XXI—XXIII) und seiner Angst und Noth unter den wahrhaft höllischen Dämonen. Und obgleich alles Dies auch wieder nur der trocknen Allegorie dienen muß, so vergessen wir doch diese über der lebendigen Darstellung. Die einzige traurige Rolle aber in dem ganzen Gedicht spielt Virgil. Ein willenloser Diener einer symbolischen Figur, der Theologie, wobei der natürliche Conner zwischen beiden gar nicht in die Augen springt, weiß er schon voraus, daß Alles gut ablaufen wird, und ist ohne Angst, ohne Zweifel, ohne Muth. Er ist die bloße Scholastik, erklärt Alles aus dem Aristoteles, und verschwindet plötzlich, wie die geringste Nebenperson, wobei Beatrice, die ihn selbst dem Dichter zum Begleiter sandte, diesem nun Vorwürfe über sein Vermissen des Freundes macht; Alles der Allegorie zu Liebe. Nur im Inferno, und nur dadurch, daß er in einer fremden Region suchen und versuchen, daß er Gefahren bestehen oder wenigstens Danten aus Gefahren erretten muß, wo dann der Antheil, den man an diesem nimmt, auch auf Virgil übergeht, nur dies rettet ihm einiges Interesse; und ohne dieses würde er in die Kategorie der willen- und charakterlosen, daher durchaus unpoetischen Engel verfallen, die die unglücklichste Erfindung der christlichen Poesie sind. Wie langweilig ist der Engel im 9. Gesang des Inferno, der auf höhern Befehl plötzlich durch die Hölle erscheint, das Thor der Stadt Lucifers öffnet, und auf höhern Befehl ebenso schnell wieder verschwindet.

Was den beiden andern Gesängen, dem Purgatorio und Paradiso, wesentlich schadet, ist, daß darin die Philosophie und Dogmatik über der Poesie herrscht. Die Philosophie wird sich in Italien schwerlich je aus den Banden der Poesie ganz losreißen können; wenigstens übt bei beiden die Imagination (vielleicht auch die Sinnlichkeit) eine fast gleich große Gewalt aus. Poesie und Religion waren im Verein die Gründer der scholastischen Philosophie; der sinnliche und phantasiereiche Cultus gab die Fragen her, woran sich der Scharfsinn übte, und nachdem alle beantwortet, festgestellt und sanctionirt waren, hatte man das scholastische System, welches zur Hälfte aus sinnlichen und mystischen Ideen und Einbildungen zusammengesetzt war. So stand die Philosophie im Mittelalter unter der Theologie, und erhielt von dieser gewisse, ziemlich enge Schranken, welche durch die streng gehütete Dogmatik auf immer festgesetzt sind, und so ist von jenen Zeiten an bis jetzt die Philosophie in Italien nicht aus den Zügeln der Theologie und Poesie entlassen worden, was auch die einzige Art ist, wie der Katholicismus in seiner Reinheit kann erhalten werden. Daher war die blühendste und wahrhaft glänzende Zeit der italienischen Philosophie die Zeit Dante's, die kindliche Epoche derselben, wo Poesie und Sinnlichkeit noch mit ihrer vollen Kraft auf sie einwirkten, und dies war auch der einzige Zeitpunkt, wo in einem Genie das Poetische dieser Philosophie sich mit solcher Macht vor die Anschauung stellen konnte, um ein Werk wie die Divina Commedia hervorzubringen. Es war die Zeit, welche sich von den Schlüssen des heiligen Thomas von Aquino und den schwärmerischen Visionen des heiligen Bernhard begeistern ließ. Eine noch weit größere Wirkung mußte daher natürlich der gelehrte Theil von Dante's Gedicht machen; denn er hatte die Systeme der Heroen der Scholastik in ein poetisches Gewand gekleidet, und gab so den Genuß doppelt. Bald darauf nahm aber das Studium der alten Klassiker einen neuen Schwung, die Scholastik machte einer bessern Philosophie Platz, verlor das allgemeine Interesse und die Herrschaft der Gegenwart, und damit war zugleich auch das Schicksal und das Urtheil über den philosophischen Werth der Divina Commedia ausgesprochen, der eben leider für die beiden letzten Theile der Hauptwerth ist. Nur das Inferno, welches in seinem hohen poetischen Werth we-

der das Licht der Klassiker noch die neuere Philosophie zu scheuen braucht, blieb ungeschwächt in seiner erhabenen Wirkung, und wird immer lebendig bleiben. Ozanam nennt Dante den heiligen Thomas der Poesie. Was der Dichter mit dem Scholastiker gemein hatte, mußte natürlich auch das Schicksal desselben theilen. Er wollte eine Stufe der ewig fortschreitenden Philosophie durch ein Kunstwerk festhalten, aber die Zeit riß beides fort.

Um die Verbindung der Philosophie mit den übrigen Elementen des Gedichtes zu Stande zu bringen, bedurfte nun Dante gerade des unglücklichen Mittels der Symbole und Allegorien. Hier hatte er freilich das Beispiel der Alten mit ihrer großartigen Mythologie und selbst der heiligen Schrift für sich, doch in manchem Sinne auch wieder gegen sich. Der Gebrauch der Allegorie ist allerdings uralt, und je näher noch der Mensch der Natur stand, desto mehr fühlte er das Bedürfniß und die Aufforderung, seinen innern Anschauungen Gestalt und Bild der Natur zu geben. Dante's Genie, von den mythischen und biblischen Traditionen genährt und durch die Scholastik darauf hingewiesen, mußte dasselbe Verfahren befolgen. Die meisten handelnden Personen im Purgatorio und Paradiso spielen eine doppelte Rolle, eine wirkliche und eine figürliche. So die Lea und Rahel, welche die gute That und die Gottesbetrachtung; Petrus, Jacobus und Johannes, welche Glaube, Hoffnung und Liebe darstellen. Allein hier drängt sich der Unterschied hervor, welcher gegen die Dante'sche Allegorie spricht. Die Allegorie ist an sich schon ein sehr untergeordnetes Kunstwerk, und beschäftigt mehr den Verstand und Scharfsinn, als die poetische Empfindung. Es ist immer gefährlich, sie zu häufig zu gebrauchen, denn sie erwärmt nicht, sondern befriedigt höchstens, was ihr nicht einmal immer gelingen kann, sondern nur dann, wenn die höchste, vollkommenste Harmonie zwischen dem Bild und vorgestellten Gegenstand vorhanden ist. Je länger sie sich hinspinnt, desto gefährlicher ist sie dem poetischen Kunstwerk, und die einzig erträgliche Art ist, durch Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung den Gedanken an die Allegorie ganz zu verwischen, wie dies den Alten gelungen ist, und wie dies Dante im Inferno im höchsten Grade erreicht hat. Beide geben daher auch nur rein poetischen Genuß, und lassen sich nur rein poetisch genießen, wenn man die gelehrten

Auslegungen bei Seite läßt. Im Purgatorio und Paradiso aber, wo das christlich Göttliche mehr vor den Geist tritt, wird die Allegorie, je weiter nach oben, je schwächer in ihrer Wirkung. Denn hier sollen Dinge vor die Anschauung gebracht werden, die nicht davor gehören und ihr nicht Stich halten. Die Griechen hatten ihre personificirten Naturkräfte; diese waren Gegenstand der Poesie und Anschauung. Ueber ihnen stand aber ein höheres Wesen, ein höchster Gott, oft auch das ewig waltende Schicksal genannt, das nie in den Kreis ihrer Poesie herabgezogen wurde. Bei den Griechen ging auch die Philosophie mit der Religion und Poesie im Verein; es war aber kein geistiges Christenthum, sondern eine Naturphilosophie. Allein die Dante'schen und neuern Symbole repräsentiren nur Ideen, und für die Idee des christlichen Höchsten gibt es kein Symbol. Die griechischen Allegorien erhoben die rohen Naturkräfte über die Menschheit, die neuern aber ziehen das Höchste herab. Selbst das Christenthum kleidet nur seine moralischen Lehren in Bilder, und gibt dadurch diesem eigentlich menschlichen Interesse eine ungemeine Faßlichkeit und Eingang in die Seele der Menschen; das Göttliche aber bleibt immer nur durch den reinen Begriff gegeben. Daß nun in der göttlichen Comödie die Allegorie den höchsten Gott vor die Anschauung bringen soll, ist die Klippe, woran die Poesie scheitert. Sehr oft reicht natürlich die Allegorie gar nicht aus, und das nackte scholastische System muß den Geist auf einer langen Brücke von einer Anschauung zur andern hinüberführen. Der Dichter sagt selbst oft, er könne nicht ausdrücken, was er geschaut; dies hilft der Poesie und lebendigen Anschauung nicht auf, sondern läßt im Gegentheil jedesmal der Phantasie des Lesers eine unangenehme Lücke im Verfolg des Dichters. Im Allgemeinen aber ist immer der Gegenstand zu geistig, zu sehr Begriff und zu wenig innere Anschauung, so daß die Schwäche und das Unvermögen der Allegorie, ihn darzustellen, um so greller vor die Augen tritt. Wir erinnern nur an die Allegorie der Lea und Rahel, welche dem im irdischen Paradies ankommenden Dichter die Seligkeit der frommen Werkthätigkeit und der Gottesbetrachtung veranschaulichen sollen. Die Eine pflückt beständig Blumen, schmückt sich damit und betrachtet sich im Spiegel, die Andere schaut bloß in

den Spiegel. Dies kann alles Andere ebenso gut wie jene abstracte Idee bedeuten.

Hiernach ist es natürlich, daß im Purgatorio eine starke Abnahme des poetischen Schwungs bemerklich ist. Die schönen, echt poetischen Stellen gehören eigentlich nicht zur Handlung, wie im 5. Gesang die prachtvolle, erhabene Schilderung von dem Tod des Buonconte von Montefeltro (man erblickt bei der jedesmaligen Rückkehr des Dichters zum Historischen seinen unbezweifelten Beruf zum erhabenen Epos, woraus ihn leider der Geist seiner Zeit verdrängt hat), und im 6. Gesang die schöne Apostrophe an Italien und Florenz, die eigentlich den Gang der Handlung über die Gebühr aufhält; denn nachdem man die lange Tirade von beinahe hundert Versen gelesen hat, sind die Dichter Sordello und Virgil immer noch in der vorigen Umarmung begriffen. Auch das Interesse für die Personen vermindert sich bedeutend. Ihre lebhafte Hoffnung auf Erlösung macht sie theilnahmlos gegen ihre jetzige Existenz; sie sind nur in dem peinlichen und leeren Zustand des Uebergangs und Wartens, der den Leser selbst ungeduldig macht, und Virgil's häufiger Zuruf des Weitereilens wird gewiß von Jedem getheilt, obgleich er in anderm Sinn gemeint ist. Die Oede wird noch schrecklicher dadurch, daß die Dichter auf ihrem einsamen Weg Zeit genug haben, sich in subtile scholastische Disputationen über theologische und metaphysische Gegenstände zu verirren, die gewiß damals höchst willkommen waren, aber jetzt nur noch die peinliche Erinnerung an einen krankhaften Zustand geben, aus dem sich die Menschheit nur mit großer Anstrengung befreit hat. Sie müssen daher das Schicksal der Scholastik überhaupt theilen. Der Anblick des irdischen Paradieses wird besonders dadurch verdorben, daß bei jedem Tritt, bei jedem Blick, jeder Erscheinung die Anschauung durch den Gedanken an eine Allegorie gehemmt ist, welche sich ohnedies in den unklaren Visionen des Alten Testaments und der Offenbarung verliert. Die lange Rede Beatricens mangelt ebenfalls der Klarheit, da sie bald als Dante's Geliebte, bald als Theologie spricht.

Im Paradies ist denn ganz alle menschliche Natur zu Ende und nur das rein geistige Ueberschwengliche der Gegenstand, daher die Poesie eigentlich aufhört und den Visionen und Schwärmereien

der Heiligen, besonders des Thomas, Bonaventura und Bernhard, Platz macht. Der heilige Thomas führt auch lange allein das Gespräch, und zuletzt wird der heilige Bernhard an Beatricens Stelle der Führer und Erklärer Dante's. Hier ist die Lehre der Kirche die Hauptsache, jede Erscheinung dient nur dieser Lehre als Symbol, und zwar so untergeordnet, daß wir nicht die geringste Anschauung erhalten. Der Dichter sieht die verschiednen Seelen auf den sieben Planeten vertheilt, er sieht sie aber nur symbolisch da, denn sie sind geistig im ganzen Himmel. Da sie also gar keinen eigentlichen Aufenthalt haben, so wird uns dieser auch nicht beschrieben. Wir gelangen von Planeten zu Planeten, und erfahren weiter nichts davon, als daß er figürlich die Verschiedenheit der Heiligen und Seligen repräsentirt. Die Sehnsucht ist der Weg des Dichters und die Kraft, die ihn vorwärts bewegt, und nur ein verschiedner Grad von geistigem Licht offenbart ihm, daß er an einem andern Ort ist, wo eine andere Art von Tugend figürlich belohnt wird. Die unterste Stufe der Seligkeit wie die höchste bestehen aber nur in dem seligen Schauen Gottes und der reinen Ergebung in seinen Willen. Alles der Kirchenlehre durchaus angemessen, Alles sehr sinnreich, gelehrt und erhaben angeordnet, aber durchaus unpoetisch. Das Ganze der Hauptsache ist eine gereimte Zusammenstellung des damals gültigen scholastisch-theologischen Systems und der damals, aber auch nur damals, hochgeehrten heiligen Visionen, welche also in je größerer Entfernung ein desto schwächeres Interesse darbieten muß.

Die Divina Commedia ward gleich nach ihrem Entstehen schnell verbreitet, und fand überall eine gerechte Anerkennung und Bewunderung, welche bis heute nicht ab-, sondern eher zugenommen hat. Denn mit Recht ist der Italiener stolz auf ein Kunstwerk, welches seiner Sprache und seinem Genius im Ausland den größten Ruhm sichert. Doch auch ohne diese Rücksicht ward das Gedicht gleich von Anfang an mit Begeisterung aufgenommen, denn es berührt die tiefsten Saiten des damaligen Lebens. Wir bemerken dies hauptsächlich an der unzähligen Menge Commentatoren, welche daran ihre Gelehrsamkeit erschöpften, und an der unendlichen Reihe von Ausgaben, welche die öffentlichen und Privatbibliotheken Italiens füllen. Ja der Antheil an diesem Nationalwerk ward so allgemein, daß in mehren Städten eigne

Lehrstühle zur öffentlichen Erklärung der Divina Commedia errichtet wurden. Florenz machte hierin den Anfang, und setzte durch ein Decret vom 9. August 1373 einen jährlichen Gehalt von hundert Goldgulden dafür aus. Das Amt ward dem Boccaccio, dem berühmten Nebenbuhler Dante's in der Gründung der Sprache, übertragen, welcher nach einigem Bedenken seine Vorlesungen am 3. Oktober desselben Jahrs in der Kirche S. Stefano, unweit des Ponte Vecchio, begann. Er kam in seinen ausführlichen und gelehrten Erklärungen leider nur bis zu Inferno XVII, 17, bis zu welcher Stelle auch nur sein gedruckter Commentar in zwei dicken Bänden reicht. Der Beschluß des Stadtraths hatte jene Besoldung eigentlich nur auf ein Jahr festgesetzt; allein der Beifall an diesen Vorlesungen und das Interesse an dem Gedicht wuchs in solchem Maße, daß nach Boccaccio's Tod, 1375, noch eine lange Reihe von Erklärern auftrat, worunter manche berühmte Namen vorkommen, wie Filippo Villani, Mario Filelfo ꝛc. Andere Städte ehrten den Dichter auf gleiche Art; in Bologna las Benvenuto de' Rambaldi da Imola vom Jahr 1375 an zehn Jahre lang seinen berühmten Commentar, in Pisa Bartolo da Buti, in Venedig Gabriello Squaro von Verona, in Piacenza Filippo von Reggio.

Unter den ältesten Bearbeitern und Auslegern der Divina Commedia werden Dante's Söhne, Pietro und Jacopo genannt, obgleich wenigstens von dem Erstern nie etwas bekannt geworden ist. Unter allen Commentaren, welche Tiraboschi (Lib. III, cap. II. §. 10) aus jener Zeit anführt, verdient hier der von allen folgenden vielfach citirte und benutzte des Ungenannten (l'Anonimo) vom Jahre 1334 Erwähnung. Im Jahr 1350 vereinigte der Erzbischof von Mailand, Giovanni Visconti, sechs der gelehrtesten Italiener, zwei Theologen, zwei Philosophen und zwei Florentiner zur gemeinschaftlichen Bearbeitung der Comödie, unter welchen auch der berühmte Commentator Jacopo della Lana gewesen sein soll. Auf dem Concilium zu Constanz, im Anfang des 15. Jahrhunderts füllten die Geistlichen ihre Mußestunden mit dem Studium des Dante'schen Gedichtes aus, und einer derselben, Giovanni da Serravalle, Bischof von Fermo, unternahm eine Uebersetzung und Erklärung desselben in lateinischer Prosa. Ueberhaupt konnten, da in diesem Jahrhundert das Studium der Alten vor-

herrschend in Aufnahme kam, die Gelehrten schon von Giovanni da Virgilio und Petrarca an durchaus sich nicht in die italienischen Terze Rime finden, und suchten häufig dem erhabenen Gedicht ihrer Meinung nach durch lateinische Uebertragungen eine würdigere Form zu geben. Im 16. Jahrhundert gingen die Untersuchungen über das Gedicht mehr ins Kleinliche, die Akademiker von Florenz hielten lange Disputationen über einzelne Verse und Ausdrücke, und diese Sucht hat sich bis heute noch nicht gelegt, so daß mancher Vers einen ganzen Schweif von vielseitigen Auslegungen, Kritiken dieser Auslegungen und wieder Antikritiken nach sich zieht. Noch mehr zeigt sich dieser Kleinigkeitsgeist in dem in demselben Jahrhundert entstandenen hitzigen Streit über den Vorzug Dante's oder Homer's, der mit allen Controversen, Vertheidigungen, Angriffen, Entgegnungen eine ganze Bibliothek füllen würde. Durch alle diese vereinzelten Bemühungen wurde das Verständniß Dante's nicht gefördert, und die besten Commentare sind immer die ältesten aus einer Zeit, welche noch einer großartigen Auffassung des Ganzen fähig war, und viele der neuesten, welche jener durch eine gesunde Kritik zu Hülfe kommen. Dagegen warf sich der Eifer der mittlern Ausleger hauptsächlich auf die mystischen Elemente, die letzte Kraft der unterliegenden Scholastik raste in den Köpfen, und klammerte sich mit Angst an die letzten Stützen an. In Dante's großem Gedicht glaubte man sie in ewiger Jugend erhalten zu können, und mit wahrem Behagen wurde die Mystik durch neue Mystik noch trüber gemacht und jeder Vers zur Allegorie verzerrt, um dem schon todten System einige neue Säfte zu geben. Daß hierüber die ganze Commedia nicht unterging, zeugt für den poetischen Werth derselben.

Sechster Abschnitt.

Petrarca.

Wir übergehen kurz die unberühmten Dichter unter Dante's Zeitgenossen, deren Namen sich vollständig bei Tiraboschi, Quadrio und besonders Crescimbeni finden, welcher Letztere mit besonderer Gewissenhaftigkeit auch nicht den unbedeutendsten Sonettenschmid vergessen hat. Ihre Werke erinnern ganz theils an die Troubadours, theils an die mystisch-philosophischen Gedichte der ersten Italiener, und tragen also das Gepräge, welches die italienische Poesie in ihren Werken zweiten und niedern Ranges bis auf den heutigen Tag nie ganz verlassen hat. Unter ihnen sind höchstens drei zu bemerken: Francesco da Barberino, ein Toskaner und Schüler Brunetto Latini's. Sein Hauptgedicht ist: Documenti d'Amore, in verschiedenem Versmaß und schlechtem, oft ganz provenzalischem Styl geschrieben, obgleich ihn die Crusca in ihrem Wörterbuch als Klassiker citirt. Das Gedicht steht, wie in jener Zeit häufig, ganz im Gegensatz zu seinem Titel, denn es giebt einen gelehrten Traktat über Moralphilosophie in zwölf Theilen, deren jeder über eine bestimmte Tugend und die ihr zugemessene Belohnung handelt, ganz im Geist der Zeit und Sinn der Scholastik. Der berühmteste unter diesen Dichtern ist Cino von Pistoja, der beste Vorgänger Petrarca's und Freund Dante's, welcher an mehren Orten seiner Werke mit großer Achtung von ihm spricht. Cino ist ganz besonders in seinen Gedichten ein echter

Sohn seiner Zeit; Liebe und Galanterie wechseln mit höchst dunkeln mystischen Betrachtungen und Visionen. Doch sind manche Sonette der erstern Art durch Grazie, sinnvolle Züge und schönen Versbau ausgezeichnet, und Petrarca verdankt ihm Vieles, was er auch durch ein Sonett, worin er Cino's Tod beweint, gebührend anerkennt. Endlich hat Dante's Divina Commedia auch einen toskanischen Dichter, Bonifazio degli Uberti von Florenz, zur Nacheiferung, theilweise zur Nachahmung erweckt. Sowie Dante eine Reise durch die großen Reiche des Weltgerichts beschreibt, so fingirt dieser eine Wanderung durch die ganze Welt in einem weitläufigen Gedicht, Dittomondo, einem Werk, welches nach Filippo Villani ein sehr angenehmes und nützliches Buch für diejenigen ist, welche den Umfang und die Lage des Weltalls zu wissen streben, welches aber nach Tiraboschi eine große Verwirrung und viele Widersprüche zeigt. Wir gehen daher, ohne uns weiter dabei aufzuhalten, zu einem Manne über, welcher einen außerordentlichen Einfluß auf die italienische Poesie ausgeübt hat.

Petrarca ist einer von jenen sonderbaren Männern, welche von zwei Seiten betrachtet werden können und müssen; ein Mann, der in seinem Leben viel Schein machte und auf Schein hielt, um die Literatur aber ein außerordentliches wirkliches Verdienst hatte; ein Mann, den der Schein unter seinem Volke zum höchsten Grade des Ruhmes erhob, den die Nachwelt ohne sein scheinloses stilles Verdienst wenig achten würde, ein echter Troubadour, an allen Höfen beliebt, allen schmeichelnd, der doch zugleich das der Troubadourpoesie feindliche und widersprechende Element der alten Klassiker eifrig hegte; ein Mann, der in seinen Schriften in die Politik spielte, immer den alten Ruhm und die Tugenden der freien Römer im Munde führte, dabei aber allen großen und kleinen, weltlichen und geistlichen Tyrannen und Unterdrückern der Freiheit den Hof machte, der in seinen Schriften die glühendste Vaterlandsliebe zum Besten gab, aber nie in seinem Vaterland war und nichts dafür gethan hat, der nach seinem Charakter und poetischen Genie unendlich tief unter Dante steht, und leider einen unendlich größern Einfluß auf die italienische Poesie gehabt hat.

Petrarca's Familie war aus Florenz gebürtig. Sein Vater

hieß eigentlich Pietro Petracco oder Petraccolo (der Sohn verwandelte diesen Namen dem Schein zu Liebe in den wohlklingendern), und war Notar in Florenz, und seine Mutter Eletta Canigiani. Beide wurden in demselben Jahre wie Dante, 1302, aus der Vaterstadt verbannt, und begaben sich nach Arezzo, wo ihr Sohn Francesco am 10. Juli 1304 geboren wurde. Bald darauf wurde die Mutter aus dem Exil zurückgerufen, und hielt sich sieben Jahre lang in Ancisa, unweit Florenz, auf, worauf sie zu ihrem Gatten nach Pisa zog. Als aber im folgenden Jahre durch des Kaisers Heinrich VII. Tod die Partei der Weißen, zu welcher Petracco gehörte, die Hoffnung, zur Macht zu gelangen, gänzlich verlor, verließ dieser sein Vaterland für immer, und ging mit seiner Familie nach Avignon, um an dem Hof des Papstes Clemens V. eine Stelle zu suchen. Das theure und luxuriöse Leben in diesem Babylon bewog ihn aber, seine Familie von sich zu trennen, welche sich in der naheliegenden kleinen Stadt Carpentras einrichtete. Theils hier, theils in Avignon erhielt nun Francesco seinen Unterricht, und ward in die Grammatik, Dialektik und so früh schon auch in die Rhetorik eingeweiht, von welcher er an dem dortigen Hofe die ausgedehnteste Anwendung sah, und die nachher so wesentlich in seine Natur überging, daß er ihr die größten Opfer brachte. Als seine Vorbildung vollendet war, wünschte sein Vater, daß er das Studium der Rechte ergreifen möchte, weil er darin das beste Mittel zu ehrenvollem Auskommen sah, und schickte ihn daher auf die Universität Montpellier. Hier war aber das junge dichterische Gemüth in dem klassischen Land der Troubadours so ganz in seinem Element, und sog die Herrlichkeiten des Ritter- und Sängerlebens so mächtig in seine reizbare Phantasie ein, daß ihm die trockne Wissenschaft unmöglich mehr behagen konnte. Er wurde mit ganzer Seele Troubadour, und ist derselbe auch immer geblieben. Er hat diese Sänger auch nicht an Großartigkeit des Sinns und Gedankens übertroffen, sondern allein an größerer Ausbildung der Form und äußern Erscheinung, welche überhaupt das Studium seines Lebens war. Der Grund, den er selbst von seinem Widerwillen gegen das Rechtsstudium für die Nachwelt zurecht gelegt hat, scheint mir auch nur von dieser Liebe zum Schein diktirt und eine Heuchelei zu sein, da sein ganzes

Leben, seine schlechten Bekanntschaften und Freundschaften mit den hier zur Schau ausgestellten Gesinnungen im grellsten Widerspruch stehen. Denn er sagt in seinem Brief an die Nachkommenschaft, daß ihm die Autorität der Gesetze allerdings gefiele, aber die Unbilligkeit der Menschen sie verdorben hätten, und er nicht über sich gewinnen könne, eine Wissenschaft zu erlernen, von welcher er einen schändlichen Gebrauch machen müsse, und doch kaum einen ehrlichen Gebrauch machen könne, wenn er nicht für unwissend gelten wolle. Er legte also diese bald bei Seite, gab sich ganz den poetischen Eindrücken der Gegenwart und seiner Umgebung hin, und studirte dabei mit großem Eifer Virgil und die rhetorischen Schriften des Cicero. Dabei wurde er aber einmal von seinem Vater, der von seinen Abschweifungen gehört hatte, überrascht. Alle Winkel seines Zimmers wurden durchsucht, die alten Redner und Dichter entdeckt und ins Feuer geworfen. Nur durch Francesco's klägliches Jammern bewegt, zog der Vater einen schon halb verbrannten Virgil und die Rhetorik des Cicero aus den Flammen und erlaubte diese beiden Werke dem Sohne zu gelegentlicher Erholung. Mit desto größerem Eifer warf sich aber dieser nun auf das Studium der römischen Dichter, und setzte es nach einem vierjährigen Aufenthalt in Montpellier noch drei Jahre auf der Universität zu Bologna fort, wo er zugleich den Grund zu der ungemeinen Ausbildung seiner italienischen Sprache legte. Am Ende dieser Epoche erfuhr er den Tod seiner Eltern, und kehrte mit seinem Bruder Gherardo 1326 im zweiundzwanzigsten Jahre seines Alters nach Avignon zurück, wo er sein Erbe durch Treulosigkeit der Testamentsvollstrecker sehr geschmälert fand.

Beiden Brüdern war kein anderer Ausweg übrig, als in den geistlichen Stand zu treten. Der jüngere, Gherardo, blieb diesem getreu, und verschwindet bald aus der Geschichte in einem Kloster. Francesco aber hatte diese Laufbahn bloß zum Schein ergriffen, sein weltlicher Sinn, seine furchtbare Eitelkeit und seine Leidenschaft für das andere Geschlecht erregten einen immerwährenden Kampf gegen die Pflichten und Aufopferungen, die sein Stand erforderte, die ihm übrigens das Beispiel seines Oberhirten und des ganzen Hofs zu Avignon in hohem Grad erleichterte. In diese verdorbene Sphäre trat er im zweiundzwanzigsten Jahre,

in der vollen Thätigkeit einer sinnlichen Jugend ein, die Phantasie erfüllt von dem üppigen Leben und den Liebeständeleien der Provenzalen, ohne ein ernstes Amt, das seine geistige Kraft erweckt und geübt hätte, ohne einen ernsten nähern Lebenszweck, nur geleitet vom Genuß der Gegenwart und seiner unersättlichen Eitelkeit. Ein angenehmes Aeußere, Feinheit im Betragen, das Talent zu schmeicheln und eine sophistische Beredsamkeit führte ihn bald in die höhern Kreise ein, machte ihn bei Geistlichen und Weibern beliebt und verschaffte ihm Gönner und Freunde. Unter die Letztern konnte er besonders den Bischof von Lombez, Jacopo Colonna, rechnen. Dieser hatte in Rom die Rechte des Papstes gegen den dort anwesenden Kaiser Ludwig von Baiern auf öffentlichem Platz vertheidigt und die gegen den Letztern geschleuderte Bannbulle verlesen, und war für diese kühne That von Johann XXII. mit dem Bisthum belohnt worden. Er war bald nach Petrarca nach Avignon gekommen, mit diesem von gleichem Alter, und eine gleiche Gesinnung kettete bald Beide durch eine enge Freundschaft an einander. Durch ihn hätte Petrarca in seinem Stand bald zu hohen Würden gelangen können, aber er scheint es, wie er denn auch später alle Aemter und bindende Pflichten haßte, eher vermieden, und sich in seiner großen Freiheit in jener zügellosen Welt besser gefallen zu haben. In dieser fand er denn auch die so berühmt gewordne Laura, Tochter des Audeberto de Novel, eines angesehnen Mannes in Avignon, geboren 1308, und seit 1325 Gattin des Hugo de Sade. Die Bekanntschaft wurde in der Kirche St. Chiara am 6. April 1327 gemacht, und der Eindruck dieser Schönheit auf Petrarca's entzündbares Herz war so außerordentlich, daß er ihr einundzwanzig Jahre lang treu geblieben sein soll. Ueber diese Liebe wird sehr verschieden geurtheilt, vorerst der Gemahl der Geliebten fast allgemein ein roher und eifersüchtiger Mann genannt, obgleich ihm doch nicht zu verargen ist, wenn ihm die zudringliche Liebe eines feurigen Geistlichen zu seiner Frau im höchsten Grade unbequem war; dann schildern einige Petrarca's Liebe als eine geistige, platonische, welche nur Laura's Tugenden zum Gegenstand gehabt, Andere glauben, daß Petrarca sich mit dieser Liebe nur in seinen Versen beschäftigt habe. Jedenfalls kam Laura dieser Leidenschaft geschmeichelt entgegen, und wußte mit weiblicher

Schlauheit auch die Eifersucht des Gemahls zu beruhigen. Petrarca durfte sie nicht in ihrem Haus aufsuchen, sondern Beide begegneten sich, mit desto geringerem Anschein von Gefahr, bei andern Frauen, in öffentlichen Gesellschaften und Festen, bei ländlichen Spaziergängen, und so oft des Liebhabers Zudringlichkeit ruchbar wurde, stellte sich Laura für einige Zeit zurückgezogener, verschlossener und strenger.

Daß Petrarca's Leidenschaft wenigstens im Anfange eine wahre und sinnliche gewesen, geht aus seinen Briefen und lateinischen Werken hervor; allein er schmeichelte und täuschte sich selbst, daß seine Liebe eine unschuldige und rein geistige sei, und in dem Brief an die Nachwelt täuscht er auch diese. Seine und Laura's Liebe war ohne Zweifel in der ersten Zeit wahr, aber sie hatte gleich von Anfang an etwas Ungesundes, Giftiges in sich durch das bindende Verhältniß beider Personen, selbst wenn wir das allgemeine Beispiel damaliger Sittenlosigkeit im Schooß der Kirche zur Entschuldigung gelten lassen wollten. Seine Sonette verschafften ihm bald die Bewunderung der Großen, und so riß ihn die Eitelkeit immer tiefer in diese Leidenschaft, und die Eitelkeit und das schlaue Betragen der Laura hielt ihn allein darin fest. Daß aber seine Liebe nicht jene wahre und aufrichtige Begeisterung war, die jeden großen Geist erhebt, sondern nur eine sinnliche Troubadourtändelei, sieht man aus der größten Zahl seiner Sonette, die ohne Sinn und Gehalt bloß für den Schein und die äußere Form bearbeitet waren. Wie ganz anders erscheint uns Dante's Liebe, wie klar und aufrichtig, wie erhebend in ihren Wirkungen, wie entfernt von aller Eitelkeit und Jagd nach Effekt, daher er mit Recht dem Buonagiunta die Lehre geben konnte, Purg. XXIV, 52.

Jo mi son un, che, quando
Amore spira, noto, e a quel modo,
Che detta dentro, vo significando.

Dante freute sich aber auch später noch seiner Jugendbegeisterung und hatte guten Grund dazu, da sie seinen erhabenen Geist nur zur Basis, zur Belebung, zum Medium mit der Welt diente, ihn aber nie herabzog, während Petrarca sich schon der eingestandenen Sinnlichkeit und ihrer Folgen schämte, und sich erst beru-

higte, als er erfuhr, daß seine Sonette den größten Effekt gemacht hätten. Diese Sonette können übrigens so wenig überzeugen, als die Unzahl von Almosen und Seelenmessen, die er nach Laura's Tod zu ihrer Rettung verordnete, von seiner Aufrichtigkeit zeugen, da er sie im Gegentheil überall als Heilige und des Paradieses theilhaftig erklärt. Die Briefe und übrigen Stellen seiner Werke, worin er sich später wegen dieser Liebe anklagt, halte ich auch nur für den Schein berechnet, wodurch er sich in eitler mystischer Selbsttäuschung vor seinem Gewissen, besonders aber vor der Welt Genüge thun will. Denn bald sagt er, er schmeichle sich, daß seine Liebe unschuldig und ehrbar sei, dann gibt er wieder in dem dritten seiner Dialoge mit dem heiligen Augustin zu erkennen, daß er sich doch getäuscht habe, und verlangt von diesem Hülfe, um sich aus dem Abgrund zu retten. Solche Inconsequenzen bringt kein wahres und aufrichtiges Gefühl hervor, und schon die poetische Einkleidung, der rhetorische Wortschwall, die Berechnung des Effektes läßt an der Aufrichtigkeit zweifeln. Noch mehr bestärkt in diesen Gedanken die Art von Beichte, die er dem Augustiner Pater Dionigi da Borgo S. Sepolcro, Professor an der Universität Paris, schreibt, besonders das Ende des Briefs, worin Alles für den Schein berechnet ist. Nachdem er lange mit beständiger Hinweisung auf den heiligen Augustin von seiner Reue und seinem Versprechen, Alles zur Ehre Gottes zu thun, gesprochen hat, schließt er mit Betheuerungen seiner Aufrichtigkeit, die uns gerade die Zweifel erweckt haben: „Du siehst also, geliebtester Vater, wie ich dir nicht das Geringste verbergen will, da ich dir mit Aufrichtigkeit nicht nur mein ganzes Leben, sondern auch alle meine Gedanken dargelegt habe, um welcher Willen ich Gott um Gnade bitte, daß sie einmal beständig und fest werden, und daß sie nach einem so langen Umherschweifen auf so vielen Gegenständen sich endlich zu dem wenden, was das einzige, wahre, beständige und sichere Gut ist" (Famil. L. IV, ep. 1).

Man sagt, Petrarca habe, um sich von seiner Liebe zu zerstreuen, das Mittel häufiger Reisen angewandt. Ob gerade dies der Grund seiner ewigen Wanderungen war, mag dahingestellt sein; gewiß ist, daß er an allen Höfen, bei allen Großen und Tyrannen, welche glänzend lebten, von welcher Art sie auch sonst

gewesen sein mögen, herumzog, bei allen Festen und bemerklichen Aufzügen zugegen war, und überall, wo etwas in die Augen Fallendes gethan wurde, ohne selbst viel zu thun, doch auch zu figuriren suchte, und wir schreiben dies eher einer gewissen Unruhe zu, womit ihn seine gränzenlose Eitelkeit quälte.

Zuerst hielt er sich im Sommer 1330 bei dem Bischof Jacopo Colonna in Lombez auf, wo er sich mit dem Römer Lello di Stefano, dem er in seinen Briefen den Namen Lälius gab, und mit dem Flamänder Ludovicus, wegen seines ernsten Charakters von ihm Sokrates genannt, befreundete. Doch bald kehrte er wieder nach Avignon zurück, und der Bischof machte ihn dort mit seinem Bruder, dem Kardinal Giovanni Colonna, bekannt, der von da an sein wichtigster und vornehmster Gönner wurde, und ihm die ganze Familie, selbst das Haupt derselben, den alten Stefano Colonna, befreundete. Eine gleiche Vergötterung der eingebildeten Größe Italiens oder vielmehr des alten Roms hatte in Beiden eine solche Uebereinstimmung der Gesinnungen hervorgebracht, oder der stets vorsichtige Petrarca wußte so gut in die stereotypen Ideen des alten römischen Tyrannen einzugehen, daß das gute Verhältniß zwischen Beiden, selbst nicht durch den tollen Feldzug Cola Rienzi's gegen den römischen Adel, woran Petrarca anfangs großen Theil hatte, gestört wurde. Ohne eine solche Geschmeidigkeit Petrarca's läßt sich diese lange Freundschaft nicht erklären, da die Ideen, die er über die Beglückung Italiens so oft zur Schau ausstellt, keineswegs die eines Feindes des Friedens und der bürgerlichen Ordnung sein konnten.

Im Jahr 1333 fand er von Neuem nöthig, sich aus den Schlingen seiner Liebe durch eine größere Reise zu befreien. Er ging nach Paris, wo er sich alle Merkwürdigkeiten, besonders die Universität und ihre Anstalten genau besah, dann über Gent, Lüttich, Aachen, Köln und Lyon wieder nach Avignon zurück. Hier traf er seinen Freund, den Bischof Colonna, nicht mehr an; dieser war nach Rom gereist, um an dem verderblichen Kampf seiner Familie gegen die Ursini Theil zu nehmen. Auch seine Laura fand er streng und zurückhaltend. Er irrte daher, von einer gewissen Leere gepeinigt, in der Einsamkeit, besonders in der durch ihn europäisch berühmt gewordnen Gegend von

Vaucluse, umher, und stillte seine Sehnsucht durch Sonette und Canzonen. Da er indessen auch hierdurch nicht die gehoffte Erleichterung fand, verfiel er in theologische Schwärmereien, und beichtete einem Freund in Paris, dem schon genannten, sehr gelehrten Augustiner Dionigi, seinen ganzen Kummer, der ihn aber auch nicht zu heben vermochte. Aus diesem Zustand wurde er durch zwei vom Papst beabsichtigte Unternehmungen geweckt, die aber beide nicht zu Stande kamen, durch die sonderbare Idee eines neuen Kreuzzugs und den Ueberzug des päpstlichen Hofes nach Rom. Petrarca, der nicht leicht eine Gelegenheit mitzureden entgehen ließ, erfaßte mit besonderm Eifer die erstere Idee, wozu ihn vielleicht alte provenzalische Erinnerungen und die Berechnungen seines neuen Standes bewogen haben mögen, und dichtete darüber an seinen Freund Jacopo Colonna eine feurige Canzone.

Der Tod Johann's XXII. und die Nachfolge Benedict's XII., 1334, war der Zeitpunkt, wo Petrarca anfing, sich eifriger in die Politik einzumischen, das heißt, bald in Versen, bald in Briefen sich an Kaiser, Päpste und andere Große zu wenden, ihnen die Unterdrückung und Zerrissenheit Italiens in glühenden Farben zu schildern, um ihr Mitleid und ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen. Damit täuschte er die Welt auf eine unbegreiflich leichte Weise, während er sein vergöttertes Vaterland nur dann sah, wenn er bei dessen Unterdrückern und Unruhestiftern wohlleben und seiner Eitelkeit genug thun konnte. So galt er für den größten Patrioten seiner Zeit, während er doch eigentlich immer nur sich im Auge hatte, kein Opfer für sein Vaterland brachte, und hauptsächlich das Talent besaß, allgemein widerhallende Saiten anzuschlagen, große, national und populär scheinende Unternehmungen dem Aussehn nach schnell zu den seinigen zu machen, und ihnen mit Briefen und Versen, die er immer an die rechte Person richtete, voranzueilen. Vorerst war der Wunsch in Italien allgemein, den heiligen Stuhl in Rom wieder besetzt zu sehen. Petrarca machte sich also zum Organ desselben, und schrieb dem Papst einen ausführlichen Brief in lateinischen Versen, worin er ihn dringend auffordert, in das herrliche Italien zurückzukehren, und dort Frieden und Glück wieder herzustellen. Diese patriotische Declamation hielt ihn indessen bald

darauf nicht ab, bei demſelben Papſt die Sache eines jener heilloſen Unterdrücker ſeines Vaterlandes und Störer des Friedens mit allem Eifer und ſiegreich zu verfechten, als die Scaligeri den Azzo da Correggio nach Avignon ſchickten, um für ſich die Beſtätigung der Herrſchaft über Parma zu erhalten. Uebrigens hatte er ſich doch bei dem Papſte in Gunſt geſetzt, und wenn auch nicht für Italien, doch für ſich etwas erworben, indem er das Kanonikat von Lombez und die Anwartſchaft auf eine Präbende erhielt.

Gegen Ende des Jahres 1336 folgte er der Einladung des Biſchofs Jacopo Colonna, und reiſte über Marſeille zur See nach Rom. Als er bei Civitavecchia ans Land ſtieg, fand er die ganze Umgegend von den Miethtruppen der im Kampf begriffenen Colonna und Urſini beſetzt, und begab ſich daher nach dem Caſtell Capranica, von wo ihn der Biſchof von Lombez und ſein Bruder Stefano, damals Senator, nach Rom abholten. Hier ſchwelgte er im Anſchauen der Erinnerungen an die vergangene Größe Roms, welche die überſpannte Phantaſie jener Zeit auch noch in die Gegenwart zu verſetzen wußte. Hier auf dem Capitol mag ſich ſeine Eitelkeit an der Idee einer künftigen Dichterkrönung entzündet, und er bei den Colonna, die dabei beſonders thätig waren, manche Voranfragen und Verabredungen gehalten haben. Denn daß dieſe Krönung nicht ohne viele vorhergehende Anſtalten, Bündniſſe und Bearbeitungen zu Stande kam, wird ſich bald zeigen. Schon im Anfang des folgenden Jahres reiſte er wieder von Rom ab, und auf einem langen Umweg zu Lande nach Avignon zurück. Hier überraſchte ihn 1337 die Geburt eines natürlichen Sohnes, nicht von Laura, ſondern von einer andern Perſon in Avignon. Dieſer erhielt den Namen Giovanni. Seine Exiſtenz war lange Zeit den Biographen gänzlich unbekannt, da Petrarca, den Schein der Tugend zu wahren, ihn in ſeinen Briefen eigentlich nie als Sohn anerkennt, ſondern immer meus adolescens nennt. Der folgende Papſt, Clemens VI., ertheilte ihm 1348 ungeachtet der unehelichen Geburt die Erlaubniß, in den geiſtlichen Orden zu treten. In dem Breve wird er genannt Johannes de Petrarco, scolaris florentinus, natus de soluto et soluta. Er machte

übrigens ſpäter ſeinem Vater manchen Kummer, und ſtarb ſchon 1361.

Petrarca flüchtete ſich, wie gewöhnlich angegeben wird, um ſich von der Liebe zu Laura zu heilen, in die Einſamkeit nach Vaucluſe, wo er ſich ein Gut kaufte. Doch kehrte er häufig nach Avignon zurück, theils in Geſchäften, theils, wie ſein enthuſiaſtiſcher Verehrer Ginguené durchblicken läßt, durch liſtige Veranſtaltungen Laura's hingelockt, die ihn nicht gern verlieren wollte. In dieſem Aufenthalt verfaßte er den größten Theil ſeiner Werke, die meiſten italieniſchen Gedichte, wovon beſonders in dieſe Zeit die drei Canzonen auf Laura's Augen gehören (die ſechſte, ſiebente und achte Sammlung ſeiner Rime), welche ſchon damals und zu allen Zeiten in Italien großen Enthuſiasmus erregten, und gewöhnlich die drei Schweſtern oder die drei Grazien genannt werden; dann viele ſeiner lateiniſchen Briefe in Verſen und Proſa, viele lateiniſche Eclogen; dort ſchrieb er ſpäter auch ſein Buch, De vita solitaria, er, der an allen glänzenden Höfen umherzog, und De otio religiosorum, wozu er bei ſeiner Weltluſt und Eitelkeit am wenigſten berechtigt war. Das letztere ſchrieb er wenigſtens auch nicht zu eignem Nutzen, ſondern für die Fratres der Karthauſe Monteroſo, von deren behaglichem Stillleben er bei einem Beſuch entzückt worden war. Bei aller dieſer Beſchäftigung fand er indeſſen doch keine Ruhe vor ſeiner Liebe, die ihn, wahrſcheinlich zu viel genährt, fortwährend peinigte, worüber er ſich an ſeine Freunde beklagt. „Ich pflegte mich", ſchreibt er Famil. L. VIII, ep. 3., „in meiner Jugend nach Vaucluſe zurückzuziehen, in der Hoffnung, unter dieſen friſchen Schatten den Brand zu mildern; das Heilmittel ſelbſt verwandelte ſich mir in Gift. Das Feuer, das ich mitgenommen hatte, entzündete ſich dort wieder, und da in dieſer öden Einſamkeit Niemand war, der es mir löſchen half, ſo ward es immer ungeſtümer. So erfüllte ich, um es zu bändigen, umherziehend die Thäler und den Himmel mit meinen Klageliedern, welche jedoch Einigen lieblich ſchienen. So entſtanden meine jugendlichen italieniſchen Gedichte (er rechnet ſeine Jugend weit über das vierzigſte Jahr hinaus), über welche ich jetzt Reue und Schamröthe empfinde, welche aber doch bei Allen, die an demſelben Uebel leiden, im höchſten Grade beliebt ſind."

Aber in Vaucluse legte er auch den Grund zu dem Werke, das ihn auf die Höhe seiner ehrgeizigsten Pläne führen sollte. Im Jahr 1339 begann er sein großes lateinisches Epos, Africa, welches die Geschichte des dritten punischen Krieges zur Grundlage und die Verherrlichung Scipio's und der römischen Größe zum Gegenstand hat, und worin er nicht versäumte, der allgemeinen Eitelkeit auf diesen alten italienischen Ruhm nach Kräften zu schmeicheln. Er hatte kaum einen kleinen Theil dieses Gedichts, welches allerdings in jener Zeit etwas Außerordentliches war, beendigt, so wußte er mit solcher Umsicht zu verfahren daß derselbe mit seinen übrigen lateinischen Gedichten in Kurzem überall verbreitet war, worüber man bei der damaligen langsamen und beschwerlichen Art des Abschreibens allerdings erstaunen muß. Der Anfang der Arbeit erregte einen solchen Enthusiasmus, daß man den Dichter fast göttlich verehrte. Dieser Weihrauch genügte ihm aber nicht, sondern sein ganzes Streben zielte auf eine öffentliche und feierliche Krönung mit dem Dichterlorbeer auf dem Capitol zu Rom, und da ein solcher Plan bei dem unglücklichen verwirrten Zustand der Hauptstadt, die eher zu einem blutigen Bürgerkrieg, als zu einem solchen friedlichen Feste geneigt schien, besonders schwer auszuführen war, so wurden alle Hülfsmittel, Freunde und Gönner in Bewegung gesetzt. Schon vorher hatte er in Briefen und Versen die alte Lieblingsidee von der Weltherrschaft Roms immer wach erhalten, und dabei auf jenes Recht der Dichterkrönung, als einen Theil der Herrschaft, angespielt; auch in seinen Sonetten hatte er die Sehnsucht nach dieser Ehre immer deutlicher durchblicken lassen, und sogar zu diesem Zweck mehrmals Wortspiele mit dem Namen Laura (Lorbeer) angewandt. Der Haupthebel war aber der König Robert von Neapel. Dieser genoß wegen seiner Liebe zu den Wissenschaften und schönen Künsten, mit denen er sich angelegentlicher, als mit der Regierung beschäftigte, eines ausgebreiteten Rufes durch ganz Europa, und hatte in solchen Dingen eine Hauptstimme. Er war also der Mann, der hier allein trotz der kriegerischen Stimmung durchdringen konnte. Er mußte also mit dem Gedicht bekannt gemacht und für den Plan bearbeitet werden. Petrarca's Vertrauter, der Augustiner Pater Dionigi übernahm die Sendung, ging nach Neapel, und brachte durch seine Erzählungen und Lob-

preisungen in dem alten König eine tiefe Ehrfurcht und Bewunderung für den Dichter hervor. Robert consultirte nun sogar Petrarca über ein Epitaphium, das er für das Grabmal seiner jüngst verstorbenen Nichte Clemenza, Wittwe Ludwig's X. von Frankreich, gedichtet hatte. Petrarca antwortete ihm mit dem Aufwand seiner ganzen rhetorischen Kunst; mit den schmeichelhaftesten Lobsprüchen, und legte in dem Brief zugleich eine so tiefe Gelehrsamkeit und Philosophie an den Tag, daß die Bewunderung des Königs immer mehr stieg. Jetzt hielt Petrarca wahrscheinlich den König für reif für seinen Plan, denn er rückte nun ganz klar mit demselben heraus, und schrieb an seinen Vertrauten Dionigi, daß er nach dem poetischen Lorbeer strebe, ihn aber niemand Anderm verdanken wolle, als dem König Robert (Famil. Lib. IV, ep. 1. Nosti enim, quod de laurea cogito, quam, singula librans, praeter ipsum de quo loquimur regem, nulli omnino mortalium debere institui). Dieser Entschluß wurde dem König auf eine geschickte Art beigebracht, und der Geschmeichelte wandte nun seinen ganzen Einfluß in Rom an, um die Krönung bei dem dortigen Senat durchzusetzen, wo indessen auch Petrarca's Freunde, die Colonna für diesen Zweck thätig waren. So gelang es nach langer Beharrlichkeit, Mühe, Klugheit und Schmeichelei, alle Hindernisse zu überwinden, und am 23. August 1340 erhielt Petrarca in Vaucluse den Brief des römischen Senates, worin dieser ihn in schmeichelhaften Ausdrücken einlud, sich nach Rom zu begeben, und den Lorbeerkranz feierlich in Empfang zu nehmen. Wenige Stunden darauf erschien eine ähnliche Einladung von Roberto di Bardi, Kanzler der Universität Paris, einem Florentiner und genauem Freunde Petrarca's, der natürlich mit dessen heißen Wünschen bekannt war. So war also das große Ziel des eiteln Mannes erreicht, und Petrarca außer sich vor Freuden. Doch obgleich alle seine Schriften von Vaterlandsliebe und Enthusiasmus für die Größe Roms und Italiens überströmen, so wußte er jetzt doch nicht, welcher von beiden Einladungen er folgen sollte, und entschloß sich erst nach einer brieflichen Berathung mit dem Kardinal Colonna zu der Krönung in Rom. Doch eine feierliche und ceremonienreiche Krönung auf dem Capitol im Angesicht und unter dem Jubel des ganzen römischen Adels und Volkes war ihm zu einfach. Es mußte ein

glänzender Hof mit in das Interesse gezogen werden, und so bestand er darauf, vorher von dem König Robert in Gegenwart seines ganzen Hofes feierlich geprüft und des Lorbeerkranzes für würdig erklärt zu werden.

Der schwache Robert war so gut bearbeitet worden, daß er sich zu der Thorheit bereit finden ließ. Petrarca reiste 1341 nach Neapel, und ward mit den ausgesuchtesten Ehrenbezeugungen aufgenommen; der König führte ihn selbst in der ganzen Umgegend von Neapel herum, besonders auch nach der Grotte Pausilipo und dem vermeintlichen Grab Virgil's. Täglich waren sie zusammen, in Unterredungen über Poesie, Geschichte und Philosophie, wobei Petrarca nicht versäumte, seine überlegene Gelehrsamkeit geltend zu machen. Der König wollte nun auch das Gedicht kennen lernen, worum es sich eigentlich handelte, und dem zu Liebe er die ganze Krönung hatte besorgen müssen. Petrarca las ihm den Theil vor, der bis dahin ausgearbeitet war, und Robert war davon so entzückt, daß er den Dichter bat, ihm das ganze Werk zu widmen, was dieser auch versprach, aber erst nach des Fürsten Tode erfüllen konnte. Der Tag des Examens war endlich erschienen, an welchem Petrarca mit seinem Wissen vor der ganzen cultivirten Welt einen feierlichen Lärm machen sollte. Das Examen dauerte drei Tage lang von Morgen bis Abend in Gegenwart des ganzen Hofes über alle Gegenstände damaliger Wissenschaft, und am Ende desselben erklärte der König Robert feierlichst den Dichter Petrarca des Lorbeerkranzes würdig, und ließ über das Examen und sein Urtheil eine Urkunde ausfertigen. Er wünschte, ihn mit eigner Hand in Neapel zu bekränzen, allein Petrarca hatte Gründe, die lange vorbereitete Krönung in Rom vorzuziehen; doch um diesen wenigstens durch Etwas an seinen Hof zu binden, gab er ihm den Titel eines königlichen Almoseniers. Beim Abschied ließ er sich von Petrarca das Versprechen geben, bald wieder nach Neapel zu kommen, nahm dann seinen eignen Mantel ab, und hing ihn jenem um, damit er sich am Tage der Krönung damit schmücken solle.

Petrarca reiste endlich von Neapel ab, und kam am 6. April 1341 in Rom an. Sein intimer Freund Orso, Graf von Anguillara, Senator von Rom, hatte zu der Feierlichkeit den Ostertag, 8. April, bestimmt, wo das ganz ungewohnte Schauspiel

eine ungeheure Menſchenmenge in die an dieſem Tag ohnedies ſehr bevölkerte Stadt lockte. Bei dem Aufzug auf das Capitol gingen vor Petrarca zwölf in Scharlach gekleidete Knaben aus den erſten Familien Roms, und hinter ihm an der Spitze des Stadtraths und einer langen Reihe vornehmer Römer der Senator Orſo, der ihm dann unter dem Zujauchzen der Menge den Lorbeerkranz auf das Haupt ſetzte. Die Ceremonie, deren Einzelheiten ſehr ausführlich bei dem Biographen Petrarca's, Abbate de Sade, nachzuleſen ſind, endigte mit einem Gaſtmahl, welches der Cardinal Stefano Colonna gab.

Höchſt befriedigt mit dem Erfolg ſeiner ehrgeizigen Bemühungen eilte Petrarca nach Avignon, um ſich dort in ſeinem neuen Glanze zu zeigen; aber er fand auf dem Wege ſo viel ſchmeichelhafte Ehrenbezeugungen, denen er nicht gern auswich, daß ſich ſeine Rückkehr bedeutend verzögerte. In Parma hatte ſein Freund, der ſchon genannte Azzo da Correggio die Herrſchaft, die er für ſeinen Neffen Martino della Scala verwalten ſollte, an ſich geriſſen, und war, indem er dem Volke Befreiung vorſpiegelte, deſſen Tyrann geworden. Bei dieſem gefiel ſich der für Italiens Freiheit und Größe (in ſeinen Verſen) glühende Petrarca ſo wohl, daß er ſich ein Haus in Parma kaufte, und faſt ein ganzes Jahr dort blieb, während ihn Azzo mit ſeinen Plänen zur Beglückung des Volks unterhielt und ihn um ſeinen Rath fragte. Auf deſſen Verwendung erhielt Petrarca die Würde des Archidiakonus an der Hauptkirche in Parma, und bald auch ein Kanonikat in Modena, das er ſpäter einem parmeſaner Freund abtrat. In dieſer Stadt beendigte er auch ſein großes Gedicht **Africa**, woran er vor der Krönung mehre Jahre gearbeitet hatte, nun in wenigen Tagen. Es ſcheint, daß der letzte Theil, der nach Erreichung ſeines Zweckes zu Stande kam, und mehr eine abzutragende Schuld als der Erguß ſeines poetiſchen Genius war, ihn nicht mehr recht zu intereſſiren vermochte. Und in der That hat er nach ſeiner Krönung nichts Großes mehr gedichtet.

Der faſt einjährige Aufenthalt in Parma war eine lange Ruhezeit für Petrarca, als ihm eine neue Ehre zugedacht wurde. Clemens VI. war auf Benedict XII. gefolgt, und die Stadt Rom erwählte eine Geſandtſchaft aus ihren angeſehenſten Bür-

gern, den bekannten Cola Rienzi, der durch eine gewisse populäre Beredsamkeit schon damals zu einigem Ansehn gelangt war, an der Spitze, um den neuen Papst zu beglückwünschen. Petrarca, der bei der Krönung das römische Bürgerrecht erhalten hatte, war einer der Gewählten, und schloß sich in Parma der Gesandtschaft an, welche besonders auch einige Gunstbezeugungen für Rom zu erlangen suchen und den Papst dringend zur Rückkehr nach seiner alten Residenz auffordern sollte. Cola Rienzi führte in der Audienz das Wort, und blieb mit Petrarca in Avignon, um fortwährend mit schwärmerischer Beharrlichkeit an seinem Zweck zu arbeiten. Auch Petrarca hatte, wie bei jeder in die Augen springenden Gelegenheit, seine Verse dazu gegeben, und durch eine höchst rhetorische Schilderung der Ehrwürdigkeit Roms den Papst zu bewegen versucht, der aber das friedliche und üppige Leben in Avignon der schwierigen Regierung in Rom weit vorzog, und den Redner Cola Rienzi bald ganz vergaß. Frucht dieser Gesandtschaft war für Italien keine, für Petrarca aber das Priorat von Migliarino in dem Bisthum Pisa und der vertrautere Umgang mit dem Papste, der den durch seine Krönung zur Macht eines Orakels gelangten und von Kaisern und Königen gesuchten und geehrten Mann wahrscheinlich einmal brauchen zu können hoffte.

In Avignon entzündete sich von Neuem die Flamme für Laura, welche ihrerseits gegen den mit solchem Lärm bekränzten Liebhaber weniger spröde gewesen zu sein scheint, und sich die Unterhandlungen seines Vertrauten, des Sennuccio del Bene, der in ihrem Haus Zutritt hatte, gefallen ließ. Wir lernen den Charakter des Dichters in dieser Epoche seines Aufenthalts in Avignon ganz kennen, denn sie war ausgefüllt von brieflichen Unterhaltungen mit seinen Freunden Lälius und Sokrates über den ärgerlichen Luxus und die Ueppigkeit des päpstlichen Hofes, von rhetorischen Sonetten über seine verzehrende Leidenschaft und unerschütterliche Treue für Laura, von der Geburt eines neuen unehelichen Kindes, wahrscheinlich mit der Mutter des ersten gezeugt, dabei von seinen schwärmerischen und mystischen „Gesprächen mit dem heiligen Augustinus", welche der Welt die Ueberzeugung geben sollten, wie sehr er selbst (in seinen Schriften) die Fesseln seiner Sinnlichkeit zu zerreißen wünschte, und worin

eben doch durchschimmert, daß seine Liebe durchaus nicht so unschuldig war, als der schlaue Liebhaber sonst immer den Schein zu geben weiß.

Im Jahr 1343 gab er sich zu einer politischen Gesandtschaft her, die auf seine Ehre entweder in Hinsicht auf seine Moralität oder seinen Verstand einen häßlichen Flecken wirft. Der alte König von Neapel war gestorben, und hatte das Reich seiner Enkelin, der jungen, leichtfertigen, mit dem ungarischen Prinzen Andreas vermählten Königin Johanna überlassen, welche in den Lüsten der Ueppigkeit und Koketterie versunken, gleichsam unter der Vormundschaft des Dominikanermönchs Robert alle Greuel der Anarchie und Thronstreitigkeiten über das Land hereinbrechen ließ. Der Papst benutzte die Verwirrung, um seine alten Ansprüche an die Verwaltung von Neapel hervorzusuchen, er annullirte alle Verordnungen des Königs Robert und alle Schenkungen der Johanna. Zuerst ward Petrarca hingesandt, um die schlechten Geschäfte des Papstes zu betreiben und die für Neapel noch verderblichern Unterhandlungen der Colonna zu unterstützen. Er fand einen durchaus verderbten Hof, an dessen Spitze die leichtsinnige, kokette und unzüchtige Königin stand. Allein diese junge Cleopatra wußte den vierzigjährigen Archidiakonus so schlau zu umgarnen, seiner Eitelkeit und Sinnlichkeit so fein zu schmeicheln, indem sie ihm unter Anderm auch den von ihrem Großvater ihm verliehenen Titel neu bestätigte, und ihren lasterhaften Charakter unter dem Schein von äußerer Bildung, Liebe zu Poesie und Wissenschaft so gut zu verdecken und mystisch zu verschönern, daß der nur für äußern Schein empfängliche, mystische und rhetorische Petrarca von ihr ganz entzückt war, und sich fast ein ganzes Jahr bei ihr gefiel, obgleich er in seinen Briefen an den Kardinal Colonna über den ganzen Hof und besonders den dort herrschenden Dominikaner Robert und dessen Aeußeres sich mit großer declamatorischer Entrüstung ausläßt, wahrscheinlich auch zur Beschönigung seiner mißlungenen diplomatischen Sendung. Endlich sandte der Papst einen Kardinal als Stellvertreter, um der Verhandlung mehr Nachdruck zu geben, und Petrarca kehrte nach einem einjährigen Besuch in Parma, Modena, Verona, an allen kleinen Tyrannenhöfen Norditaliens im Jahr 1345 nach Avignon zurück. Der Papst empfing ihn sehr

freundlich, und wollte ihn zu der Würde eines apostolischen Sekretärs erheben; aber Petrarca war nur empfänglich für Kanonikate, keineswegs aber für Aemter, welche eine geregelte, beständige und ernste Thätigkeit verlangten, und schlug diese Würde sowohl jetzt, als auch später aus, obgleich er kurz vorher Avignon theils aus Verdruß darüber verlassen hatte, daß seine dortigen Gönner nichts für ihn thäten.

Eine neue Begebenheit zog Petrarca's Aufmerksamkeit in hohem Grad auf sich, und er ergriff mit Eifer die Gelegenheit, die leichtgläubige Welt durch Briefe und Verse mit seinem Patriotismus zu erfüllen. Der Schwärmer Cola di Rienzi, welcher seit jener Gesandtschaft an den Papst ziemlich unbemerkt geblieben war, und nur unter der Hand mit Petrarca seinen fanatischen Enthusiasmus für die römische Republik genährt hatte, war bei der wachsenden Anarchie in Rom endlich dem Papst von Johann Colonna als ein taugliches Werkzeug empfohlen worden, um dort das polizeiliche Ansehen wieder herzustellen. Der Papst sandte ihn auch wirklich mit Vollmachten unter dem Titel eines notario della camera di Roma nach dieser Stadt, um das Volk für den Papst zu gewinnen, und die übermächtige Aristokratie wieder in das Gleise zu bringen. Cola di Rienzi wiegelte das Volk gegen den gesammten Adel auf, erhitzte seine Phantasie durch Erinnerungen an das Ansehen und die Wichtigkeit der Plebejer unter den Kaisern bis zur Raserei, stieg in raschem Erfolg bis zu der Macht eines Tribuns und Dictators, und ward aus einem Ordner des Staats sein ärgster Tyrann. Petrarca vernahm mit trunkner Freude den Ruhm, zu welchem sich sein Glaubensgenosse in ganz Italien erhoben hatte, und dessen Gewaltthaten, unter welchen doch seine genauesten Freunde und Gönner, die Colonna und andere Große Roms, bedeutend zu leiden hatten. Indessen die Sache hatte doch, obgleich sie bei dem Hof in Avignon Besorgniß und Mißfallen erregte, einen allgemein-patriotischen Anschein, machte in ganz Italien einen großen Lärm, der Kaiser selbst und Petrarca's Schmeichlerin, die Königin Johanna von Neapel, fanden es vortheilhaft, den Tribun zu ehren, und so konnte Petrarca sich nicht enthalten, einen großen Theil des Ruhmes durch einige von patriotischer Schwärmerei und schwülstiger Rhetorik überströmende Briefe (seine

gewöhnliche Art der Mitwirkung bei jeder großen Unternehmung) für sich zu nehmen, womit er dem Tribun zu seiner Macht Glück wünschte und ihn dringend ermunterte, auf seinem so weise eingeschlagenen Wege fortzufahren. Er war so sehr von dieser Schwärmerei befangen, daß er gar nicht bemerkte, wie sie gleich anfangs in eine gefährliche Narrheit überschlug, und seinen Tribun bei dem heller sehenden päpstlichen Hofe mit aller Energie vertheidigte. Er wollte selbst nach Rom gehen, um dem Demagogen mit gutem Rath zur Seite zu stehen, und nahm von Avignon Abschied. Allein schon in Genua erfuhr er, zu welcher gefährlichen Höhe der fanatische Freiheitssinn des Tribuns gestiegen war; er nahm sich daher vor, die Entwicklung erst in der Ferne abzuwarten, und ging nach Parma. In Parma erhielt er die Nachricht, daß Rienzi mit immer steigender Wuth gegen den ganzen Adel verfahre, und dieser gegen ihn einen Krieg auf Leben und Tod begonnen habe, dem schon viele vornehme Römer, besonders aber aus dem Hause Colonna unterlegen seien. Obgleich ihn diese Nachricht mit Recht sehr schmerzlich traf, benutzte er doch wieder die Gelegenheit, in einem Brief einen enthusiastischen Römersinn aus der alten republikanischen Zeit an den Tag zu legen. Famil. Lib. II, ep. 16. „Obgleich mir auf dem ganzen Erdkreis keine Fürstenfamilie theurer ist, so ist mir doch theurer die Republik, theurer Rom, theurer Italien.“ Wie sich nach Rienzi's endlichem Sturz Petrarca mit seinem über diese Freiheitsschwindel und ihre Folgen doch gewiß wenigstens höchst verstimmten Gönner, dem Kardinal Colonna, und mit dem päpstlichen Hof wieder ausgesöhnt habe, ist unbekannt; aber er ließ sich vier Jahre lang nach dieser Begebenheit nicht wieder in Avignon sehen.

Im Jahr 1348 wüthete die bekannte schreckliche Pest in einem großen Theil von Europa, welche außer vielen andern ihm bedauerlichen Opfern auch besonders seine Laura wegraffte. Sie starb in Avignon zufällig an demselben Tag desselben Monats und zu derselben Stunde, in welcher er sie in der Kirche Sa. Chiara zum ersten Mal gesehen hatte. Die Trauerbotschaft erreichte ihn zu Parma am 19. Mai, und versenkte ihn in den tiefsten Schmerz. Er erleichterte sich einigermaßen dadurch, daß er ihrem Andenken eine Menge Sonette widmete, welche in den Sammlungen seiner italienischen Gedichte den ganzen zweiten Theil füllen unter der

Aufschrift Rime in morte di Madonna Laura. Ein anderes Denkmal setzte er ihr in mehren Zeilen, die er auf das erste Blatt seiner Abschrift des Virgil setzte (dieser berühmte Codex befindet sich in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand), wahrscheinlich um sie, da er seinen Virgil immer zur Hand hatte, von Zeit zu Zeit zu lesen, und sich aller Umstände seiner Liebe zu erinnern. Sie lauten: Laura propriis virtutibus illustris, et meis longum celebrata carminibus, primum sub oculis meis apparuit sub primum adolescentiae meae tempus anno Domini MCCCXXVII. die VI. mensis Aprilis in ecclesia S. Clarae Avinione hora matutina. Et in eadem civitate, eodem mense Aprili, eodem die VI eadem hora prima, anno autem MCCCXLVIII ab hac luce lux illa subtracta est, cum ego forte tunc Veronae essem heu! fati mei nescius. Rumor autem infelix per litteras Ludovici mei me Parmae reperit anno eodem mense Majo die XIX mane. Corpus illud castissimum atque pulcherrimum in loco Fratrum Minorum repositum est eo ipso die mortis ad vesperam. Animam quidem ejus, ut de Africano ait Seneca, in Caelum, unde erat, rediisse persuadeo mihi. Hoc autem ad acerbam rei memoriam amara quadam dulcedine scribere visum est hoc potissimum loco, qui saepe sub oculos meos redit, ut scilicet nihil esse deberet (quod) amplius mihi placeat in hac vita, et effracto majori laqueo, tempus esse de Babylone fugiendi, crebra horum inspectione, ac fugacissimae aetatis aestimatione commonear, quod praevia Dei gratia facile erit praeteriti temporis curas supervacuas, spes inanes, et inexpectatos exitus acriter ac viriliter cogitanti. Noch mehrere Verluste erlitt Petrarca in diesem Jahre, worunter ihn besonders der Tod des Kardinals Stefano Colonna und des Vertrauten seiner Liebe, Sennuccio del Bene, schmerzlich traf. Um sich zu zerstreuen, reiste er in der Lombardei herum, und hielt sich abwechselnd an den kleinen Höfen zu Carpi, Mantua, Verona und Padua auf, knüpfte die alten Freundschaften mit den Gonzaga und Scala fester, und machte neue Bekanntschaften mit Manfredi Pio und Jacopo da Carrara, welcher Letztere ihn mit einem neuen Kanonikat beschenkte.

Um diese Zeit verbreitete sich das Gerücht, der Kaiser Karl IV.

wolle einen Zug nach Italien antreten. Eine herrliche Gelegenheit für Petrarca, nun auch noch mit einem Kaiser in Verbindung zu treten, und hier wieder an der Spitze eines patriotischen Unternehmens mitzufiguriren. Mit dem vorigen Kaiser, der lange genug in Italien die Tyrannen bekriegte, konnte der republikanische Dichter keine gemeinschaftliche Sache machen, weil er sonst mit der Kirche und den Tyrannen zerfallen wäre. Nun aber kam eine Creatur des Papstes, ein listiger, habsüchtiger Charakter, den ein Mann wie Dante ganz anders behandelt haben würde; er war Petrarca schon von Avignon her bekannt, seine Ankunft versprach diesem neue Ehren, die ihn nichts als etwas Rhetorik und Mystik, nicht einmal guten Rath kosteten, und so schrieb ihm Petrarca einen unendlich langen Brief (in der Sammlung seiner Werke als Abhandlung angeführt: De pacificanda Italia exhortatio) voll geschraubten Patriotismus und einer gewissen Energie, die keinem Gönner zu nahe trat. Karl IV. antwortete ihm erst nach drei Jahren darauf.

Eine neue Begebenheit zog ihn bald von solchen politischen Geschäften auf einige Zeit ab. Clemens hatte des Bonifazius Speculation auf die Dummheit der Menschen so glücklich gefunden, daß er sich ebenfalls darin zu versuchen beschloß, und nach sophistischen Auslegungen einiger Bibelstellen das große Jubiläum mit seinem Ablaß auf den Zeitraum von funfzig Jahren verlegte, zu welchem er 1350 die gesammte Christenheit durch zahlreiche Emissäre einladen und bearbeiten ließ. Der Erfolg entsprach natürlich seinen Erwartungen, und alle Straßen nach Italien füllten sich mit geldbeladenen Wanderern. Auch Petrarca, den seine Eitelkeit nirgends lange ruhen ließ, und der von keinem Lärm wegbleiben konnte, schloß sich den bezahlenden Gläubigen an. Auf der Reise verweilte er einige Tage in Florenz, um seine vielen Freunde, besonders Boccaccio zu sehen, den er in Neapel kennen gelernt hatte, und an welchen er seitdem durch Gleichheit der Studien innig gefesselt war. Da in Rom zu dieser Zeit besonders der Ort und die Gelegenheit war, sich durch Frömmigkeit auszuzeichnen, so gab sich Petrarca in den damaligen sowie spätern Briefen eine besondere Mühe, diesem Jubiläum eine gänzliche Umwandlung seiner Natur durch die ausgezeichnete Gnade Gottes und Jesu Christi zuzuschreiben. Der fromme

Schein, zu dem er seine Rhetorik zwingt, die Zerknirschung und Reue, die er so angelegentlich an den Tag legt, nachdem seine grauen Haare das Blut abgekühlt haben, die Worte, womit er seine Sinnlichkeit und Neigung zur Wollust im unvermögenden Alter brandmarkt (pestis illa und ea foeditas), lassen übrigens errathen, daß die Sünden seiner Jugend und seines Mannesalters bedeutender waren, als er der Mit- und Nachwelt zu zeigen für gut fand, und daß das dennoch sich davon verbreitende Gerücht ihn bewog, durch eine desto lautere Reue die Welt zufrieden zu stellen. Noch siebzehn Jahre nach dem Jubiläum schreibt er an Boccaccio (Senil. Lib. VIII, ep. 1): „Schon seit vielen Jahren, aber am vollkommensten nach dem Jubiläum blieb ich so frei von jener Pest, daß ich sie jetzt unendlich hasse, mehr als ich sie je geliebt habe; so daß ich bei der Rückerinnerung Scham und Abscheu empfinde. Jesus Christus, mein Erlöser, weiß, ob ich die Wahrheit sage" (diese gar oft in seinen Briefen angebrachte Berufung auf Zeugen, die Niemand fragen kann, machen mir jede seiner Betheuerungen verdächtig); „er, der oft von mir mit Thränen gebeten, mir erbarmungsvoll die Rechte reichte, und mich zu sich erhob."

Nachdem er sich an dem Orte seines frühern Triumphs an alten Erinnerungen sattsam geweidet, kehrte er zu Ende des Jahres nach Padua zurück. Dort fand er seinen Gönner Jacopo da Carrara von einem Verwandten ermordet, was damals in den Familien dieser kleinen Tyrannen nichts Ungewöhnliches war, aber in dessen Nachfolger Francesco einen desto wärmern Verehrer. Die Nachbarschaft von Venedig, auf welches die Thätigkeit und Kraft des berühmten Dogen Andreas Dandolo die Augen der Welt gerichtet hatte, lockte ihn auch dorthin. Er wußte sich bei dem Dogen einzuführen, und durch seine Geschmeidigkeit und sein einschmeichelndes Betragen dessen Freundschaft zu gewinnen, wozu seine Verbindung mit allen großen und kleinen Höfen beigetragen haben mag. Zwischen Venedig und Genua war ein heftiger Rivalitätskrieg im Ausbruch. Petrarca konnte die Gelegenheit nicht besser wünschen, auf eine bequeme Art sehr viel Patriotismus zu zeigen, aber sein Unternehmen hatte denselben Erfolg wie jedesmal, so oft er sich thätig in die Politik einmischte. Er schrieb einen langen, mit vieler Rhetorik und Philo-

sophie ausgeschmückten Brief, um die venetianische Republik von den Segnungen des Friedens zu überzeugen; allein der Doge machte von der Abhandlung den einzigen Gebrauch, den er davon machen konnte: er lobte in der Antwort Petrarca über die Maßen wegen seiner Beredsamkeit.

Aber eine neue Ehre sollte ihm widerfahren. Die Regierung zu Florenz hatte, um die durch die Kriege und die Pest sehr gesunkene Stadt wieder zu einiger Blüthe zu bringen, dort eine Universität gestiftet, und sah sich nach berühmten Männern um, die der jungen Anstalt gleich Festigkeit und Glanz geben sollten. Sie erwählte daher Petrarca zum Director der Universität, und bat ihn um Annahme dieses Amtes in einem ihm durch eine feierliche Gesandtschaft, an deren Spitze sein Freund Boccaccio stand, überbrachten sehr schmeichelhaften Brief, worin er zugleich von dem auf ihm lastenden Exil befreit und in alle seine Güter und bürgerlichen Rechte wieder eingesetzt wurde. So angenehm Petrarca diese Ehrenbezeigung war, so hinderte ihn doch seine schon angeführte Scheu vor bindenden und regelmäßige Thätigkeit erheischenden Aemtern, sich in den einfachen Stand eines berühmten Gelehrten in einer Stadt ohne Hof zu begeben. Petrarca schlug nicht die Güter, aber das Amt aus, und ging im Juni 1351 nach Avignon zurück. Hier fand er einen zügellosen Hof, an dem alle liederlichen Weiber der Provence Zutritt hatten, und von dem Papst und seiner Maitresse durch Schwelgereien und Ueppigkeiten aller Art unterhalten wurden. Petrarca schilderte diese Greuel und das Sinken der Kirche und des eigentlichen Hauptsitzes derselben mit glühenden Farben, welche bei den ungeduldig werdenden Römern ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich er zu derselben Zeit die eben so liederliche Königin Johanna von Neapel, die ungeachtet des schweren Verdachts des Gattenmordes mit ihrer üppigen Begleitung mit unerhörter Frechheit auftrat, mit dem ganzen Aufwand seiner sophistischen und galanten Beredsamkeit vertheidigte.

Am Ende des Jahres 1352 starb Clemens VI., und ihm folgte Innocenz VI. Unter diesem Papst erwartete Petrarca keine Nahrung für seine Eitelkeit, keinen Einfluß und keine Gelegenheit zu Glanz. Denn dieser Oberhirte schien nicht viel auf seine poetische, und noch weniger auf seine politische und diplomatische

Tüchtigkeit zu halten. Petrarca entfernte sich also von Avignon, ohne den Hof gesehen zu haben, und suchte den Ruhm wieder in Italien; diesmal in Mailand, wo ihn der größte Tyrann Italiens, der Erzbischof Giovanni Visconti, der weltliche und geistliche Macht mit kräftiger Hand selbst gegen den Bann des Papstes behauptete, ihn dringend bei ihm zu bleiben aufforderte und alle Mittel in Bewegung setzte, ihm seinen Aufenthalt angenehm und dadurch dauernd zu machen. Er besorgte ihm ein schönes Haus in reizender Lage, und gab ihm kein Amt, aber doch nach seinem Gefallen Sitz und Stimme in seinem Rath. So wurde Petrarca 1354 an der Spitze einer großen Gesandtschaft nach Venedig geschickt, um Frieden für Genua zu erwirken, das sich nach einer großen Niederlage in den Schutz der Visconti geflüchtet hatte; aber auch diesmal scheiterte seine Beredsamkeit an der venetianischen Politik. Andrea Dandolo begann den Krieg gegen Mailand und Genua, der aber bald eine für Venedig sehr unglückliche Wendung nahm, und dem ehrgeizigen Dogen das Leben kostete. Auch Giovanni Visconti starb bald, und hinterließ die blühendste Macht Italiens seinen Neffen, Matteo, Barnabo und Galeazzo, kräftigen, aber auch grausamen Tyrannen, und ebenfalls besondern Freunden und Verehrern Petrarca's.

Gegen diese Herren von Mailand zog sich nun unter Antrieb des Papstes und der Venetianer ein mächtiges Bündniß in Oberitalien zusammen, und die Venetianer und Florentiner riefen Karl IV. aus Deutschland zu ihrer Hülfe herbei. Petrarca schrieb einen zweiten Brief an den Kaiser, und lud ihn dringend ein, nach Italien zu kommen, obgleich dieser als Feind seiner Gönner in Mailand kommen sollte, und als Karl, nicht durch Petrarca's Declamation, sondern durch venetianisches und florentinisches Gold bewogen, in der Lombardei erschien, beeilte sich der Dichter, ihm in Mantua aufzuwarten. Es ist unbegreiflich, wie Petrarca bei seiner Charakterschwäche und der Zweideutigkeit in seinem politischen Betragen, sowie früher in dem Verhältniß zwischen den Colonna und Rienzi, so auch jetzt zwischen den Visconti und ihren Feinden, doch immer seinen Credit und sein Ansehen bei Freund und Feind erhalten konnte. Er blieb acht Tage in Mantua, immer um des Kaisers Person, war bei allen Verhandlungen der Verbündeten gegen die Visconti zugegen, und schloß sich später

doch wieder aufs Engſte an dieſe an, als er ſich in ſeinen Erwartungen auf den Kaiſer getäuſcht ſah. Karl IV. hatte nur ſeine Krönung in Mailand und Rom und nebenbei Gelderwerb im Auge, und erreichte alles dieſes mit einigen Aufopferungen von kaiſerlicher Macht, Anſehen und gutem Ruf. Wie ſehr Petrarca von dem Kaiſer geehrt worden ſei, und wie ſehr er ihm geſchmeichelt habe, erzählt er ſelbſt in einer Menge rhetoriſcher Briefe aus jener Zeit. Karl, welcher in Italien erſt merkte, zu welcher orakelmäßigen Macht Petrarca gelangt war, und ihn wahrſcheinlich auf ſeiner Reiſe noch gut benutzen zu können hoffte, bot ihm an, ſeiner Krönung in Rom beizuwohnen, was aber dieſer ausſchlug. Bei ſeinem Abſchied vom Kaiſer unweit Piacenza machte ein toskaniſcher Ritter im Gefolge eine treffende Bemerkung über ihn. Er nahm Petrarca bei der Hand, und ſagte zu Karl: „Dies iſt der Mann, von welchem ich Euch oft geredet; er wird Euren Namen verherrlichen, wenn Eure Thaten es verdienen; im andern Fall weiß er zu reden, aber auch zu ſchweigen.“

Karl IV. hatte die Reiſe nach Rom und zurück im Fluge gemacht, ſich krönen laſſen, aus jedem Umſtand an den kleinen Höfen und in den Städten einen reichlichen Gelderwerb gezogen, und ſtatt Ordnung zu ſtiften, die Verwirrung überall noch vermehrt. Petrarca ſah ſich alſo am Ende dieſes Zuges in ſeinen patriotiſchen Erwartungen außerordentlich getäuſcht, oder ſtellte ſich wenigſtens ſo, denn der große Politiker, der ſchon drei Päpſten guten Rath ertheilt hatte, mußte des Kaiſers offne Geldpolitik am erſten Tage durchſchauen. Er beſchwichtigte auf jeden Fall die Welt durch einen höchſt patriotiſchen Brief voll heftiger Vorwürfe gegen den Kaiſer; allein Tiraboſchi glaubt mit Recht, daß dieſer Brief nicht abgeſchickt worden ſei. Im Gegentheil ließ Petrarca, der nun den Visconti ganz ergeben war, von dieſen ſich zu einer Geſandtſchaft an den Kaiſer nach Deutſchland gebrauchen, um dieſen von dem gedrohten Entſchluß eines Krieges gegen Mailand abzubringen. Da das lombardiſche Bündniß ohnedies ſchon größtentheils mit den Visconti Frieden gemacht hatte, und der Kaiſer in dem Unternehmen keine gute Geldſpeculation ſah, ſo war das Geſchäft in Prag bald abgemacht, wobei Petrarca wieder die größten Schmeicheleien und Ehrenbezeugungen empfing; ja kurz nach ſeiner Rückkunft in Mailand erhielt

er vom Kaiser das Diplom eines Pfalzgrafen mit allen Rechten und Privilegien.

Wenn man Petrarca's Briefen aus dieser Zeit glauben darf, so fing er nun an, ein äußerst stilles, zurückgezogenes und philosophisches Leben zu führen, nachdem er ein Landgut drei Miglien von der Stadt, bei Garignano bezogen hatte. „Mein Leben", schreibt er, „ist immer sehr einförmig (?) gewesen, seitdem sich in mir mit zunehmenden Jahren jene verderbliche Flamme, die mich so lange verzehrte, gelöscht hat. Doch es ist vielmehr ein himmlischer Thau gewesen, der sie ausgelöscht hat. Denn sieht man nicht täglich Greise zu großer Unehre der Menschheit in Unenthaltsamkeit versenkt. — Meine Gesundheit ist so kräftig, daß weder ein reiferes Alter, noch ernstere Beschäftigungen, noch Enthaltsamkeit, noch Geißeln, je dieses widerspenstige Thier ganz bändigen können, dem ich fortwährend den Krieg mache. Ich vertraue auf die Gnade Gottes; ohne sie würde ich gewiß fallen, wie es mir sonst schon geschehen ist. Oft gegen Ende des Winters muß ich die Waffen wieder ergreifen, und auch jetzt kämpfe ich für meine Freiheit. — Meine ganze Hoffnung beruht darauf, daß ich mit Hülfe Jesu Christi die Feinde besiege, die mich in der Jugend so oft besiegt haben, und dieses empörerische Thier bändige, dessen Treiben mir so oft die Ruhe stört. Was die Glücksgüter betrifft, so bin ich gleich weit von beiden Extremen entfernt, und glaube mich in der so wünschenswerthen Mittelmäßigkeit zu befinden. Eine einzige Sache kann noch den Neid Anderer erregen: daß ich nämlich mehr geehrt werde, als ich wollte, und mehr, als es meiner Ruhe zuträglich wäre. Nicht nur der große Fürst Italiens (Galeazzo Visconti) mit seinem ganzen Hof liebt mich und ehrt mich, sondern auch sein ganzes Volk achtet mich, mehr als ich verdiene, und liebt mich ohne mich zu kennen und ohne mich zu sehen; denn ich lasse mich selten öffentlich sehen, und vielleicht bin ich gerade deswegen geliebt und geehrt. Die Güte, welche Alle für mich haben, fesselt mich so an Mailand, daß ich selbst die Häuser, die Erde, die Luft, die Mauern liebe. — Wenn ich ausgehe, entweder um meine Pflichten bei dem Souverain zu erfüllen, oder aus andern Gründen der Convenienz, grüße ich rechts und links mit einfachem Kopfneigen, ohne zu reden oder mich mit Einem aufzuhalten. —

Ich habe für den Sommer ein herrliches Landgut bei Mailand genommen, und führe dort mein gewöhnliches Leben, außer daß ich dort noch freier und von den langweiligen Verhältnissen der Stadt entfernter bin. Nicht weit von meinem Haus ist eine schöne neuerbaute Karthause, wo ich zu jeder Stunde des Tages jene unschuldigen Vergnügungen finde, welche die Religion gewähren kann. Ich wäre beinahe in das Kloster eingezogen, die guten Mönche waren es zufrieden und schienen es sogar zu wünschen; aber ich hielt es doch für besser, in ihrer Nähe zu wohnen, so daß ich ihren geistlichen Uebungen beiwohnen kann. Ihre Thür ist mir immer offen, ein Vorrecht, daß Wenige genießen. — Ihr wollt noch den Stand meines Vermögens kennen, und wissen, ob Ihr dem über meine Reichthümer verbreiteten Gerücht glauben sollt. Ihr sollt die reine Wahrheit erfahren. Meine Einnahmen haben sich vermehrt, ich bekenne es, aber im Verhältniß auch meine Ausgaben. Ihr kennt mich: ich bin nie weder ärmer noch reicher gewesen. Die Reichthümer vermehren die Bedürfnisse und Wünsche, und führen so zur Armuth. Aber ich habe bis jetzt das Gegentheil erfahren. Je mehr ich besessen habe, desto weniger habe ich gewünscht: der Ueberfluß hat mich ruhiger und gemäßigter in meinen Wünschen gemacht. Nichtsdestoweniger weiß ich nicht, was mir geschähe, wenn ich große Reichthümer hätte; sie würden vielleicht in mir dieselbe Wirkung wie in Andern hervorbringen." — Dies ist ungefähr die Art, wie Petrarca seine Gesinnungen für das Urtheil der Nachwelt zurecht zu legen wußte. Tirabaschi, Ginguené und andere Verehrer können gar nicht genug seine liebenswerthe Aufrichtigkeit loben (quell' aurea sincerità che ce lo rende si amabile); sie werden aber einige Zweifel allen Denen erlauben, welche Petrarca's Handlungen mit seinen Declamationen zu vergleichen verstehen.

Bei diesem stillen Aufenthalt unter den Karthäusern, wobei seine Eitelkeit doch auch manche kleine Feste zu finden wußte, wie er denn einmal in Bergamo von dem Gouverneur, Commandanten und der ganzen Stadt wie ein Fürst empfangen wurde, beschäftigte er sich meist mit den Kirchenvätern, dann fortwährend mit Virgil und besonders mit Cicero's Briefen. Dieser letztere Sympathie gibt ein ziemlich klares Zeugniß für seine Denkweise, und erklärt die Sorgfalt, die er anwendete, seine eignen

unzähligen Briefe auf die Nachwelt gelangen zu lassen. Ein Besuch, den er während dieser Zeit von Boccaccio erhielt, gab seinem Studium des Alterthums einen neuen Schwung, indem Beide sich ihre Ideen, Entdeckungen alter Handschriften und Kenntnisse austauschten. Petrarca hatte seinem Freund ein Exemplar seiner lateinischen Eclogen geschenkt, und dieser ehrte Petrarca unstreitig zu hoch dadurch, daß er ihm bei seiner Rückkehr von Florenz aus eine mit eigner Hand verfertigte Abschrift von Dante's Divina Commedia schickte, und ihm in einem Briefe, der ihm alle Ehre macht, das Studium derselben aufs Angelegentlichste empfahl. Die Italiener geben sich alle Mühe, Petrarca von dem Verdacht des Neides und der Eifersucht gegen seinen unerreichbaren Vorgänger zu reinigen. Aber schon der Umstand, daß er Danten fast ganz ignorirt, ihn, von dem die ganze gebildete Welt erfüllt war, kaum zwei oder dreimal in seinen Versen anführt, und ihn da wie zum Hohn mit Fra Guittone von Arezzo und Cino von Pistoia zusammenwirft, gibt einen starken Beweis, den keine Sophistik umstoßen kann *). In Folge jenes angeführten Besuchs hatte Boccaccio, dem der Ruf Dante's und Petrarca's nahe ging, in einem Augenblick der Niedergeschlagenheit beschlossen, seine Dichtungen zu verbrennen, und Petrarca seinen Vorsatz mitgetheilt. Dieser suchte ihn davon in einem Brief abzubringen, der von ganz grob aufgetragener Demuth und Bescheidenheit so überströmt, daß die Heuchelei gar leicht durchzusehen ist. „Du bist Philosoph und Christ", schreibt er, „und doch bist du unzufrieden mit dir, weil du nicht auch berühmter Dichter bist. Da ein Anderer den ersten Platz einnimmt, so

*) In dem Sonett auf den Tod des Vertrauten seiner Liebeshändel, Sennuccio del Bene, sagt er:

Ma ben ti prego, che 'n la terza spera
Guitton saluti, e Messer Cino, e Dante,
Franceschin nostro, e tutta quella schiera.

Und im Trionfo d'Amore, cap. 4.

Così or quinci, or quindi rimirando
Vidi in una fiorita e verde piaggia
Gente, che d'amor givan ragionando.

Ecco Dante, e Beatrice; ecco Selvaggia;
Ecco Cin da Pistoia; Guitton d'Arezzo.
Ecco i due Guidi, che già furo in prezzo;
Onesto Bolognese; e i Siciliani.

ſtrebe nach dem zweiten, und ich will mir den dritten nehmen.“ Boccaccio bemerkte die Ironie und Heuchelei, ſchickte ihm zur Antwort Dante's großes Gedicht, und beſchwor ihn, er möge nicht verſchmähen, das Werk eines großen Mannes zu leſen, von deſſen Haupt das Exil und der Tod in der Blüthe ſeines Lebens den Lorbeer geriſſen hätten. „Lies ihn, ich beſchwöre dich; dein Genie erhob ſich bis zum Himmel und dein Ruhm verbreitete ſich über die Gränzen der Erde. Aber bedenke, daß Dante unſer Mitbürger iſt, daß er gezeigt hat, was unſere Sprache vermöge, daß ſein Leben unglücklich war, daß er Alles für den Ruhm unternommen und ausgeführt hat, und daß er von Verläumdung und Neid bis zum Grabe verfolgt worden iſt. Wenn du ihn lobſt, wirſt du ihn ehren, und dich ehren, und Italien ehren, deſſen größter Ruhm und einzige Hoffnung du biſt.“ Dieſe Ermunterung zum Studium der Divina Commedia, wobei der Hauptgrund, der unerreichbaren Vortrefflichkeit des Werkes, ganz weggelaſſen, und gleichſam das Mitleid mit dem Dichter in Anſpruch genommen iſt, mag Boccaccio wegen ſeines guten Willens und Eifers hingehen, den er überdies noch gegen Petrarca dadurch enſchuldigen zu müſſen glaubt, daß er Danten durch Lehre und Beiſpiel viel verdanke. Petrarca läßt in ſeiner Antwort dieſe Entſchuldigung auch ganz gelten, und hebt hervor, daß dieſer Grund bei ihm wegfalle. „Du führſt beſonders dieſen Grund für deinen Eifer an, daß Jener in deiner Jugend dein erſter Führer in den Studien, deine erſte Fackel war *), während ich ihn nie geſehen habe, außer ein einziges Mal, da er mir in der Ferne gezeigt wurde, als ich noch ein Kind war. Er wurde mit meinem Vater verbannt, welcher ſich dem Unglück unterwarf, und ſich ganz der Sorge für ſeine Kinder hingab. Der Andere hingegen (Dante) widerſtand, und ganz für den Ruhm lebend, ſetzte er die eingeſchlagne Bahn fort. Wenn er noch lebte, und ſein Charakter mit dem meinigen ſo übereinſtimmte, wie es ſein Genius that, ſo würde er keinen beſſern Freund als mich gehabt haben.“ — Der ganze Brief (Purgatio ab invidis objectae calumniae), worin ſich Petrarca

*) Inseris nominatim hanc hujus officii tui excusationem, quod ille, te adolescentulo, primus studiorum dux, prima fax fuerit.

von dem Verdacht des Neides und der Eifersucht gegen seinen größern Meister reinigen will, ist so geschraubt, so voll Widersprüche und Zweideutigkeiten, daß die wahre Gesinnung nur desto deutlicher hervortritt. Der Name Dante's ist mit größter Vorsicht und wahrer Kunst in dem ganzen Schreiben vermieden, was seine Verehrer zu der Behauptung benutzten, als sei gar nicht von Dante die Rede. Der Grund, den er für seine geflissentliche Vernachlässigung Dante's angibt, ist gar seicht und sogar albern, weil er nämlich sich von Jugend auf vorgenommen, auch in italienischer Sprache zu dichten, und daher gefürchtet habe, ein knechtischer Nachahmer zu werden. Er ist nichts destoweniger in seinem lateinischen Gedicht ein Nachahmer des Virgil und in seinen Sonetten ein sehr serviler Nachahmer der Provenzalen und selbst des Dante geworden. Und seine Betheurungen, mit denen er nicht karg ist, machen die Sache am wenigsten gewiß, da er an andern Orten gerade das Gegentheil sagt. „Ich schwöre dir, und du glaube es; sein Geist und sein Styl erfreut mich, und ich pflege nie anders als mit großem Lob davon zu reden."

Im Jahr 1360 wurde ihm von Galeazzo Visconti eine von jenen Gesandtschaften aufgetragen, die so ganz für ihn gemacht waren, und wobei er immer am meisten ausrichtete. Der König Johann von Frankreich war aus seiner Gefangenschaft in England zurückgekehrt, und Petrarca sollte ihm im Namen seines jenem verwandten Hofes Glück zur Befreiung wünschen. Er feierte in Paris einen seiner gewohnten Triumphe, alle Professoren brachten ihm ihre Huldigung, der König und der Dauphin suchten ihn vergebens an ihrem Hofe zurückzubehalten, und er kehrte mit Ehren, Geschenken und Versprechungen überhäuft, nach Mailand zurück. Dort erwartete ihn eine neue Einladung vom Kaiser Karl IV., an seinen Hof nach Prag zu kommen. Allein Petrarca war, wie uns Tiraboschi sagt, „ein zu großer Feind des Lärms und Ehrgeizes", um diese Einladung anzunehmen. Er schrieb einen Brief voller Schmeicheleien, Lobeserhebungen und Entschuldigungen, ließ etwas Patriotismus einfließen, und lud den Kaiser mit dem gewohnten Pathos dringend ein, nach Italien zu kommen, und dort Einigkeit und Ruhe zu schaffen. Man muß in Hinsicht auf Petrarca ganz blind sein wollen, wenn man in diesen Briefen nicht die Heuchelei des Mannes erkennt, der den

Kaiser, seine Habgier und egoistische Politik kannte, und ihm beim ersten Zug die Verwünschungen der betrogenen Vaterlandsliebe nachgeschickt hatte. Frucht dieses politischen Geschäfts war für Italien natürlich keine, für Petrarca aber ein schmeichelhafter Brief und eine goldne Tasse, die der ebenso aufrichtige Kaiser dem brauchbaren Schwärmer zusandte.

Im folgenden Jahr ließ ihm Innocenz VI. das Amt des apostolischen Sekretärs anbieten; Petrarca schlug es abermals aus, konnte sich aber in dem Antwortschreiben nicht enthalten, seiner durch frühere Vernachlässigung des Papstes verletzten Eitelkeit Luft zu machen. Während er nun vor Pest, Krieg und Heereszügen deutscher, italienischer und französischer Völker aus einer Stadt in die andere zog, ward er auch noch geistig durch Einladungen nach Deutschland, Frankreich und an alle italienische Tyrannenhöfe beständig hin und her gezogen. Er hielt sich endlich einige Zeit in Venedig und im Sommer in Pavia fest, wo er sehr geehrt wurde.

Urban V., der 1365 den heiligen Stuhl bestiegen hatte, beschloß endlich nach langer Entfernung der Päpste seinen Sitz wieder in Rom aufzuschlagen. Da dieser Entschluß in Italien einen großen Jubel erregte, so konnte Petrarca nach seiner Gewohnheit die Gelegenheit, ohne große Mühe viel von sich reden zu machen, nicht vorüber gehen lassen. Er schrieb also dem Papst einen langen Brief, eine wahre Abhandlung, um ihn in seinem Vorsatz zu bestärken, verwickelte sich aber darin so sehr in das Pathos, die Philosophie, Rhetorik und Sophistik, daß der Papst sich über die meisten Redensarten von seinem Sekretär einen Commentar mußte verfassen lassen, und der ganze Hof über die Gelehrsamkeit in Verwunderung gerieth. Als Urban V. 1366 in Rom angekommen war, verfolgte ihn ein neuer, ebenso langer Brief Petrarca's, worin die Freude von ganz Italien in ebenso schwierigen und verwickelten Redensarten abgefaßt war. Alle diese Betheurungen von Ergebenheit und Anhänglichkeit verhinderten übrigens keineswegs Petrarca, der meistens bei seinen Handlungen nichts mehr von seinen Worten wußte, sich an des Papstes ausgemachte und hartnäckigste Feinde, die Visconti in Mailand, aufs Engste anzuschließen. Urban bildete gegen diese kriegerischen Tyrannen unter allen lombardischen Großen eine mächtige Ligue,

deren Haupt der Kaiser Karl IV. war. Galeazzo schickte den Petrarca an den päpstlichen Legaten nach Bologna als Unterhändler des Friedens, aber diese diplomatische Sendung des Rhetors und Sophisten hatte ebenso wenig Erfolg, als alle seine übrigen. Galeazzo mag dies auch eingesehen haben, denn er wandte sich zu gleicher Zeit mit ganz andern Mitteln auf eine andere Seite, und schickte dem Kaiser Gold, was sogleich den Frieden bewirkte.

Während Petrarca so für die Feinde des Papstes arbeitete, muß er sich zugleich durch unbekannte Mittel in dessen Gunst zu setzen gewußt haben, denn Urban lud ihn durch ein schmeichelhaftes Schreiben nach Rom ein. Obgleich Petrarca von Alter und Krankheit zur Ruhe gemahnt war, so konnte er doch nicht widerstehen; er machte sein Testament und begann die Reise. Aber schon in Ferrara nöthigte ihn die zunehmende Schwäche, sein Vorhaben aufzugeben, und nach Padua zurückzukehren. Diese Vorzeichen des Alters bewogen ihn denn endlich, sich von dem Lärm der Städte und Höfe zu entfernen. Er suchte sich einen friedlichen Landsitz in dem schönen euganeischen Gebirg, und seine Wahl fiel auf das Dorf Arquà, wo er sich ein Haus, ungefähr zehn Miglien von Padua erbaute, und darin mit seiner verheiratheten Tochter, deren Mann und einem Geistlichen, die letzten vier Jahre ziemlich ruhig unter Studien und Andachtsübungen zubrachte. Nur einmal noch ward er aus dieser Ruhe herausgerissen. Francesco da Carrara, Herr von Padova, war in einem Krieg mit Venedig ins Gedränge gekommen, und mußte um Frieden bitten. Er wurde ihm unter der Bedingung zugestanden, daß er seinen Sohn nach Venedig schickte, um sich zu rechtfertigen und Treue zu schwören. Zu diesem schweren Gang ward Petrarca zum Führer und Sprecher ausgesucht, und es wird erzählt, daß er von der Majestät des versammelten Senats betroffen, am ersten Tag seine Rede nicht halten, sondern erst in der folgenden Sitzung die nöthige Sammlung des Geistes dazu erhalten konnte, wo dann die Gesandtschaft ihren Zweck vollkommen erreichte.

Nach diesem Geschäft zog er sich kränklich nach Arquà zurück. Ein schleichendes Fieber verzehrte seine Kräfte; doch wollte er von seinen gewohnten Studien und Arbeiten nicht ablassen. So traf ihn seine Familie am Morgen des 19. Juli 1374 todt

in seiner Bibliothek, das Haupt auf ein Buch gelehnt. Er war an einem Schlagfluß im Alter von siebenzig Jahren gestorben. Das Gerücht von seinem Tod verbreitete in Kurzem in ganz Padua Schrecken und Trauer. Francesco da Carrara, der ganze Adel von Padua, der Bischof, das Kapitel, die Geistlichkeit, das Volk wohnte seinem Leichenbegängniß bei. Sein Schwiegersohn, Francesco Borsano, ließ ihm unweit der Kirche zu Arquà ein marmornes Grabmal auf vier Säulen errichten, wo seine Gebeine ruhen, und das noch dort zu sehen ist.

Dies war der Mann, den der größte Theil von Italien noch jetzt vergöttert, der Mann, der in seinem politischen und poetischen Leben von einem Triumph zum andern zog, ohne deswegen viel mehr gethan zu haben, als sich, selbst wenn der Erfolg unglücklich war, in das beste Licht zu setzen. Daher brachten fast alle seine politischen und diplomatischen Geschäfte nur ihm Nutzen, und war er auch nicht schwierig in der Wahl der Sache, die er ergriff. Er besaß die Kunst in hohem Grade, Schein zu machen, und die noch schwierigere Kunst, mit den entgegengesetztesten und feindseligsten Parteien zu gleicher Zeit im besten Einverständniß zu leben. So zog er aus jedem Unglück seines Vaterlandes Vortheil für sich, und gelangte zuletzt zu der Macht eines Orakels. Diese Macht wußte er sich durch eine unglaubliche Menge Briefe voll schmeichelnder und kriechender Sophistik an Päpste, Kaiser, Könige und kleinere Tyrannen zu befestigen, und sich immer im Andenken zu erhalten. Er setzte sich scheinbar immer in Sympathie mit den allgemeinen Wünschen der Zeit, schmeichelte den Ohren der Römer mit Declamationen über die ehemalige große Republik, den Italienern mit Lobeserhebungen über die Vorzüge ihres Landes, Papst und Kaiser, Jedem nach seiner Art, und ihren erbittertsten Feinden ebenso. So ward er der Mann des Volks, weit über Dante erhoben, und ist's bis auf den heutigen Tag geblieben. Denn er bildete alle Seiten des damals sich festsetzenden Nationalcharakters aufs Vollkommenste in sich aus, so daß jeder Italiener ihn gern für den Seinigen erkennt, und sein dauernder Ruhm, den man sich außerdem gar nicht erklären könnte, eigentlich in einem symbolischen Kultus das Nationalcharakters fortlebt. Denn noch immer gilt, was auch Petrarca für das Höchste hielt, die höchste Ausbildung der Form und des

Scheins, noch immer die Troubadourpoesie, welche Petrarca zur höchsten Ausbildung brachte, noch immer die unglückliche Sonettenwuth, worin manches Talent zu Grunde geht, noch immer die wirkungslose Eitelkeit auf längst verschwundene, spurlose Heldenthaten, mit deren Lobe noch die neusten Tragödiendichter ihre Werke populär machen, noch immer die Lieblingserinnerung an die scheinbar große Zeit der Republiken, womit auch die neuern Romane angefüllt sind. So konnte Petrarca mit großer Behaglichkeit in seinem Briefe an die Nachwelt sagen, daß er die Gunst Aller in höchstem Grade bis zu Erweckung des Neides besessen habe. Nur gegen einen Mann fühlte er in richtiger Würdigung den Neid, den ihm Andere zollten, gegen den Mann, mit dem er in keiner Hinsicht verglichen werden kann, der zu wenig italienische Eigenschaften besaß, um dem Kultus der Nationalität als Symbol zu dienen, der aber fähig war, die Divina Commedia zu schreiben.

Petrarca's größtes Verdienst, das um die Wiederbelebung der alten Literatur, gehört nicht in unsern Plan; wir würden uns sonst gerne weitläufig darüber auslassen, schon um den Verdacht eines vorgefaßten Urtheils zu entfernen. Seinen Bemühungen und seinem Enthusiasmus, besonders für die Römer, verdankt die Philologie und Alterthumskunde außerordentlich viel; denn nicht nur ging er selbst unabläßig auf Entdeckungen der klassischen Schriften aus, sondern jene Wissenschaften gelangten durch ihn zu Ansehen und wurden selbst zu einer Liebhaberei, deren Uebermaß im sechzehnten Jahrhundert der italienischen Poesie nachtheilig war. Er zuerst legte eine Sammlung römischer Münzen zum Behuf der Geschichte und Chronologie an, und trieb überall geographische Karten und Bücher zusammen. Doch am meisten suchte er mit unermüdlichem Eifer Schriften der Alten, und begeisterte zu denselben Anstrengungen in seiner ausgebreiteten Correspondenz alle seine Freunde in Italien und selbst in Frankreich, England und Spanien. Von allen Orten erhielt er auch durch Geschenke erfreuliche Beweise der Anerkennung seines Eifers. Von Constantinopel aus ward ihm eine vollständige Copie der Homerischen Gedichte geschickt. Da ihm aber die griechische Sprache immer mehr fremd blieb, so wandte er seine besondern Nachforschungen auf die römischen Schriftsteller, und sein Brief

an ſeinen Bruder Gherardo (Famil. Lib. III, ep. 18.) gibt ein Zeugniß von ſeiner ſtets wachſenden Leidenſchaft für dieſelben. Er gab ſich alle Mühe, den Livius zu vervollſtändigen, von welchem damals nur die erſte, dritte und vierte Decade vorhanden war; auch das Buch des Varro, Rerum humanarum et divinarum antiquitates, das er in ſeiner Jugend einmal geſehen hatte, ſuchte er, wiewohl vergebens, wieder auf, ſowie Cicero's Abhandlung De Gloria, die er einmal beſeſſen hatte, und die durch einen Freund, dem er ſie geliehen, und der ſie aus Noth verkaufte, auf immer verloren ging. Glücklich war er durch den Fund von Quintilian's Inſtitutionen, 1350 in Florenz, obgleich ſein Exemplar noch unvollſtändig war, und erſt im folgenden Jahrhundert ergänzt worden iſt. Am meiſten verdanken ihm die Freunde des Cicero. Dieſer war nebſt Virgil ſein beſtändiger Begleiter und der Gegenſtand ſeiner unabläſſigen Nachforſchungen. In Lüttich entdeckte er zwei Reden des Cicero, und nahm ſogleich eine Copie davon; mehre Jahre ſpäter ſchrieb er eigenhändig eine große Sammlung dieſer Reden ab. In Verona fand er die Briefe ad Familiares, und nahm eine Copie derſelben, ſowie die ad Atticum, welche beide Manuſcripte noch in der Laurenziana in Florenz aufbewahrt werden.

Was allein in dieſem Werk Berückſichtigung verdient, iſt gerade das, worauf Petrarca am wenigſten Werth zu legen der Welt vorgibt, was aber in der That in poetiſcher Hinſicht einen ſehr untergeordneten Werth hat, ſeine italieniſchen Rime. Petrarca gilt für den größten Lyriker in Italien; aber die Lyrik ſelbſt iſt dort im höchſten Grad beſchränkt. Die Urſachen dieſer gerade für dieſes Land merkwürdigen Erſcheinung ſind ſchon früher (Abſchnitt III, § 10 dieſes Bandes) weitläufiger auseinandergeſetzt. Sie beruhen alle hauptſächlich auf dem unglücklichen Umſtand, daß den Italienern eine naturgemäße nationale Entwicklung verloren ging, indem ſie ſich nicht aus den Anfängen eigner roher Kraft herausbilden konnten, ſondern auf einen Stamm eines fremden, einſtens höchſt kultivirten Volkes aufgepfropft waren. Dadurch gingen ſie jener erſten Kindheit der Nationen voll naiver und mächtiger Gefühle verluſtig, ſie waren durch jene alten Hofmeiſter ſchon früh altklug geworden, und hatten ſtatt Natur und Wahrheit die heterogenſten, ihnen überlieferten Dinge, alte

Verfeinerung der Sinnlichkeit, neue Subtilität des Verstandes, Geschraubtheit und Aristotelisches Christenthum in sich aufnehmen müssen. Daß die Nationalentwicklung überhaupt mangelhaft von Statten ging, sieht man schon daraus, daß die Italiener nach Dante, Petrarca und Boccaccio lange noch nicht wußten, welche Sprache sie sich aneignen sollten, und erst nach langer Wahl und langen Kämpfen die italienische Sprache sich im sechzehnten Jahrhundert geltend machte.

Was aber auf ihre Nationalpoesie am meisten verderblich wirkte, war die altklassische Literatur, die Poesie der Provenzalen, besonders da sie ihnen in ihrem Verfall zukam, und hauptsächlich der Umstand, daß sie vor und zugleich mit dem Anfang ihrer Poesie eine über diese herrschende, schon genau abgegränzte Philosophie besaßen, und daß diese ein Amalgam von alten und neuen Ideen, zum großen Theil ein Gewirr voller Unsinn war, worin der prüfende Verstand nur in Subtilitäten, das Gefühl in sclavische Mystik und die Phantasie in die gröbsten Ausschweifungen verfiel. Die Dichter waren größtentheils nicht gottbegeisterte Seher, sondern Philosophen, und zwar Scholastiker, ihre Phantasie, noch ehe sie sich der Begeisterung hingeben konnte, theils in die kirchlichen Schranken, theils in die längst geheiligten Gesetze einer vor ihrer Poesie schon bestehenden Poetik gebannt. Dazu kam die den Arabern nachgeahmte provenzalische Poesie, welche in ganz Italien verbreitet und den Italienern so eingeimpft war, daß Viele selbst in jener Sprache dichteten. So ward das italienische lyrische Gedicht nur ein italienisches Troubadourlied (jede höhere Poesie galt nur in lateinischer Sprache), und zeigte dieselbe überschwängliche Subtilität in der Liebe, dieselbe widerliche Verfeinerung und Zerlegung dunkler Gefühle, dieselben geheuchelten Schmerzen und Kämpfe der Leidenschaften, denen man schon im kalten Ausdruck die Unwahrheit anmerkt, dieselbe eingebildete Krankheit.

Dies Alles führte zur Unnatur, und erstickte Geist und Gefühl. Desto eifriger warfen sich die Dichter auf die Form und suchten in ihr das ganze Heil der Poesie. Aber hier zeigte sich gleich die unglückliche Folge des Verlassens der Natur. Während die Griechen in ihrer lyrischen Poesie, derjenigen, in welcher die Natur am unmittelbarsten wirkt, eine unendliche Mannigfal-

tigkeit von Formen hatten, die den verschiedenen Graden ihres begeisterten Gefühls sich von selbst anpaßten, machten sich die Italiener zum Voraus eine bestimmte Form zurecht, verengten sie durch eine genau bestimmte Anzahl von Versen und unabänderliche Verschlingung des Reims noch mehr, und zwängten nun ihre ganze künftige Lyrik unbarmherzig in dieselbe hinein. Daß das Gefühl sich zu solchen Verdrehungen hergab, und die Schranken nicht ein einziges Mal durchbrach, beweist seine Schwäche von Anfang an und seine Unterordnung unter den subtilen Verstand, der auch hier allein ausreichen konnte. Denn wo das Gefühl die enge Form nicht ganz füllte, mußte noch eine Anzahl Wörter herbeigeschafft werden, die durch Wiederholung, Umschreibung, Verwässerung die vierzehn Reime glücklich durchführten. Sonett ist die unglückselige Form, in welche Alles, Lied, Elegie, Ode, Hymne, Satire, Epigramm gezwängt wurde, selbst in den Monologen der Tragödien könnte man eine Menge Sonette herausfinden; ein Beweis, wie wenig die Natur bei diesen Lyrikern wirkte, wie wenig also natürlicher Zusammenhang zwischen den Gefühlen und dem Ausdruck, der Form war. Petrarca, der größte Lyriker der Italiener, der die alten Schriftsteller immer zur Seite hatte, fand in dem großen Schatze römischer und provenzalischer Formen nur zwei für den Ausdruck seiner Begeisterung, das Sonett der Sicilianer und die Canzone der Troubadours (seine Satiren schrieb er gar in Idyllenform). Indessen der Mann war unter großem Lärm gekrönt worden, an allen großen und kleinen Höfen geehrt, und so ward das Sonett eine geheiligte Form, in welcher sich die Lyrik mehre Jahrhunderte lang geduldig verstümmeln ließ. Daher diese Unnatur, diese Geschraubtheit und Leerheit, welche in der italienischen Lyrik eine große Macht erlangte, und selbst auf andere Dichtarten einen nachtheiligen Einfluß übte; und man bemerkte gar nicht, wie diese Nation, welche eine so glühende Phantasie, eine so starke Persönlichkeit, so lebendige Gefühle erhalten, von der Natur so auffallend zur Lyrik hingewiesen ist, durch diese schreckliche Tyrannei um einen ihrer schönsten Vorzüge gebracht wurde. Ohne die oben angeführten Bemerkungen wäre diese Wahl des Petrarca unbegreiflich, und mehr zu verwundern, als daß die Spätern,

obgleich sie ebenfalls von den Alten begeistert waren, dennoch diese Form des gekrönten Hofmanns sclavisch annahmen.

Je kleiner das Sonett war, je mehr in der Reimverschlingung Geist und Gefühl unterging, und bloß die Form galt, desto sorgfältiger mußte sie behandelt sein, um doch dem Gedicht einigen Werth zu geben. Daher feilte Petrarca seine Sonette noch im Alter bis zum Ueberfluß, daß selbst der Gedanke darunter litt, und man findet in denselben eine Masse Wörter, die offenbar nicht wegen des Sinns, sondern nur um ihrer selbst und ihrer Vocale willen dastehen. So ward er, während die Lyrik zu Grunde ging, der Schöpfer der harmonischen Sprache, die allerdings unter ihm einen auffallenden Fortschritt zur Weichheit gemacht hat. Diese fortgesetzten Bemühungen um die Vervollkommnung seiner Sonette, während er sein Epos **Africa** nicht mehr ansehen wollte, läßt sich schlecht mit der geheuchelten Geringschätzung vereinigen, die er später immer gegen seine **Rime** äußert, und die er sogar in einem eignen Sonett ausgedrückt hat:

Voi ch'ascoltate in rime sparse il suono
Di quei sospiri, ond' io nodriva il core
In sul mio primo giovenile errore,
Quand' era in parte altr' huom da quel ch'i sono:
Del vario stile in ch'io piango e ragiono,
Fra le vane speranze, e 'l van dolore,
Ove sia chi per prova intenda amore,
Spero trovar pietà non che perdono.
Ma ben veggi' hor, sì come al popol tutto
Favola fui gran tempo: onde sovente
Di me medesmo meco mi vergogno.
E del mio vaneggiar vergogna è 'l frutto
E 'l pentirsi, e 'l conoscer chiaramente
Che quanto piace al mondo è breve sogno.

Wie unermüdet und oft ins Kleinliche getrieben, er seine Verbesserungen und Ausfeilungen der Sonette bis an sein Ende fortsetzte (er pflegte zu sagen, daß er alle seine Werke noch hätte wohl verbessern können, ausgenommen seine **Rime**), beweisen seine Handschriften, die sich noch erhalten haben. Wir geben als Beispiel, nach Ugo Foscolo (Saggi sopra il Petrarca), die Geschichte eines Sonettes nach den am Anfang und Rand beige-

fügten Anmerkungen, woraus man auch ſehen kann, wie die Hauptſorgfalt auf die Form und harmoniſche Zuſammenſtellung der Worte gerichtet war:

„Ich habe dieſes Sonett auf Antrieb des Herrn (Domino jubente) angefangen den 10. September, bei Tagesanbruch, nach meinen Morgengebeten."

„Ich werde dieſe zwei Verſe von Neuem machen müſſen, und ſie ſingen (cantando), und ihre Folge umkehren. 3 Uhr Morgens. 19. Oktober."

„Dieſes gefällt mir (hoc placet). 30. Oktober, 10 Uhr Morgens."

„Nein, dieſes gefällt mir nicht. 20. December Abends."

Mitten zwiſchen den Verbeſſerungen ſteht dann: „Ich werde darauf zurückkommen; man ruft mich zum Eſſen."

„18. Februar, gegen 9 Uhr. Jetzt geht dieſes gut, dennoch ſieh ſpäter noch einmal nach (vide tamen adhuc)."

Wenn ihm irgend eine Idee kam, ſo bemerkte er ſie mitten unter ſeine Verſe: „Hiermit mag es genügen; ich hatte im Sinn, dieſe Verſe zu verſetzen, ſo daß der erſte der letzte geworden wäre. Aber ich that es nicht wegen der Harmonie. Der erſte wäre dann mehr, der letzte weniger wohllautend geworden, was gegen die Regel iſt, da das Ende immer harmoniſcher als der Anfang ſein ſoll." — Zuweilen bemerkt er: „Der Anfang iſt gut, aber er iſt nicht pathetiſch genug."

Am auffallendſten und wahrhaft bewundernswerth erſcheint ſeine Bemühung um die Sprache in ſeinen Sonetten, wenn man damit den hier folgenden Brief, einen von den äußerſt wenigen, die er in italieniſcher Proſa ſchrieb, vergleicht. Seine Sprache, die in den Sonetten den höchſten Grad von Feinheit, Eleganz und Correctheit erreicht hat, ſteht in den Briefen in dieſer Hinſicht nicht nur weit unter der Proſa Dante's und Boccaccio's, ſondern ſelbſt der geringern Dichter, ſo daß man einen ganz andern Schriftſteller zu ſehen vermuthet. Der Brief iſt ebenfalls aus Ugo Foscolo's Werk entnommen, der ihn in England fand: „Rev. et Amplissimo Praesuli Lumboziensi Jacomo Columnio, Dom. perhonorando, Avenionem. Rev. et amplissime Praesul Jacobe Domine perhonorande: Me invitate en Avignone a tratenerme a la Corte Romana con gonfiarme

di speciosissime speranze. E se lo affecto amorevolissimo di voi el non me fosse a mille altre dimostranze conosciuto, potrei affermare esserme voi el più rio nemico, che el misero Francesco potesse havere al Mondo. El sa per lo tanto, che haviamo più fiate favellato ensieme, le grandi promissioni fattemi dal Pontefice Giovanne, a modo io me lusingava essere ben tosto en qualche stato sublime; et poi me cognosco essere el tapino Petrarcha che sempre fui, et saro. Ben el sapete voi con la longa experientia quanto le sono fallaci et fraudolente le lusinghe de la Corte, anzi che en quella li huomini ben veduti sono li ribaldi, o li idioti o somigliante schiuma de gente, che o per simonia, favori, o adulatione, el montano a li gradi et le dignitade. O tempora, o mores! El mi torrei a vituperio per queste non licite vie conseguire cosa di buono. Hor puote esser dunque che voi Misser Jacomo, che el siete ingenuo et virtuoso Signore, el me proponiate che io faccia ritorno en la Corte, dove non che uno che el se professa homo dabbene, ma lo sia punto iudicioso si torrebbe a gran vergogna dimorare ove no el costrengesse el bisogno? Praeterea quando ben ancora el fosse certo haver a conseguire cosa di buono da la munificentia del Papa, li vitii scelerati de la Corte, el me sono così a noia, che al sol pensarli el me fa stomaco. Sappia che en partirme da la Corte del Papa cantai il Psalmo: „In exitu Israel de Aegypto.“ Godo en queste amene solitudini de Valclusa una dolce et imperturbata tranquillità, el virtuoso et placidissimo otio de miei studj; el tempo che mi vaca de le volte passo a Cabrieres per diportarme. Ah! se vi fosse licito Misser Jacomo el dimorare en la dicta Valle, di certo vi rincrescereste di tutto el Mondo, non che de la Corte del Papa. Son fermo en la deliberatione di non più rivederla. Me commendi en buona gratia de lo excellente Signor Misser Stephano Colonna, vostro padre, e di Misser el Cardinale, vostro virtuoso fratello, et conservatemi el vostro cordiale affecto. Vale. En Val-clusa. X. Kal. Junii MCCCXXXVIII. Tui studiosissimus, Franc. Petrarca.

Halten wir dagegen eins ſeiner Sonette:

Discolorato hai, Morte, il più bel volto,
Che mai si vide; e i più begli occhi, spenti;
Spirto più acceso di virtuti ardenti,
Del più leggiadro e più bel nodo hai sciolto.
In un Momento ogni mio ben m'hai tolto:
Posto hai silenzio a' più soavi accenti,
Che mai s'udiro; e me pien di lamenti:
Quant' io veggio m'è noia, e quant' io ascolto.
Ben torna a consolar tanto dolore
Madonna, ove pietà la riconduce;
Nè trovo in questa vita altro soccorso:
E se com' ella parla, e come luce,
Ridir potessi; accenderei d'amore,
Non dirò d'uom, un cor di tigre, o d'orso.

Man hat aus dem Inhalt der Sonette Petrarca's auf die ehrbare und ganz platonische Art seiner Liebe geschlossen, Ginguené hat einen ganzen Roman dieser Liebe nach der Folge der Sonette und darin ausgedrückten Empfindungen zusammengesetzt. Wenn ein solcher Roman schon an sich durch die höchste Einförmigkeit und den Mangel an Handlung ohne Interesse ist, so kann er auch als historisches Dokument nur diejenigen befriedigen, welche an die Aufrichtigkeit Petrarca's unerschütterlich glauben; und derer sind allerdings Viele. Wir, die wir seinen Charakter aus seinen Handlungen, und nicht aus seinen Deklamationen erforscht haben, stehen nicht an, aus den platonischen Sonetten auf eine große Vorsicht und Verschwiegenheit des Dichters zu schließen. Petrarca war nicht der Mann, der etwas ohne Lohn that, dazu bei seiner übermächtigen Sinnlichkeit der Hof zu Avignon, wo er Laura am meisten sah, kein Ort für eine zwanzigjährige geistige Liebe, bei der verschrienen Eifersucht des Gatten aber die Vorsicht doppelt nöthig; und wenn die allgemeine Schwärmerei der Zeit, besonders der Troubadours, noch mehr Beispiele von merkwürdiger Ausdauer in eingebildeten Empfindungen und selbst in Narrheit darbietet, so war Petrarca mehr Troubadour in seinen Versen, als im Leben, wie er überhaupt ein ganz anderer Mann war, wenn er deklamirte, als wenn es auf Handlungen ankam. Was nun die Sonette und Canzonen betrifft, so sind die meisten von sehr untergeordnetem poetischen Werth, ja viele ohne allen Gehalt, und

leiden an denselben Mängeln, wie alle andern Troubadourlieder. Die Wahrheit, Natur und Naivetät der echten Lyriker fehlt darin gänzlich, welche Petrarca aus den Alten freilich nicht lernen, aber doch kennen und schätzen lernen konnte. Sie sind ersetzt durch Rhetorik, durch übertriebene und gezwungene Vergleichungen, fade Wortspiele, wie das so häufig wiederkehrende mit Laura und lauro, durch Zerlegung eingebildeter Empfindungen bis zur Unkennbarkeit und Unfühlbarkeit, durch beständige Wiederholungen von Schilderungen der Tugend und Leidenschaft, wie das bei mehr als dreihundert mit solcher Vorsicht geschriebenen Sonetten und Canzonen über denselben Gegenstand, den man doch nicht ganz kennen lernen soll, nicht anders möglich ist, und endlich durch gar viele Worte und Sätze ohne allen weitern Sinn. Das Wort Dante's in seiner Vita Nuova über viele sogenannte Dichter des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts läßt sich in mancher Hinsicht auch auf Petrarca anwenden: „Acciò che non ne pigli alcuna baldanza persona grossa, dico: Che nè i poeti parlano così senza ragione, nè quelli che rimano deono parlare così, non avendo alcuno ragionamento in loro di quello che dicono; però che gran vergogna sarebbe a colui che rimasse cose sotto vesta di figura, o di colore rettorico, e domandato, non sapesse dinudare le sue parole da cotal vesta, in guisa che avessero verace intendimento. E questo mio primo amico ed io ne sapemo ben di quelli che così rimano stoltamente.“

Sein größeres italienisches Gedicht, Trionfi, eine Reihe von allegorischen Visionen über die Macht der Liebe, der Keuschheit, des Todes, des Ruhmes, der Zeit und der Gottheit, ist nicht geeignet, unser Urtheil zu widerlegen. Petrarca schrieb es in schon vorgerücktem Alter, wahrscheinlich nachdem er die Div. Commedia gelesen, und durch dieselbe zur Nachahmung bewogen. Er schreibt an Boccaccio: „Magnum opus inceperam in eo genere, sed aetatem respiciens substiti. Die Eintheilung, Länge der Gesänge, die terze rime, die Behandlung der Allegorie erinnern ganz an das Muster der Div. Commedia; aber der Dichter mag bei dieser Arbeit selbst gefühlt haben, daß er Dante nicht gleichkomme. Wenigstens scheinen darauf die miß-

muthigen Bemerkungen hinzudeuten, die er hier und da an den Rand seines Manuscriptes geschrieben hat, wie die: „Dum quid sum cogito, pudet haec scribere; scribo enim non tanquam ego, sed quasi alius.“ In der That lassen diese Visionen auch außerordentlich kalt, selbst bei den häufigen Beziehungen auf Laura. Die Allegorie ist ohne Leben und Handlung, und drängt sich doch als Zweck immer vor die Augen des Lesers, und die Eitelkeit des Dichters stößt ihn ab, wenn ihn nicht vorher schon die gezwungene Sophistik, mit welcher die Tugend empfohlen wird, das Gedicht verleidet.

Man sieht aus allem Gesagten, daß Petrarca durch seine Werke keine so hohe Stelle in einer Geschichte der italienischen Poesie, keine so ausführliche Bearbeitung verdient hätte; denn im Allgemeinen ist schon alles über die Provenzalen Erklärte vollkommen auf ihn anzuwenden. Aber er hat leider auf die italienische Poesie einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt. Durch ihn riß die furchtbare Sonettenwuth ein, die alle Lyrik zu Grunde richtete, und dadurch später selbst die italienische Poesie in einen tödtlichen Schlaf versenkte, aus dem sie erst durch Tasso wieder erweckt wurde. Dem Nationalcharakter ganz zuwider erhielt das Sonett eine nationale Bedeutung. Die Zahl der Nachahmer Petrarca's ist unermeßlich, die Zahl seiner Erklärer und Bewunderer noch viel größer, und so wurde das Volk, das bis in die untersten Klassen so durchaus poetisch ist, durch diese armselige Form mehre Jahrhunderte lang in Lethargie versenkt. Einer sprach dem Andern die Bewunderung nach, die Nationalität mischte wohl etwas Selbsttäuschung dazu, und so stieg der Kultus bis zur Vergötterung Tiraboschi's und Ginguené's. Kaum wagten sich einige tadelnde Stimmen zu erheben, Sismondi spricht hier und da sein Urtheil nur mit Schamröthe aus, „weil es dem allgemeinen Geschmack entgegen sei“, und sucht den Eindruck desselben fortwährend durch reichlichen Weihrauch zu verwischen. In Italien selbst aber hat in der neusten Zeit ein tieferes Studium Dante's und eine bessere Kenntniß fremder Literaturen einen gesundern Geschmack vorbereitet, und schon erheben sich kritische Stimmen, welche die Petrarchische Muse auf ihren wahren Werth zurückführen, und welche hoffentlich die

Befreiung aus dieſen poetiſchen Feſſeln möglich machen werden. Mit Vergnügen und den beſten Hoffnungen für eine Wiedergeburt der italieniſchen Lyrik begegnet man dem geſunden Urtheil des Prof. Torti, in ſeinem **Prospetto al Parnasso italiano**, und daß er gerade an einem ſolchen Ort dieſes Urtheil ausſprechen konnte, iſt ein Zeichen, daß dieſe Ideen ſchon weitern Eingang gefunden haben.

Siebenter Abschnitt.

Giovanni Boccaccio.

Ein dritter Stern schimmerte den begünstigten Italienern durch die Morgenröthe ihrer Sprache und Poesie; ein Vorzug, der, recht verstanden und benutzt, außerordentliche Folgen hätte haben können. Aber freilich erklärt derselbe Grund, der ihre Poesie gleich vom Anfang so sehr hob, auch den langen Stillstand in derselben, die Grundlage einer fremden Civilisation und Poesie. Giovanni Boccaccio war ein echter Sohn seiner Zeit, ganz durchdrungen von ihrer Kraft wie von ihren Schwächen; er verleugnet sie auch nicht, erhebt sich auch nicht über sie, sondern bildet sie getreu ab, bald mit Spott, bald mit wahrhaftigem Ernst, immer aber mit meisterhafter Lebendigkeit. Er steht in dieser Hinsicht als Dichter weit über Petrarca. Man erkennt aber in seinen Werken die reichliche Nahrung des sinnlichen, plastischen Alterthums, und es gibt ein eignes Interesse zu beobachten, wie dieses darin oft mit der scholastischen Atmosphäre seiner Zeit in Conflikt geräth.

Giovanni's Vorfahren stammten aus Certaldo, einem Castell im florentinischen Gebiet, zwanzig Miglien von der Hauptstadt entfernt; sie ließen sich aber später in Florenz nieder, wo sie das Bürgerrecht erhielten. Giovanni behielt immer eine große Vorliebe für dieses Castell, und nannte sich häufig danach Giovanni da Certaldo. Sein Vater, Giovanni Boccaccio di Chellino

(Michele), war Handelsmann in Florenz, und bekleidete in der Republik mehre hohe Aemter. Auf einer Geschäftsreise nach Paris hatte dieser einen Liebeshandel mit einem Mädchen, und erhielt von ihr 1313 den Sohn. Dies ist die gewöhnliche Erzählung von der Geburt unsers Dichters, deren Richtigkeit durch die in den Archiven zu Avignon gefundene Erlaubniß des Papstes, in den geistlichen Stand zu treten, bestätigt wird. In früher Kindheit kam er nach Florenz, und erhielt den ersten Unterricht von dem berühmten Grammatiker Giovanni da Strada. Schon in diesem Alter von sieben Jahren zeigte er Neigung und Talent zur Dichtkunst, und erhielt unter seinen Gespielen schon einigen Ruf durch seine Fabeln und Erzählungen. Aber sein Vater hatte andere Plane mit ihm, und gab ihn einem Kaufmann in die Lehre, der ihn mit sich nach Paris nahm. Hier brachte Boccaccio sechs unglückliche Jahre im Zwang und beständigen Kampf der Trockenheit des täglichen Geschäftslebens mit seiner glühenden Neigung zur Poesie und zum Studium der Alten zu. Der Kaufmann schickte ihn endlich als unbrauchbar nach Florenz zurück, wo er noch eine Zeitlang in denselben Geistesfesseln blieb, immer gequält von den Vorstellungen seines Vaters und der Hülfsmittel sein Talent auszubilden beraubt. Um ihm mehr Geschmack an dem Stande beizubringen und ihm Gelegenheit zur Ausdehnung des Geschäfts zu geben, schickte ihn sein Vater auf Reisen, jedoch vergeblich.

Eine dieser Reisen, die er 1333 im zwanzigsten Jahr nach Neapel machte, war entscheidend für sein ganzes Leben. Erfüllt von den Gedanken an die Vorzeit machte er einen Besuch bei dem Grabe Virgil's, und hier ward seine so lange unterdrückte Begeisterung für die alten Dichter so mächtig, daß er alle Rücksichten bei Seite warf, dem Handelstand auf immer entsagte, und sich ganz dem Studium der Poesie widmete. Sein Vater, der sich endlich von seiner Abneigung gegen die Geschäfte überzeugte, erließ ihm den Zwang, doch unter der Bedingung, daß er das kanonische Recht studirte, und gab ihm zuletzt, nachdem er ihn auch damit mehre Jahre lang geplagt hatte, vollkommene Freiheit in der Wahl seines Berufs. Dieser war nun längst entschieden, und mit unermüdlichem Eifer drang Boccaccio in das Verständniß und den Geist der römischen Dichter ein. Er zog

nach Neapel, und lernte dort die griechische Sprache genauer kennen, welche in Süditalien immer ziemlich geläufig war. Dieses Studium erwarb ihm die Freundschaft des gelehrten Paolo da Perugia, Bibliothekars des Königs Robert. Auch die ernsten Wissenschaften betrieb er, wie die Mathematik, Astronomie und selbst die Theologie, obgleich er es in der letztern nie weit gebracht hat. Was aber seinem Geschmack große Ehre macht, und seinen echten Dichtergeist bewährt, ist, daß er neben den Griechen und Römern auch Dante in gleicher Achtung hielt; ihn las und studirte er unabläſſig, erklärte ihn mehrmals, und seinem Eifer, seinen rastlosen Empfehlungen verdankt Italien zum Theil die Erhaltung der Divina Commedia.

In Neapel sah er zum ersten Mal 1341 Petrarca, und war Zeuge der ganzen Ceremonie, womit dieser eitle Mann am Hofe König Robert's seine Krönung so lärmvoll als möglich zu machen suchte. Die Art, wie der Dichter in der Person Petrarca's geehrt wurde, erweckte in ihm eine feurige Nacheiferung, und die Dichtkunst wurde dem Ruhmdürstigen nun eine heilige Angelegenheit und Ziel seines Strebens. Dazu begeisterte ihn noch besonders ein Umstand, der für seine Bildung von großer Bedeutung war, und ihn in etwas von dem üppigen Leben abzog, dem sich sein leichter und offner Sinn in der verderbten und verführerischen Stadt zu sehr hingegeben hatte. Er sah nämlich in demselben Jahre in der Kirche S. Lorenzo auf Ostern zum ersten Mal die junge und schöne Prinzessin Maria, natürliche Tochter des Königs Robert, und schon acht Jahre lang an einen neapolitanischen Edelmann vermählt. Die heftigste Liebe zu ihr entbrannte in dem hochstrebenden Dichter, und blieb, wie sich aus seinen Werken schließen läßt, nicht unerhört. Ihr fein gebildeter Geist und ihre Liebenswürdigkeit zog ihn von dem Gemeinen ab und befruchtete seine Phantasie mit höhern Anschauungen, und der Werth und Lohn, den sie seiner Liebe gab, befeuerte ihn zu immer neuen Anstrengungen. Er feierte sie unter dem Namen Fiammetta in dem Roman, der denselben Namen zum Titel führt, in dem Filicopo und besonders in dem Epos Teseide, das er ihr widmete, und in welchem nach seiner eignen Erklärung die Abenteuer der Liebenden die Geschichte seiner eignen Liebe darstellen. Er war nicht vorsichtig oder heuchlerisch genug, die

Vorstellungen und Sitten seiner Zeit, die sich in seiner Phantasie abspiegelten, durch subtile Empfindeleien und rhetorische Tugendpreisungen zu verschleiern; der fromme Ginguené (der sich schon früher über die meisterhafte Schilderung der ungezogenen Dämonen in der Divina Commedia entsetzt hatte) folgert daraus, daß seine Liebe weniger rein als die des Petrarca gewesen sei. Was uns vielmehr in den Werken beider Dichter aufzufallen scheint, ist, daß Petrarca Empfindungen einer schwachen, eiteln Seele, Boccaccio dagegen kräftige, naturgetreue und lebendige Schilderungen gegeben, und seine Zeit in großartigen, oft zum Epischen und Dramatischen sich erhebenden Zügen aufgefaßt hat, die es nur bedauern lassen, daß er nicht die glückliche Jugendbildung Dante's genossen hat, sondern seinen Geist mühsam aus den Fesseln widerwärtiger Verhältnisse befreien mußte.

Die Umstände seines Vaters riefen ihn 1342 nach Florenz zurück, das nach der kurzen Herrschaft des Herzogs von Athen wieder in die alten Parteizwiste verfallen war. Boccaccio hielt sich diesmal fern von allen politischen Geschäften, und war bloß mit seinen wissenschaftlichen und dichterischen Arbeiten, besonders dem Roman Ameto, beschäftigt, und kehrte nach zwei Jahren, als sich sein Vater zum zweiten Mal verheirathete, nach seinem geliebten Neapel zurück. Dort fand er aber große Veränderungen: den König Robert gestorben, die Regierung unter dem Namen der Königin Johanna in den Händen der Günstlinge und Mönche, das Land von feindlichen Parteien beunruhigt, nur seine Fiammetta stets dieselbe und mit derselben Liebe ihn anfeuernd und belohnend. Er, der nie dem Vergnügen auswich, nahm an allen Festen Theil, die an dem üppigen Hofe sich in ununterbrochner Reihe folgten, und scheint sich auch die Gunst der sich mit Wissenschaften und Künsten abgebenden Königin erworben zu haben.

Im Jahr 1350 starb sein Vater, und die Familienangelegenheiten nöthigten ihn nach Florenz zurückzukehren, wo er von nun an seinen gewöhnlichen Wohnsitz aufschlug. Sein Ruf als Gelehrter hatte sich unterdessen immer fester begründet, und ihm die Achtung und das Vertrauen seiner Mitbürger in hohem Grad erworben. So sehen wir ihn wider seinen Willen in das politische Leben seiner Vaterstadt hineingezogen, mit Aemtern beehrt

und an der Spitze mehrer wichtiger Gesandtschaften. Schon früher war er im Namen seiner Republik bei Ostasia da Polenta in Ravenna gewesen; 1351 ward er von den Florentinern an Petrarca nach Padua mit dem ehrenvollen Auftrag geschickt, diesem das Dokument der feierlichen Wiedereinsetzung in alle seine bürgerlichen Rechte und seine Güter zu überbringen, und ihn zur Annahme des Rektorats ihrer neuen Universität zu bewegen; 1352 reiste er zu dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, Sohn Ludwig's des Baiern, um diesen zu einem Zug nach Italien gegen die Visconti zu bewegen; bei dem Zug Karl's IV. nach Italien reiste er als Gesandter nach Avignon, um den Papst Innocenz VI. um Verhaltungsregeln hinsichtlich des Benehmens seiner Republik gegen den Kaiser zu bitten. 1365 ward er ein zweites Mal nach Avignon gesandt, um sich mit Urban V. über die Politik von Florenz, welche der Papst mißbilligte, zu verständigen; dort widerfuhr ihm die Auszeichnung, daß ihn der Patriarch von Jerusalem, Filippo di Cabassole, vor dem Papst und den Kardinälen umarmte. Dies verdankte er nun freilich der Freundschaft und Empfehlung Petrarca's, aber bei seiner zweiten Gesandtschaft an den Papst Urban nach Rom wurde seinem eignen Ruhm als Gelehrten eine um so angenehmere Huldigung gebracht, indem der Papst dem florentinischen Senat antwortete, er habe mit Vergnügen Giovanni Boccaccio gesehen und angehört, nicht weniger in Rücksicht auf die Republik als auf seine Tugenden. 1367 wurde ihm die Verwaltung der Geschäfte wegen der Miethtruppen übertragen, und noch später ward er von dem Bischof von Florenz mit der Leitung einer Testamentsvollstreckung zu Gunsten kirchlicher Stiftungen beauftragt, mit dem ehrenden Zusatz: Confidens quam plurimum de circumspectione et fidei puritate providi viri D. Joannis Boccaci de Certaldo, civis et clerici florentini.

Unter allen diesen Zerstreuungen vergaß er indessen nie die Aufgabe seines Lebens, seine wissenschaftlichen und poetischen Studien. Nachdem er die Rime des Petrarca gelesen hatte, verlor er die Hoffnung, durch seine italienischen Verse den ersten Rang nach Dante einzunehmen. Mit desto größerm Fleiß bildete er seine italienische Prosa aus, und wurde besonders in seinem Dekamerone der Schöpfer einer kräftigen und harmonischen

Sprache. Ohne Zweifel verdankt ihm die italienische Sprache unendlich mehr als dem Petrarca, der sie von der Höhe, zu welcher sie Dante erhoben, zu einer bequemen Weichlichkeit herabgezogen und für lange Zeit kaum zu etwas Anderm als zu Sonetten geschickt gemacht hat. Seine dichterische Kraft erfreute sich an dem männlichen Ernst der verschlungenen lateinischen Perioden; er suchte seiner Sprache dieselben Vorzüge zu verschaffen, und es ist ihm in seinem in dieser Hinsicht ausgearbeitetsten Werk, dem Dekamerone, in hohem Grade gelungen. Wenn seine Fülle an Gedanken und Bildern und sein Enthusiasmus für den Geist der Alten, von dem er sein ganzes Leben lang durchdrungen war, zu manchen Uebertreibungen in der Verschlingung der Sätze und Versetzung der Worte verleitete, welchen der Geist der Sprache durch die spätere verzärtelnde Ausbildung immer fremder geworden ist: so läßt sich nicht leugnen, daß doch ein eigner Ernst und eine Tiefe in seiner Sprache liegt, die dennoch keineswegs dem Rhythmus und der Harmonie seiner Perioden Abbruch thut, und die in ernstern Werken von höherm Schwunge eine um so größere Wirkung hervorbringen mußte. Diese ernste, gehaltvolle Sprache ist besonders wohlthuend nach den weichen, oft leeren Lauten des Petrarca, und es war nicht gerade ein Glück für das italienische Idiom, daß man so lange Zeit von jenen Sonetten bezaubert war, und darüber Boccaccio's Lehre und Beispiel vergaß. Erst seit dem 16. Jahrhundert, wo die Sprache sich allgemeine Geltung und Eingang bei den Gelehrten verschafft hatte, richtete man seine Aufmerksamkeit mehr auf Boccaccio's Styl. Die Ausgaben des Dolce, Brucioli, Alunno, Ruccelli, Martinelli u. A. beschäftigen sich hauptsächlich mit der Syntaxe dieses Dichters; und in neuerer Zeit, wo die Bekanntschaft mit fremden Sprachen und Literaturen, der Fortschritt der Wissenschaft und besonders der Philosophie den Hang zu weichlichen Formen beschränkte und das Bedürfniß nach einem würdigen, der Höhe und Richtung der Geistesbildung angemessenen Organ erweckte, suchte und empfahl man vorzugsweise den Styl Boccaccio's.

Mit demselben Eifer wie Petrarca beschäftigte er sich außerdem mit der Literatur der Römer und Griechen, und erscheint uns in dieser Rücksicht bewundernswürdiger als sein Freund, da

er mit weit geringern Mitteln ungleich Größeres bewirkte. Unermüdlich war er in Durchsuchung der Bibliotheken nach alten Manuscripten; wo sie nicht käuflich waren, schrieb er sie selbst ab, und die Menge der von ihm so gesammelten griechischen und lateinischen Schriften setzt in Erstaunen. Hierbei wird von Giann. Manetti (s. Baldelli, Vita del Boccaccio, p. 127) ein Fall erzählt, der ein Beweis mehr für die Ungerechtigkeit der Anklage der Barbaren in Hinsicht auf die Zerstörung der alten Literatur und Kunst ist. Boccaccio besuchte während seines Aufenthalts in Neapel das Kloster zu Monte Casino, wo er eine reiche Ausbeute zu finden hoffte, da die Benediktiner aus dem Abschreiben der Bücher eine Hauptbeschäftigung machten. Er fragte nach der Bibliothek, und man zeigte ihm zu seinem Erstaunen einen Kornspeicher, zu dem er durch eine Leiter gelangen mußte. Dort war nicht die geringste Sorgfalt zu bemerken, das Gras wuchs auf den Fenstern, die Bücher waren von Staub und Schimmel bedeckt und manche über die Maßen übel zugerichtet. Sein Erstaunen verwandelte sich aber in den größten Schmerz, als ihm einer der Mönche erzählte, daß er, so oft er etwas Geld verdienen wolle, einen dieser Bände abschabe und Psalter für die Kinder, oder Ablaßbriefe für die Weiber darauf schreibe. — Sowie Boccaccio selbst für sich mit Fleiß und Aufopferung seines Vermögens diese Schätze sammelte, so war er aus Eifer für dieses Studium auch Andern darin behülflich, beschenkte sie mit merkwürdiger Freigebigkeit, und ermunterte sie zu ähnlichem Forschen mit einer Beredsamkeit, die er aus der reinen Quelle seiner innigsten Ueberzeugung und Begeisterung schöpfte, und die uns seinen Charakter um so werther macht. Dies bezeugen zum Theil viele seiner Briefe an Petrarca, besonders der, worin er ihm das Studium Dante's empfiehlt, und worauf er eine so sonderbare, geschraubte Antwort erhielt; dies bezeugen die verhältnißmäßig kostbaren Geschenke, die er dem Petrarca macht mit eigenhändigen Abschriften des Livius, des Homer, einiger Abhandlungen des Cicero und Varro und der ganzen Divina Commedia. Ein anderer Beweis seines Eifers ist sein Verfahren in Hinsicht des Griechen Leonzio Pilato, von dem er bei seinem Besuch in Mailand von Petrarca viel gehört hatte. Petrarca hatte diesen in Padua kennen gelernt, von ihm die lateinische Uebersetzung eini-

ger Stellen des Homer erhalten, und sie seinem Freund mitgetheilt. In dem feurigen Boccaccio entzündete sich die Idee, diesen Mann an seine Vaterstadt zu fesseln, um dort dem Geschmack und der Kenntniß der griechischen Sprache mehr Eingang zu verschaffen. Sogleich reiste er nach Florenz, legte dort dem Senat den Plan vor, an der neuen Universität einen Lehrstuhl für die griechische Literatur zu errichten, und vertheidigte ihn mit solcher Wärme, daß das Diplom ausgefertigt ward. Mit diesem eilte er zu Leonzio nach Venedig, der gerade im Begriff war, nach Avignon zu gehen, bewog ihn durch seine Beredsamkeit die Stelle anzunehmen, brachte ihn fast im Triumph nach Florenz und behielt ihn drei Jahre lang, bis zu dessen Rückkehr nach Constantinopel, in seinem eignen Hause. Dies Letztere setzte seine Begeisterung auf eine harte Probe, da Leonzio keineswegs ein angenehmer Gast, sondern vielmehr ziemlich roh, schmuzig und äußerst pedantisch war. Da die griechischen Werke in Florenz noch äußerst selten waren, so suchte Boccaccio deren überall zusammen, ließ viele auf eigne Kosten kommen, schrieb ab und ließ abschreiben, in solcher Menge, daß sein Biograph Manetti im funfzehnten Jahrhundert sagt, daß Toskana fast alle seine griechischen Manuscripte dessen Sorgfalt und Freigebigkeit verdanke. Er selbst benutzte seinen Umgang mit Leonzio zu genauerer Kenntniß des Homer und tieferm Eindringen in die Platonische Philosophie.

Indessen war durch seine Freigebigkeit und seine Aufopferungen wie nicht weniger durch seine Vergnügungssucht und sein lockeres Leben sein Vermögen bedeutend geschmolzen, und er oft in bittere Dürftigkeit versetzt. Petrarca bot ihm ein Amt an, das er aber aus Liebe zur Freiheit und zu den Studien ausschlug, und lud ihn hierauf mehrmals dringend ein, bei ihm zu wohnen und Alles mit ihm zu theilen. Von diesem großmüthigen Anerbieten, bei welchem Petrarca wohl auch zum Theil seinen Nutzen im Auge hatte, machte Boccaccio zuweilen besuchsweise Gebrauch. Aber die schlimme Lage, in der er sich mit seinem Vermögen befand, der Zwang, den sein Geist dadurch erlitt, der früher in unbeschränkter Freiheit zu streben und zu genießen wußte, hatte ihn in eine finstere Stimmung versetzt, in der er sich ganz den Einflüssen der Mystik hingab. Man sagt, Petrarca habe in ihm

durch seine vielfachen Ermahnungen den Entschluß zu einem geordnetern Leben hervorgebracht; es ist möglich, daß dieser, der besser sprach als handelte, seinen immer offnen Freund zuweilen zum Nachdenken gebracht habe. Aber das Pfaffenthum, welches schon lange über Boccaccio's beißende Spöttereien Haß und Rache brüten mochte, benutzte jetzt seine gezwängte Lage und mystische Stimmung, worin er sich mit Reue und Buße quälte, zu einem schändlichen Betruge. Ein Karthäuser Ciani erschien bei ihm in seinem Hause in Florenz, gab sich für den Abgesandten eines längst verstorbenen Paters aus, der in Christi Antlitz das Schicksal aller Erdensöhne gelesen habe, und befahl Boccaccio in dessen Namen, sein unordentliches Leben und besonders die profanen ärgerlichen Schriften aufzugeben; im widrigen Falle er ihm mit einem traurigen und nahen Ende drohte. Er, der Karthäuser, mache nun eine Reise durch Franrkeich und England, um dort ähnliche Aufträge zu erfüllen, und werde sich dann auch zu Petrarca begeben. — Wie weit Boccaccio, der allerdings das Gewissen nicht ganz rein hatte, in die finstere Mystik versunken war, beweist sein Schreck über diese Prophezeihung, seine ängstliche, schnelle Bekehrung, sein Entschluß, Liebe und Verse aufzugeben und seine ganze herrliche Bibliothek von griechischen und römischen, freilich profanen Schriftstellern zu verkaufen. Er theilte seine Verlegenheit Petrarca mit, und dieser, der am Hofe zu Avignon in dergleichen heilige Taschenspielereien besser eingeweiht worden war, lobte zwar die Sittenänderung des Freundes, redete ihm aber alles Uebrige aus, und rieth ihm besonders mit dem Verkauf seiner Bibliothek zu warten, bis jener Betrüger auch zu ihm gekommen sei und er denselben kennen gelernt habe. Er schreibt ihm unter Anderm: „Jesum Christum mit den leiblichen Augen zu sehen, ist eine wunderbare Sache, wenn sie wahr ist. Es ist schon mehr geschehen, daß man mit dem Schleier der Religion Lügen und Betrug bedeckt, und unter der Idee der Gottheit menschliche Arglist verborgen hat. In deinem Fall wage ich aber keinen Ausspruch, bis der Bote des Verstorbenen nach Erfüllung seiner übrigen Aufträge auch bei mir erschienen ist; ich werde dann aus seinem Aussehen, Gang, seinen Sitten und Reden erkennen, wie viel Glaube ihm zu schenken ist." — Man wäre geneigt, die ganze Geschichte für eine Fabel zu halten,

wenn nicht das Jahrhundert, in dem sie vorfiel, Alles erklärlich machte, und nicht Petrarca's Brief ein unwiderlegliches Zeugniß gäbe. Es ist Schade, daß dieser Pfaffenstreich nicht in die kräftige Zeit Boccaccio's fiel, er hätte aus dem Stoff eine meisterhafte Novelle geschaffen.

Jetzt aber dachte er anders über solche Dinge. Er trat in den Priesterstand, wozu ihm der Papst wegen des Makels seiner Geburt, die Dispensation ertheilen mußte, und studirte eifrig die Theologie, durch welche Aenderung er sich allerdings am besten von allen mönchischen Anfechtungen befreite. Die Theologie sagte aber seinem Genius nicht zu, und er ließ sich gern von den Ermahnungen Petrarca's bald wieder zu seinen gelehrten Beschäftigungen mit den alten Klassikern zurückführen. Nach einem Besuch in Neapel (1363), das er aber, durch die schlechte und hochmüthige Behandlung an dem verdorbnen Hofe empört, bald wieder verließ, und nach dreimonatlichem Aufenthalt in Venedig bei Petrarca zog er sich vor der Pest und den Unruhen des Kriegs, die seine Vaterstadt in Schrecken versetzten, in seinen ruhigen Sitz Certaldo zurück, wo noch jetzt das kleine Haus gezeigt wird, das er bewohnt hat*). Dort arbeitete er seine großen lateinischen Werke aus, die von seinem unermüdlichen Fleiß zeugen, eine für jene Zeit ganz ungewöhnliche Gelehrsamkeit und Belesenheit verrathen, und noch in dem folgenden Jahrhundert bewundert worden sind. Dahin gehört besonders sein mythologisches Werk De Genealogia Deorum in funfzehn Büchern, welches er dem König Hugo von Cypern und Jerusalem widmete; ferner ein Werk über alte Geographie: De Montibus, Sylvis, Fontibus, Fluminibus, Stagnis seu Paludibus, de diversis nominibus maris; und zwei historische Schriften: die Geschichte der berühmten Männer und Frauen, welche von den Stammeltern des Menschengeschlechts bis zu seinen Zeiten geht, De casibus virorum et foeminarum illustrium, Libr. IX. und eine Reihe von Biographien berühmter Frauen, De claris mulieribus, von Eva

*) Die Familie der Medici ließ später an dem Thurm desselben folgende Verse anbringen:

Has olim exiguas coluit Boccatius aedes,
Nomine qui terras occupat, astra, polum.

bis auf die Königin Johanna von Neapel, worin sogar auch von der fabelhaften Päpstin Johanna die Rede ist.

Seine glückliche Ruhe wurde in den Jahren 1365 bis 1367 durch die schon erwähnten Gesandtschaften nach Avignon und Rom unterbrochen, zwischen welche auch das Amt fällt, welches die Achtung und das Vertrauen seiner Mitbürger ihm übergeben hatten. Nach einer vergeblichen Reise nach Venedig, wo er seinen Freund Petrarca nicht gefunden hatte, und einer andern nach Neapel, wo er besser als das letzte Mal aufgenommen, und ihm von der Königin Johanna wiederholt ein Amt angeboten worden war, kehrte er nach seinem Certaldo zurück, von wo ihn 1373, da er kaum von einer schweren Krankheit genesen war, ein neuer ehrenvoller Auftrag nach seiner Vaterstadt rief. Seine Lebensbeschreibung des Dante, worin er den Ruhm desselben mit so viel Wärme vertheidigt, und seine übrigen vielfachen Ermunterungen zum Studium desselben hatten endlich Frucht getragen. Man sollte dem größten Dichter Italiens die ihm gebührende Ehre, und machte ihn populärer, indem man einen Lehrstuhl zur Erklärung seines Werkes errichtete, wozu Boccaccio berufen wurde; eine Wahl, welche diesen ebenso wie die Florentiner ehrte. Obgleich schwach und kränklich, übernahm er das Amt, das seiner Neigung und Verehrung für Dante so sehr entsprach, und begann am 23. October 1373 seine Vorlesungen, welchen die Nachwelt seinen weitläufigen, leider unvollendeten Commentar verdankt. Während dieser Arbeit überraschte ihn die Nachricht von dem Tod seines Freundes Petrarca. Der Schmerz über diesen Verlust, den er in einem langen Brief an dessen Schwiegersohn Francesco da Bassano ausspricht, erschütterte ihn so sehr, daß seine auch durch anhaltendes Arbeiten vermehrte Kränklichkeit in ein zehrendes Fieber ausartete. Er zog sich nach Certaldo zurück, wo er am 21. December 1375 im Alter von zweiundsechzig Jahren starb. Er wurde in Certaldo begraben, und auf sein Grab die einfach schöne, von ihm selbst verfaßte Inschrift gesetzt:

Hac sub mole jacent cineres ac ossa Johannis;
Mens sedet ante Deum meritis ornata laborum
Mortalis vitae. Genitor Boccatius illi.
Patria Certaldum. Studium fuit alma Poesis.

Der Tod dieses berühmten Dichters wurde in Florenz tief be-

trauert; mehre Dichter feierten sein Andenken durch Sonette, die Republik schlug zwei Medaillen zu seinen Ehren, und beschloß einige Jahre später, ihm sowie Dante und Petrarca ein kostbares Mausoleum zu setzen; die Ausführung kam aber nicht zu Stande.

Boccaccio war ein echter Sohn seiner Zeit, voll plastischer Kraft und lebendigen Geistes, welcher Stempel sich allen seinen Schriften aufdrückt und ihnen die ungemeine poetische Anschaulichkeit gibt, aber dem sinnlichen Vergnügen in hohem Grad ergeben, und hat diese Richtung, die übrigens in dem heißen Neapel und an dem Hof, wo er seine kräftigste Zeit zubrachte, die allgemeine war, in seinen poetischen Werken nur mit zu großer Meisterschaft und Plastik hervorgehoben, und dadurch denselben ein Gift beigebracht, welches denen, die nur solchen Kitzel suchen und zu schätzen wissen, höchst verderblich wurde. Was ihn aber weit über Petrarca erhebt, ist die liebenswürdige Offenheit und gediegne Wahrheit seines Charakters, die auch allen seinen poetischen Gemälden den ihr eignen Reiz verleiht, seine Tugenden in ein höheres Licht stellt, und seine Verdienste um das Vaterland, die übrigens auch in Handlungen, nicht in sophistischen Briefen bestanden, willig anerkennen läßt. Er erkannte übrigens später, nachdem seine brausende Lebensepoche vorüber war, jene Flecken in seinen Werken wohl, und hätte sie gern ausgemerzt und unschädlich gemacht, wenn er sie wieder hätte zurückrufen können. Filippo Villani bezeugt dies, indem er sagt (Vite d'illustr. Fiorentini, p. 16): Sonci ancora molte sue Opere composte in vulgare sermone, alcuna in rima cantata, alcuna in prosaica composizione descritta, nelle quali per la lasciva gioventù alquanto apertamente il suo ingegno si sollazza, le quali dipoi, essendo invecchiato, stimò di porre in silenzio, ma non potè, come desiderava, la parola già detta al petto rivocare, nè il foco, che col mantice avea acceso, colla sua volontà spegnere. Was Boccaccio hier und da über diese Verirrungen sagt, hat durch seine Wahrhaftigkeit unstreitig weit größern Werth, als die geheuchelte Scham Petrarca's über seine verliebten Sonette, die noch dazu so überaus unschuldig und wässerig sind, und mit deren ewig wiederholter Mißbilligung er nur die Aufmerksamkeit auf dieselben und auf sich wach erhalten

wollte. Wie Boccaccio in seinem Alter die Schlüpfrigkeiten in seinen Novellen beurtheilte, geht aus dem Brief an seinen Freund Mainardo Cavalcanti in Neapel hervor, der eine schöne junge Frau geheirathet, und ihr und andern Frauen seiner Familie, wie er Boccaccio mittheilte, versprochen hatte, das Dekamerone vorzulesen. „Hüte dich," schrieb ihm dieser zurück, „es zu thun; du weißt, wie viel Unanständiges, ja Unehrbares darin vorkommt. Wenn solche Dinge sich in der Seele deiner Frauen festsetzen, so mußt du es dir und es nicht ihnen vorwerfen. Hüte dich, ich wiederhole es dir, auf meinen Rath und meine Bitte. Wenn du den Anstand deiner Frauen nicht berücksichtigen willst, so berücksichtige wenigstens meine Ehre. Wenn sie es lesen, werden sie mich für einen schlimmen Kuppler, einen unkeuschen Alten, einen unreinen Geist halten. Wird denn Niemand sein, der sich erhebe, und mich entschuldige und sage: Er schrieb es in der Jugend und durch höhern Auftrag dazu bewogen?" (Vergleiche Baldelli, **Vita del Boccaccio**, p. 161.)

Diese seine hundert Novellen sind nun sein Hauptwerk, welches seinen Ruhm bis auf unsere Zeiten erhalten und über alle gesitteten Völker verbreitet hat. Er nannte es Dekamerone (von dem griechischen δέκα, zehn und ἡμέρα, Tag), weil es in zehn Tage und jeder Tag in zehn Novellen eingetheilt ist. Der Faden, der diese bunte Reihe der verschiedenartigsten Erzählungen zusammenhält, ist die Geschichte von zehn Personen, sieben jungen, schönen und geistreichen Mädchen und drei jungen Männern, welche vor der schrecklichen Pest 1348 aus Florenz auf ein schönes, zwei Miglien von der Stadt entferntes Landgut entfliehen, dessen Reize, sowie das angenehme Leben der Bewohner Boccaccio mit dem ganzen Reichthum seiner fruchtbaren Phantasie und mit der bezaubernden Lieblichkeit seiner Sprache mehr malt als beschreibt. Die Freunde bilden in ihrer Einsiedelei einen Staat, und wählen eine Königin, die wieder verschiedene, auf Wohlbefinden und Genuß zweckende Aemter unter die Gesellschaft vertheilt. Der Tag verstreicht unter Geschäften des Lebens, die durch Liebe und Freundschaft versüßt sind; jeder Abend aber versammelt Alle in dem anmuthigen Garten, und jedes Mitglied hat die Verpflichtung, eine Novelle zu erzählen. Den Erzählungen als Einleitung geht die berühmte Beschreibung der Pest zu Florenz vor-

aus, worin sich die wahre Kunst und Plastik des Meisters in hohem Grade bewährt hat. Man sieht an der lebendigen Darstellung, daß der Dichter Augenzeuge war, und mit echt griechischer Einfachheit und Naivetät weiß er vor unsere Anschauung alle die jammervollen Scenen jenes gräßlichen Ereignisses zu bringen; seine Phantasie, die bei solcher Schilderung gewiß zu üppige Nahrung haben mußte, weiß er mit sicherer Hand zu zügeln, sie dient ihm nur, die Wahrheit der Natur im höchsten Grad zu erreichen, indem die Weihe der Kunst das Widrige des Gegenstandes der Anschauung entzieht, und eine durch Nichts gestörte Harmonie über das ganze Gemälde verbreitet. Die Novellen selbst zeigen in ihrem Stoff und in ihrer Behandlung die höchste Mannigfaltigkeit, und beweisen des Dichters Erzählungstalent, dem man ohne Ermüdung folgt. Auf die rührendsten und ergreifendsten Novellen folgen die zartesten und wieder die ausgelassensten, welche theils in großartigen Zügen seine Zeit veranschaulichen, theils feine Lebensregeln geben, oder die Gebrechen und Fehler der Menschheit, besonders die Ausschweifungen der Geistlichkeit mit scharfer Satire geißeln. Diese letztern sind der eigentliche Text zu Petrarca's moralischen Deklamationen, und würden wohl auch vor der neuern Kritik mehr Gnade finden, wenn uns die tiefe Gesunkenheit des geistlichen Standes in jener Zeit so vor Augen stünde, wie sie damals jeden Aufgeklärten mit dem bittersten Unmuth erfüllen mußte, und Boccaccio's rückhaltlose Ausstellungen mögen in jener massiven Zeit mehr gewirkt haben, als Petrarca's Predigten. Die Novellen beruhen theils auf historischen Begebenheiten, welche sich bei den Historikern jener Zeit, Villani von Florenz, Mazzella, Campanile von Neapel, Bonifazio von Treviso, Bumaldi von Bologna u. A. erwähnt finden, theils hat Boccaccio, wenn ihn nicht der Geist der Satire zu eignen Erfindungen veranlaßte, ältere Novellen, Ballaten und Legenden, selbst der Provenzalen benutzt, allen aber den Stempel seines Genies aufgedrückt, und sie durch den ungemeinen Reiz seiner Sprache und die ihn so auszeichnende Einfachheit und Natürlichkeit der Darstellung zu seinem Eigenthum gemacht.

Das zweite Hauptwerk Boccaccio's ist sein Roman Fiammetta. Unter diesem Namen verbirgt er bekanntlich den seiner

Geliebten, der Prinzessin Marie, und der Roman soll auf seine Liebe mit derselben anspielen. Fiammetta ist selbst die Erzählerin der Geschichte ihrer Liebe, beschränkt sich übrigens bloß auf die Geständnisse ihrer eignen Empfindungen, da der Gegenstand ihrer Liebe bald nach dem Anfang sie verläßt und dann fern bleibt. So ist die Anlage des Ganzen höchst einfach. Fiammetta, an einen neapolitanischen Edelmann vermählt, wird während einer Messe von heftiger Liebe zu einem Jüngling, Panfilo, entzündet, der dieselbe Leidenschaft für sie empfindet. In tiefer Verwirrung und von mächtigen Trieben bestürmt, kehrt sie nach Hause zurück. Ihre alte Amme entdeckt aus ihrem Betragen das Geheimniß, und warnt sie mit heftigen Vorwürfen vor dieser unglücklichen Leidenschaft. Aber bald darauf erscheint ihr Venus in ihrem Zimmer, erklärt ihr die Natur und unbesiegbare Macht der Liebe an den Beispielen aller Götter und Helden des Alterthums, hält ihr das vergebliche Bemühen vor, diese Macht zu bekämpfen, und fordert sie auf, sich derselben zu ergeben. Fiammetta ist nun in ihrer Liebe bestärkt, und wird nach und nach in alle Intriguen, Listen und Verstellungskünste eingeweiht, welche eine verbotene Leidenschaft erfordert, wobei sie sich selbst über die große Gelehrigkeit ihres vorher unschuldigen Herzens wundert. Sie bemerkt mit Vergnügen, wie auch der Geliebte nach ihrem Besitze ringt, wie er alle Vorsicht und Schlauheit anzuwenden weiß, das tiefe Geheimniß ihrer Liebe zu erhalten, ihre Ehre vor der Welt zu bewahren, Zeit und Ort wohl zu wählen versteht, wie er die Freundschaft und das Vertrauen ihrer Verwandten und besonders ihres Gemahls gewinnt, und wie endlich Beide am Ziel aller ihrer heißesten Wünsche stehen.

Dies ist der Inhalt des ersten Kapitels und so weit findet sich Handlung in dem Roman, welche nur durch die allzulangen Gespräche aufgehalten wird. In den acht folgenden Kapiteln aber werden wir nur in dem Reich der Empfindungen herumgeführt, die zwar mit meisterhafter Kunst und Wahrheit dargestellt sind, aber durch das lange Hinziehen und durch die beständige Anspannung ermüden, was noch dadurch vermehrt wird, daß, da die Wünsche der Heldin keine Befriedigung mehr finden, dem ganzen Werk ein befriedigender Schluß fehlt. Wir folgen den Geständnissen der Erzählerin durch das ganze Labyrinth und die

verschiedenen Grade der glühendsten Leidenschaften, womit eine nicht glückliche Liebe die Seele einer Südländerin quälen kann. In der letzten glücklichen Nacht des Zusammenseins beider Liebenden gesteht Panfilo unter vielen Thränen, daß er Fiammetta verlassen müsse, weil sein alter Vater, ohne Stütze, nach ihm verlange. Fiammetta ist bestürzt, und überredet ihn mit der ganzen Macht ihrer Liebe zu bleiben. Jener besteht aber auf den Forderungen der kindlichen Pflicht, und verspricht baldige Rückkehr und ewige Treue. Auf die zu langen Gespräche folgt die ergreifende Schilderung des Abschieds, und Fiammetta bleibt von nun an bloß sich und ihrer Leidenschaft, ihren Hoffnungen und Qualen überlassen. Die erste Zeit verstreicht ihr langsam in Trauer und Sehnsucht; das ganze dritte Kapitel enthält die Darstellung ihrer Gedanken und Empfindungen während der Abwesenheit und Erwartung des Geliebten. Indessen der versprochene Tag der Rückkehr ist verstrichen, und Panfilo erscheint nicht. Nun bemächtigen sich ihrer alle Furien der Leidenschaft. Zweifel, Angst, Mißtrauen und wieder Hoffnung bestürmen ihr Herz wechselsweise und mit immer größerer Heftigkeit. Sie sucht sich aus ihrem fesselnden Zustand bald durch mühsam gesuchte Entschuldigungsgründe für das Ausbleiben des Geliebten zu befreien, bald ist sie wieder der schrecklichsten Eifersucht preisgegeben. In dieser Lage trifft sie die Nachricht doppelt schwer, daß Panfilo sich in der Ferne vermählt habe. In dem südlich feurigen und reizbaren Gemüthe steigt nun das Gefühl der Kränkung und Eifersucht bis zu einem an Raserei gränzenden Grade, und macht sich in den heftigsten Ausrufungen gegen den Untreuen Luft. Sie bereut, sich ihm einst ergeben zu haben. Dann quält sie wieder der Verdacht, daß Panfilo ein anderes Mädchen in Neapel liebe. Die Zeit stillt nach und nach den tobenden Aufruhr der Gefühle, und setzt die Liebe wieder in ihr altes Recht ein. Fiammetta wünscht von Neuem die Rückkehr Panfilo's, sie sucht sich Gründe auf, seine Vermählung zu entschuldigen, dann bricht ihr Herz wieder unter den schmerzlichsten Klagen und Ausrufungen gegen Venus, die sie verführt, und den untreuen Panfilo. Ihr Gemahl bemerkt ihren krankhaften Zustand, und führt sie in die Bäder nach Bajä; aber alle Zauber des Ortes, alle üppigen Vergnügungen erwecken ihr nur wehmüthige Erinnerungen an den verlornen

Geliebten. Auch die Feste, denen sie nach ihrer Rückkehr in Neapel beiwohnt, vermögen nicht ihren tiefen Gram zu heilen. Denn sie erfährt, daß Pansilo nicht vermählt sei, aber eine Andere liebe. Ihr Gemahl wird aufmerksam auf ihren Schmerz, und seine dringenden Fragen, denen sie kaum ausweichen kann, vermehren ihre Qual. Die heftigste Reue, ihren Gemahl beleidigt zu haben, und dazu die Vorwürfe, womit ihre Amme sie verfolgt, bringen sie zur Verzweiflung. Sie wünscht sich den Tod von den Händen ihres eignen Gemahls, sie will sich selbst den Tod geben; aber Furcht und Zureden der Amme verzögern den Entschluß. Endlich bringt sie die Verzweiflung zu dem Gedanken, sich von dem Thurm ihres Hauses herabzustürzen, wovon sie durch ihre Amme gerettet wird. Zum Schluß vergleicht sie ihr unglückliches Schicksal mit dem anderer Liebenden aus dem Alterthum, und findet, daß keine derselben von Schmerz und Unglück in dem Grade wie sie gebeugt worden sei.

Durch den ganzen Roman bewährt sich Boccaccio's tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, sein Eindringen in die innersten Regungen desselben und seine große Kunst der Darstellung. Das südliche Gefühl der Erzählerin steigert sich oft zu hinreißendem Feuer, dessen Ausdruck in der harmonischen Sprache eine höchst reizende Form gewinnt. Was aber dem Werk im Ganzen Abbruch thut, ist der Mangel an Handlung, der durch zu lange, ermüdende Gespräche ersetzt wird. Die Einmischung der Mythologie, die für unsere Zeit und unsere Denkweise anstößig und fehlerhaft erscheint, war es damals durchaus nicht, und wird noch in Italien gelinder beurtheilt Denn dort war die alte römische Mythologie zu allen Zeiten ebenso geläufig, wie die christliche, ja sie ist es immer noch; der gebildete Italiener betheuert nur per bacco, die christlichsten Eiferer geben ihren Kindern bei der Taufe heidnische Namen, die Bauern auf dem Felde improvisiren Wett- und Liebesgesänge, worin alle alte Götter neben Maria und den Heiligen vorkommen. Um so weniger muß dies von einer Zeit wundern, die von den alten Dichtungen so erfüllt war, und von einem Dichter wie Boccaccio.

Ein anderer, viel längerer Roman Boccaccio's, Filicopo, ist weniger bekannt, und verdient es auch. Er ist die Umarbeitung eines alten Ritterromans, und erzählt die Abenteuer eines

Ritters und seiner Dame. Die ganze Erzählung ist ein abenteuerliches Produkt ihrer Zeit, und man sieht den sonderbaren Verwicklungen, Gefahren und Errettungen der Helden wohl den Ursprung aus den unnatürlichen Rittergeschichten an, womit die Großen und Damen des Mittelalters unterhalten wurden. Die Vermischung christlicher und heidnischer Mythologie übersteigt hier denn doch das Maß, um von der Kunstkritik entschuldigt zu werden oder in unserer Zeit nur genießbar zu sein. Der Papst ist Vikar der Juno, und diese schickt ihm Iris oder erscheint ihm selbst, um ihm ihren Willen kund zu thun. Pluto verkleidet sich als Ritter, um dem Vater des Helden Unglück zu bereiten, und Mars und Venus sind in der Entwicklung des Romans vollauf beschäftigt.

Das erste Gedicht Boccaccio's ist sein Epos, La Teseide, welches er in Neapel in der schönsten Zeit seiner Liebe schrieb und der Königin seines Herzens, Fiammetta, zueignete. Er erscheint darin zugleich als der Erfinder der Ottave rime, die nach seinem Beispiel nachher von den italienischen Dichtern für alle epischen Werke angewendet worden sind. Diese Versart war wohl schon bei den sicilianischen Dichtern gebräuchlich, aber die besondere Verschlingung des Reims, die der ganzen Stanze die schöne Harmonie gibt, gehört Boccaccio. Das Gedicht, worin übrigens Theseus nicht der Hauptheld ist, sondern gleichsam nur den Faden der Handlung spinnt, zerfällt in zwölf Bücher, und erzählt die Abenteuer zweier thebanischen Jünglinge, Arcita und Palemone, Söhne des Königs Kreon von Theben, welche nach dessen Niederlage und Untergang in die Gefangenschaft des Theseus gerathen, und dort von Liebe zu einer Amazone, Emilia, aus dem Gefolge der Königin Hippolita, entzündet werden. Ihre gegenseitige Freundschaft, ihre Liebe und Rivalität führen interessante Situationen herbei, welche glücklich erfunden und aneinandergereiht sind. Der Dichter gibt hier im umgekehrten Verhältniß zu den andern Werken, dem Alterthum einen neuen Anstrich durch Einmischung ritterlicher Gebräuche. Man sieht, daß die italienische Poesie noch im Werden begriffen war, und sie hatte mehr Schwierigkeit, sich aus der alten Atmosphäre zu befreien und echt christlich und national zu werden, da die Nationalität selbst mühsam gegen alte Erinnerungen und neue Unterdrückungen kämpfte, und

das Christenthum im Munde der Scholastik der wahre Widersacher der Poesie war.

Das andere Epos in zehn Gesängen, Filostrato (von der Liebe Besiegter), in ottave rime, entstand um dieselbe Zeit in Neapel, und ist ebenfalls Fiammetta zugeeignet. Es gibt, mit neuern Vorstellungen ausgeschmückt und zuweilen auch verunstaltet, eine Episode aus dem trojanischen Krieg. Der Held der Erzählung ist Troilus, Sohn des Priamus, welcher in Liebe zu der schönen Chryseis, Tochter des Priesters Calchas, entbrennt, und nach langen Bemühungen auch ihre Gegenliebe erwirbt. Beide genießen das höchste Glück, bis Calchas in das Lager der Griechen übergeht, die Trojaner nach mehren Niederlagen um Waffenstillstand bitten müssen, und die Griechen zur Bedingung desselben die Auslieferung der Chryseis machen. Troilus ist über die Trennung von seiner Geliebten in Verzweiflung. Diese, in der ersten Zeit gegen die Begierden der Griechen standhaft, ergibt sich endlich dem Diomedes. Ein Traum läßt den Troilus ihre Untreue merken, und er verfällt in den mit vieler Wärme und Wahrheit geschilderten Zustand des Zweifels, in welchem bald Eifersucht und Haß, bald Liebe und Zutrauen die Oberhand behält. Der Krieg beginnt von Neuem, in welchem Troilus die Gewißheit seines Unglücks erhält, und in Verzweiflung den Tod unter den Schwertern der Griechen sucht.

Ein anderes kurzes Gedicht, Ninfale Fiesolano, soll eine Allegorie sein, unter welcher Boccaccio eine wirkliche Begebenheit seiner Zeit verbirgt. Auf dem Hügel von Fiesole hauste vor der Gründung jener Stadt in einem Hain Diana mit ihren Nymphen, deren eine, Mensola, sich mit einem jungen Hirten, Africo, im Bade verging, und ihr Gelübde der Keuschheit brach. Bei der nächsten verabredeten Zusammenkunft bleibt die Nymphe zu lange aus, und Africo tödtet sich selbst. Aus Schmerz darüber kommt Mensola zu früh nieder, und Diana, welche den Handel erfährt, verwandelt die Nymphe, welche sich aus Furcht vor ihrem Zorn in einen Bach gestürzt hat, in das Wasser desselben. Noch heutiges Tages heißen zwei Bäche, welche von den Höhen von Fiesole herabstürzen, und sich in einem Thälchen vereinigen, nach diesem Gedicht Mensola und Africo.

Außer einer allegorischen Vision in terze rime, die Triumphe

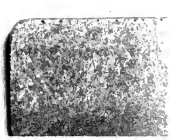
der Weisheit, des Ruhms, des Reichthums, der Liebe und des Glücks darstellend, welcher wahrscheinlich Petrarca die Idee seiner Trionfi verdankt, und einer beißenden Satire auf eine Wittwe, welche seine Liebe verschmäht hatte (Corbacchio oder il Labirinto d'amore), schrieb dieser äußerst fruchtbare Dichter noch ein Hirtengedicht, Ameto, worin Prosa und Verse abwechseln. Sieben junge Nymphen erzählen in Gesellschaft mehrer Hirten und Jäger und unter dem Vorsitz des Ameto die Abenteuer ihrer Liebe. Man hielt auch dieses Schäfergedicht für eine Allegorie, worunter die Geschichte wirklicher Personen versteckt sei, und Manche suchten sie (z. B. Sansovino in den Ausgaben von Venedig, 1545 und 1558) zu erklären; aber die Versuche haben bewiesen, daß nicht viel Gewinn aus den Commentaren zu hoffen ist.

Boccaccio wird gewöhnlich Petrarca nachgesetzt. Uns scheint dies eine grobe Ungerechtigkeit zu sein, und aus einem gänzlichen Mißverstehen der Verdienste beider Dichter herzurühren. Denn sowie überhaupt Boccaccio schon dem Charakter nach unendlich höher als Petrarca steht, wie er allein durch sein männliches Wort zur Ehre Dante's an seine undankbaren Mitbürger (Origine, Vita e costumi di Dante) unendlich Größeres leistete, als Petrarca durch alle seine kraftlosen Deklamationen zu Ehren der verschwundenen römischen Republik; wie er im Allgemeinen, in entgegengesetzter Weise zu seinem Freund, ein Mann der That war, der mit voller Kraft in seiner Zeit lebte und den Augenblick zu nützen verstand, der mit voller Seele für die Sache der Menschheit begeistert war, und sich selbst darüber vergaß, was sich in seinen bewundernswürdigen Aufopferungen, in seinen lateinischen Schriften voll echter solider Wissenschaft bewährt, während Petrarca in seinen ausgeschmückten Philosophien über das Glück der Einsamkeit, über den Trost bei widrigen Schicksalen ꝛc viel mehr sich selbst und seine Eitelkeit am Herzen hat: ebenso steht Boccaccio auch als Dichter weit über Petrarca. Seine Gedichte haben allerdings die Flecken ihrer Zeit an sich, woran die unglückliche Scholastik mit ihrer Verwirrung und Pedanterie einen großen Theil der Schuld trägt; aber durch jene hindurch glänzt doch unverkennbar im Plan, in der Verwicklung, in dem Feuer und der Wahrheit der Schilderungen, in der meisterhaften

Plastik das echte dichterische Genie, während man in Petrarca's Epos die mühsame Nachahmung und das Haschen nach Effekt bei gänzlich mißlungenem Plane bemerkt. Und wenn Petrarca's Sonette mehr Einfluß auf die italienische Poesie gehabt haben, als die vielen echten Kunstperlen in Boccaccio's Werken, so ist dies eben ein Unglück für die italienische Poesie gewesen. Uebrigens war des Letztern Einfluß, wenn auch nicht in der Ausdehnung bemerklich, doch keineswegs gering. Er brach zuerst die Bahn zum italienischen Epos, und seine ottave rime blieben die stetige Form für die spätern vollendetern Werke des Boiardo, Ariosto und Tasso; sein Ameto wurde ein Muster für die spätern Hirtengedichte des Sannazzaro, Bembo, Mangini, und bereitete die Meisterwerke des Tasso und Guarini vor. Dies allein beweist schon seinen vielseitigen Einfluß, der sich doch immer auf höhere Kunstwerke erstreckte, und es bleibt einer hoffentlich nicht zu späten Zeit vorbehalten, nicht nur seine äußern Kunstformen anzunehmen, sondern auch in den echtklassischen Werth vieler einzelnen Theile seiner Dichtungen einzudringen, und durch neue Schöpfungen in diesem Geiste der italienischen Poesie wieder den ihr gebührenden Rang zu verschaffen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

463,477



Digitized by Google